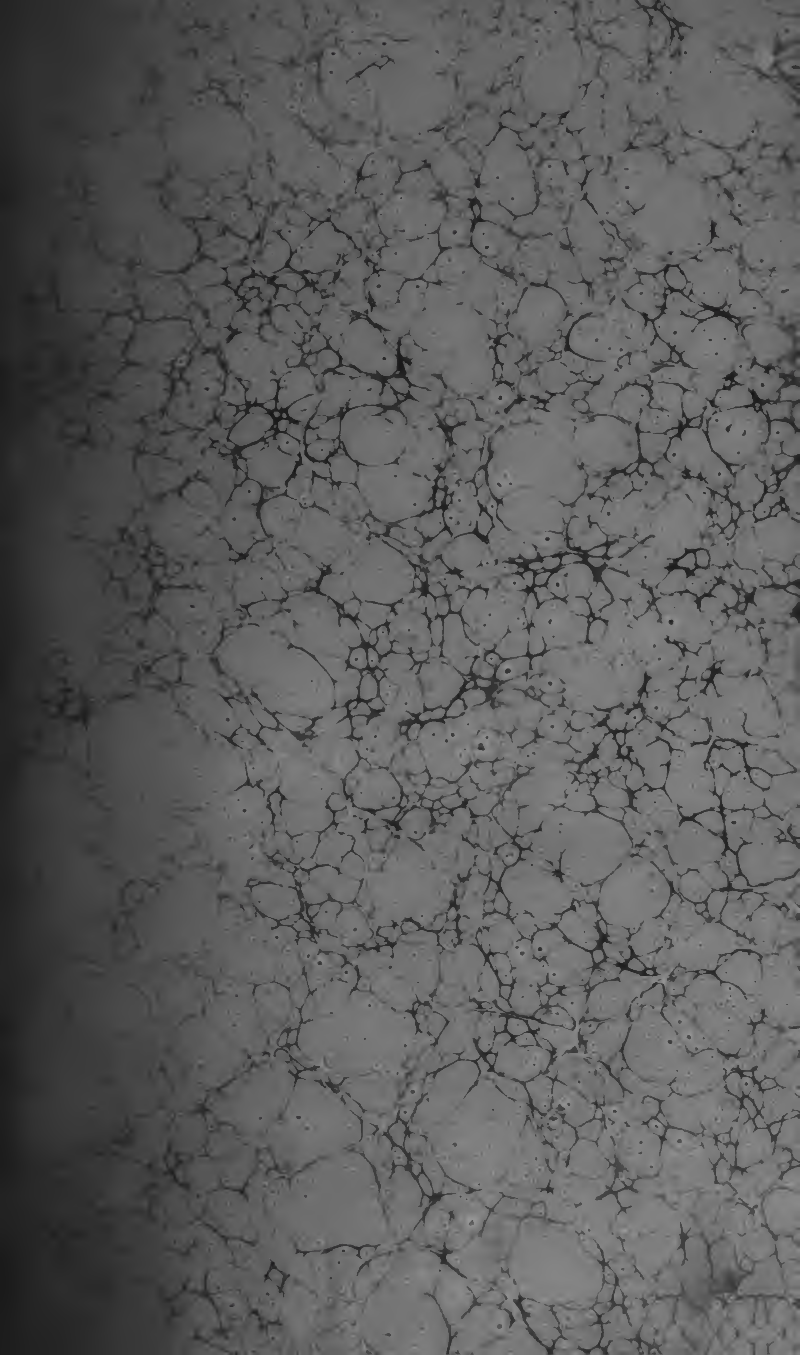









BIBLIOTHÈQUE S.J.
Les Fontaines
60 - CHANTILLY

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.



Drittes Heft.

1840.

Stuttgart und **Tübingen.**

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



Inhalt.

Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
der
politischen Oekonomie.

Mitten in der allgemeinen Bewegung und Umbildung, welche die gesammten socialen Wissenschaften in beständigem Wechsel erhält, ruht eine derselben in stolzer Sicherheit auf Grundlagen, welche ihr vor 60—70 Jahren durch einen großen Mann gegeben wurden. Dies ist die politische Oekonomie. Allerdings ist keine Todesstille unter ihren Kennern, auch hat es selbst nicht an Angriffen auf das innerste Wesen der Lehre gefehlt; allein die Bemühungen der Ersteren betreffen nur Nebenpunkte oder die immer schärfere Ausbildung und Spaltung einzelner Begriffe, und diese Umwälzungsversuche sind unbeachtet an der fast unvertheidigten Mauer des Systemes zerschellt. Der Sturm der indisciplinirten Horden von St. Simon, Fourier und Owen glich dem hoffnungslosen Anrennen der Söhne der Wüste auf ein Blockhaus in der Metidscha. Noch mehr. Während neue Ideen im Gebiete des Staatsrechtes und der allgemeinen Politik sehr in Mißkredit gefallen sind, und es nächstens für einen Beweis unheilbarer Unfähigkeit gilt, sich nur mit solchen zu beschäftigen und ihnen Wirklichkeit verschaffen zu wollen, werden die Sätze der politischen Oekonomie, selbst von den stabilsten Regierungsmännern, als etwas sehr Beachtenswerthes und an sich Unzweifelhaftes behandelt, und

die, allerdings häufige, Nichtausführung immer möglichst beschönigt und angelegentlich mit thatsächlicher Unmöglichkeit im vorliegenden Falle entschuldigt.

Ist dies nun die Sicherheit der ewigen Wahrheit? Ist die Lehre in sich so unwidersprechlich richtig, wie ein Zweig der Mathematik etwa? sonnenklar übereinstimmend mit den Erscheinungen und Bedürfnissen des Lebens? Ist das formelle System wirklich so regelrecht und nach allen Seiten fest, daß nur noch im innern Ausbau oder am Verputze ein besonders neuerungssüchtiger Bewohner noch Kleinigkeiten zu verändern finden kann? Ist also hier wenigstens unser Wissen falschen Grundansichten entrückt, so daß es sich nur von der, vielleicht langsamen allein auf die Dauer unvermeidlichen, allgemeinen Einführung der Lehre in das Leben handeln kann?

Wir bedauern, diese Fragen alle unbedingt verneinen und dagegen den Satz aufstellen zu müssen, daß es dringend nöthig ist, der politischen Oekonomie in wesentlichen Theilen eine Umgestaltung zu geben, damit sie Wahrheit werde und nicht länger die Veranlassung zu höchst gefährlichen Uebeln abgebe. Wir sind der Ansicht, daß ein bedeutender Theil unserer fehlerhaften socialen Zustände ihr zuzumessen ist. Bei dieser Meinung beirrt uns weder die Selbstzufriedenheit der Wissenschaft, noch die Erfolglosigkeit neuerer Angriffe, noch endlich die allgemeine Zustimmung in die Lehre. Die Ursache der gegenwärtigen beschaulichen Unbeweglichkeit der Theorie finden wir nämlich darin, daß dieselbe in einer falschen Richtung an das Ende der eingeschlagenen Bahn gekommen ist, wo sich allerdings nichts mehr für sie zu thun findet, von wo aus aber auch die ungelösten Räthsel der Wirklichkeit gar nicht, auch nur in Angriff genommen werden können. Die verhältnißmäßige Kleinlichkeit der Fragen, welche selbst die geistreichsten und kenntnißvollsten Anhänger dieser Lehre beschäftigen, ist uns der deutlichste Beweis, daß dieselbe nicht senkrecht auf der Wahrheit steht; denn sonst wäre kräftiger Trieb nach vielen Seiten möglich und nöthig. Ist es doch ein unumstößlich wahrer Satz, daß, wenn eine Wissenschaft erst zur Scholastik gelangt ist, sie von dem gesunden Leben bereits verlassen wurde, und daß sie dann eine wesentlich verschiedene Richtung einschlagen muß, um wieder zu erstarken und nützlich zu werden. Das gänzliche

Mißlingen der verschiedenen socialistischen Angriffe aber rührt, unseres Dafürhaltens, nicht sowohl von der Unüberwindlichkeit der Lehre A. Smith's, als theils von der manchfachen unverdauten Rohheit der neuen Sätze, theils von der unsittlichen und atheistischen Beimischung, welche jeden Vernünftigen und Wohldenkenden anwiderte und schnell das ganze System, Tüchtiges und Geistreiches, wie Verrücktes und Unmenschliches, in Fäulniß und Verachtung brachte. Hätten diese Menschen nicht auch bei Gelegenheit ihrer Bekämpfung der Atomistik der Nationalökonomie einen Gott erfinden wollen, und in die Frage von der richtigen Vertheilung des Arbeitsverdienstes die Gemeinschaft der Weiber gemischt, so wäre wohl die regierende Schule in größere Bedrängniß gekommen. Was aber endlich den tacitus consensus aller Welt hinsichtlich der Richtigkeit der jetzigen Lehre betrifft, so darf er einerseits der Richtigkeit manches Begriffes, der meisterhaften Logik manches Abschnittes zugeschrieben werden, andern Theiles aber der negativen Wahrheit des ganzen Systemes. Das Verdienst wird A. Smith nie bestritten werden wollen, daß er mit Riesenkraft unter falschen Voraussetzungen und falschen Folgesätzen aufräumte. Er hat einen Augiasstall gesäubert. In diesem Theile seiner Thätigkeit kann man ihm nur mit Bewunderung und mit unbedingter Zustimmung folgen. Was ist nun natürlicher, als daß man auch das Positive, welches nun von ihm und von seinen Schülern an die Stelle des für immer Zerstörten gesetzt wurde, mit derselben Billigung aufnimmt? Für Manchen mag auch die feine Metaphysik, namentlich der neuesten Bearbeiter, so wenig sie die Sache wirklich fördert, das Ihrige zur Vermehrung der Achtung beigetragen haben.

Daß wir unsere Sätze näher auszuführen und zu begründen haben, wollen wir nicht den Vorwurf eines unüberlegten und undankbaren Geredes auf uns laden, fühlen wir wohl. Wir getrauen uns aber im Nachstehenden den Beweis des Gesagten zu liefern.

Vorerst wird es zu diesem Behufe nöthig seyn, einen Blick auf die Geschichte der politischen Oekonomie zu werfen, um zu zeigen, in welchem Verhältnisse sowohl zum wirklichen Leben ihrer Zeit, als zu der absoluten Wahrheit die verschiedenen auf einander gefolgten Systeme der politischen Oekonomie standen und

noch stehen. Bei diesem Beginnen dürfen wir wohl die jedem Gebildeten bekannten Thatsachen nur anzudeuten uns erlauben, die ausführlicheren Betrachtungen für die Erörterung solcher Beziehungen vorbehaltend, welche gewöhnlich unberücksichtigt bleiben und doch, unserer Ansicht nach, den Schlüssel zum richtigen Verständnisse abgeben.

Der erste Versuch, die Grundsätze der Wirthschaftslehre zu systematisiren und wissenschaftlich zu begründen, war bekanntlich das Merkantilsystem oder der Colbertismus. Der Mittelpunkt seiner Lehre war der ausschließliche Werth, welcher den edlen Metallen beigelegt wurde. Daher denn das Bestreben auf alle mögliche Weise den Besitz von Gold und Silber zu erwerben und denselben zu erhalten, folglich die Bemühung um eine vortheilhafte Handelsbilanz. Die Mittel aber sollten seyn: ausschließliche Begünstigung der verarbeitenden Gewerbe und des auswärtigen Handels, namentlich erreichbar durch Privilegien, Kapitalvorschüsse, genaue Gewerbsvorschriften, Monopole, günstige Handelsverträge und Alleinverkehr mit Kolonieen; Verbot der Ausfuhr der edlen Metalle und der zur Waarenfabrikation im Innern des Landes tauglichen Rohstoffe. — Jeder Anfänger kann sowohl die Unrichtigkeit der Grundidee, als die Verwerflichkeit der gewählten Mittel überzeugend nachweisen; und es wäre somit eitel Zeitverderb, bei der Würdigung der absoluten Wahrheit des Systems zu verweilen. Aber damit ist noch nicht entschieden über den relativen Werth, welchen es für Zeit und Umstände haben konnte, und auch wirklich hatte. Es ist eine schon von Andern längst gemachte Bemerkung, daß das erste System der politischen Oekonomie kein Erzeugniß eines mit selbstbewußtem Zwecke forschenden Geistes war, sondern nur die Verallgemeinerung der Handlungsweise einzelner berühmter Staatsmänner, namentlich Colbert's. Ebenso leicht ist aber auch nachzuweisen, daß die wesentlichen Grundgedanken dieser Staatsmänner und somit des nach ihnen gebildeten Systemes aus dem wirthschaftlichen Zustande von Europa nach der Mitte des 17ten Jahrhunderts mit Nothwendigkeit hervorgehen mußten. Die Herbeischaffung von bedeutenden Geldsummen zur Bestreitung von Kriegen und von Hofverschwendung war die unfreiwillige Aufgabe der mit dem Staatshaushalte Beauftragten. Diese aber war am leichtesten, um nicht zu sagen allein, zu lösen durch immer

gesteigerte Ausfuhr von Waaren, welche in den neu zugänglich gewordenen Ländern und Welttheilen gesucht und mit Gold und Silber bezahlt wurden. Von einer Gründung des Volkswohlstandes, und somit des Einkommens der Krone, auf blühenderen Ackerbau konnte theils bei dem Mangel aller rationellen landwirthschaftlichen Kenntnisse der Gutsbesitzer und bei dem gänzlich unterdrückten Zustande der Landleute, theils bei der dem genannten Bedürfnisse nicht hinreichend folgenden langsamen Entwicklung dieser Güterquelle gar nicht die Rede seyn. Die vielfachen Vorschriften über Technik der Gewerbe und über Art und Richtung des Handels waren die natürlichen Folgen des Wunsches, die zum reichlichen Ertrage bestimmte Industrie unter der nöthigen fiscalischen Controle zu halten. Nebenbei mochten die Regierungen, bei den weniger verbreiteten Kenntnissen über Zustände und Bedürfnisse fremder Länder und über die beste Verfahrensart bei den Gewerben, sich wirklich für intelligenter in diesen Dingen halten als ihre Unterthanen. Aus diesem Zusammenhange ergibt sich denn aber auch von selbst (was häufig als ein unerklärliches Phänomen angestaunt wird), warum dieses, doch so sehr auf der Oberfläche bleibende, zum Theile selbst ganz verkehrte System leicht und allgemeinen Beifall fand und fast ein Jahrhundert in unangefochtener Herrschaft in allen gesittigten Ländern stand. Es entsprach nämlich den socialen und sittlichen Zuständen derjenigen Klassen, auf welche es wirkte; beabsichtigte durchaus keine wesentliche Aenderung, sondern systematisirte und verstärkte nur das Bestehende; hatte endlich keine einflußreichen Gegner. Während es einerseits die unmittelbare fiscalische Absicht der Regierung erfüllte, bewegte es sich andererseits ganz in der Organisation der gewerbenden Stände, und kräftigte diese Organisation sogar noch weiter. Zunft- und Innungsideen waren die vorherrschenden unter den Bürgern, ein noch kräftiger Nachhall der politischen Gestaltung des Mittelalters. Freie Bewegung und Mitwerbung war folglich so wenig ihre Richtung, daß sie vielmehr sich und ihr Gewerbe nur in organisirter Beschränkung denken konnten. Alle Arten von beengenden Vorschriften waren ihnen erträglich und selbst ganz natürlich, falls sie nur innerhalb des Principes der Zünftigkeit sich hielten. Das etwa als beschwerlich Gefühlte fand man vergütet durch die positiven, vom Staate verliehenen Vortheile an Monopolen,

Geldbewilligungen u. s. w. Somit waren die zunächst Betheiligten zufrieden. Die andern Klassen der Gesellschaft aber kümmerten sich entweder gar nicht um die tief unter ihnen und ihren Interessen stehende Angelegenheit, oder waren sie, zu Boden getreten und abgestumpft, nicht fähig, Gedanken und Hoffnungen für ihre Angelegenheiten zu fassen. Somit war zwar das Merkantilsystem völlig außer Stande, sich an dem Maaßstabe der absoluten Wahrheit messen zu lassen; ebensowenig entsprach es in so fern den bestehenden Verhältnissen seiner Zeit, als es gerade diejenigen Volksklassen, welche eine Hebung ihrer Lage vor Allem nöthig gehabt hätten, sogar noch mehr niederdrückte: allein es genügte den herrschenden Bedürfnissen und Interessen, sie mächtig fördernd. Es hatte somit allerdings relative Wahrheit für seine Zeit.

Allein nothwendig mußte auch diese intellectuelle und sittliche Mangelhaftigkeit allmählig einen Widerspruch hervorrufen. Es war sogar psychologisch nothwendig, daß jetzt die Lehre sich auf das andere Extrem werfe. So begab sich denn auch, daß das zweite System der politischen Oekonomie, das physiokratische, aus mitleidiger Berücksichtigung der bisher vernachläßigten zahlreichsten Klasse der bürgerlichen Gesellschaft entstand. Nicht länger sollte alle Last des Lebens, alles Opfer für den Staat, alle Entbehrung nur auf dem Landmanne liegen, und zwar um so weniger, als die übrigen Klassen doch nur, gegen ihn gehalten, unfruchtbare Verzehrer seien, während bloß er der Erde Schooß neue Güter entlocke und den übrigen die Mittel liefere, Dinge zu verfertigen, welche besten Falles so viel werth seien, als die während der Arbeit verwendeten Lebensbedürfnisse. Deßhalb lautete denn die neue Lehre, daß der Landbau von allen ihn hemmenden Lasten zu befreien sei, und daß der Absatz der Erzeugnisse desselben im In- und Auslande auf alle mögliche Weise begünstigt werden müsse; daß aber auch den Gewerben und dem Handel, obgleich nur unfruchtbare Veränderung der bereits geschaffenen Güter bewerkstelligend, alle Vorschriften und Beschränkungen abgenommen werden sollen, damit unter ihnen freie Mitwerbung entstehe, welche die von ihnen zu liefernden Gegenstände so wohlfeil als möglich herbeizuschaffen geeignet sei. Die Consequenz des Systemes ging so weit, den Vorschlag zu machen, alle Steuern in eine einzige, nämlich eine Grundsteuer, umzuwandeln, weil doch nur der Boden

neue Werthe liefere, der Landbauer aber den hierbei für Andere gemachten Vorschuß durch Erhöhung seiner Verkaufspreise wieder gewinnen möge. Ein zum Glücke unausführbarer Vorschlag, welcher, ins Leben gesetzt, nothwendig alle Vortheile hätte wieder nehmen müssen, welche die neue Schule dem Landmanne zuwenden wollte. — Keinem Zweifel unterliegt, daß die Lehre der Physiokraten an wissenschaftlicher Thüchtigkeit und an richtiger Auffassung der allgemeinen Grundlage der Wirthschaftsverhältnisse hoch über dem Mercantilsysteme steht. Es wurden hier zuerst tiefere Forschungen angestellt und innerer Zusammenhang unter Grundsätzen und Erscheinungen hergestellt; und manche Wahrheit verdanken wir noch heute dieser Erbschaft. Freilich war die Auffassung eine unvollständige und einseitige; ganze reiche Zweige der Reichthumserzeugung wurden völlig verkannt und in Folge dessen mißhandelt. Einzig durch mehr oder weniger künstliche Sophismen konnte auch nur der Schein einer Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit und eine Weginterpretirung des natürlichen Gefühles der Wahrheit bewerkstelligt werden. Als Wissenschaft konnte somit die Physiokratie trotz vielfacher Verdienste nicht auf bleibende Geltung Anspruch machen, und sie ist auch längst als solche zu Grabe getragen. Allein dessen ungeachtet Ehre den wohlmeinenden und scharfsinnigen Anhängern derselben! Der mit dem wirklichen Gange der Ereignisse Unbekannte wäre nun sicher entschuldigt, wenn er aus den eben angeführten Thatsachen den Schluß ziehen würde, daß die Physiokratie auch im Leben einen glänzenden Erfolg müsse gehabt haben. Bessere Begründung der Grundsätze und Sorge für die zahlreichste Klasse der bürgerlichen Gesellschaft scheinen ein solches Ergebniß nothwendig zu bedingen; namentlich da hochgestellte Männer mit wahrem Secteneifer sich Verbreitung und Herrschaft der Lehre zur Aufgabe machen. Dem ist nun aber, wie bekannt, keineswegs so; und eine genauere Untersuchung der Verhältnisse zeigt, daß ihm nicht so seyn konnte. Nichts freilich kann unrichtiger seyn, als wenn gewöhnlich dieses praktische Fehlschlagen der theilweisen innern Unrichtigkeit der Sätze zugeschrieben wird. War denn das Mercantilsystem theoretisch richtiger? Und ist denn überhaupt je die theilweise Unrichtigkeit einer Lehre ein Hinderniß gewesen, daß sie Herrschaft gewann, wenn sie nur auf ein kräftiges Element in der gesellschaftlichen

Gestaltung sich stützt und dieses fördert? Nur an dem letztern fehlte es der Physiokratie. Allerdings wollte sie die große Masse der Nationen aus der Unterdrückung heben, und dieß mag leicht als eine hinreichend breite Grundlage, ein genugsam ausgedehntes und lebendiges Bedürfniß erscheinen. Man wolle aber bedenken, daß der gemeine Landmann in der Mitte des 18ten Jahrhunderts noch keine Art von politischer Stellung in den bedeutendsten Staaten, namentlich in Frankreich, dem Hauptsitze der Physiokraten, hatte, taillable et corvéable à merci war; daß er weder den Muth, noch die geistigen Mittel besitzen konnte, die zu seinen Gunsten sprechende neue Lehre aus einer Speculation zu verwandeln in eine von der besiegenden Intelligenz oder der drohenden Haltung von Millionen unterstützte Forderung; daß somit selbst in dieser ihrer Hauptrichtung die Physiokratie nicht eingreifen konnte in das Leben. Was aber die übrigen Klassen betrifft, so waren theils die noch immer bestehenden und keineswegs unwirksamen Zünfte und Innungen der ohne ihren Willen angebotenen Freiheit nicht hold, theils nahmen die sämmtlichen höheren und gebildeten Klassen, welche zusammen in die Kategorie der müßigen Verzehrer fallen sollten, die neue Lehre mit Widerwillen und Hohn auf. Die in dem Systeme reichlich enthaltenen Kritiken der bestehenden politischen Ordnung der Dinge fielen aber in jener Zeit noch auf felsigen Grund. Wenn sie auch etwa als eine kühne Neuheit auffielen, so war an einen allgemeinen Wunsch einer staatlichen Umgestaltung noch nicht zu denken. Es war die Kirche und die Philosophie, welchen sich die Neuerer zugewendet hatten. Somit ist es denn wahrlich kein Wunder, daß die wirkliche Gestaltung der Gesellschaft durch die Physiokratie unmittelbar gar nicht berührt worden ist. Mag seyn, daß sich die Sache anders gestaltet hätte, wenn die Lehre länger in Geltung als die theoretisch richtige geblieben und nicht nach einigen Jahrzehnten schon durch die A. Smith-sche Schule verdrängt worden wäre. Auch wollen wir nicht läugnen, daß nicht etwa die von den Physiokraten aufgestellten Grundsätze mit zu der geistigen Vorbereitung der französischen Umwälzung beigetragen haben. Allein zur wirklichen und unmittelbaren Wirkung fehlten ihr alle Bedingungen.

Einem größeren Geschicke ging dagegen wieder die Lehre entgegen, durch welche Adam Smith's Name der Unsterblichkeit

übergeben worden ist. Wer kennt nicht die Verdienste und das Charakterische des Industriesystemes? Die letzten Grundbegriffe der Wirthschaftslehre wurden mit kräftigem Geiste aufgefaßt und entwickelt, so daß, wenn auch Verbesserungen des Einzelnen später gegeben werden konnten, doch von jetzt an der Sinn und die Bedeutung von Werth, Preis, Kapital, Arbeit, Geld u. s. w. feststanden, fruchtbar an Folgen für Wissenschaft und Leben. Hierauf aber wurde mit Beseitigung der Mißverständnisse der merkantilistischen und den Einseitigkeiten der physiokratischen Lehre eine umfassende Theorie für die Erzeugung, Vertheilung und den Verbrauch der Güter gebaut. Als die Quelle alles Reichthums und als der Maaßstab des Werthes aller Güter wurde die menschliche Arbeit erklärt; die Erzeugung von Werthen und somit von Reichthum in Folge dessen nicht blos der Gewinnung von Rohstoffen, sondern auch der Veredlung derselben und dem Handel vindicirt. Die wichtigen Rollen, welche das Kapital und die Arbeitstheilung in der Gütergewinnung übernehmen, erhielten jetzt erst ihre Beleuchtung, die große Thätigkeitsquelle aber, welche in der freien Mitwerbung genommen wird, ihre volle Anerkennung. Aus diesen Lehren aber ward der Schluß gezogen, daß alle drei Klassen von Gewerben gleichmäßige Förderung von der bürgerlichen Gesellschaft verdienen, diese Förderung aber in nichts Anderem bestehen dürfe als in der Wegräumung der sämmtlichen Hindernisse, welche durch falsche Gesetzgebung oder durch materielle Ungunst der äußeren Verhältnisse der rechtlich-erlaubten Thätigkeit des einzelnen Bürgers im Wege stehen mögen. Privat- und Staatsmonopole, Zünfte und Innungen, Ausfuhr- und Einfuhrverbote oder Gebote, Zölle und Prämien fielen dabei in ebenmäßige Verdammniß. Dieses System nun besteht noch heute, d. h. nach mehr als sechzig Jahren seit seiner Gründung, in wesentlich unverändertem Inhalte. Zwar sind von Manchen Versuche gemacht worden, einzelne Begriffe näher und richtiger zu bestimmen; Andere haben auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, unabweisbare Forderungen des wirklichen Lebens durch Ausnahmen von den theoretischen Regeln zufrieden zu stellen; Dritte (und namentlich gebührt Deutschen dieses Verdienst) haben die Systematik verbessert, besonders die ganz allgemeinen, jeder Wirthschaft zu Grunde liegenden Wahrheiten von den vom

Staate auszuführenden Maaßregeln zu Erreichung bestimmter Vortheile, also die Volkswirthschaftslehre von der Volkswirthschaftspflege, mit vielem wissenschaftlichen Erfolge getrennt; allein ein neuer, durchgreifender Grundgedanke ist noch nicht an die Stelle der Lehre des Meisters getreten. Selbst andere Wissenschaften sind durch Zugrundelegung der Theorieen der politischen Oekonomie wesentlich umgestaltet worden. Zunächst allerdings die Polizeiwissenschaft und (falls man diese überall als etwas Gesondertes von der politischen Oekonomie betrachten will) die Finanzwissenschaft; allein auch das Staatsrecht hat sich in manchen Lehren ihren Einflüssen nicht entzogen, und in der gesammten Politik hat sie die mannigfachsten Umgestaltungen bewirkt. Vom theoretischen und methodischen Theile der Statistik versteht es sich ohnedem von selbst.

Unter diesen Umständen konnte natürlich auch ein mannigfacher, wichtiger Einfluß auf das wirkliche Leben nicht ausbleiben. Von allen Seiten wurden die Regierungen bestürmt, der neuen so offenbar wahren Lehre die unrichtigen alten Einrichtungen zum Opfer zu bringen. Solches wurde nicht nur als ihre Pflicht, sondern auch als ihr eigener unberechenbarer Vortheil dargestellt. Die Länge der Zeit, während welcher diese Begehren immer wieder als von der allein anerkannten Wissenschaft gerechtfertigt vorgebracht werden konnten, war natürlich ein großer Vortheil für ihre endliche Gewährung. Die spätere Generation von Staats- und Geschäftsmännern wuchs unter der Alleinherrschaft dieser Theorie auf, war somit selbst von ihrer Richtigkeit durchaus überzeugt und konnte gar nicht anders als, einst zur Macht gelangt, nach solchen Principien handeln. Schon das war ein großer Vortheil, daß der Sprachgebrauch der neuen Schule allmählig ins tägliche Leben eindrang, und damit auch die Ideen als sich von selbst verstehend Wurzel faßten. Die in der Gestaltung des staatlichen Lebens täglich vorgehenden Umwandlungen hatten überdieß so sehr an Veränderungen gewöhnt, daß die in Folge nationalökonomischer Forderung nothwendig werdenden nur als verhältnißmäßig leicht und unbedeutend erscheinen konnten. Wurde demnach auch nicht gerade Alles und nicht überall in den socialen Verhältnissen und im Staatsleben nach den Lehren der Smith-schen Nationalökonomie umgewandelt, so ist des danach jetzt Geregelten

doch überraschend viel, und es gehen vor unsern Augen die Forderungen und die Umgestaltung immer noch ihren Gang weiter.

Es wird zweckmäßig seyn, vor der Fällung eines Urtheiles erst noch einen raschen Ueberblick über die Gestaltungen des wirthschaftlichen Lebens der gesittigteren europäischen Völker zu werfen, so wie diese entweder unmittelbar aus den Sätzen der politischen Oekonomie, oder, wenn andere z. B. politische Ursachen zunächst den Anstoß zur Aenderung gaben, wenigstens aus dem Einfluße ihrer Lehren im Wesentlichen hervorgegangen sind. Es sind dieser Thatsachen sehr viele, und keineswegs liegt bei allen Zusammenhang und Wirkung klar vor.

Vor Allem fällt die bedeutende Ausdehnung und Vervollständigung ins Auge, welche die persönliche Freiheit gewonnen hat. Ganze Erdstriche sind von der Leibeigenschaft und der Sklaverei befreit worden; wo diese nicht wegzuräumen war, wurden sogar die durch die Zunfteinrichtungen gegebenen Beschränkungen vielfach beseitigt. — Wir wollen, was Leibeigenschaft und Sklaverei betrifft, unsere Zeit nicht schlechter darstellen, als sie wirklich ist. Unläugbar haben Menschlichkeit und Christensinn den bedeutendsten Antheil an der Aufhebung der Sklaverei und der Beseitigung der letzten Reste von Leibeigenschaft in so vielen Staaten. Allein Einiges zu dem Erfolge der Bemühungen der Humanität hat doch immerhin auch der schöne Beweis beigetragen, welchen die Volkswirthschaftslehre von der ökonomischen Schädlichkeit dieser unwürdigen, sowohl Herren als Unfreie entsittlichenden und trägemachenden, Arbeit überhaupt als verächtlich darstellenden Zustände lieferte. Auch die Nationalökonomie stand auf der Seite der Emancipation, und Millionen werden sie dankbar deßhalb rühmen. — Keinem Gebildeten wird einfallen, die korporative Organisation der gewerbenden Stände nur aus dem Gesichtspunkte der Unfreiheit zu betrachten. Sie waren ein schönes und ein nothwendiges Element früherer geselliger Zustände. Allein eine ihrer Folgen, ja selbst einer ihrer Zwecke, war mannigfache Beschränkung der freien Anwendung von Zeit und Kraft zu beliebiger, rechtlich untadelhafter Beschäftigung. Diese Seite griff die politische Oekonomie heraus und führte gegen sie einen Zerstörungskrieg. Der Sieg liegt zu Tage. Die Zünfte und Innungen sind entweder gänzlich aufgehoben, so daß jeder Gewerbende vollkommen allein steht und

seine Geschäfte in der Art und in der Ausdehnung betreibt, wie er es für gut findet, lediglich nur durch negative Gesetze des Staates in einigen Beziehungen beschränkt; oder wo sie etwa noch bestehen, sind sie meistens nur noch eine leere Form, aus welcher Geist und Wirkung gewichen sind. Die Forderungen, welche die Aufnahme bedingen, sind zurückgeführt auf einigen Nachweis über gewisse Kenntnisse; die Beschränkungen in der Zahl der Gewerbegenossen, die Radicirung des Betriebes auf bestimmte Oertlichkeiten sind dem Rechte Aller zum Opfer gebracht; die Zunftversammlungen sind selten und ohne Bedeutung, ihre Gerichtsbarkeit hat aufgehört; das eigenthümliche Zusammenleben der jüngeren Gewerbegenossen ist als Gesellenmißbrauch von Polizei wegen möglichst ausgerottet. Nebenbei vermehren sich die Fabrikconcessionen und auf allen Seiten drängen sich Schaaren von unzünftigen Arbeitern um die Mittelpunkte einer großartigen Industrie, und drängen durch Zahl und Bedeutung die Zünftigen in den Hintergrund. Erklären doch selbst die Gesetze zuweilen, daß die sämmtlichen übrig gebliebenen Bestimmungen über Zünftigkeit nur als Zwischenzustand bestehen sollen, bis die gänzliche Aufhebung möglich geworden sey.

Auf das Engste mit dieser Freiheit des Gewerbebetriebes hängt zusammen das neu entstandene Recht, in jeder beliebigen Gemeinde Wohnung zu nehmen, und auch ohne ein Bürgerrecht in derselben ein Gewerbe auf eigene Rechnung zu führen, oder wenigstens unter leichten Bedingungen und gegen deren Willen ihr sich als Genosse aufzudrängen, und dadurch alle Rechte zu erwerben. Wer kennt nicht die Strenge, mit welcher sonst gewerbereiche Städte fremde Bewerber von ihrem Genossenschaftsrechte zurückhielten? War die Erlangung irgend möglich, so konnte es nur gegen die Bezahlung großer Summen in die Stadtkasse, vielleicht unter der Bedingung der Verehelichung mit einer Bürgerstochter, der Erwerbung eines städtischen Grundstückes u. dgl. geschehen. Der durch die Gunst des Schicksales oder durch Fleiß und Verstand der Vorfahren erworbene Vortheil sollte so viel als irgend möglich den Eingebornen erhalten werden. Erschien gar ein Gewerbe als schon übersetzt, so war an die Theilung des bereits zu geringen Ertrages mit einem hergelaufenen Fremden nicht zu denken. Dies Alles ist unwiderruflich (fast überall wenigstens) gefallen. Gibt es doch

große Reiche, wo selbst der Begriff des Gemeindebürgers mit allen daran hängenden Organisationen, Gewohnheiten und Neigungen ganz vertilgt, und mit der leeren, atomistischen Thatsache des Ortseinwohners, des Administrirten vertauscht worden ist; wo Jeder, welcher nur irgendwo im Lande einen politischen Wohnsitz erwählt hat, sich aller Orten aufhalten und ein Gewerbe versuchen mag. Aber auch, wo dem nicht so ist und noch eine Organisation der Gemeindegenossen besteht, mußten die wesentlich erschwerenden Aufnahme-Bedingungen weggeräumt werden, damit Keiner verhindert würde, da seinen Wohnsitz zu nehmen, wo er sein Gewerbe am vortheilhaftesten betreiben zu können glaubt.

Von den früher so häufigen Gewerbe- und Handelsmonopolen ist kaum irgendwo mehr die Rede; die vollständige Unzweckmäßigkeit und volkswirthschaftliche Schädlichkeit derselben, gleichgültig ob der Staat oder ob Privatpersonen im Besitze sind, ist so unwidersprechlich von der Volkswirthschaftslehre nachgewiesen worden, daß sie wohl für immer als Recht gefallen sind. Freilich ist nicht selten in Folge derselben Grundsätze über Gewerbefreiheit eine thatsächlich unwiderstehliche Gewerbemacht an die Stelle der Monopole getreten. Zur möglichst vortheilhaften Benützung der freien Mitwerbung, und zur Gewinnung der Vortheile sehr großer Kapitale, haben sich Gesellschaften mit zusammengeschossenem Fonds gebildet, welche bald Fabrikation, bald Handel, bald die Ausbeutung von Verbindungsmitteln und Wegen zum Gegenstande ihrer Thätigkeit machen. Durch die oft riesenmäßigen Mittel, welche ihnen zu Gebote stehen, und welche sie einen vorübergehenden Verlust leicht überstehen lassen, sind sie nun in der Lage, die Mitwerbung weniger reicher Gegner zu erdrücken. Finden sie sich aber nun allein auf dem Felde, so sind ihr Bedingungen für das Publikum oft nicht ersprießlicher, als die der alten Monopolisten von Rechtswegen. Selbst die Begegnung zweier solchen industriellen Kolosse hat nicht immer den Erfolg einer wirklichen Mitwerbung, indem sie sich wohl auch zu einem Vertrage gegen das Publikum bereit finden lassen.

Doch sey dieses nimmermehr so verstanden, als wollten wir die höchst bedeutenden, ja kaum zu ermessenden Ergebnisse in Abrede ziehen, welche die freie Mitwerbung wirklich und in allen Theilen des wirthschaftlichen Lebens erzeugt hat, und täglich

fortfährt zu erzeugen. So wie der Satz der freien Concurrenz der eigentliche Mittelpunkt der gegenwärtig herrschenden Lehre ist, so sind auch die Wirkungen derselben weit aus der hervorstechendste Zug in dem Bilde unseres Gewerbelebens. Und wahrlich sie sind staunenswerth. Schade nur, daß sie dieses nicht nur im Guten, sondern auch im Uebel sind. Durch die freie Mitwerbung haben die Gebrauchsgegenstände eben so sehr in Beziehung auf Güte und Schönheit, als auf Wohlfeilheit gewonnen. Sie hat namentlich die ins Unbegreifliche gehende Verbesserung des Maschinenwesens und die, unsere jetzige Industrie charakteristisch auszeichnende, Anwendung je der neuesten Entdeckungen in den gesammten Naturwissenschaften hervorgerufen. Sie ist auch die Ursache, daß neue Einrichtungen und Verfahrensarten aus den entferntesten Weltgegenden eiligst herbeigeschafft und alsbald weit und breit bekannt und angewendet werden, falls sie die Nachahmung wirklich verdienen. Wenn man durch die mit unermüdlich thätigen Menschen und mit den wunderbar künstlichsten Werkzeugen gefüllten Räume unserer Fabriken geht; wenn man in den Mittelpunkten der Industrie rings um sich her die thurmhohen Schornsteine der Dampfmaschinen rauchen, bei Nacht die Gegend von reichthumschaffenden Feuern ganz erhellt sieht; wenn in den Lagerhäusern und auf den Uferdämmen der Stapelorte des Welthandels die Waarenballen zu Bergen aufgethürmt liegen; wenn überall bei allen diesen Thätigkeitszweigen nicht der geringste Nutzen versäumt ist, welchen Kenntniß und Scharfsinn aus irgend einem Umstande zu ziehen im Stande sind — dann ist der Beschauer mit Recht stolz auf die Fähigkeit des Menschen und mit Staunen erfüllt über die Mächtigkeit des Principes, welches alles dieses in Bewegung setzt und erhält. Man spricht von einer „Welt-Literatur," mit mehr Recht vielleicht könnte man von der „Welt-Industrie" der freien Concurrenz reden. Wie unglücklich, daß Dieses glänzende und erfreuliche Bild nicht die einzige Seite des Zustandes ist, daß es vielmehr wesentlich auf einem dunkelschwarzen Grund ruht! Alle diese Erzeugnisse, diese Befriedigungsmittel unserer Genuß- und Besitzsucht sind nämlich bedingt durch die sittliche und sociale Vernichtung von Millionen von Arbeitern, durch die fieberhafte Thätigkeit und die selbstsüchtige Gesinnung der Unternehmer, durch die Erdrückung aller Derer, welche nicht Glück oder Kraft genug in

diesem Wettlaufe haben. Sind schon die beiden letzten Zustände mit einem wirklichen Glücke und einer Förderung der wahren Menschheitszwecke nicht vereinbar, so ist noch mehr das Loos der Arbeiter eine Quelle von unübersehbarem Unheile. Durch die freie Concurrenz wird nämlich in allen Beschäftigungszweigen, welche es irgend der Natur der Arbeit nach zulassen, der fabrikmäßige Betrieb nothwendig, indem nur hier die vortheilhafteste Arbeitstheilung, die Anwendung der großen und künstlichen Maschinerien und die Benutzung aller Nebenvortheile möglich sind. Dieser fabrikmäßige Betrieb aber ist mit furchtbaren Nachtheilen für die untergeordneten menschlichen Werkzeuge verbunden. Wir setzen hier keineswegs in erste Reihe die pekuniäre Lage derselben. Allerdings ist sie in so ferne unsicher, als durch eine Veränderung in der Fabrikationsart oder in der Maschinerie ohne alle Schuld der Betroffnen Brodlosigkeit entstehen kann; noch mehr aber, in sofern die bei dem riesenhaften Gewerbebetriebe von Zeit zu Zeit eintretenden Leiden, oder die von den Unternehmern gemachten Fehler plötzlich die Arbeiter, ohne daß diese den mindesten Einfluß auf die Verhinderung solcher Zustände hätten, um Beschäftigung und Einnahme bringen mögen. Allein dagegen ist nicht zu verkennen, daß die Arbeit, so lange sie gesucht und verwendbar ist, hinreichend, häufig sogar reichlich bezahlt ist, namentlich durch die Möglichkeit auch schwächere Personen angemessen zu beschäftigen. Das Uebel liegt anderswo; und zwar ist es zu gleicher Zeit ein physisches, ein sittliches und ein sociales. Physisch, in so ferne die in manchen Fabrikationszweigen angewendete Arbeit von Kindern die Organisation schon in der Jugend zerstört, und die oft übertrieben langen Arbeitsstunden selbst die Erwachsenen zu Grunde richten, namentlich da die Erschöpfung nur allzuhäufig zum Branntweintrinken veranlaßt. Sittlich, weil Mangel an Erziehung und Unterricht, Zerstörung des Familienlebens und schlechte Gesellschaft unter der zusammengedrängten Menge auf Viele höchst nachtheilig wirken, und weil die in den Verhältnissen des Fabrik-Arbeiters wesentlich begründete Unmöglichkeit eines Fortschrittes im Leben, und namentlich einer Gewinnung von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, nur Hoffnungslosigkeit und tiefen Haß und Neid gegen alle höher Gestellten erzeugen kann. Eine sociale Bedeutung aber hat das Uebel, weil eine solche mit dem Leben und mit sich zerfallene und

verbitterte, sonst vielfach entsittlichte und tief unwissende Menge, zusammengedrängt an einzelnen Punkten, und allen Verführungen und Verhetzungen leicht ausgesetzt, zu einem Pöbelangriffe auf Bildung und Besitz sowohl Grund als Mittel hat. Allerdings ist bis jetzt das Schlimmste verhindert worden; allein man vergesse nicht, daß der Grund des Uebels erst seit 60 bis 70 Jahren besteht, und daß dessen Größe mit jedem Jahre wächst. Auch Das dürfen wir bei dem glänzenden Bilde der Industrie, wie sie durch die gesteigerte Intelligenz und durch den mächtigen Fabrikbetrieb sich gestaltet, nicht übersehen, daß wenigstens zuweilen durch eine neue Entdeckung, namentlich durch die Einführung einer Maschine, welche menschliche Arbeit übernimmt, ein großes Elend entsteht unter Denjenigen, welche bei dem bisherigen Zustande ihr Auskommen fanden, und nun in Noth und Mangel gestoßen werden. — Doch wenden wir uns wieder zu andern weniger betrübenden Seiten unserer gewerblichen Zustände.

Theils auch eine Folge der Mitwerbung (für welche mit allen Waffen gerüstet zu seyn unvermeidlich geworden ist), theils aber eine natürliche Wirkung der größeren Bedeutung, welche die Gewerbenden erhielten, ist die Schaffung und plötzliche allgemeine Verbreitung eines ganz neuen Systemes von Belehrungsanstalten. Kaum ein Menschenalter bestehend nähern sie sich, sowohl was die Schulen für die Jugend als was die Weiterbildungsmittel für die Erwachsenen betrifft, an Zahl und Bedeutung den Vorkehrungen für die gelehrte Bildung, an welchen doch Jahrhunderte zusammengetragen haben. Wir sehen die Bürger- oder Realschulen, die höheren Gewerbeschulen, selbst die polytechnischen Institute wie Pilze aller Orten aus der Erde steigen. An sie reihen sich technische Specialschulen aller Art, wie z. B. die landwirthschaftlichen Versuchs- und Lehranstalten, die Forstinstitute, eigene Anstalten für Civil-Ingenieure u. s. w. Dem gelehrten Apparate der Bibliotheken, Naturalienkabinete u. s. w. aber werden die Gewerbeausstellungen, die Maschinen- und Produktensammlungen entgegengesetzt. Den Lesegesellschaften, Luxus-Vorlesungen und literarischen Clubs der Schriftgelehrten sind an Werth mindestens gleich die Vereine der Arbeiter zur Nachholung der in der Jugend versäumten Kenntnisse durch Lektüre und Unterricht in den Freistunden. Anfänglich wollte sich zwar Pedanterie der Befriedigung des neuen Bedürfnisses

mit zorniger Geberde und Rede entgegensetzen, weil sie nicht begreifen konnte, daß ächte menschliche Bildung auch außerhalb der klassischen Philologie zu erwerben sey, und daß jeden Falls die Erziehung die künftigen Bedürfnisse berücksichtigen müsse: allein sie sind längst vom Strome des gesunden Menschenverstandes bei Seite geschleudert, und haben den Schmerz, sehen zu müssen, wie täglich eine größere Anzahl Das lernt, was sie einst bedarf, und Das nicht mehr lernt, was sie nie brauchen konnte. Es ist durch diese großartige Entwicklung des technischen Unterrichtes offenbar eine weite Lücke in unseren Bildungsanstalten zweckmäßig ausgefüllt worden.

Noch auffallender vielleicht, weil äußerlicher, sind die Veränderungen, welche durch die so laut und bei jeder Gelegenheit gepredigte Lehre von der Wegräumung der materiellen Hindernisse, die der freien Entwicklung irgend einer Gewerbegattung schädlich seyn könnte, erzeugt wurden und immer noch werden. Hier ist es fast schwierig nur die wichtigsten Erscheinungen schnell vor dem Geistesauge vorbei zu führen. — Als Hemmniß eines rationellen Landbaues sind jene Abgaben und Lasten eingesehen worden, welche frühere Jahrhunderte theils aus gerechten privatrechtlichen Gründen, theils als die ihnen passendste Form der Abgaben für das öffentliche Wesen, theils freilich auch mittelst frommen Betruges und offener Gewaltthat allmählig auf den Grundbesitz häuften. Im Taumel politischer Umwälzung wurden sie in einzelnen Ländern durch einen harten Gewaltstreich ohne Entschädigung für die Berechtigten aufgehoben; allein in gerechteren Zeiten und bei billigeren Völkern schreckte man nicht zurück von der Auffindung einer zufriedenstellenden Ablösungsweise, trotz der ungeheuren Summen, welche Dies erforderte, und der unabsehbaren Geschäfte und Garantien, in die es die vermittelnden Regierungen verwickelte. Und so sehen wir denn nach allen Seiten hin die Ablösung von Zehnten, Frohnen, Zinsen und Lasten aller Art im fröhlichen Gange. Die Art der Entschädigung ist je nach der Beschaffenheit der Verhältnisse eine verschiedene; allein der Wunsch und das Ergebniß ist das nämliche. Wir glauben nicht, daß die Nachwelt diese Riesenarbeit unterschätzen wird. — Ein unüberwindliches Hinderniß für Ackerbau, Gewerbe und Handel waren früher in häufigen Fällen die sparsamen und schlechten Verbindungswege und Mittel. Von allen

Seiten ergingen daher unter Anrufung der Lehren der politischen Oekonomie die Forderungen, sämmtliche Gattungen derselben zu vervollständigen, die vorhandenen zu verbessern. Das ist denn auch in solcher Ausdehnung geschehen, daß die Verbesserungen der jüngsten fünfzig Jahre über Das zu stellen sind, was vorher Jahrtausende zu Stande brachten. Ein Netz von Landstraßen legte sich über die Länder, weder durch Gebirge, noch durch steinlose Sandflächen, noch durch Ströme unterbrochen. Dadurch aber ward dem Landmanne die Versendung seiner Früchte auf den Markt, dem Gewerbenden der Bezug des rohen Materials zu billigen Preisen und der Absatz mit leichter Mühe, dem Kaufmann der Verkehr nach allen Seiten hin möglich. Fast vor jeden Mannes Thüre vorbei geht jetzt die Straße, welche er unabhängig von Andern, auf beliebige Art und mit dem zu Gebote stehenden Schiff und Geschirr bei Tag und Nacht benützen kann. Wo die Natur die Mittel bot, wurden außerdem die Flüsse schiffbarer gemacht, und in den Richtungen, welche das natürliche Gefäll nicht nahm, Kanäle mit ungeheurem Aufwande von Geld und technischer Geschicklichkeit gebaut. Unternehmungen, an welchen Karl der Große erlag, werden jetzt ohne Anstrengung und ohne besonderes Aufsehen vollendet. Nur für Kanalisation allein sind in Europa und Nordamerika seit einem halben Jahrhunderte mehrere Milliarden von Gulden ausgegeben worden, theils von den Regierungen durch Benützung ihres Credites, zum größeren Theile aber von Privatleuten, welche zu diesem Zwecke (freilich mit ungleichem Erfolge) die Mittel zusammenschossen. Durch die Erfindung des Dampfbootes hat der Personen- und Waarenverkehr eine Schnelligkeit und Leichtigkeit erlangt, wie sie noch vor zwanzig Jahren nur eine sehr ungezügelte Phantasie sich hätte ersinnen mögen. Und nun gar die Eisenbahnen, welche die Entfernung ganz aufheben! Haben sie auch den Zweck, zu welchem die Berechnung sie zuerst schuf, nämlich die Erleichterung des Waarentransportes, bis jetzt nur in untergeordnetem Grade erreicht, so ist doch durch sie der persönliche Verkehr völlig umgestaltet worden. Länder, welche glücklich genug sind, solche besitzen zu können, sind der Wirkung nach zu Einer großen Stadt verbunden, in welcher somit auch zwischen den Endpunkten mit großer Leichtigkeit persönliche Besichtigung, Besprechung und Leitung stattfinden kann. Zwar ist dieser Verbindungsweg noch zu

neu, und noch nirgends schon das ganze System in seiner ganzen Möglichkeit entwickelt, so daß sich die sämmtlichen Folgen für das Gewerbeleben noch keineswegs auch nur ahnen lassen, allein es ist sicher nicht zu viel behauptet, daß von dem Tage der Eröffnung der Liverpool-Manchester Bahn eine neue Aera einst werde datirt werden. — Mit diesen Verbesserungen der Verbindungswege mußte denn auch die Steigerung und Bequemmachung des Postverkehres gleichen Schritt halten. Wir sind dieser häufigen und wohlfeilen Beförderung von Nachrichten, Gütern und Personen jetzt schon so gewöhnt, daß es uns Mühe kostet, uns ohne dieselbe zu denken, und wir vielmehr nur immer gesteigerte Forderungen zu stellen alles Recht zu haben glauben. Und doch, seit wie kurzer Zeit erst ist der alte Postwagen zur Ruhe eingegangen? Wie lange ist es, daß ein- oder zweimal die Woche eine Verbindung zwischen Städten stattfand, welche jetzt täglich mehrere Male die Post kommen und gehen sehen? Es wäre nun allerdings lächerlich behaupten zu wollen, daß die Lehrsätze der politischen Oekonomie diesen günstigen Umschwung allein veranlaßt haben; allein ungerecht wäre es, auf der andern Seite nicht anerkennen zu wollen, daß ihre Forderungen raschen und wohlfeilen Verkehrs und ihr Anpreisen der freien Mitwerbung viel zu den Forderungen des Publikums, und zu deren Erfüllung durch den Staat und durch Privatunternehmer beigetragen hat. — Endlich das Geld, dieses Oel der großen Gewerbemaschine. Leider kann man noch keineswegs in allen Ländern sich eines klaglosen Zustandes des Geldwesens berühmen; am wenigsten haben wir Deutsche hierzu Ursache. Allein wenn schon Vieles geschah zur Herstellung eines bequemen und ehrlichen Umlaufsmittels, und wenn Hoffnung ist, die Reste des alten Unfuges allmählig verschwinden zu sehen: so hat doch sicher neben den Forderungen des wirklichen Lebens vielen Antheil hieran die sonnenklare Auseinandersetzung der Wissenschaft über Das, was hier nothwendig und allein richtig ist. Denn daß das Bedürfniß allein eine Besserung nicht herbeigeführt hätte, dafür spricht die Erfahrung so vieler Jahrhunderte, welche alle dieselbe und noch weit größere Noth hatten, und doch aus Mangel an Einsicht die allein tauglichen Mittel nicht zu finden und durchzusetzen vermochten. Freilich ist nicht zu läugnen, daß die politische Oekonomie in diesem Theile der wirthschaftlichen Zustände eine große Sünde wieder gut zu

machen hat. Wir meinen das Bankwesen. Hat sie auch die verschiedenen Arten von Banken nicht ersonnen (sie waren schon weit früher in einzelnen Exemplaren vorhanden), so hat sie doch durch einseitige Empfehlung der Einrichtung nicht wenig zu der Ausbreitung der Zettelbanken beigetragen, und erst spät genug hat sie sich durch den ungeheuren Mißbrauch, welcher vielfältig damit getrieben wurde, zu richtigerer Würdigung zwingen lassen. Selbst jetzt noch ist die neue Theorie weder schon über alle Angriffe erhoben, noch hat sie zur Abhülfe des Uebels bereits geführt.

Doch, es wird genügen an dieser Uebersicht über die verschiedenen Erscheinungen des gegenwärtigen Gewerbelebens und deren mittelbaren oder unmittelbaren, theilweisen oder ausschließlichen Causalnexus. Hinweisung auf etwaige weitere Zustände wird nicht nothwendig seyn, um die Fragen zur Beantwortung zu bringen: in wie ferne die Lehre, welche solche Ergebnisse ermittelt, mit den Bedürfnissen und Ansichten unserer Zeit übereinstimmt, und somit relative Wahrheit hat, und in wie ferne ihr, an die ewig unveränderlichen Forderungen des Rechtes und der Sittlichkeit und an die Gesetze des menschlichen Denkens und Fühlens, somit auch der ächten Staatsweisheit gehalten, absolute Wahrheit zuzuschreiben ist? Daß die Beantwortung dieser beiden Fragen nothwendig dieselbe seyn müsse, wird nur Der annehmen können, welcher des beneidenswerthen Glaubens lebt, daß wir gegenwärtig die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit bereits erklommen haben. Für uns andere bescheidene Zweifler in diesem Punkte bleibt die Möglichkeit eines verschiednen Ergebnisses.

Wenden wir uns, wie sich wohl gebührt, zuerst zu der Frage nach der relativen Wahrheit des Industriesystemes, d. h. zu dessen Uebereinstimmung mit den Ansichten und Forderungen der gegenwärtigen Kulturperiode, so läßt sich zwar schon vorweg aus der langen Dauer der allgemeinen Zustimmung und aus der weiten Verbreitung der Folgen eine Homogenität annehmen. Allein bei genauerer Untersuchung tritt ein so schlagender Grund der Uebereinstimmung hervor, daß wir uns nicht wenig darüber wundern, diesen Gesichtspunkt noch nie haben würdigen zu hören. Dieser Grund aber ist die negative und atomisirende Richtung der Smith'schen Lehre. Mag man einer politischen Ansicht beigethan seyn, welcher man will, oder auch sich ferne halten von dem Getreibe

der Parteien, über zwei Punkte müssen Alle übereinstimmen. Der erste ist, daß der Mittelpunkt des Lebens der europäisch gesitteten Welt seit 60—70 Jahren die Politik, d. h. die Beschäftigung mit dem Staatsleben, ist. Der zweite Punkt aber ist, daß die weit vorherrschende Richtung dieses bewegten politischen Treibens sich als eine negative und auflösende kund thut. Allerdings mag über die Nothwendigkeit und den Charakter dieser aufhebenden Thätigkeit die Ansicht verschieden seyn. Die Einen, und ihrer wird die Mehrzahl seyn, werden darin die Vernichtung verjährten Unfuges, die nur allzuspäte Sprengung alter ungerechter Fesseln, die Befreiung von Kastenzwang und Selbstsucht finden. Sie werden das Werk noch als unvollendet ansehen und auf eine Reihe von Resten alter Einrichtungen hinweisen, welche auch jetzt noch zu entfernen seyen, und mit deren Vernichtung erst die Herstellung eines des freien Menschen und Bürgers würdigen Zustandes eintreten könne. Die Anderen freilich werden die Zerstörung des korporativen und organischen Principes in dem Staatsleben, die daraus hervorgehende Haltlosigkeit und Grundlosigkeit der atomischen Menge, die Beiseitsetzung des Höheren und von der Natur zum Herrschen Bestimmten beklagen. Nun, mit dieser negativen siegreichen Zeitrichtung stimmt die Lehre A. Smith's in ihrem innersten Wesen überein. Sie ist nichts Anderes als das Princip des Rechtsstaates, angewendet auf die Wirthschaftslehre. Auch sie will nämlich die Aufhebung aller Mißbräuche, bei welchen das Alter so wenig ein Grund zur Schonung sey, daß vielmehr gerade die lange Dauer des angerichteten Unheiles sie vielfach hassenswerther mache. Auch sie löst die Gestaltungen der früheren Jahrhunderte auf, um jedem Einzelnen sein Recht zurückzugeben, sich nach Willkür frei zu bewegen. Auch sie bezeichnet noch eine Reihe von stehen gebliebnen Einrichtungen als solche, welche erst wegfallen müssen, ehe die ganze Fülle des wirthschaftlichen Wohles sich über die Völker ergießen könne. Wenn das Streben des politischen Lebens die möglichst große negative Freiheit jedes Einzelnen, d. h. die möglichst geringe Berührung und Beschränkung durch den Staat ist, so ist ganz dieselbe Aufgabe von der Wirthschaftslehre für das Verhältniß zur Güterwelt aufgestellt. In jener Beziehung wird es formulirt als das Recht jedes Einzelnen Alles zu thun, was die gleichen Rechte Anderer zulassen; in dieser als freie Concurrenz. Und zwar ist

in beiden Beziehungen demokratische Ausdehnung. Im Staate sollen alle Stände frei und vor dem Gesetze gleich seyn, keiner vorzugsweise begünstigt werden; die Nationalökonomie fordert dieselbe Ausdehnung ihrer Gaben auf alle Gewerbe, und verwirft die Bevorzugungen sowohl des Merkantil- als des Physiokratiesystems.

Ist es unter diesen Umständen ein Wunder, daß die politische Oekonomie von einem großen und einflußreichen Theile der Zeitgenossen so begierig aufgenommen und so unumwunden gebilligt wurde? Auf der einen Seite fand die vorherrschende staatliche Richtung an ihr eine sehr nützliche Bundesgenossin, welche manchen bloß formellen und hohlen Sätzen Stoff und Halt darbot; auf der andern Seite waren aber auch ihre Forderungen sehr gefördert durch das analoge Verhalten in verwandten Lebenskreisen. Ja es läßt sich leicht erklären, wie selbst Solche, welche aus Besorgniß vor den letzten Folgen, aus selbstischem Kleben an Standesvortheilen und Vorurtheilen oder aus verschiedener systematischer Ueberzeugung sich dem herrschenden politischen Systeme nicht ergeben, doch unbedenklich das national-ökonomische anerkennen. Die allgemeine geistige Atmosphäre der Zeit wirkt natürlich auch auf sie; und sie überlassen sich dieser Wirkung in einer Beziehung, in welcher sie (vielleicht mit Unrecht) keine Gefahr für sich befürchten, um so lieber, als ihnen die Abwehr in andern Richtungen nur mit Mühe gelingt. Somit ist denn auch die Anerkennung einer relativen Wahrheit der Smith'schen Lehre unmöglich zu versagen. Man wird hiergegen nicht einwenden wollen, daß keineswegs alle Betheiligten mit den Sätzen der Nationalökonomie einverstanden seyen; daß namentlich Zünfte, Monopole und Ausnahmsstellungen immer noch zahlreiche Anhänger unter den dadurch Begünstigten haben. Die Uebereinstimmung mit der vorherrschenden Richtung der Zeit und mit den Ansichten der großen Mehrzahl ist dennoch vorhanden. Diese aber genügt um so mehr zur Begründung jener Behauptung, als überall in menschlichen Dingen, namentlich aber in so tief in das wirkliche Leben eingreifenden Fragen eine vollständige Uebereinstimmung undenkbar ist, deßhalb aber doch eine Zeit einen allgemeinen Charakter und mit demselben übereinstimmende Forderungen hat.

Es ist aber nicht allein diese innere Einheit der staatlichen und der national-ökonomischen Ansichten, welche das Industriesystem

in Einklang mit unserer Zeit bringt; sondern es kommt auch noch dazu, daß sittliche und wirthschaftliche Eigenthümlichkeiten der gegenwärtigen Periode ihre Befriedigung bei letzterem finden. Niemand wird läugnen wollen, daß Mangel an Resignation ein vorherrschender Charakterzug des jetzigen Geschlechtes ist, und daß derselbe die Veranlassung von manchem erfreulichen und manchem unlöblichen Streben und Treiben ist. Dieses immer rege Verlangen nach Weiterem und Höherem und nach den Genüssen aller Uebrigen findet nun aber seine Rechnung sehr bei der gesteigerten Thätigkeit, bei den immer neuen Schöpfungen und Verbesserungen und bei der den möglichst niedern Stand erreichenden Wohlfeilheit aller Erzeugnisse, wie dieses Alles die Folge der freien Mitwerbung ist. Der Consument, als solcher, muß sich bei den Ergebnissen der jetzigen Nationalökonomie gut befinden. Er kann mehr genießen und braucht weniger ängstlich zu sparen; beides aber paßt uns vortrefflich. Eine Lehre, welche alle Waaren reichlich und billig liefert, die Mittel zu reisen bequem und wenig kostspielig macht, den Einzelnen nicht leicht in Konflikt bringt mit unbequemen langweiligen und selbstständigen Gestaltungen, Lasten abzunehmen verspricht, welche seit Jahrhunderten auf dem Besitze und seiner Einträglichkeit ruhen, und somit den gerade lebenden Eigenthümern ein großes Geschenk macht — ein solches System ist nothwendig congenial unserer Lebensansicht und den daraus hervorgehenden Forderungen und Wünschen, hat folglich relative Wahrheit.

Selbst der Umstand ist zur Begründung desselben Ergebnisses nicht ohne Bedeutung, daß das Princip der freien Concurrenz die Geistesthätigkeiten in beständiger Rührigkeit erhält, eine Menge neuer interessanter Entdeckungen und Erscheinungen erzeugt, und über das unermeßliche Gebiet der wirthschaftlichen Thätigkeit einen Schimmer von intellectuellem Leben verbreitet. Je weiter der Weltbildungsgang die Gemüthsanlagen allmählig hat durch die Verstandesbildung zurückdrängen lassen, je mehr wir in Folge dessen das Bedürfniß einer lebhaften Anregung des Geistes haben: desto geneigter müssen wir einem Zustande und dessen Gründern seyn, welche uns beständig zu sehen, zu lernen und zu denken geben. Wir wollen diesen Grund der wenigstens indirekten Billigung des Industriesystems nicht für bedeutender und namentlich nicht für

umfangreicher wirkend ausgeben, als er in der Wirklichkeit seyn mag; allein es ist nicht zu übersehen, daß er gerade bei solchen Männern hauptsächlich wirkt, für welche in der Regel die politische Rücksicht und vielleicht auch die selbstsüchtige Richtung der Zeit weniger Reiz und Bedeutung hätte.

Sind nun aber die Ursachen auch noch so zahlreich und bedeutend, aus welchen die Lehre von A. Smith und seiner Schule gerade in dem neuesten Zeitabschnitte mit allgemeinem Beifalle aufgenommen ist, so beweis't dieses Verhältniß natürlich noch keinesweges etwas hinsichtlich der absoluten Richtigkeit ihrer Sätze. Mag doch diese Uebereinstimmung von einer gleichmäßig falschen Richtung herrühren und in solchem Falle als ein doppelter Grund zu Tadel und zu Nachtheil erscheinen, indem nun an eine Verbesserung des, vermeintlich wegen theoretischer Rechtfertigung unangreifbaren, Fehlers um so weniger zu denken ist. Der Werth der politischen Oekonomie kann erst dann als erwiesen angenommen werden, wenn dieselbe, auch abgesehen von den Ansichten und Forderungen einer bestimmten Zeit, die Prüfung aushält. Als ein bedeutender, freilich nur negativer, Beweis müßte es in diesem Falle angesehen werden, wenn sie nur solche Folgen hat, an welchen aus keinem Gesichtspunkte etwas auszusetzen ist. Allerdings ist richtig, daß der Kritiker auch zum Behufe einer solchen Prüfung der absoluten Wahrheit nicht ganz wird aus dem Ideenkreise herauszutreten vermögen, in welchem er durch seine Zeit sich zu bewegen gelernt hat und selbst genöthigt wird, und es mag somit immerhin auch hier noch die Täuschung unterlaufen, relativ Richtiges mit absolut Wahrem zu vermischen; doch wird bei nicht völliger Unfähigkeit für das Unternehmen mehr oder weniger immerhin gewonnen und dadurch das Urtheil erweitert und berichtigt werden.

Daß ein Lehrsystem, welches so lange und in so ausgebreitetem Maaße sich die Zustimmung eines gebildeten Zeitalters erwarb, gänzlich falsch seyn könne, ist freilich kaum möglich. Es mögen nur unter dem Schutze richtiger Sätze auch unrichtige Thesen, Fehler im Schlusse oder Unterlassungen nöthiger Modificationen eingeführt werden. Somit ist allerdings fast a priori anzunehmen, daß das Industriesystem viel, sehr viel Wahres enthalten müsse. Dem ist denn nun auch wirklich so. Es ist oben bereits

bemerkt worden, daß die Grundbegriffe der Wirthschaftslehre mit einem staunenswerthen Scharfsinn und mit einer beinahe übertrieben logischen Feinheit und Bestimmtheit nach und nach ausgebildet worden sind. Bei den Sätzen über die Zahl und Art der Güterquellen, über die eigenthümliche Beschaffenheit der Naturkräfte, der menschlichen Arbeit und des Kapitales, über das Zusammenwirken und die gegenseitige Ergänzung desselben, namentlich auch über Arbeitstheilung, ferner über Preis, Tausch, Arbeitslohn, über die verschiedenen Arten von Renten, über die wesentlichen Verschiedenheiten der Consumtion — bei diesen Lehren, sagen wir, wird schwerlich je wieder eine wesentliche Umgestaltung nöthig und möglich werden. Hier ist die Analyse so scharf, die Auffassung so einfach, die Verbindung so natürlich, das Ganze hat allmählich eine solche beinahe mathematische Präcision bekommen, daß diese Grundlagen der politischen Oekonomie ohne Zweifel zu den gelungensten Abtheilungen der menschlichen Geistesarbeit gehören. Ebenso ist einer ganzen Reihe von Kapiteln, welche auf diese obersten Principien gebaut sind, gleiche Anerkennung zu ertheilen. Wir erinnern nur daran, was die politische Oekonomie über Metallgeld, Kredit, Monopole, Kommunikationswege und Mittel, über Märkte und Messen lehrt. Ist auch bei diesen Abtheilungen eine solche schließliche Abrundung und Vollendung der Natur der Sache nach nicht möglich, indem neue Erfindungen und Einrichtungen, eine veränderte Richtung oder Ausdehnung des Bedürfnisses, wohl auch die Art der Gestaltung des politischen Lebens Modificationen, an welche man vorher nicht denken konnte, veranlassen und selbst neue Ansichten über den ganzen Gegenstand hervorrufen können und werden, so bleiben doch auch hier unzweifelhaft die Grundlagen für alle Zeiten gesichert. Selbst in dem Theile der politischen Oekonomie, welcher die wenigste wissenschaftliche Selbstständigkeit und Unabhängigkeit hat, sondern durch die zufällige Gestaltung der staatlichen Zustände und so mancher anderer äußerlicher Verhältnisse gehemmt und bedingt wird, welcher überhaupt keinen Selbstzweck hat, sondern nur die Aufgabe, für andere Zwecke auf die wenigst nachtheilige Weise Mittel herbeizuschaffen, selbst in der Finanzwissenschaft, sagen wir, sind einzelne Abschnitte auf eine Weise bearbeitet, welche wenigstens unter Voraussetzung der jetzigen Staatsverhältnisse lediglich Nichts zu

wünschen übrig lassen und einer weitern Verbesserung unfähig scheinen. So z. B. die Lehre von den Staatsschulden, von der erlaubten äußersten Höhe der Abgaben, von den verschiedenen Eigenschaften und Wirkungen der letztern, u. s. w.

Allein leider kann diese Zustimmung nicht allen Theilen der politischen Oekonomie zu Theil werden. Vielmehr liegen, unserer innigsten Ueberzeugung nach, nicht nur ganze Kapitel an sich im Argen, sondern es ist namentlich eine durch viele wichtige Bestandtheile gehende falsche Richtung und ein Verkennen der wesentlichsten menschlichen Beziehungen, an welchen die Wissenschaft leidet, und welche denn auch die großartigen üblen Wirkungen erzeugt haben.

Wir glauben nämlich, daß zwei Vorwürfe nicht abgewälzt werden können: der eine dahin gehend, daß das Industriesystem zur Zersetzung der Organisation der bürgerlichen Gesellschaft in ihren Elementen wesentlich beiträgt; zweitens, daß sie rücksichtslos, fast unmenschlich in vielen Beziehungen ist, indem sie ganz außer Acht läßt, daß der Mensch kein fühlloses todtes Werkzeug zur Reichthumgewinnung, sondern ein mit Gefühl für Schmerz und Lust, für Hoffnung und Verzweiflung begabtes Geschöpf ist.

Was den ersten Vorwurf betrifft, so ist es allerdings zunächst die Theorie des Rechtsstaates, welche die einzelnen Staatstheilnehmer isolirt, ihn ohne organische Verbindung mit Gleichberechtigten und Gleichinteressirten dem Gesetze und der Staatsgewalt gegenüber stellt und durch Aufhebung aller politischen korporativen Einrichtungen außer dem selbstischen Wirken und Verhalten des Einzelnen nur noch den übermächtigen Umschwung der großen Staatsmaschine duldet. Das charakteristische Merkmal dieser Staatsgattung, der des Staatsbürgers und seiner abstrakten Rechte, begreift an sich den Selbstwerth eines Jeden und die Unnöthigkeit einer Completirung seiner Rechtsfähigkeit durch den Zutritt Anderer in sich. Mit dieser politischen Auflösung in unzusammenhängende Einheiten hätte übrigens an sich wohl noch eine Organisation der Bürger in wirthschaftlicher Beziehung bestehen können; diese nun ist durch die politische Oekonomie aufgehoben worden. Der Vortheil der freien Bewegung jedes Einzelnen und der ganz ungehemmten Concurrenz machte ihr nicht etwa bloß die unwesentlichen und allerdings aufzuhebenden Mißbräuche der Zünfte, Innungen u. dgl., sondern den ganzen Gedanken einer Verbrüderung der Bürger

zu gemeinschaftlicher Regulirung des Gewerbes völlig unerträglich. Und so sind denn diese Vereinigungen auch, wie bereits bemerkt, entweder ganz gefallen oder zu einer bloßen Formalität ohne Lebenskraft und Zweck zusammengeschwunden.

Ueber diese völlige Zersetzung und Zerbröcklung des socialen Lebens im Allgemeinen zu reden, ist hier jetzt nicht der Ort; auch ist es zur Auseinandersetzung des zunächst zu besprechenden Punktes nicht nöthig. Die Auflösung oder Untergrabung der Zünfte würde, wäre sie nur der erste wegräumende Schritt gewesen, welchem alsdann eine neue zeitgemäßere Gestaltung gefolgt wäre, als etwas Naturgemäßes und somit Unschädliches zu betrachten seyn. Der ursprüngliche Grund dieser mittelalterlichen Einrichtung war längst gewichen; an die Form aber hatte sich mannigfacher Unfug aller Art angesetzt. Und wenn auch einzelne Vortheile selbst in diesem Zustande nicht verkannt werden konnten (wie z. B. die Erleichterung des Wanderns, die strenge Auseinanderhaltung der drei natürlichen Klassen von Gewerbegenossen, die Verspätung und Verhinderung unvorsichtiger Ehen), so war doch sicher, daß die Zünfte nicht im Stande seyn konnten, die Organisation der neuen Bedürfnisse der Gewerbewelt zu übernehmen. Theils war einer ihrer Grundgedanken, nämlich die Abgränzung der Arbeitskreise, zum offenbaren Widersinne geworden. Theils und hauptsächlich aber stand gerade die wichtigste und in vielen Gegenden auch die zahlreichste Klasse der Gewerbenden, nämlich die Fabrikanten mit ihren Arbeitern, völlig außerhalb der ganzen Einrichtung, und konnte auch nicht in dieselbe aufgenommen werden bei ihren wesentlich verschiedenen Verhältnissen. An den Zünften in der alten Bedeutung und Form war also Nichts zu halten. Dagegen ist es ein unermeßlicher Fehler, daß nicht an die Stelle der alten unbrauchbar gewordenen Anstalt eine neue, die gesammten Betheiligten umfassende und deren Bedürfnisse berücksichtigende Einrichtung getreten ist. Man sehe die Folgen.

Durch die ersatzlose Aufhebung der Zünfte ist die Kraft des Bürgerstandes der Städte gebrochen worden. An die Stelle des selbstständigen Meisters mit einer kleineren Anzahl von Gesellen, welche alle mit der Zeit derselben unabhängigen Lage entgegen sahen, indessen aber als wesentlich unverheirathete junge Leute nach Bedürfniß und Laune den Aufenthaltsort wechseln und sich

somit auch unangenehmen Verhältnissen leicht entziehen konnten, ist der reichere Unternehmer mit einer größern Anzahl von Arbeitern getreten. Diese letzteren haben zwar allerdings sämmtlich auch das Recht, auf eigene Rechnung zu fabriciren, allein sie haben nicht die Mittel zu solcher Mitwerbung. Nicht an der Verehelichung gehindert, sind sie überdieß durch ihre Familien in die größte Abhängigkeit von dem Unternehmer gebracht, und bilden nur allzuleicht eine Masse von unzufriedenen und unsittlichen Proletariern. Falls in denjenigen Ländern Deutschlands, welche die Zünftigkeit aufgehoben haben, die Wirklichkeit diesem Bilde noch nicht ganz entsprechen sollte, so wolle man wohl bedenken, daß die Aufhebung der Zünfte hier auch neu ist, somit ihre volle Wirkungen noch nicht äußern konnte; ferner, daß die aus zünftigen Ländern wandernden Gesellen eine der nützlichsten Seiten der Zunfteinrichtung auch in den innungsfreien Ländern vorläufig noch erhalten. Allein wie haben sich in Frankreich und den unter französischen Gesetzen stehenden Staaten die Verhältnisse gestaltet? Dort ist der Bürgerstand in der Hauptsache auf die Detailhändler zurückgebracht; denn bei diesem Gewerbe war die Auflösung in Arbeiter, welche nie etwas Anders zu werden hoffen können, und in Unternehmer nicht möglich.

Allein jeden Falles noch viel wichtiger und eigentlich von einer schreckenerregenden Bedeutung sind die Folgen des anorganischen Zustandes der Fabrikbevölkerung. Hier ist in allen Ländern gleichmäßig nur ein individuelles Vertragsverhältniß, und zwar von der möglichst unvortheilhaften Art für die große Masse der Betheiligten. Auf der einen Seite der Besitz der großen Kapitalien, des Kredites und der Maschinen, ohne welche gar keine Arbeit in den fraglichen Zweigen möglich ist, ja, deren bloße Pertinenzstücke die menschlichen Motoren sind; auf dieser Seite ferner die Intelligenz zum Betriebe des Geschäftes und zum Vertriebe des Verfertigten, die Möglichkeit, eine zeitweise Verminderung oder gar gänzliche Einstellung der Arbeit (wenn schon mit Schaden, doch ohne unmittelbaren Untergang) auszuhalten; endlich die Leichtigkeit einer Verabredung mit den verhältnißmäßig wenigen gleichgestellten Gewerbegenossen. Auf der andern Seite Bedürfniß beständiger Verwendung beim Mangel aller andern Unterhaltsmittel; völlige Unmöglichkeit, auf eigene Rechnung Etwas zu

unternehmen; zweifellose Hoffnungslosigkeit, je aus diesem Zustande sich emporarbeiten zu können; dagegen aber die physische Gewalt der Zahl und die Kraft der Verzweiflung. Dazu für beide Theile noch die Nothwendigkeit, die Concurrenz mit allen andern Fabriken derselben Art auszuhalten, und somit deren etwaige besondere Vortheile durch Beschränkung der diesseitigen Ausgaben auszugleichen; sodann die Aufhäufung ganzer Massen an bestimmten Oertlichkeiten. Hätte man auch die Folgen dieser Verhältnisse nicht wirklich vor Augen, man könnte sie sich mit großer Sicherheit aus psychologischen Gründen construiren. Muß nicht von den Unternehmern (mit seltenen Ausnahmen) eine möglichst wohlfeile Ausbeutung der Arbeiter mittelst des niedrigsten Lohnes, welchen die Concurrenz gestattet, und der längsten täglichen Arbeitszeit mit Erfolg erstrebt werden, dadurch aber ein, vielleicht übermäßiger, Reichthum sich ansammeln; und muß dafür nicht bei den, für solche Arbeit und bei so großem Gewinne sich nur schlecht bezahlt findenden Arbeitern, Haß, Neid und völlige Scheidung der Interessen entstehen? Kann nicht leicht hierzu noch bei den Herren der Versuch zu weiteren mittelbaren Bedrückungen kommen, z. B. Bezahlung mit Waaren anstatt baarem Gelde, Aufnöthigung von theuren Wohnungen, monopolistischem Verkaufe von Lebensmitteln u. dgl.? Bei den Arbeitern aber die Schließung ungesetzlicher und gewaltthätiger Vereine zur Abwehr wirklicher oder vermeintlicher Mißhandlung, damit aber ein ganzes Gefolge von Verbrechen und Elend? Und wird nicht dieses Alles eintreten bei einer Menschenklasse, welche ohnedem durch Mangel an Familienleben, häufig durch Aufwachsen in völliger Unwissenheit und umgeben von Lastern und Rohheiten aller Art, endlich durch Trunk, zu welchem sie die Erschöpfung allzulanger Arbeit bringt, tief entsittlicht ist? Dieß sind die Zustände, welche aus der Natur des Menschen mit großer Wahrscheinlichkeit vorausgesagt werden können; dieß ist leider aber auch die Wirklichkeit. Das sich selbst überlassene, lediglich durch das selbstische Gesetz der Mitwerbung geleitete Fabrikwesen hat für alle Völker, und zwar am meisten für die vorgerücktesten, in weniger als zwei Menschenaltern einen Zustand heraufbeschworen, welcher unheilschwanger immer mehr und mehr die ganze Gestaltung unsers geselligen Lebens und alle Gesittigung bedroht. Wehe uns oder unseren Kindern, wenn der Damm

durchbrochen wird, welche bis jetzt noch Gesetz und Gewohnheit der erbitterten Rohheit entgegenstellen! Dann wüthet der Sklavenkrieg mit seinen Gräueln, und wahrlich die Belehrungen der Nationalökonomie über die Unvermeidlichkeit der Folgen der freien Concurrenz werden ihn nicht zu verhindern noch beizulegen im Stande seyn.

Vielleicht weniger gefährlich in den Folgen für Dritte, allein desto einschneidender für die unmittelbar Betheiligten ist die Unmenschlichkeit, mit welcher unsere Güterlehre die Arbeiter in mehr als Einer Beziehung behandelt, oder richtiger gesagt, keines Blickes würdigt. Der Arbeiter wird von ihr lediglich nur als werthzeugende Kraft betrachtet, auf seine menschlichen Eigenschaften, Bedürfnisse und Gefühle nur so weit Rücksicht genommen, als dieselben etwa auf die Bestimmung des Lohnes von Einfluß sind. Und man wende nicht ein, daß die Wirthschaftslehre keinen andern Standpunkt habe; daß sie nur das Wesen und die Bedingungen der möglichst vortheilhaften Gütererzeugung nachzuweisen, dann aber andern Lehren die etwaige Ausstoßung solcher Mittel zu überlassen habe, welche aus rechtlichen, sittlichen oder Klugheitsgründen nicht zuzulassen seyen. Diese Entschuldigung ist kaum für die Volkswirthschaftslehre, nimmermehr aber für die Volkswirthschaftspflege zuläßig. Kaum für erstere: denn ihre Aufgabe kann nicht seyn, alle und jede Mittel, durch welche ein Werth erworben werden kann, zu erörtern, sondern nur die staatlich und menschlich erlaubten. Sonst müßte sie, was sie denn doch nicht gethan hat, auch Diebstahl, Weglagerung und Seeraub in den Kreis ihrer Betrachtungen aufnehmen. Für die Volkswirthschaftspflege, somit die Untersuchung der Staatseinwirkung auf die Gütergesetze, ist gar kein Wort zu sagen. Diese hatte die directe Aufforderung, sich gegen Reichthumserwerbungen zu erklären, welche nur durch Mißachtung der Menschennatur möglich sind. Sie hat aber, wo nicht unmittelbar angerathen, doch wenigstens vertheidigt, jeden Falles nicht verhindert. Die Folgen dieser Härte oder dieser Gedankenlosigkeit sind aber für viele aus den arbeitenden Klassen jammervoll gewesen.

Wem fallen hier nicht alsbald die Tausende von armen Kindern ein, welche in den Fabriken gegen einen kärglichen Lohn täglich, wohl gar noch nächtlich, lange, lange Stunden mit der

Dampfmaschine gleichen Schritt halten müssen, bis nur allzuoft der zarte Körper unter der Anstrengung erliegt? Man hat die Negersklaverei aufgehoben, ungeheure Opfer hierfür gebracht, unermeßliche Interessen dabei auf das Spiel gesetzt. Und man hat sicher nicht Mehr gethan, als der Mensch und der Christ schuldig war. Aber der Folgewidrigkeit! In derselben Zeit, in denselben Ländern, läßt man, entweder ganz ruhig oder leicht zufrieden gestellt durch bloße Scheinmaaßregeln, unzählige Kinder durch eine freudenlose, schmerzenreiche, Körper und Seele verkrüppelnde Jugendzeit hindurchmartern. Ist es doch wohlfeiler, und sind die kleinen Finger geschickter zum Anknüpfen zerrissener Baumwollenfäden! Wahrlich, diese Verwendung der Kinder in den Fabriken ist ein Schandmal für unsere Zeit, und zwar um so scheußlicher, als die Mißhandlung noch dazu eine Feigheit ist, da sie Wehrlose trifft. Was aber hat die politische Oekonomie gethan, um diesen Greuel zu verhindern? So gut wie Nichts. Wenn nicht gar vorgerechnet wird, daß die Zinsen aus den Maschinen sich allzuhoch belaufen würden, wenn sie nicht möglichst lange Stunden jeden Tag arbeiten könnten; oder daß ein Wechsel der arbeitenden Kinder immer mit dem Zeitverluste von einigen Minuten verbunden wäre; so ist doch ein scheues Achselzucken die einzige Mißbilligung, der stets bei der Hand liegende Trost aber die Hinweisung auf die Vortheile der freien Concurrenz, welche dergleichen nöthig machen.

Noch unmittelbarer aber nimmt die Theorie, durch eifrige Vertheidigung, an einer zweiten Art von Mißhandlung der arbeitenden Klassen Antheil, nämlich an der Ersetzung der Menschen durch Maschinen, ohne daß irgend eine Vorsorge für die brodlos Gewordenen getroffen würde. Sicherlich wird uns Niemand den Wahnsinn unterschieben, als sey unsere Meinung, die Erfindung und alsbaldige Einführung von Maschinen sey überhaupt nicht zu dulden, damit keine Handarbeit überflüssig werde. Einem Kinde ist begreiflich zu machen, daß eine solche Maaßregel nichts Anderes wäre als der Entschluß, allen Vorschriften und Vortheilen des Wissens und der Erfahrung, einem guten Theile der Annehmlichkeiten des gesittigten Lebens zu entsagen, konsequenterweise bis zu dem Zustande des neuholländischen Wilden zurückzukehren; und daß überdieß das Ergebniß in jedem nicht hermetisch zu verschließenden Staate (und

welcher wäre dieses?) nur die völlige Brodlosigkeit aller Arbeiter wäre. Allein daraus folgt noch nicht, daß man ein unvermeidliches Uebel als etwas gar nicht Vorhandenes, ja selbst als etwas Wünschenswerthes darstellen, die wirklich Leidenden mit Sophismen abspeisen darf. Dieß aber thut mit vielem Eifer die politische Oekonomie. Nichts ist ihr erwiesener, als daß durch die Einführung neuer Maschinen eine viel größere Nachfrage nach Arbeit entstehen werde, und daß es somit grober Irrthum sey, anzunehmen, daß die Arbeiter darunter leiden, ein Beweis von unbegreiflicher Unwissenheit der letzteren aber, wenn sie dieses nicht einsehen, sondern sich über Hunger und Elend beklagen. In jedem Handbuche ist dieß zu lesen, verbrämt mit statistischen Tabellen. Nun aber muß Zweierlei dem gesunden Menschenverstande einleuchten. Einmal, daß keineswegs durch Einführung von Maschinen immer der Verbrauch einer Waare bedeutender wird, am wenigsten gerade in dem Verhältnisse, daß die durch die Maschine überflüssig gewordenen Arbeiter neben den neuen Werkzeugen und zu deren Betrieb benützt werden müssen. Zweitens aber, daß selbst in dem Falle einer vermehrten Nachfrage und einer größeren Arbeiterzahl sehr häufig nicht Diejenigen, welche ihre Beschäftigung durch die Maschine verloren haben, es auch sind, welche bei dem neueingerichteten Verfahren Beschäftigung finden. Leicht sind sie zu der neuen Arbeit nicht fähig; oder aber, sie versuchen eine Zeitlang den Kampf gegen die Erfindung durch Verdopplung ihrer Anstrengung und tiefste Herabsetzung des Verdienstes zu bestehen, finden dann aber, wenn sie endlich hoffnungslos ihn aufgeben müssen und gerne zu den Maschinen übergingen, alle Plätze schon besetzt; oder endlich wird der neue Gewerbezweig in einem entfernten Lande betrieben, in welches sie zu gelangen außer Stande wären. Wir erinnern nur an das jämmerliche allmähliche Verkümmern der Handweber gegenüber von den Maschinenwebstühlen. Oder (ein noch weit beklagenswertherer Fall) an das durch Einführung der Linnenspinnmaschinen bevorstehende Aufhören der Handspinnerei der Landleute. Welcher vernünftige Mensch wird hier behaupten, daß die allerdings wahrscheinliche vergrößerte Nachfrage nach Leinwand, somit auch die vergrößerte Nachfrage nach Flachs und Hanf, den Hunderttausenden von brodlos werdenden Weibern und alten Männern irgend einen Ersatz geben werde?

Werden etwa sie in die neuen Fabriken aufgenommen werden? Werden Diejenigen, welche kein Land besitzen, dennoch Hanf bauen können? Wozu sollen die beschäftigungslosen Wintermonate angewendet, womit die Kinder der Wittwen genährt werden? — Nein, die Wirthschaftslehre hat hier ihre Schuldigkeit nicht gethan. Es war nicht allein ihre Aufgabe, die Vortheile der Anwendung von Maschinen zu beweisen; noch weniger war es ihre Sache, den Nachtheil derselben zu läugnen und durch Sophismen zu verkleistern: sondern schon längst hätte sie Mittel suchen sollen, den, allerdings unvermeidlichen und in vielen Beziehungen auch nützlichen, Uebergang von der Handarbeit zu der Maschine für die darunter Leidenden zu erleichtern.

Ganz dasselbe Verhalten, nur wo möglich aus noch unstichhaltigeren Gründen, hat die politische Oekonomie bei der Frage, ob inländische Gewerbe gegen übermächtige ausländische Concurrenz zu schützen seyen. Auch hier ist sie mit dem Beweise des Satzes alsbald fertig, daß ein Schutz, z. B. ein Zoll, die Gewerbe in falsche Kanäle leite, und daß dieses um so verkehrter sey, als an der Stelle des erdrückten Gewerbes alsbald ein anderes natürlicheres entstehen und die arbeitslos Gewordenen beschäftigen würde. Natürlich wird dann hieraus die Folge gezogen, daß alle Schutzmaßregeln alsbald, selbst ohne Erwiederung von der andern Seite, aufzuheben seyen, ohne Rücksicht darauf, welche Zweige der Industrie diesseits darüber zu Grunde gehen. — Glücklicherweise hat sich hier der richtige Takt der Regierungen nicht irre machen lassen; wobei er freilich mächtig durch die lauten Reklamationen einer einflußreichern und gebildetern Klasse, als die armen Arbeiter sind, nämlich der Fabrikunternehmer, unterstützt wird. Es ist nicht möglich, diese vielfach verschlungene Frage hier ausführlich zu erörtern, und die verschiedenen Modalitäten und Bedingungen zu begründen, welche jeden Falles zu einer umsichtigen und richtigen Beantwortung gehören: allein so viel fällt in die Augen, daß die gewöhnliche Lehre der Nationalökonomie eine doppelte, gegen die Arbeiter grausame Gedankenlosigkeit enthält. Einmal besteht lediglich kein vernünftiger Grund, anzunehmen, daß deßhalb, weil ein fremdes Volk uns in einem Theile der Gewerbethätigkeit überlegen ist, wir ihm in einem anderen vorgehen. Wenn je etwas im Allgemeinen angenommen werden kann, so ist offenbar

die Wahrscheinlichkeit dafür, daß Derjenige, welcher in einem Theile voraus ist, es in dem Reste auch seyn wird. Somit wünscht man die Zerstörung des Erwerbes eines Theiles der Arbeiter, ohne daß entfernt eine Sicherheit wäre, in einer andern Richtung mehr Beschäftigung gewähren zu können. Zweitens aber selbst den ganz unmotivirten Fall angenommen, daß der Untergang eines Theiles der bestehenden Industrie das Emporblühen einer andern Gewerbeabtheilung hervorriefe, oder wenigstens der Zeit nach mit ihr zusammenträfe, was würde Dieses diejenigen brodlos gewordenen Arbeiter helfen, welche den neuen Industriezweig nicht verstehen? Diese Unverwendbarkeit für das neue Gewerbe wird aber sogar die Regel seyn, indem es kaum eine mit der vernichteten verwandte Beschäftigung seyn kann, da auf eine solche dieselben Uebermächtigkeitsursachen einwirken werden; sondern vielmehr ein ganz verschiedenartiges. Wenn einerseits z. B. die Spitzenmanufaktur und die Seidenbandweberei zerstört wird, andererseits das Eisenschmelzen und Glasblasen zunimmt, wo ist da eine Ausgleichung für die Arbeiter?!

Wir wissen wohl, die Nationalökonomen haben für alle diese Einwendungen und Vorwürfe die banale Rede zur Hand, daß man die Verhältnisse im Großen auffassen müsse; daß nur vorübergehende Uebel aus den bisher besprochenen Verhältnissen entstehen; daß nach einer Reihe von Jahren keine Spur mehr von den Nachtheilen, wohl aber die glänzendsten Beweise von Fortschritten und von Wohlstand vorhanden seyn werden. Sehr gut. Schade nur, daß Solche, welche mit ihren Familien vorübergehend verhungern, diese großartige Ansicht nicht wohl theilen können; und Schade, daß zu dem wohlfeilen Preise, welchen der Consument um die schönen Zize und Twiste bezahlt, immer noch ein erklecklicher Zuschuß kommt, welchen, freilich ungesehen und unbeachtet, das arme Fabrikkind nicht aus seinem Gelde, allein aus seiner Lebenskraft zuschießt, damit so wohlfeil verkauft werden kann. — Auch *wir* wollen die Sache im Großen auffassen. Allein *wir* wollen dann unser Augenmerk richten auf das Schicksal von Millionen, welches durch die Gestaltung der Gewerbeindustrie ungerecht und unsicher bestimmt wird, und auf die Zukunft der bürgerlichen Gesellschaft, welcher ein furchtbares und leider nur allzuverdientes Uebel täglich näher tritt. *Wir* verlangen, daß die

Wissenschaft, welche mächtig und so weit es in ihren Kräften lag zu diesen Mißständen beigetragen hat, endlich auch auf Mittel der Heilung und Vorbeugung sinne. Wir müssen somit eine wesentliche Umgestaltung mancher wesentlichen Theile der politischen Oekonomie verlangen, welche uns keineswegs als absolute Wahrheit in allen und jeden Theilen erscheinen kann.

Freilich ist nun die Frage: wie den vorhandenen und den drohenden Uebeln zu steuern sey, welche Theile der jetzt herrschenden Lehre abgeändert und durch welche andere Thesen sie ersetzt werden müssen?

Wir könnten uns vielleicht weigern, auf diese Frage zu antworten, uns darauf berufend, daß unsere Absicht nur die gewesen sey, eine Kritik des Bestehenden zu liefern, und daß deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit durch eine etwaige Unfähigkeit von unserer Seite, eine anderweitige positive Lehre aufzustellen, keineswegs bedingt sey. Wir wollen auch unumwunden zugeben, daß wir die Zeit noch nicht herangekommen glauben, um eine über alle Angriffe erhabene Umgestaltung der Wirthschaftslehre vorzunehmen. Hierzu ist erst noch eine vielseitigere Erörterung der streitigen Fragen und eine umsichtige Erwägung der etwa vorgeschlagenen Mittel nothwendig. Allein wir wollen doch nicht von der Schwierigkeit der Aufgabe zurücktreten. Ein Beitrag zur Lösung des Problems wird uns doch gelingen, und wäre es auch nur dadurch, daß unsere Ansicht andere richtigere hervorriefe.

Am Zweckmäßigsten glauben wir aber zu verfahren, wenn wir erst diejenigen Versuche zur Beantwortung der Frage, welche bereits von Andern, allein mit ungünstigem Erfolge, gemacht sind, in kurzer Darstellung und Beurtheilung voranschicken. Es sind aber solcher Versuche zwei wesentlich verschiedene Arten. Einmal nämlich bemühen sich die Philanthropen durch vereinzelte Verbesserungen des jetzigen, im gegenwärtigen Zustande wesentlich zu belassenden, Systemes die Uebel zu heilen. Zweitens aber sind umfassende und durchgreifende reformatorische Systeme vorgeschlagen worden und haben auch Schule gemacht. Eine genauere Erörterung dieser letzteren dürfte namentlich auch deßhalb um so passender seyn, als die Theorieen, von welchen es sich hier handelt, nämlich die von Saint-Simon, R. Owen und Fourier, in scharfer Bestimmtheit verhältnißmäßig nur Wenigen gegenwärtig

seyn möchten. Die zum Theile ans Verrückte streifende Unsittlichkeit und Gottlosigkeit des religiösen und rein menschlichen Theiles einiger dieser Lehren hat so allgemein von ihrer nähern Bekanntschaft abgeschreckt (wenigstens in Deutschland), daß auch die wirthschaftliche, so unendlich beachtenswerthere, Seite keine Berücksichtigung fand. Und doch ist Nichts einleuchtender, als daß wenigstens nicht nothwendigerweise eine schlechte Religionsphilosophie auch völlig unrichtige nationalökonomische Ansichten zur Folge haben muß. Jeden Falles beweisen diese Systeme und der Enthusiasmus, mit welchen sie von ihren Anhängern gepredigt werden, ein tiefes Bedürfniß nach einer wesentlichen Umgestaltung der socialen und namentlich der wirthschaftlichen Verhältnisse. Und in so ferne sind sie auch selbst dann, wenn man sie nach genauer Prüfung verwerfen muß, größerer Aufmerksamkeit werth, als ihnen in der Regel zu Theil wird.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Bemühungen der Philanthropen, unter welcher Bezeichnung wir alle jene theils vereinzelt, theils in Vereinen wirkenden Männer und Frauen begreifen, welche sich die Verbesserung einzelner Uebelstände in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge vornehmen. Es gehören also hierher die Bemühungen um besseren Zustand der Schulen für die arbeitenden Klassen; die Verbesserungen des Gefängnißwesens, namentlich also das Pönitentiarsystem; die Anstalten zur Begünstigung einer leichten und einträglichen Kapitalisirung der Ersparnisse der ärmeren Klassen, z. B. durch Sparkassen; die Begünstigung der Mäßigkeitsgesellschaften; die Vorkehrungen zur Verminderung der Zahl der unbeschäftigten Arbeiter mittelst Colonisation im Innern des Landes oder auswärts; die zahlreichen Anstalten aller Art zur Erleichterung des Zustandes der arbeitenden und armen Klasse.

Ferne von uns sey die Absicht, diese Bemühungen zu unterschätzen. Nicht nur sind sie sicherlich von den Meisten im reinen Gefühle der Christenpflicht und des Mitgefühles begonnen und unterhalten; sondern es unterliegt auch keinem Zweifel, daß sie unzählige Leiden erleichtern und sehr Vielen, welche die Staatsanstalten und die Gewerbeorganisation schutz- und hülflos lassen würden, die einzige Hülfe sind. Auch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß, so lange kein durchgreifendes Heilmittel für die gewerblichen Uebelstände aufgefunden und ausgeführt ist, diese Bemühungen, die

vorhandenen Nachtheile wenigstens zu mildern, nicht unterlassen werden dürfen. Gerade Diejenigen, welche die jetzigen Verhältnisse tief beklagen und eine wesentliche Aenderung derselben wünschen, müssen sich am lebendigsten aufgefordert finden, vorläufig aus allen ihren Kräften zu deren Erleichterung beizutragen. Allein die Frage ist, ob mit diesen zerstreuten, einzelne Uebel zum Gegenstande ihrer Thätigkeit machenden Bemühungen wirklich und gründlich geholfen wird? Ob wir hoffen dürfen, auf diese Weise dem immer steigenden Uebel und der näher und näher drohenden Gefahr zu begegnen? Diese Frage aber muß leider unbedingt verneint werden. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese sämmtlichen Mittel im besten Falle nicht die Ursache des Uebels angreifen, sondern immer nur die einzelnen Folgen der Ursache beseitigen. Damit aber wird nichts Wesentliches gebessert. Immer aufs Neue brechen die Erscheinungen hervor, welche man mit so vielem Eifer beseitigt zu haben glaubte, denn im Innern des geselligen Lebens ist die falsche Organisation fortwährend in Thätigkeit. Diese Art zu verfahren ist vollkommen gleich der irrationalen und unwirksamen Behandlung der Symptome der Krankheiten, während doch wesentliche Hülfe nur denkbar ist, wenn die Ursache des Uebelbefindens angegriffen und entfernt wird. — Sehen wir übrigens diese philanthropischen Anstalten nach ihrer möglichen und ihrer erfahrungsgemäßen Wirkung näher an, um uns von der Richtigkeit dieses Vorwurfes zu überzeugen.

Bessere Erziehung der arbeitenden Klassen von der Bewahrschule aufwärts bis zum Gewerbeinstitute wird allerdings deren Intelligenz und Brauchbarkeit steigern; sie werden bessere und wohlfeilere Waaren hervorbringen und die Mitwerbung des Auslandes leichter bestehen lassen. Allein wird dadurch ihr Verhältniß zu den Gewerbeunternehmern und ihre Concurrenz unter sich irgend gebessert? Kommen sie dadurch in eine Lage, welche ihnen Lebensgenuß und Hoffnung gewährt? Wenn dem aber nicht so ist, sind sie dann nicht selbst noch übler daran, weil durch größere Bildung um so mehr in den Stand gesetzt, die Nachtheile ihres Looses zu fühlen und die Unmöglichkeit, dasselbe beim Bestehen der jetzigen Einrichtungen wesentlich zu verbessern, einzusehen? Und man rede dabei nicht von dem beruhigenden Einflusse der durch die bessere Erziehung gesteigerten Sittlichkeit und Gottesfurcht.

Schon die Thatsache, daß eine Verbesserung der Volksschulen diese Wirkung nothwendig haben müsse, ist sehr (auch der Erfahrung nach) zweifelhaft. Allein selbst wenn sie eintritt, so ist damit die Aufgabe nicht gelööt. Es handelt sich nicht davon, die ärmeren Klassen durch eine Verweisung auf den Himmel zu einer Resignation zu bewegen; sondern davon, sie in eine Lage zu versetzen, mit welcher sie zufrieden seyn können, indem ihre gerechten Ansprüche auf Menschenwürde und erträgliche äußere Verhältnisse befriedigt sind. Hierzu aber trägt noch so guter Unterricht in Schule und Kirche Nichts bei.

Die Verbesserungen des Gefängnißwesens haben nur sehr mittelbaren Bezug auf die vorliegende Frage. Von ihnen ist aber auch gar kein hier einschlagender Erfolg zu erwarten. Würden auch noch so Viele von Verbrechen abgehalten, oder die der Strafe Verfallenen sämmtlich im Pönitentiarhause wirklich verwandelt in gute Bürger und fleißige Arbeiter, so ist damit weder ihre noch der andern Arbeiter wirthschaftliche Stellung geändert. Ja, will man die Sache auf die Spitze treiben, so kann man behaupten, die in große Manufakturen verwandelten Gefängnisse tragen eher noch zur Verschlimmerung der Lage der freien Gewerbenden durch ihre Mitwerbung bei. Diese Bemühungen um die Gefängnisse sind ehrenwerth und nützlich; allein für unsern Zweck helfen sie Nichts.

Die Förderung der Kapitalisirung der Ersparnisse, gleichgültig jetzt in welcher Form Dieses geschieht, ist allerdings von größerer Bedeutung. Solch ein Besitz macht sparsamer, zufriedener, und gewährt Hülfe in Noth und Alter. Jede Einrichtung dieser Art ist somit sehr löblich und schätzenswerth; und je nachdem die Gewerbeverhältnisse organisirt würden, könnten diese Kapitalisirungen der Arbeiter eine Hauptgrundlage eines zufriedenstellenden Verhältnisses seyn und also auf alle Weise begünstigt werden müssen: allein im Wesentlichen wird doch unter den jetzigen Umständen Nichts dadurch geändert. Der innere Krieg zwischen Unternehmern und Arbeitern, die Folgen der freien Concurrenz bleiben alle nach wie vor. Und selbst was erreicht wird, wird nur gewonnen für die Zukunft auf Kosten des noch mehr beschränkten Lebensgenusses in der Gegenwart. Es wird nur die Entbehrung gleichmäßiger vertheilt. Es ist dieß ein Vortheil; allein keine gänzliche Umwandlung der unerträglichen Zustände.

So sicher die Ausschweifungen im Trunke bei einem Theile der Fabrikarbeiter die Quelle von Uebeln für sie und für ihre Familien sind; und so gewiß daher den Mäßigkeitsgesellschaften alles Gedeihen (bei vernünftigen Zwecken) gewünscht werden muß: so ist einleuchtend, daß hier nur am Symptome geheilt wird. Der mit seinem Loose unzufriedene, von allzulanger Arbeit erschöpfte Arbeiter trinkt, um sich Kräfte zu heucheln und seine Sorgen und seinen Ekel zurückzudrängen; er trinkt, weil er unglücklich ist. Macht ihr ihn also mäßig, so gewinnt er zwar an Gesundheit, an Geld und vielleicht an häuslichem Glücke — sicher keine Kleinigkeiten: allein die Gründe, welche ihm das Gefühl seines Lebens zur Last machten, sind deßhalb immer noch dieselben. Er ist somit jetzt ein besserer Mensch und vielleicht in etwas geringerer Noth; allein glücklicher ist er in den Hauptbeziehungen nicht.

Kolonisation kann unter Umständen sehr nothwendig seyn; und wir möchten keineswegs die Versicherung übernehmen wollen, daß nicht gerade in einem gut organisirten Zustande der Volkswirthschaft die Auswanderungen systematisch in manchen Ländern betrieben werden müßten. Kolonisation hat auch jetzt allerdings einige Vortheile für die Gewerbenden, indem sie die Zahl der Mitwerbenden vermindert, sogar je nach der Einrichtung zu gleicher Zeit die Nachfrage nach den Erzeugnissen der Zurückbleibenden erhöht und dadurch Fabriken und Handel in Flor bringt. Aber was ist damit in der Hauptsache gewonnen? Die Zurückgebliebenen sind ganz in der nämlichen, von uns als völlig falsch anerkannten, Lage, in welcher sie auch gewesen wären, wenn die Ausgewanderten gar nie gelebt hätten. Wenn ein Verhältniß an sich verderblich ist, so hilft es die in demselben unverändert Bleibenden lediglich Nichts, wenn Einzelne aus demselben scheiden. Und ist es nicht überdieß das Faß der Danaiden? Gar bald ist wieder der alte Zustand, und es muß von vorne wieder angefangen werden.

Endlich alle die herzlich gut gemeinten und im einzelnen Falle vielleicht auch sehr wirksamen Armenbesorgungsanstalten, sind sie es, welche das Problem lösen können? Es ist sicher dankenswerth und nothwendig, daß Diejenigen, welche ins Elend gerathen sind, unterstützt und möglichst leidlich über dasselbe weggebracht werden. Es möge aber nicht vergessen werden, daß der allein wünschenswerthe

Zustand offenbar der ist, in welchem keine Armuth durch die Organisation der Gesellschaft selbst schon erzeugt wird. Dafür ist der Paria unseren jetzigen Einrichtungen keinen Dank schuldig, wenn er zuerst durch eine ihm unüberwindliche Gewalt der Dinge ins Elend geworfen, in diesem dann nun aber gegen gänzliches Verkommen nothdürftig geschützt wird. Und dann ist ja darüber nur Eine Klage, daß seit der vollen Entwicklung unserer gegenwärtigen Industriezustände und Grundsätze die Massen-Armuth entstanden sey, welche nicht mehr gewältigt werden könne, welche alle Mittel der Armenpflege überfluthe. Unsere Aufgabe muß seyn, die Dinge so einzurichten, daß keine Arme vorhanden seyn können, außer bei eigener Schuld oder individuellem Unglück.

Von den Philanthropen also ist sicherlich die Heilung des Uebels nicht zu erwarten; versuchen sie es doch nicht einmal. — Wie verhält es sich nun aber mit den bisher zur Verbesserung unserer Wirthschaftslehre vorgeschlagenen Systemen einer völligen Reform der geselligen Zustände? — Wir gehen sie einzeln durch.

Die saint-simonistische Lehre beabsichtigte die Gründung einer neuen Religion, einer neuen Staatsform und einer neuen Volkswirthschaftslehre. Eine Darstellung des gesammten Systemes würde allerdings zur vollständigen Einsicht in den zunächst zu besprechenden Abschnitt beitragen; allein die Rücksicht auf den uns gestatteten Raum verbietet ein so weites Ausholen. Im Nachstehenden ist somit nur die volkswirthschaftliche Theorie berücksichtigt.

An die Spitze derselben, wie überhaupt aller seiner Vorschläge zur Einwirkung auf den Menschen, stellt Saint-Simon den Satz, daß die allseitige Verbesserung des Zustandes der großen und der armen Menge zu bezwecken sey. Der gegenwärtige wirthschaftliche Zustand erscheint ihm aber aus zwei Gesichtspunkten als ein verwerflicher. Erstens theilen sich die Menschen in Müßiggänger und in Arbeiter. Jene, bestehend aus den Grundeigenthümern und den Kapitalisten, beuten die Arbeiter aus für die ihnen gemachten Darlehen von Land oder Geld, so daß dieselben, also die Pächter, Taglöhner und Fabrikarbeiter, möglichst viel für möglichst wenig arbeiten müssen. Durch die Geburt berufen, die armen Arbeiter mit Kapital oder Boden auszurüsten, versehen die Müßigen dieses wichtige Amt unzweckmäßig, kenntnißlos und unzusammenhängend. Zweitens ist die freie Concurrenz der Gewerbenden ein Krieg Aller

gegen Alle. Anstatt gegenseitige Unterstützung zu gewähren, suchen die Arbeiter nur sich wechselsweise zu unterdrücken. Beide Uebelstände müssen von Grund aus geändert werden. An den Mitteln fehlt es nicht.

Die erste große Maßregel ist die Vernichtung der ganzen Klasse der Müßiggänger. Zwei Vorkehrungen sind dazu erforderlich, nämlich die Aufhebung der Erblichkeit des Eigenthums, und die Vernichtung ihrer politischen Vorrechte. Jene wird allmählig eingeführt, aus Schonung für die bestehenden Gewohnheiten, und zwar zuerst hinsichtlich der Collateralerbschaften, dann mittelst immer steigender schwerer Abgaben auf die Vererbungen in direkter Linie. Das herrenlos werdende Gut fällt dem Staate heim. Die politische Unmacht wird ebenfalls nur allmählig zu Stande gebracht; vorerst und während der Dauer der jetzigen Staatseinrichtungen durch Uebertragung der Wahlrechte u. s. w. ausschließlich an die Arbeiter; gründlich aber durch Einführung der saint-simonistischen Staatsform, d. h. einer hierarchischen unbeschränkten Herrschaft der Priester-Regenten, nämlich der Gelehrten und Künstler.

Die zweite Hauptmaßregel besteht in der Eintheilung der Arbeiter nach ihrer Fähigkeit, verbunden mit der vom Staate ausgehenden Zutheilung der jeder individuellen Fähigkeit entsprechenden Arbeitsmittel. Hierzu ist eine gemeinschaftliche öffentliche Erziehung aller Kinder die nothwendige Vorbedingung. Unter die auf solche Weise Erforschten theilen die Priester-Regenten die Lebensbestimmungen unweigerlich aus; die erforderlichen Güter aber kommen aus der Gütermasse, welche dem Staate durch Aufhebung der Erblichkeit beständig wieder zufällt. Die Zumessung geschieht natürlich ebenfalls von der herrschenden Hierarchie, der Besitz ist in der Regel auf Lebenslang. Die Vertheilung dieser zugemessenen Güter wird durch ein über den ganzen Staat verzweigtes Banksystem vermittelt.

Die dritte wesentliche Einrichtung besteht darin, daß Sorge getragen wird, jede Fähigkeit nach ihren Werken zu belohnen. Dreierlei Umstände könnten einer solchen gerechten Zumessung im Wege stehen. Ein Mißgriff von Seiten der Priester in Zutheilung der Arbeitsart oder der Mittel; die freie Concurrenz; arbeitsunfähiges Alter. Der erste Fehler wird dadurch verbessert, daß den unverhältnißmäßig viel Gewinnenden ein Abzug gemacht wird

zu Gunsten der unverhältnißmäßig wenig Gewinnenden. Der zweite Uebelstand wird dadurch ganz verhindert, daß die Priester jedes Gewerbe nur mit der eben nöthigen Anzahl von Arbeitern besetzen; auch scheint Tarirung der Rohstoffe und der Fabrikate im Plane zu liegen. Dem arbeitsunfähigen Alter aber wird das anvertraute Kapital abgenommen, und dagegen ein Lebensunterhalt gereicht, welchen die Arbeiter aus ihrem Verdienste zu liefern haben.

Dieß sind die, freilich sehr zusammengedrängten, Grundzüge der saint-simonistischen Volkswirthschaftslehre. Sie ist längst wieder verschollen mit dem jämmerlichen Ende der ganzen Sekte, welche, nach einem Großes und Gefährliches versprechenden Anfange, dem Hohne über die neue Religion und die neue Kleidertracht, dem Ekel über die Emancipation der Weiber, dem üblen Eindruck der innern Zwistigkeiten, endlich den Strafanträgen des Staatsanwaltes erlag. Hat auch ihre National-Oekonomie dieses Schicksal verdient? Sind die Grundansichten durchweg falsch, die Mittel verkehrt und unausführbar?

Es ist wohl zu unterscheiden. In den Grundgedanken ist Wahrheit und Irrthum gemischt. Unrichtig ist unzweifelhaft die Aufgabe, ausschließend für die große und arme Masse zu sorgen. Warum sollen die wenigen Höhergestellten keine Rechte haben? Es kann sich nur von einer Aussöhnung der verschiedenen Interessen handeln, nicht von der Unterdrückung aller bis auf eines. Unrichtig ist ferner die Eintheilung in Müßige und in Arbeiter, so wie dieselbe nämlich von den Saint-Simonisten durch ein handgreifliches Taschenspielerstückchen dargestellt wird. Es sind doch wahrlich nicht alle Eigenthümer von Grund und Boden oder von Kapital Müßige, sondern Unzählige treiben ihr eigenes Vermögen mit großer Thätigkeit um. Eben so sind nicht alle Arme auch arbeitsam. Richtig dagegen ist, was im Allgemeinen von dem harten Loose Vieler, ebenso was von der Unsittlichkeit der freien Concurrenz gesagt ist. Hier haben die Saint-Simonisten den wunden Flecken getroffen, und sie waren sich dessen eben so wohl bewußt, als ihre Gegner. — Es handelt sich somit bei Fällung eines entscheidenden Urtheiles hauptsächlich um die vorgeschlagenen Mittel zur Verbesserung. Diese aber sind ganz toll. Sehen wir nämlich auch ab von den Einwürfen von der rechtlichen und politischen Seite, so wie von dem Leichtsinne einer völligen Umgestaltung des Staates, von der innern

Haltlosigkeit einer regierenden Hierarchie von Gelehrten und Künstlern, von der Unnatur und Rechtswidrigkeit einer öffentlichen Zwangserziehung aller Kinder; von der Thorheit, die Ungerechtigkeit eines Zufalls, nämlich der Geburt, durch die eines zweiten Zufalls, nämlich der Talente, verbessern zu wollen; selbst von der unerträglichen Sklaverei, welcher die zu beglückenden Arbeiter verfallen würden; und fassen wir nur die rein wirthschaftliche Seite ins Auge: so wissen wir nicht, welchen Gegengrund unter den vielen triftigen wir zuerst nennen sollen. Einmal nämlich leuchtet ein, daß nicht ein Schatten von Sicherheit dafür vorhanden ist, daß die regierenden Priester wirklich auch immer nur dem Würdigsten und Bedürftigsten die verfügbaren Güter anvertrauen und nicht dem ungeheuersten Mißbrauche oder Mißverständnisse sich hingeben, dadurch aber das Volksvermögen verschleudern würden. Zweitens ist es eine Forderung weit über Menschenkräfte, jedem Gewerbezweige das ihm gerade nöthige Kapital zuzumessen, so daß das richtige Gleichgewicht unter allen Güterquellen erhalten würde. Drittens ist die Aufhebung der Erblichkeit des Eigenthumes und die Zuweisung bloß lebenslänglichen Besitzes schnurgerade dem Antriebe zu emsiger Arbeit und Sparsamkeit entgegen. Hier wäre keine Freude an ererbtem Gute und an dessen Förderung, kein Reiz, für Kinder Etwas zu erwerben; keine Abhaltung, das Anvertraute allmählig zu verzehren, anstatt zu arbeiten. Aus allem Dem aber könnte nur eine mit jeder Generation zunehmende Verminderung des Nationalkapitales folgen, somit baldige allgemeine Armuth. Wenn die Saint-Simonisten, z. B. in ihrem Manifeste an die französische Abgeordnetenkammer, heftig den Vorwurf von sich ablehnen, Theilung des Eigenthums vorgeschlagen zu haben, so ist Dies freilich dem Buchstaben nach wahr; allein die Folgen ihres Gesammteigenthums sind keine andern als des von ihnen selbst als eine Barbarei bezeichneten Gedankens. Viertens ist es wohl überflüssig in die endlosen Schwierigkeiten, sagen wir geradezu in die Unmöglichkeiten, weiter einzugehen, welche eine obrigkeitliche Bestimmung der Taxation aller Erzeugnisse im Gefolge hätte. Man denke nur an die Zeit des Maximums während der französischen Republik. Von der Mitwerbung des Auslandes ganz zu schweigen. Ob, fünftens, die Aussicht auf einen lebenslänglichen Ruhegehalt im Alter ein sehr kräftiges Mittel wäre

zur Förderung der Arbeitsamkeit und der Industrie, mag Jeder sich selbst beanworten. Endlich liegt die Frage ebenso nahe, als sie unbeantwortlich ist, wohin in diesem Systeme alle Diejenigen zu bringen wären, für welche die Priester-Austheilung keinen Arbeitskreis und keine Mittel aufzufinden wüßte? Sollte etwa Kindermord helfen?

Kurz, wohin wir blicken, überall beweist sich der Satz, daß die von den Saint-Simonisten zur Verbesserung der Volkswirthschaft empfohlenen Mittel theils an und für sich unausführbar sind, theils die menschliche Natur verkennen und Leistungen von ihr erwarten, an welche in der Wirklichkeit nicht zu denken ist. Trotz vielen Geistes also, trotz der Richtigkeit wenigstens der meisten gegen die herrschende Lehre gerichteten Kritiken, trotz sehr schätzbarer Ausführungen endlich, welche über einzelne Fragen in den Schriften der Sekte, namentlich in dem Globe enthalten sind, und welche einen bleibenden Werth behaupten werden, ist der Versuch Saint-Simons und seiner Schüler als vollständig gescheitert zu erklären. Nichts ist davon nachgeblieben, als die Anregung des Publikums für sociale Fragen und die Ausmittlung, daß wenigstens dieser Weg nicht zur Wahrheit führt.

Merkwürdig genug ist, daß zu gleicher Zeit mit dem Stifter der bisher besprochenen Sekte in demselben Lande noch ein zweiter Mann lebte, welcher völlig unabhängig von jenem und in einer ganz anderen Ideenwelt lebend dasselbe Ziel zu erreichen suchte. Dieß ist Fourier. Unzweifelhaft sind sowohl die Fehler als die Vorzüge seines Systemes noch bedeutender und eigenthümlicher als die des saint-simonistischen, und jeden Falles muß ihm das Zeugniß ertheilt werden, daß es die kühnste Kritik der herrschenden Wirthschaftslehre liefert. Es ist somit nicht zu verwundern, daß auch diese Lehre eine bedeutende Anzahl von Anhängern gefunden hat. Ist gleich Fourier (1837) verzweifelnd über die kalte Theilnahmlosigkeit seiner Zeitgenossen gestorben, so hat sich doch seit dieser Zeit seine Lehre immer weiter ausgebreitet, ist in sich durch eine Reihe von bedeutenden Schriften ausgebildet und verdeutlicht worden und wird, wenn uns nicht Alles trügt, auch künftig noch wachsen und sich geltend machen. Zwar hindert auch sie theils die Beimischung einer wunderbaren religiös-philosophischen Theorie, theils die Neuheit, Unklarheit und theilweise Lächerlichkeit ihres

Sprachgebrauches, theils endlich die empörende Unsittlichkeit ihres Dogmas über das Verhältniß der Geschlechter, ohne welchen Bordell-Beigeschmack die französischen Weltverbesserer nun einmal nicht scheinen bestehen zu können: allein diese Schlacken sind alle nur äußerlich mit der Wirthschaftslehre verbunden, und sie kann somit von ehrenwerthen Händen auch ohne diese weiter entwickelt und dadurch ähnlich Gesinnten zugänglich gemacht werden.

Die Lehre Fouriers aber, so weit sie unseren Gegenstand betrifft, läßt sich auf nachstehende Weise zusammenfassen:

Die unendliche Mehrzahl der Bewohner unserer civilisirten Staaten ist in einem beklagenswerthen Zustande, durch widrige Arbeiten erdrückt und abgestumpft, überdieß in großer Armuth. Die Quelle dieses Uebels ist zu suchen in der Vereinzelung der Menschen, welche zur nothwendigen Folge unzusammenhängende und beständig gleiche Beschäftigung (Arbeitstheilung im Sinne der Nationalökonomie) und die Concurrenz mit ihren sittlichen Uebeln hat. Die einzige Hülfe ist in der Association zu finden, und zwar in solcher, welche Kapital, Arbeit und Talent zu gemeinschaftlichem Wohle verbindet. Namentlich muß die Arbeit erleichtert und angenehm gemacht werden, was geschehen kann durch ganz freie Wahl derselben, durch möglichste Ersparung der damit verbundnen physischen Leiden, gemeinschaftliche Betreibung desselben Geschäftes, und häufigen (je nach zwei Stunden eintretenden) Uebergang von einer Arbeit zu einer andern. Auch die Intelligenz und somit die Einträglichkeit der Arbeit kann bei solch gemeinschaftlichem Wirken nur gewinnen. Durch dieses Alles wird „leidenschaftliche Anziehung" anstatt Ekel und Elend erzeugt. Aber zur Durchführung ist eine vollständige Umgestaltung der jetzigen wirthschaftlichen und bürgerlichen Bildung nothwendig. Als die vollendete Gestaltung (mit Uebergehung von unzureichenden und Uebergangszuständen) erscheint die Abtheilung der Menschen in „Phalangen", d. h. je in eine enge verbündete Anzahl von 400 Familien oder etwa 1800 Menschen aller Alter. Eine solche Phalange aber wohnt in einem „Phalanstere", einem großen regelmäßigen Gebäude, mit Wohnungen von verschiedener Ausdehnung, gemeinschaftlicher Küche, Speicher und Keller, großen, hellen und schönen Arbeitslokalen und Versammlungsräumen aller Art. Anstatt der Straßen sind bedeckte, im Winter geheizte Gallerien u. s. w. Jeder miethet

sich nach seinen Mitteln eine kleinere oder luxuriösere Wohnung, hat auch die Wahl zwischen den verschiedenen Speisebereitungen. Die Phalangen unter sich stehen im Verhältnisse der gegenseitigen Hülfe; durch Abgeordnete vereinigen sie sich in Congressen zur Berathung gemeinschaftlicher Angelegenheiten, und so stufenweise aufwärts bis zur „sphärischen Einheit", welche Namens des ganzen Menschengeschlechtes berathet. Die Wirthschaft in der Phalange wird aber auf folgende Weise geführt. Jedes Mitglied tritt sein Grundeigenthum und seine Gewerbeeinrichtungen an die Gesammtheit ab, und erhält dafür Aktienscheine oder Theile derselben (im Ganzen sind ihrer 1828), welche ihm entsprechend verzinst werden. Ebenso nimmt die Phalange alles bewegliche Kapital der „Harmonisten" (Theilnehmer) gegen Verzinsung an, selbst Fremde können ihr Kapitale zuweisen. Wer kein Kapital einzulegen hat, bringt wenigstens Arbeit und Talent in die Gemeinschaft. Die Arbeit wird durch „leidenschaftliche Gruppen", welche sich ihrerseits wieder zu „leidenschaftlichen Reihen" verbinden, besorgt, und zwar in der Art, daß vom Kindesalter an Jeder sich seine Beschäftigungen ganz nach Belieben wählt, auch so viele zumal, als er Lust trägt, wohl zwanzig bis dreißig. Zu jeder Arbeit verbündet er sich dann mit andern Gleichgesinnten, wobei jedoch eine Prüfung des Aufzunehmenden durch die Uebrigen stattfindet. Jede Gruppe hat ihr ganz bestimmtes Geschäft, alle Gruppen Einer Reihe ein verwandtes; leitende Vorsteher werden von jeder Gruppe gewählt, jedoch nur für ihren Zweck, bei einer andern Gruppe kann der Anführer vielleicht der Letzte seyn. Alle Arten von Arbeiten auf dem Felde, im Hause, im Stalle und in den Gewerben werden auf diese Weise von Gruppen und Reihen besorgt. Jede einzelne Arbeit aber dauert immer nur zwei Stunden, dann geht Jeder aus der Gruppe zu irgend einer anderen Arbeit und Gruppe über; auch wird Dasselbe in der Woche von Denselben nicht häufiger als zwei bis dreimal vorgenommen. Die Arbeit wird auf alle Weise erleichtert: so z. B. befinden sich die Feldarbeiter unter großen Zelten gegen die Sonne geschützt; auf größere Entfernungen wird man in bequemen Wagen gefahren; überall in der Gegend sind Kiosken erbaut und mit den zu den einzelnen Arbeiten nöthigen Kleidungen u. s. w. ausgerüstet. Bei großen Unternehmungen kommen die „industriellen Heere" von den benachbarten Phalansteren zu Hülfe;

ihre Zahl kann, wo es Noth ist, in die Millionen gehen. Um zu den an sich weniger angenehmen Arbeiten Freiwillige anzuziehen, werden die „zurückstoßenden" Beschäftigungen besonders gut belohnt; die anziehenden dagegen, worunter auch die geistigen, sparsam, weil sie schon selbst eine Belohnung sind. So wird also z. B. das Düngerausfahren oder Kloakenreinigen höher bezahlt, als die Arbeit des Malers oder Bildhauers. Sollte sich trotz dessen zu einem bestimmten Geschäfte gar Niemand finden, so hat es die „Aufopferungs-Cohorte", bestehend aus jungen Leuten von 9 — 15 Jahren, zu unternehmen. Zum Eintritt in dieselbe wird außer dem jugendlichen Enthusiasmus auch durch das Recht, über den achten Theil des Einkommens der Gesellschaft zu allgemeinen Zwecken zu verfügen, aufgemuntert. — Die Vertheilung des Einkommens der gemeinschaftlichen Arbeit wird nach folgenden Grundsätzen vorgenommen: Vor Allem gewährt die Phalange jedem Mitgliede das „Minimum" der physischen Bedürfnisse, d. h. Kost u. s. w. dritter Klasse, ebenso unentgeldliche Reisegelegenheit, ferner Gastfreiheit allen reisenden Mitgliedern fremder Phalangen, Unterhalt der Greise, Arbeitsunfähigen und Kinder. Der Ueberschuß über diese und die übrigen allgemeinen Ausgaben (welcher wegen der gemeinschaftlichen, eifrigen und intelligenten Arbeit, und wegen der Ersparnisse der gemeinschaftlichen Haushaltung als sehr bedeutend anzunehmen ist) wird zu $^5/_{12}$ für die Arbeit, $^4/_{12}$ für das Kapital und $^3/_{12}$ für das Talent abgegeben. Die Belohnung des Einzelnen wird nach seiner größeren oder geringeren Brauchbarkeit in der Gruppe bemessen, die der Gruppe und Reihe aber nach der größeren oder geringeren Annehmlichkeit, so daß immer das an sich weniger anziehende Geschäfte besser bezahlt wird. Auf diese Weise wird auch das Problem der Armuthsverhinderung auf das Leichteste gelöst, indem Jeder nach seinem Belieben durch Uebernahme hochbezahlter Dienste große Einnahme sich verschaffen kann. Der Maßstab der Vertheilung für die verschiedenen Arten von Arbeiten und Talente, ferner für den jedem Einzelnen zukommenden Antheil wird durch freie Uebereinstimmung Aller festgestellt. Ein der Phalange angehöriger Kapitalist mag leicht seine Zinsen an positiver Einnahme und an Ersparnissen (mittelst des gemeinschaftlichen Haushaltes) auf 50 Proc. jährlich berechnen. Fremden werden 8 vom Hundert für ihre dargeliehenen Kapitalien gegeben; eben so viel

denjenigen Mitgliedern, welche diese bestimmte Einnahme einer Theilnahme an der Abrechnung vorziehen. — Schließlich noch die Bemerkung, daß der mehr geschonte und besser gehaltene Mensch im Phalanstere wenigstens das Dreifache seiner jetzigen Lebensdauer, Kraft und Intelligenz erhalten wird. Das Nämliche tritt auch bei den Thieren ein, namentlich bei den Pferden. Daß eine gemeinschaftliche, völlig gleiche Erziehung aller Kinder ein wesentlicher Bestandtheil des Systemes ist, versteht sich wohl von selbst. Auch ihre Pflege und Unterweisung geschieht durch freiwillige Gruppen, welche alle zwei Stunden sich ablösen.

Fourier versuchte während mancher Jahre vom französischen Staate oder von Privaten die Mittel zur Herstellung eines Phalansteres zu erhalten, welches als Probe des Systems gelten sollte; natürlich ohne Erfolg. Aus Erfahrung also kann die Unausführbarkeit des Planes und die Nichterreichung des vorgesetzten Zweckes nicht erwiesen werden. Vom theoretischen Standpunkte aus aber scheint folgendes Urtheil darüber gefällt werden zu müssen:

Nichts ist leichter, als nicht nur den philosophisch-religiösen Theil, die Kosmogenie und den ganzen Sprachgebrauch Fouriers, sondern auch mit ausschließlicher Beschränkung auf seine Wirthschaftslehre die an die Feenmärchen für Kinder erinnernden Phantasiestücke lächerlich zu machen. Die vier Millionen starke industrielle Armee, welche die Sahara cultivirt; das den Tartaren von den Pariserinnen gegebene Gastmahl; die Zebrareiterei; die „Nordpolkrone", welche durch Bebauung der nördlichen Hemisphäre entstehen und das Eismeer zu zwei Drittheilen schmelzen soll, alles Dieses ist so extravagant und zum Theile rein wahnsinnig, daß man mit einem kleinen Fonds von Witz die Lacher leicht auf seine Seite bekommen kann. Selbst die Einzelheiten des Phalansteres und der leidenschaftlichen Reihen, von welchen die eine gelbe, die andere blaue Pflaumen, die eine Centifolien, die andere Monatrosen mit Eifersucht und Leidenschaft cultivirt, oder welche mit Grazie die Kloaken reinigen, u. dgl., ist gloriose Tollheit. Allein wir glauben, Blanqui (Geschichte der Nationalökonomie) hat vollkommen Recht, wenn er es als eine Art von Unsittlichkeit erklärt, mit Hohn und Ironie von dem Manne und seinen Ideen zu reden. Neben der ganz ungezügelten Einbildungskraft, dem manchfachen Mangel an den nöthigen Kenntnissen und der unbegreiflichsten

Unkenntniß des menschlichen Herzens ist in ihm auch ein so ernstlicher guter Wille, eine so seltene Großartigkeit der Gesinnung, ein so merkwürdiger Scharfsinn und eine solche Kraft des Gedankens, daß sich das Lachen gar bald in Staunen, nicht selten fast in Bewunderung verwandelt. Auch ist wohl zu bedenken, daß jene abgeschmackten Beiwerke und Zuthaten nichts weniger als das Wesen der Lehre sind, wie denn auch die ausgezeichneteren Schüler Fouriers, ein Considerant, Paget, Lechevalier, eine Gatti de Gamond, keineswegs in diese Verirrungen verfallen, sondern die auffallendsten leise bei Seite schieben, manche andere nur aus Achtung gegen den Meister unwiderlegt anführen. Lassen wir also die ganze Phantasterei beruhen, und suchen wir den Werth des Kernes der Lehre zu erfassen!

Der Grundgedanke ist ein doppelter. Einmal, daß die freie und unorganisirte Mitwerbung das sittliche und wirthschaftliche Verderben der ärmern und arbeitenden Klasse herbeiführe und sie zu einem mit Leiden und Unlust erfüllten Leben zwinge. Zweitens, daß häufiger Wechsel der Beschäftigung von der Natur des Menschen verlangt werde, somit auch die Menge und Güte des Erzeugnisses fördere. Von diesen beiden Gedanken scheint uns der erste völlig wahr, und sicherlich liegt hier ein Hauptübel unserer Zustände. Nur sehr theilweise richtig aber ist die andere Idee. Daß eine Abwechslung in der geistigen sowohl als körperlichen Arbeit eine Annehmlichkeit und Erleichterung ist, weiß nämlich allerdings Jeder aus Erfahrung; und wir geben namentlich gerne zu, daß die bis zur Erschöpfung täglich fortgesetzte, das ganze Leben durch unveränderte Beschäftigung mancher Fabrikarbeiter eine wahre Tortur ist. Allein nicht nur wäre eine so große Zersplitterung der Zeit und Uebung, wie Fourier sie verlangt, nämlich bis zu 20 und 30 verschiedenen Geschäften, kaum weniger lästig, und überhaupt wohl über die Kräfte des Menschen gehend, sondern auch auf verständigeres Maaß zurückgeführt hat ein häufiger Wechsel bedeutende wirthschaftliche Nachtheile. Der Zeitverlust beim Uebergange von einer Arbeit zur andern ist hoch anzuschlagen; eine vollkommene Fertigkeit kann wenigstens nicht in allen Arten der Beschäftigung erworben werden; die Menge der Werkzeuge wird sehr vervielfältigt, somit das Anlagekapital unnöthig vergrößert und liegt überdieß zu einem bedeutenden Theile immer

ohne Anwendung, somit auch ohne Zinsen, todt. Auch ist nicht aus den Augen zu lassen, daß schon jetzt bei einer großen Menge von Arbeiten, namentlich bei den Handwerken, im Gegensatze von Fabriken, eine beständige Veränderung in der Beschäftigungsweise und in dem Gegenstande eintritt, wenn schon allerdings innerhalb eines gewissen Arbeitskreises, so daß die Nachtheile der Einerleiheit lange nicht so verbreitet sind, als Fourier annimmt. Das Nothwendige in dieser Beziehung dürfte erreicht seyn, wenn der Arbeiter nicht durch allzulange Anstrengungen erdrückt wird, sondern noch Zeit und Mittel hat, zu seiner Erholung eine Lieblingsbeschäftigung in Garten, Feld u. dgl. zu unternehmen. Unserer Ansicht nach ist somit der ganze Theil des Fourier'schen Systemes, welcher die Abwechslung der Arbeit nur um der Abwechslung willen beabsichtigt, von vorne herein zu verwerfen, als auf einem falschen Grundgedanken beruhend, wie einen solchen fördernd; und es bedarf somit keiner weiteren Untersuchung und der sich aus ihr leicht herausstellenden Nachweisung der völligen Unausführbarkeit der vorgeschlagenen Verfahrensart.

Wie aber verhält es sich mit den beantragten Mitteln zur Verbindung der Arbeiter und zur Verhinderung der vereinzelten Güterschaffung so wie der ungeordneten Mitwerbung? Ist hier etwa der wahre, der rettende Gedanke gefunden? — Unterscheiden wir. Von der vorgeschlagenen Form des Zusammenlebens in Phalansteren, von der Aufgebung des individuellen Familienlebens, von der Abtretung des Grundeigenthums und der Gewerbeeinrichtungen an die Gemeinde im Allgemeinen, kann vernünftiger Weise keine Rede seyn. Dieß sind theils an sich unausführbare Phantasiegebilde (in Beziehung auf welche Fourier nicht einmal das Verdienst der Orginalität in Anspruch nehmen kann, indem die **Histoire des Sevarambes** schon hundert Jahre früher ganz Aehnliches fabelt), theils würde sicher die Mehrzahl in solchem Kasernenleben ohne Selbstständigkeit und Heimath die Vernichtung alles Lebensglückes, anstatt dessen Gipfel, finden. Allein dennoch liegen zwei materiell sehr richtige Gedanken diesen luftigen Projecten zu Grunde. Richtig ist nämlich vor Allem die große Ersparniß, welche in vielen häuslichen und gewerblichen Dingen durch gemeinschaftlichen Betrieb gemacht werden kann; und richtig ist der Gedanke, daß Jeder nach seinem Beitrage zum Erzeugnisse Antheil am Gewinne haben soll.

Was das Erste betrifft, so wird durch die Aufgebung des Phalanstere keineswegs eine wesentliche Beeinträchtigung herbeigeführt. Es lassen sich in verschiedenen wichtigen Beziehungen gemeinschaftliche Wirthschaftszweige denken. Einmal sind wohl gemeinschaftliche Magazine, Keller u. dgl. nicht unmöglich, sobald nicht die ganze Ortschaft als solche, sondern wenn nur immer eine Anzahl Freiwilliger hierzu sich vereinigt. Zweitens kann die gemeinschaftliche Bereitung von Speisen sehr weit ausgedehnt werden. Jetzt bestehen nur theilweise Gemeindebacköfen und in Nothfällen Suppenanstalten u. dgl. Warum diese wohlfeilere und überdieß schmackhaftere gemeinschaftliche Bereitung nicht ausgedehnt werden könnte auf die gewöhnlichen Speisen, ist nicht abzusehen. Wir erinnern hier an die Menagen der Soldaten und deren höchst günstige Ergebnisse. Drittens könnte gar Manches gemeinschaftlich auf verhältnißmäßige Rechnung jedes Theilnehmers verfertigt oder sonst bewirthschaftet werden, was der Einzelne gar nicht oder nur viel unvortheilhafter betreiben kann. Man denke an die Gemeindekäsereien in der Schweiz, an die freiwillige Zusammenlegung des allzuvertheilten Grundeigenthums in einigen Theilen von Frankreich. Aber auch der Marktverkauf ließe sich so einrichten; es könnten Mehrere gemeinschaftliches Vieh, Ackergeräthe besitzen u. s. w. Selbst bei den fabrizirenden Gewerben ist eine solche Einrichtung denkbar. Beim Handel sind Associationen schon lange ausgeführt; es ist kein innerer Grund, welcher solche Verbindung bei anderen Arbeiten hinderte. Die allerdings nöthige Sicherstellung gegen Uebervortheilung ließe sich in jedem Falle leidlich auffinden.

Hinsichtlich des Satzes, daß bei allen Erzeugnissen der Kapitalist, der Leitende und der Arbeiter verhältnißmäßigen Antheil am Gewinne haben sollen, und daß nur wenn eine solche Vertheilung an die Stelle der Ausbeutung der großen Menge zum Vortheile eines Einzelnen trete, Zufriedenheit und Sicherheit möglich sey, ist eine gegründete Einwendung nicht denkbar. Und ebenso ist klar, daß nur vermittelst gemeinschaftlichen Einflusses auf die Vertheilung die Ausführung dieses Grundsatzes möglich ist, weil sonst die Berechtigten zur Einsicht in den Stand des Geschäftes nicht zugelassen, also in der Regel ihren billigen Antheil nicht erhalten würden. Auch muß es als ein wesentlicher Vorzug

der Fourier'schen Lehre gegenüber von den Saint-Simonisten betrachtet werden, daß jene die Beibehaltung des individuellen Eigenthums, der verschiedenen Größe und der Erblichkeit desselben verlangt und zum wesentlichen Theile ihres Systems macht. Allein eben so unzweifelhaft ist, daß zur Verwirklichung eines gemeinschaftlichen Einflusses auf Arbeit und Gewinn eine feste Organisation der Gewerbenden gehört. Hierin nun hat Fourier es völlig verfehlt. Er ist der Ueberzeugung, daß durch allseitige gutwillige Uebereinkunft und durch Wahl sich die Vertheilung auf das Leichteste gestalten werde, und stützt diese Hoffnung auf das im harmonischen Zustande allgemein vorhandene Wohlwollen, auf die Jedem beiwohnende Einsicht in den wahren eigenen Vortheil, sogar auf die Großmuth der Reichen. Dies sind hohle Redensarten oder Beweise von völligem Mangel an aller Menschenkenntniß. Eigennutz, Eifersucht, Neid, Arbeitsscheue und Verschwendungssucht würden selbst im harmonischen Zustande, wenn derselbe möglich wäre, ihre Herrschaft über den Menschen nicht verlieren, und die so sicher angenommene richtige Einsicht des eigenen Vortheils verdunkeln; von anderen Verhältnissen gar nicht zu reden. Auch unterliegt wohl keinem Zweifel, daß schon die Möglichkeit einer Gütererzeugung bedingt ist durch eine starke Organisation der Betheiligten. Bei aller Richtigkeit des Grundgedankens ist demnach das von Fourier vorgeschlagene Mittel lediglich für nichts zu rechnen.

Somit ergibt sich denn das Gesammturtheil über die Lehre von Fourier, daß sie nicht nur in ihrer Kritik der Mängel der jetzigen Zustände, sondern auch in manchen positiven Grundwahrheiten und in der scharfsinnigen vielseitigen Durchführung der von ihr einmal angenommenen Sätze alle Anerkennung verdient; daß ihr aber (auch abgesehen von den ganz unnöthiger- und fast muthwilligerweise beigefügten Thorheiten aller Art) die Lösung des Problemes nicht entfernt gelungen ist, weil sie anstatt verständiger, auf die Natur des Menschen und der Dinge gegründeter Einrichtungen nur bodenlose Hirngespinnste und völlig unerwiesene Annahmen zu Stande brachte. Sie wird somit negativ fortwirken, vielleicht durch Gegensatz zu richtigen und ausführbaren Gedanken führen; allein sie selbst ist ein verunglückter Versuch, die politische Oekonomie zu ersetzen.

In wenigeren Sätzen läßt sich das System von R. Owen sowohl darstellen als widerlegen.

Auch Owen begnügt sich nicht mit der Begründung einer bloßen Wirthschaftslehre, sondern er beabsichtigt eine neue Gestaltung der menschlichen Dinge. Daher verlangt er eine neue, vernunftgemäße Religion, eine neue derartige Regierungsweise und eine neue Gestaltung aller Vermögensverhältnisse. Wir lassen die beiden ersten Theile der Lehre bei Seite, als zum Verständnisse der Wirthschafslehre nicht unmittelbar nothwendig; und nur im Vorbeigehen sey die Bemerkung gemacht, daß die Regierung auf den Grundsatz der vollkommenen Unzurechnungsfähigkeit des Menschen, somit auf gänzliche Beseitigung aller Strafe und aller Belohnung gebaut ist!! Die Vorschläge aber zur wahren Einrichtung der Vermögensverhältnisse sind folgende. Die Erziehung für Alle ist vollkommen gleich, und darauf berechnet, nur die wahren in der Natur des Menschen begründeten Gefühle und Ansichten zu entwickeln. Menschen dieser Art bedürfen keines Sondereigenthumes, sondern sie können Alles (natürlich je in kleineren Gemeinden von einigen Tausenden) gemeinschaftlich besitzen und bewirthschaften. Vollkommene Gleichheit und vollkommene Gemeinschaft sind die Grundlagen des Verbandes. Von irgend einem Zeichen des individuellen Besitzes, Geld z. B., kann keine Rede seyn, weil es die Gemeinschaft zerstören würde. Die Gemeinde versieht die Einzelnen mit dem Nothwendigen. Sie selbst aber hat eine Reihe von Industrie- und Landbaugewerben, theils für ihre eigenen Bedürfnisse, theils zum Austausche mit anderen Gemeinschaften. In der Gemeinde findet allerdings Unterordnung zur Erreichung der Gesammtzwecke statt; dieselbe beruht aber ausschließlich auf dem natürlichen Alter. Bis zu 15 Jahren dauert die Erziehung; von da bis zum 25sten Jahre sind die hauptsächlich handanlegenden Arbeiter; von 25 — 30 Jahren hat man den gemeinheitlichen Besitz zu bewahren und zu vertheilen; zwischen 30 und 40 Jahren leitet man die innern Angelegenheiten und Arbeiten der Gemeinde; von da bis zum 60sten die Verhältnisse von Gemeinde zu Gemeinde. Die Familie existirt nicht; sie wird von der Gemeinde absorbirt.

Bei der Beurtheilung dieses Systemes ist vor Allem zu bemerken, daß es wiederholt im Leben in gehöriger Ausdehnung versucht

wurde, aber vollkommen fehlgeschlagen hat. Wir reden hier nicht von New-Lanark, welches allerdings unter der persönlichen Leitung von Owen in hoher Blüthe stand; hier war nicht von der Anwendung des socialistischen Systemes die Rede, sondern von der zweckmäßigen und menschlichen Einrichtung einer großen Fabrik unter Beibehaltung des ganzen Wesens unserer dermaligen Einrichtungen. Allein in New-Harmony und in Orbiston mißglückte es vollkommen, weil den menschlichen Leidenschaften und Fehlern bei dieser Gemeinschaft von Arbeit und Gewinn gar keine Rechnung getragen war.

Doch es hätte dieser Probe gar nicht bedurft, um die Unausführbarkeit der socialistischen Lehre, jedem mit dem Menschen nur irgend Bekannten auf den ersten Blick zu zeigen. Wir wollen nicht erst darthun, daß die Aufhebung des Sondereigenthums bei den Menschen, wie sie nun einmal sind, Lust zur Arbeit und zur Sparsamkeit völlig vernichtet, den einzigen Fall einer unter strengster Disciplin stehenden und durch einen enthusiastischen Zweck, z. B. religiöse Ascetik, belebten Gemeinheit ausgesuchter Genossen abgerechnet. Der Gedanke aber, die Intelligenz lediglich nach dem Alter zu bemessen, ferner derselben, sey sie nun gefunden wie sie wolle, keinen entsprechenden Antheil an dem von ihr geschaffenen Gewinne einzuräumen, ist gegen allen Menschenverstand. Zur Gütergemeinschaft werden sich freilich immer Liebhaber melden; allein natürlich nur der Abschaum der Gesellschaft, welcher dabei unmittelbar auf Kosten Anderer zu gewinnen hofft und auf dessen Arbeit gar nicht zu rechnen ist. — Ueber die, im Systeme übrigens nicht einmal nöthige, Auflösung der Familie, die daraus folgende Weibergemeinschaft u. s. w., ist kein Wort zu verlieren.

Somit sind denn allerdings die Plane, welche von den drei verschiedenen reformatorischen Schulen der bestehenden politischen Oekonomie entgegengesetzt werden, nur als völlig verfehlt zu betrachten. So richtig auch ihre Kritik seyn mag; so viel Geist und Scharfsinn uns bei den Saint-Simonisten, und noch mehr bei der societären Schule Fourier's entgegentritt: so ist doch das von ihnen an die Stelle des Unzureichenden und Falschen selbst Vorgeschlagene unbrauchbar, und konnte freilich ein so vollständiges und wohlgeordnetes System, wie das von A. Smith und seinen Schülern ist, nicht ersetzen. Allein daraus folgt noch keineswegs, daß nicht auf anderem Wege Das erreicht werden kann, was als Bedürfniß,

ja selbst als dringende Nothwendigkeit negativ nachgewiesen ist. Unseres Bedünkens ist das Scheitern der bisherigen Versuche einigen eben so handgreiflichen als leicht vermeidbaren Fehlern zuzuschreiben. Einmal, daß zum Behufe einer zweckmäßigen Verfassung unseres wirthschaftlichen Lebens die Umgestaltung aller göttlichen und menschlichen Dinge für nöthig erachtet ward, Religion, Sitte und Staat bei Gelegenheit mit reformirt werden sollten, wie wenn die unmittelbare Aufgabe nicht schwierig, und eine gelungene Lösung nicht ruhmvoll genug gewesen wäre. Zweitens, daß sich die Verbesserer von Eitelkeit und Erfindungsgabe hinreißen ließen, Gedanken, welche noch keineswegs nach allen Richtungen des Principes untersucht und mit Schärfe festgestellt waren, alsbald bis in die kleinste Einzelnheit auszuspinnen und so Luftschlösser, anstatt ökonomisch-politischen Lehren zu bilden. Drittens endlich, daß sie bei Ordnung so positiver Dinge, wie die wirthschaftlichen Verhältnisse sind, ihrer Phantasie irgend einen Spielraum ließen, anstatt lediglich den kalten kritischen Verstand anzuwenden. Und welche Phantasie war es noch, deren Flügeln man sich überließ! Kaum zu unterscheiden von medicinisch erklärtem Dilirium. Somit hat ein nüchternes und sich selbst beschränkendes Verfahren immerhin noch eine Aussicht zum Ziele zu gelangen; und es ist erlaubt, wenigstens den Versuch zu machen.

Ueber die Aufgabe an sich kann kaum Streit seyn. Wenn nicht alles oben Ausgeführte unbegründet ist, so müssen zwei Uebelstände verbessert werden. Erstens die unerträgliche Stellung eines großen Theiles der Arbeiter. Zweitens die Vereinzelung und die Selbstsucht in unserem Gewerbeleben, namentlich in ihrem bestimmten Ausdrucke, der unorganischen freien Mitwerbung.

Unzweifelhaft sind die Mittel schwer zu finden; doch werden auch hier einige allgemeine Betrachtungen der Unbestimmtheit der Gedanken einen Anhaltpunkt geben. Bei einigem Nachdenken finden wir nämlich, daß — sey nun die helfende Einrichtung, welche sie wolle — eine Reihe sowohl negativer als positiver Forderungen an sie gestellt werden muß, ohne deren Erfüllung entweder Unhaltbarkeit wegen Verletzung richtiger Grundsätze der Wirthschafslehre, oder Unvollständigkeit der Hülfe vorhanden wäre.

Als die wesentlichsten negativen Forderungen erscheinen aber nachstehende: Vor Allem darf die gesuchte Hülfe nicht darin

bestehen, daß eine völlige Gleichheit in der Belohnung der verschiedenen Klassen von Gewerbenden beabsichtigt würde. Man müßte damit in allen Widersinn und somit die ganze Unmöglichkeit der Gütergemeinschaft verfallen, namentlich allen Eifer, alle außerordentliche Anstrengung tödten und durch allmähliges gegenseitiges Sinken der Arbeit, sowohl nach Maß als nach Intelligenz, zur Barbarei zurückführen. Das leitende und erfindende Talent, die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten, die Arbeitsamkeit und Pünktlichkeit müssen ihre verhältnißmäßige Belohnung finden. Der Einzelne kann mit Recht und Vernunft nur verlangen für Das belohnt zu werden, was er beigetragen hat zur Erreichung eines gewissen Ergebnisses. Ob er nicht weiter thun wollte, oder aus Mangel an Eigenschaften nicht weiter thun konnte, ist dabei gleichgültig. Die Organisation des Gewerbelebens ist nicht dazu vorhanden, das undurchdringliche Räthsel der Welteinrichtung zu lösen und der Ausgleichung mittelst künftiger Zustände vorzugreifen; sondern sie hat nur ihren eigenen Kreis menschlich richtig zu ordnen. Somit ist auch der Gedanke der societären Schule, nämlich die höhere Belohnung der abschreckenden Arbeit, ein wirthschaftlich verkehrter. — Zweitens darf kein verdeckter Krieg gegen das Kapital geführt und demselben ein unzureichendes Minimum von Antheil hingeworfen werden. Dies ist die Gesinnung von müßigen und neidigen Bettlern, nicht aber die Einsicht des Nationalökonomen. Allerdings soll der übermäßige Antheil vermindert werden, welchen jetzt der Kapitalist an sich zu reißen pflegt, so daß für die einfachen Arbeiter kaum Etwas übrig bleibt. Allein so viel muß immer bleiben, daß die Gefahr des Verlustes ausgeglichen und die Entbehrungen der Ersparniß belohnt werden. Dies liegt in dem Vortheile der sämmtlichen Arbeiter und Unternehmer selbst; denn ohne Kapital können sie Nichts bewerkstelligen, und ohne entsprechenden Gewinn ist kein Kapital zu erhalten. — Ebenso ist ferner einleuchtend, daß die Erklärung gegen den Grundsatz der ganz unbeschränkten freien Mitwerbung und seine entsittlichenden und Unglück schaffenden Folgen keineswegs den Sinn haben kann, daß eine Aufhebung aller Concurrenz wünschenswerth und zuträglich seyn würde. Dies hieße nichts weniger, als die allgemeine Einführung von Monopolen vorschlagen, d. h. das Grab der Industrie. Es muß natürlich dem Gewerbenden erlaubt bleiben,

wohlfeiler und besser zu arbeiten, als seine Genossen; dem Verzehrer aber, da seine Bedürfnisse zu kaufen, wo er sie am preiswürdigsten findet. Allein die Aufgabe bleibt, für den Einzelnen eine Gränze der Ausdehnung seines Betriebes aufzufinden, damit er nicht durch Uebermacht des Vermögens (nicht der Arbeit) alle Mitverbundnen unterdrücken könne, und dadurch thatsächlich ein Monopol für sich gewinne. Zweitens ist wünschenswerth, daß die Besiegung der Nebenbuhler nicht durch ungerechte und unsittliche Mittel erfolge, z. B. durch willkürliche Herabsetzung der Arbeitslöhne, durch ein die Ausdauer menschlicher Kraft übersteigende Verlängerung der Arbeitsstunden. Es handelt sich davon die Mitwerbung da zu beschränken, wo sie größere Nachtheile als Vortheile zu haben anfängt, wie z. B. schon jetzt (freilich inconsequent genug) für Erfindungspatente und Schutz gegen Nachdruck Ausnahmen beliebt worden sind. — Schon aus dem Bisherigen geht hervor, daß die zu treffende Einrichtung nicht darin gesucht werden kann, durch eine Steigerung der Verkaufspreise den Gewerbenden größere Einnahme zu verschaffen. Nicht nur wäre diese Maaßregel in so fern schlecht berechnet, weil sie zum großen Theile sich selbst wieder zerstören würde durch die höheren Preise auf die Bedürfnisse der Industriellen; sondern sie würde auch durch Verminderung der Consumtion und die damit wieder nothwendig zusammenhängende Verminderung der Production der Consumenten dem Volksvermögen die größten Nachtheile zufügen. Von der Ueberflüglung durch das Ausland gar nicht zu reden. Die Ansicht ist überhaupt nicht die, daß der Gesammtgewinn der Gewerbenden zu klein sey, sondern nur die, daß eine gerechtere Vertheilung desselben statt finden müsse. Endlich wird es wohl kaum einen Widerspruch erfahren, wenn verlangt wird, daß das Familienleben durch die bessere Ordnung der Gewerbeverhältnisse nicht aufgehoben werden darf. Auf ihm beruht hauptsächlich die Sittlichkeit und Zufriedenheit; und nichts kann verkehrter seyn, als eine Verbesserung des geistigen Zustandes der arbeitenden Klasse von einer Vernichtung des häuslichen Sinnes und Glückes zu erwarten. Im Gegentheile ist eine der erfreulichsten Folgen, welche man sich von einer Verbesserung der äußeren Zustände derselben versprechen darf, daß sie wieder mehr Zeit, Mittel und Lust zum Leben im Kreise der Ihrigen bekämen. Sicherlich ist

gerade die Zerstörung des Familienlebens eine der übelsten Seiten des gegenwärtigen Zustandes vieler Fabrikarbeiter; und es ist unbegreiflich, wie sowohl Fourier als Owen auf die letzte Auflösung aller Bande der Natur hinarbeiten mögen. Gott behüte uns vor der Generation, welche auf solche Weise aufwachsen würde, und bei welcher von Jugend auf weder Vater noch Mutter Dank und Gehorsam gefunden hätten. Damit ist aber natürlich nicht gesagt, daß diejenigen gemeinschaftlichen Vorkehrungen, welche ohne Aufhebung des individuellen Familienlebens zu Ersparnissen oder größeren Einnahmen führen könnten, zu verwerfen seyen. Sie mögen immerhin getroffen, und, wenn es sich gerade paßt, auch in das ganze System des Gewerbebetriebes verflochten werden. Allein sie sind doch wohl jeden Falles nur etwas Zufälliges und Unwesentliches.

Geht man aber über zu den positiven Sätzen, deren Berücksichtigung als nothwendig erscheint, so ist vor Allem als unerläßlich zu bezeichnen, daß bei der neuen Gestaltung der Arbeiter Hoffnung und Aussicht auf ein allmählig sich besserndes Loos, namentlich auf persönliche Selbstständigkeit, werde Das größte Uebel der jetzigen Zustände ist die trostlose Gewißheit für den Arbeiter, sein ganzes Leben hindurch, im besten Falle, in der halb maschinenartigen, abhängigen Lage bleiben zu müssen. Da ist von der Erreichung einer höhern Stufe in der Gesellschaft, von einem weiteren Wirkungskreise gar keine Rede. Allzuglücklich, wenn es nicht rückwärts geht. Dieß aber macht das Leben zur Last; und bringt mit diesem Gefühle Bitterkeit, Neid und Unlust zum Guten, eine Neigung zu jedem nur Neues und Anderes versprechenden Plane. Hierin liegt die Hauptgefahr für alle höher stehenden Stände. Natürlich wird nicht Jeder ein solches besseres Loos auch wirklich erreichen. Theils wird das Zahlenverhältniß zwischen Leitenden und Ausführenden, theils der eigene Mangel an Fähigkeit und festem Willen Viele hindern; allein die Sache muß doch für den kräftigen, fleißigen und sparsamen Mann möglich seyn. Es ist undenkbar, daß jeder Soldat wirklich Marschall werde; allein keiner soll bei Auszeichnung, Ausdauer und Glück von vorweg für unfähig zur Führung des Stabes erklärt seyn. Wir müssen von dem Thorwege unserer Fabriken das **Vei chi entrate, lasciate ogni speranza** streichen, sonst sind die Höllen,

und wir dürfen uns nicht wundern, wenn Dämone daraus hervorgehen. — Eine zweite Forderung ist, daß Vertrauen zwischen den verschiedenen Theilnehmern an demselben Gewerbe herrsche. Ohne solches könnte der innere Krieg unter denselben nicht aufhören, und von einem kräftigen und nachhaltigen Zusammenwirken keine Rede seyn. Vertrauen aber kann nur entstehen und bestehen, wenn vollkommene Offenheit über die gemeinschaftlichen Interessen und über das Ergebniß der gemeinschaftlichen Arbeiten, somit auch über den Jedem gebührenden Antheil besteht, und wenn alle Betheiligten, natürlich in verschiedenen Stellungen und Weisen, zu einer Mitwirkung auf die Beschlüsse und Handlungen der Gesammtheit berufen sind. So lange die große Menge der Arbeiter, vielleicht ganz mit Unrecht, vermuthen kann, daß sie in ihren wohlerworbenen Ansprüchen verkürzt werde, daß unnöthige Opfer ihr zugemuthet werden wollen, daß sie auch bei angeblich veränderten Grundsätzen über Theilnahme an den Vortheilen immer noch getäuscht und ausgebeutet werde: so lange ist keine Zufriedenheit und keine Sicherheit. Ob sich die Gewohnheit und der Stolz der Kapitalisten und Unternehmer gegen eine solche offene Darlegung des Zustandes des Geschäftes sperren, ist gleichgültig. Schließlich ist nicht einzusehen, warum ein Geheimniß bei dieser Art von Betrieb nöthig seyn sollte, während so viele andere Gewerbe, z. B. die ganze Landwirthschaft, alle große Actien-Unternehmungen, keines beobachten wollen noch können. — Die Erfüllung der beiden bisher besprochenen Forderungen ist aber undenkbar, wenn nicht eine wesentliche Veränderung in der Organisation der Fabrikbevölkerung eintritt, oder richtiger gesagt, die Einführung einer Organisation an der Stelle der jetzigen atomistischen und feindseligen Verhältnisse. So wie Kapital, Unternehmung und Arbeit nothwendig zusammenwirken zu Erzeugung der Waaren, so müssen auch die Kapitalisten, die Unternehmer und die Arbeiter zu einem in sich einigen Ganzen verbunden werden. Ihr Vortheil ist, wohl verstanden, derselbe; es ist somit nicht nur unsittlich, sondern auch verkehrt, wenn sie mit einander im Streite liegen. Daß die von der Menschenfreundlichkeit und Christenpflicht unternommenen vielfachen Verbesserungen des Unterrichtswesens, der Armenpflege, des sittlichen Zustandes u. s. w. auch ferner neben der neuen Einrichtung des Gewerbe-Organismus bestehen können und

dürfen, daß ihr Bestehen wünschenswerth ist, bedarf nicht erst einer Bemerkung. Diese Bemühungen sind sehr verdienstlich und vortrefflich in ihrer Art; nur können sie allein den Zweck nicht erreichen, welchen man zu erreichen hofft. — Endlich stellt sich als unerläßlich dar, daß ein geordnetes Auswanderungssystem Diejenigen mit den wenigsten Schwierigkeiten und Leiden in ein neues Vaterland versetze, welche bei der geordneten einheimischen Gewerbethätigkeit keinen Raum für ihre Thätigkeit finden. Ist eine solche Verkehrung schon wünschenswerth in einem stark bevölkerten Lande bei dem jetzigen Zustande, obgleich hier die ungeordnete Concurrenz eher die Möglichkeit eines Gelingens gibt, (natürlich auf Kosten eines Andern, welcher bei dem Vordringen unterdrückt wird): so wird sie unerläßlich; wenn ein wildes Durcheinandertreiben nicht mehr gestattet ist. Unter einem geordneten Auswanderungssystem aber verstehen wir, daß von Seiten des Staates für die sichersten und wohlfeilsten Reisegelegenheiten Sorge getragen, gegen Ueberforderungen und Treulosigkeit der Unternehmer, Schiffsführer u. s. f. Sicherheit gegeben, und endlich eine genügende Unterkunft im neuen Lande mit Rath und That unterstützt wird. Der Schritt ist immer ein schwerer, namentlich für Menschen von geringerer Bildung und Anstelligkeit; es ist daher klug und ist billig, ihn zu erleichtern.

Wir haben im Vorstehenden des Verhältnisses zum Auslande weder unter den negativen noch unter den positiven Forderungen erwähnt. Die so häufig gehörte Einwendung, daß dieses allein schon jede eigenthümliche Ordnung des Gewerbebetriebes verbiete, weil dann die Mitwerbung mit den Fremden nicht mehr möglich sey, halten wir nämlich für völlig unbegründet. Ohne uns der Zuversicht der societären Schule zu unterlassen, welche die ganze Erde innerhalb weniger Jahre in Phalangen eingetheilt und mit Phalansteren bedeckt glaubt, wenn nur erst einmal eine einzige Probe gemacht werden wollte, können wir doch nicht umhin anzunehmen, daß, wenn in einem Lande der wahre Gedanken gefunden und ausgeführt wäre, die unter den jetzigen Uebeln leidenden Staaten nicht allzulange sich von einer Nacheiferung ausschließen wollten oder könnten. Dann aber stünden Alle wieder auf gleicher Linie. Allein selbst wenn dem nicht so wäre, so dürfte die Besorgniß vor dem Auslande von keinem nöthigen

Schritte abhalten. Es ist oben bereits bemerkt, daß weder von einem Verbote von Maschinen, noch von einer Aufhebung geordneter Mitwerbung, noch endlich von einer Erhöhung der Waarenpreise die Rede ist, sondern nur von einer gerechteren Vertheilung des bisherigen Gewinnes. In wie fern dadurch aber die Concurrenz des Auslandes eine gefährlichere würde, ist nicht abzusehen. Jeden Falles stehen endlich die Schutzzölle zu Gebote. Solche sind wegen minder wichtiger und minder wahrer Vortheile häufig genug angewendet worden; wir dürfen also auch kein Bedenken tragen, sie zur Durchführung eines so hochwichtigen Zweckes zu benützen.

Sind nun diese allgemeine Forderungen an das helfende Mittel von der Art, daß ihre Erfüllung unmöglich erscheint? Wir denken nicht. Zwar tragen wir für unsere Person uns nicht entfernt mit dem stolzen Wahn, das Wort des Räthsels bereits gefunden zu haben; wir geben sogar die Möglichkeit zu, daß das Problem auf eine Weise gelöst werden könne, von welcher wir auch nicht eine Ahnung haben; allein wir glauben doch einige Gedanken mittheilen zu können, deren weitere Untersuchung und Bearbeitung uns für die Wissenschaft geeignet erscheint, und welche wenigstens zur Feststellung der Fragen beitragen können.

Vorerst scheint uns nöthig, daß ein Unterschied unter den Gewerben, welchen die Gesetzgebung vieler Länder, wenn schon aus anderen Ursachen, aufgestellt hat, nämlich der zwischen Handwerk und Fabrik, mehr und mehr festgehalten und ausgebildet werde. Unter jenen begreifen wir diejenigen Gewerbe, bei welchen die persönliche Fertigkeit und Kenntniß des Arbeiters die Hauptsache ist, die Maschinerie aber und überhaupt die materielle Vorkehrung nach Umfang und Geldwerth in den Hintergrund tritt. Eine Fabrik aber ist uns derjenige Betrieb, bei welchem die mechanischen Vorrichtungen und überhaupt die Anlagen das Vorherrschende sind, der Arbeit mehr nur accessorisch erscheint. Bei den ersteren scheint eine wesentliche Umgestaltung nicht nothwendig, in so fern es hier in der Hand jedes tüchtigen Mannes ist, durch Anstrengung und Intelligenz sich zur Selbstständigkeit emporzuarbeiten, und als hier eine naturgemäße Organisation der Arbeiter nach ihren wesentlichen drei Abstufungen schon besteht. (Es wird dabei natürlich vorausgesetzt, daß alle unnöthigen Formalitäten

und Beschränkungen, die Aufstellung willkürlicher Arbeitskreise u. s. w. aufgehoben seyen oder werden.) Hier ist weder von einer unmenschlichen Behandlung der einzelnen Gewerbegenossen, noch von einem für die bürgerliche Ordnung und die Gesittigung gefährlichen Elemente irgend die Rede. Unternehmer, Arbeiter und Kapitalisten fallen zusammen; somit ist auch eine Ordnung ihrer gegenseitigen Verhältnisse und Ansprüche nicht nöthig. Nur in zwei Punkten dürfte auch hier eine Verbesserung nothwendig seyn. Erstens in Beziehung auf eine das Bedürfniß der Abnehmer, somit also die Ernährungsmöglichkeit, übersteigende Anzahl von selbstständigen Gewerbenden dieser Art. Zweitens hinsichtlich der von reichen Unternehmern ausgehenden übermäßigen Ausdehnung eines solchen Gewerbes, wodurch zum Nachtheile der minder begüterten Concurrenten und ohne allen Gewinn für das Erzeugniß selbst ein erdrückendes Monopol geschaffen werden kann. Ueber beide Fragen wird weiter unten die Rede seyn. Daß in einzelnen Fällen die Grenzen zwischen dem Handwerke und der Fabrik zweifelhaft seyn können, und vielleicht dann und wann willkürlich festgestellt werden müssen, ist ganz richtig; allein dies hebt die Richtigkeit des Unterschiedes im Großen nicht auf.

Anders dagegen bei dem fabrikmäßigen Betriebe. Hier ist eine wesentliche Umgestaltung des Bestehenden, und zwar in mehr als Einer Rücksicht, nothwendig.

Vor Allem ist hier unerläßlich, daß das Uebermaß der Arbeit, welches nur um den Preis der Zerstörung des Körpers und Geistes auferlegt wird, auf erträgliche Grenzen zurückgeführt werde. Namentlich muß die Verwendung von Kindern zu Arbeiten, welche über deren Kräfte gehen, unter allen Umständen abgestellt werden. Es ist diese Marterung von Tausenden hülfloser Geschöpfe ein scheußlicher Zug in dem Bilde unserer Zustände, und verflucht sey der Gewinn, welcher auf solche Weise gemacht wird. Nun ist aber offenbar, daß nur eine allgemeine, jeden einzelnen Gewerbeunternehmer unbedingt hindernde Maßregel hier helfen kann, weil sonst auch der menschlicher Denkende durch den Vorgang härterer und gewinnsüchtigerer Mitwerber zur Befolgung des nämlichen Systemes genöthigt wird. Welcher Art dieser Zwang sey, ist gleichgültig, wenn er nur hilft. Es ist denkbar, daß die allgemeine Maßregel auch in etwas Anderem, als in einem Staats-

gesetze bestehen kann; und dann mag man dieses Mittel immerhin wählen. Wir, unseres Theiles, gestehen freilich, vorläufig nur in einer öffentlichen Zwangsanordnung Hilfe zu sehen. Daß aber eine solche bei ernstlichem gutem Willen und bei kräftiger Festhaltung des Rechtes der Gesammtheit zur Bezwingung gemeinschädlichen und unerlaubten Einzelnwillens nicht sollte durchgesetzt werden können, werden wir nimmermehr glauben. Es sind wahrlich schon ganz andere Dinge von den Staaten erzwungen worden. Wäre dabei etwa der ausländische Absatz nicht zu retten, (eine Voraussetzung, welche zuzugeben wir übrigens keineswegs geneigt sind), so möge er denn zu Grunde gehen. Lieber keinen gewinnbringenden Handel, als Fortsetzung solch unverantwortlicher und überdieß noch gefährlicher Grausamkeit. Hat man doch auch die Negersklaverei aufgegeben, auf die Gefahr hin, theuren Zucker oder gar keinen mehr zur Ausfuhr zu haben, und keine Manufakturartikel mehr an die Pflanzer absetzen zu können.

Für die zweite Hauptaufgabe, nämlich die einer neuen organischen Einrichtung der Gewerbenden zur Herstellung von Vertrauen und Zufriedenheit unter ihnen selbst, läßt sich, unseres Bedünkens, eine doppelte Art der Lösung denken. Einmal eine Anwendung des Associationsprincipes, d. h. durch freiwillige Vertragsverhältnisse, in welche alle Betheiligten nach individueller Ueberzeugung träten, und bei welchen von einem Zwange für Andersdenkende und Anderes Verabredende, und ebenso von einer Einmischung des Staates nicht die Rede ist. Zweitens aber ein allgemeines System der Gesetzgebung, welches einer subjektiven Ansicht des Einzelnen keine Abweichung gestattete, sondern die gewünschte innigere Verbindung der Fabricirenden jeder Art als Zwangsverbindlichkeit durchführte. Ohne uns nur irgend eine entscheidende Stimme anmaßen zu wollen in einer Frage, welche noch so wenig durch Erfahrung geläutert, oder auch nur durch systematisches Denken allseitig erörtert ist, können wir doch nicht verhehlen, daß wir unseres Theiles größeres Vertrauen in das zweite Organisationsmittel setzen möchten. Nicht nur scheint uns eine so weit gehende Ausführung des Grundsatzes der freien Association, wie sie neuestens von Vielen verlangt wird, und wie auch der vorliegende Fall wäre, kaum vereinbar mit dem ganzen Wesen unserer gegenwärtigen Staatseinrichtungen; sondern noch viel mehr hegen wir einen

Zweifel, ob bei der Masse der Menschen so viele Einsicht und Sittlichkeit, namentlich so viele Selbstbeherrschung, in der Wirklichkeit zu treffen ist, als nothwendig zur Durchführung und Erhaltung so ausgedehnter und verwickelter Associationen unumgänglich nothwendig wäre. Sey es nun aber, daß durch ein Werk der Gesetzgebung die gewünschte Organisation bewerkstelligt werden soll; sey es, daß man im Wege des freiwilligen Vereines hofft ins Reine kommen zu können: der Hauptgedanke der neuen Organisation scheint uns jeden Falls der seyn zu müßen, die Verschiedenheit der Interessen des Kapitalisten, des Unternehmers und des Arbeiters dadurch auszugleichen, daß der Arbeiter zur Theilnahme am Kapitalbesitze und Gewinne eben so, wie an der Unternehmung und ihrem Gewinne heraufgezogen wird. Folgende Einzelnheiten aber halten wir dabei für räthlich. — Was das Kapital betrifft, so wird natürlich nie daran gedacht werden können, solches zu einem überwiegenden, oder vielleicht auch nur in einem sehr beträchtlichen, Theile von den Arbeitern zu erhalten. Namentlich kann hiervon bei der Gründung eines Unternehmens, wenn also die Arbeiter erst künftig Etwas sollen verdienen können, gar keine Rede seyn. Allein sie sollten die Möglichkeit und die Hoffnung haben, sich dabei allmählig und nach der individuellen Fähigkeit zu betheiligen, auch gegen den etwa entgegenstehenden Willen der hauptsächlichsten Kapitalbesitzer. Deßhalb müßte ihnen das Recht zustehen, sich mit ihren Ersparnissen, etwa auch in kleineren Summen, bei dem Unternehmen zu betheiligen, und natürlich auch den entsprechenden Gewinn zu beziehen. Bei einer nöthig befundenen Vergrößerung des bisherigen Kapitals stünde ihnen zu dem Ende ein Vorzugsrecht zu; bei gleichbleibender Summe desselben aber der Anspruch auf Ablösung eines der von ihnen angebotenen Summe gleichen Kapitaltheiles sonstiger Betheiligter. Zwei Einrichtungen dürften zur weiteren Ordnung beitragen. Einmal die Errichtung einer Sparkasse bei jeder Fabrik, oder wenigstens bei je einer Anzahl derselben; vielleicht wäre bei Löhnen von bestimmter Höhe eine Zwangseinlage an der Stelle. Zweitens wäre ein Maximum des von der Gesammtheit der Arbeiter gegen den Willen der übrigen Kapitalisten anzulegenden Kapitals zu bestimmen, damit sie nicht einen, bei ihrem Mangel an höherer Bildung wahrscheinlich sich und Andern nachtheiligen, überwiegenden Einfluß

auf die Beschlüsse der Aktionäre oder Eigenthümer bekämen und nicht Kapitalienbesitzer von der anfänglichen Betheiligung bei Fabrikanlagen abgehalten würden. Ein Viertheil z. B. wäre wohl hinreichend und in den meisten Fällen weit Mehr, als sie erreichen könnten. Nicht der Bemerkung erst bedarf es, daß die Maschinen, Gebäude u. s. w. zu bestimmten Summen bei diesen Verhältnißzahlen und bei den Abrechnungen anzuschlagen wären; eben so, daß die einen Kapitalantheil besitzenden Arbeiter vollkommen offene Rechnungslegung erhalten würden. Um Chikanen zu verhindern, welche den ganzen Nutzen der Einrichtung zerstören würden, müßten auch aus dem Geschäfte ausgetretene Arbeiter ihren Antheil, wenigstens noch eine Zeit lang, behalten dürfen. Wir unseres Theils können nicht anders glauben, als daß schon diese Betheiligung bei dem Kapitale der Unternehmungen wesentlich zur Zufriedenstellung der Arbeiter und, in glücklichen Fällen, auch zu bedeutender materieller Verbesserung ihrer Lage beitragen würde. Daß sich die Kapitalisten unter solchen Bedingungen nicht mehr zur Errichtung von Fabriken verstehen würden, fürchten wir am wenigsten. Theils verlieren sie Nichts positiv; theils bleibt ihnen bei einer allgemeinen Einrichtung keine Wahl. — Eine engere Verbindung der Arbeiter mit der Unternehmung und Leitung der Fabrikgeschäfte wäre wohl dadurch zu begründen, daß den verschiedenen Klassen von Arbeitern, ausser ihrem festen Lohne auch ein entsprechender Antheil an dem Unternehmungsgewinne zu Theile würde. Einem von ihnen selbst aus ihrer Mitte gewählten Ausschuß müßten regelmäßig die Rechnungen vorgelegt, und je nach deren Ergebniß bestimmte Quoten des Gewinnes ausbezahlt werden. Bei keinem Gewinne oder gar vorübergehendem Verluste würde natürlich nichts vertheilt. Die verschiedenen Quoten festzusetzen, wäre wohl nicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten behaftet; hat man doch auch Maßstäbe für die Vertheilung von Prisengeldern u. dgl. gefunden. Die höher stehenden Arbeiter, z. B. Aufseher und Meister, besonders reichlich zu bedenken, wäre Forderung der Klugheit und Billigkeit. Daß eine solche Berechnung mit den Arbeitern ihre Unannehmlichkeit für die Herrn hätte, ist freilich nicht zu läugnen; allein sie scheinen uns jeden Falles weit kleiner, als die Nachtheile des jetzigen Zustandes. Namentlich sind wir geneigt, die dadurch etwa ins Publikum kommende Kenntniß

vom Stande der Geschäfte nieder anzuschlagen. Wie viele unnöthige, weil doch gegen die allein zu fürchtenden Nebenbuhler wirkungslose, Geheimnißkrämerei läuft jetzt nicht mit unter? Wie viele Geschäfte gedeihen bei voller Offenheit? — Uebrigens würden wir allerdings uns mit der bisher besprochenen Maßregel begnügen. Ein Einfluß auf den Betrieb des Geschäftes nach seinen technischen und merkantilischen Richtungen könnte wohl den Arbeitern ohne größeste Gefahr hinsichtlich der nöthigen Intelligenz nicht anvertraut werden. Wir fühlen zwar wohl, daß mit jenem Gewinn-Antheile nur so viel erreicht wäre, die Arbeiter mehr an das Wohl oder Wehe des Geschäftes zu knüpfen, und ihnen eine noch sicherere Aussicht auf pekuniäres Emporkommen zu verschaffen; daß aber daneben immer noch einer der unerfreulichsten Züge des Fabriklebens bestehen bleibt, nämlich die Abhängigkeit so Vieler und ganz Vertheidigungsloser von etwaigen Mißgriffen der Leitenden. Allein hier scheint wirklich Hülfe unmöglich zu seyn. Eine demokratische Leitung von großen Gewerbeunternehmungen wäre völliger Unsinn, bei welchem die Menge noch viel gewisser und in höherem Maße schlecht fahren würde, als bei dem jetzigen monarchischen oder aristokratischen Regimente. Wer aber an diese Lücke in den Verbesserungsvorschlägen sich anklammern, und nun das Ganze als verfehlt erklären wollte, den möchten wir daran erinnern, daß die Aufgabe nicht die ist, alle und jede, auch die in der Natur der Sache gegründeten, Uebel von der Fabrikbevölkerung zu entfernen, sondern nur diejenigen, welche in Folge falscher Grundsätze oder aus Mangel an Grundsätzen und Einrichtungen auf ihnen lasten.

Dagegen geben wir gerne zu, daß, wenn auch durch die bisher vorgeschlagenen (oder jede anderen wirksamen) Mittel eine bessere Lage der Arbeiter, und damit zu gleicher Zeit eine Sicherstellung der Kapitalisten und Unternehmer vollkommen gewonnen wäre, doch das Ziel noch unerreicht stände, falls nicht auch zu gleicher Zeit eine dritte Hauptmaßregel getroffen würde, durch welche der jetzt schrankenlosen Mitwerbung der verschiedenen Gewerbeunternehmungen unter sich ein vernünftiges Ziel gesetzt werden könnte. Wenn nämlich, wie jetzt, Jeder nach Belieben, ohne Berücksichtigung des wirklichen Bedürfnisses und der Möglichkeit eines erweiterten Absatzes, somit nur allzuoft lediglich auf Kosten der

bisherigen Gewerbeinhaber und ihrer Arbeiter, neue Etablissements gründen, und wenn jeder Unternehmer durch alle Mittel, die nur nicht gerade gegen das Strafgesetzbuch verstoßen, den übrigen Gewerbegenossen allen Absatz entreißen dürfte, so könnten die inneren Anordnungen nicht gehalten werden. Um das Daseyn zu retten, würde eine Schutzmaßregel um die andere über Bord geworfen werden, und bald stände wieder der unverschleierte Kampf des Egoismus mit allen seinen Folgen für die Schwächern vor unsern Augen. Daß aber hier schwer zu helfen ist, läßt sich nicht läugnen. Ohne Mitwerbung würde natürlich Alles erschlaffen; namentlich wäre gegenüber vom Auslande ein solcher Zustand der Einschläfrung unhaltbar. Ein gegen die Natur der Sache eingreifendes Gesetz könnte der Industrie tiefe Wunden schlagen. Wo also ist die richtige Gränze, und wie läßt sie sich festhalten? Wir glauben diese wichtige Frage dem ernstlichsten Nachdenken der Männer vom Fache und überhaupt aller Freunde des Guten und der Gesittigung dringend empfehlen zu dürfen, damit sie wo möglich eine befriedigende Lösung finde. Wir unseres Theiles treten nur schüchtern und im lebhaften Bewußtseyn des Gewagten und Zweifelhaften mit folgenden Bemerkungen hervor. — Vorerst könnte vielleicht darin eine Hülfe gefunden werden, daß der Ausdehnung der einzelnen Etablissements gewisse Schranken gesetzt würden. Es ließe sich etwa für die Zahl der Arbeiter der verschiedenen Arten, oder für die Menge der zu benützenden Maschinen und die Macht der bewegenden Kraft ein Maximum festsetzen. Dadurch würde aber erreicht, daß nicht ein reicherer Unternehmer die übrigen durch die aus der bloßen Ausdehnung seiner Anlage folgenden Gewinne erdrücken könnte, während doch ein Vorzug nur dem Geschickteren und Thätigern gebührte. Daß die Bestimmungen verschieden getroffen werden müßten nicht nur für die einzelnen Gewerbe, sondern auch für dasselbe Gewerbe im Lauf der Zeit nach dem jemaligen Stande der Technik, bedarf nicht erst der Bemerkung. — Zweitens scheint es sehr der Erwägung werth, ob nicht in gewissen Fällen die Errichtung neuer Gewerbeunternehmungen beschränkt und deren Zahl mit dem Bedürfnisse in ein Gleichgewicht gebracht werden könnte. Dieser Gedanke drängt sich namentlich auf bei dem handwerksmäßigen Betriebe. Hier ist offenbar die mittelalterliche Idee der Mannsnahrung nicht so

verwerflich, als unsere jetzige Schulweisheit sie finden will. Niemand kann nämlich läugnen, daß unter den Handwerkern gar manche sind, welche unter keinen Umständen ihre Erzeugnisse in die Ferne liefern können, welche somit auf den rein örtlichen Verbrauch beschränkt sind. Daß hier jede neuentstehende Concurrenz direct auf Kosten der bisherigen Arbeiter geht, ist einleuchtend; und daß eine übermäßige Anzahl von Gewerbenden dieser Art große Verarmung unter ihrer Mehrzahl erzeugt, sehen wir täglich mit eigenen Augen. Bei anderen dagegen ist der besondern Geschicklichkeit und Thätigkeit ein Absatz auch in der Entfernung wenigstens möglich. Hier liegt denn doch sicher die Frage nahe, ob es denn so ganz unmöglich wäre, eine Abtheilung zu machen, und für die örtlichen Gewerbe eine Zahl je nach dem Bedürfnisse festzustellen? Vielleicht würde sich bei näherer Erwägung eine ähnliche Verschiedenheit auch unter den fabrikmäßig betriebenen Gewerben auffinden und danach eine ähnliche Firirung bewerkstelligen lassen. Natürlich wäre jeden Falles nicht bloß, wohl nicht einmal hauptsächlich, den zunächst Betheiligten eine entscheidende Stimme einzuräumen, sondern es hätten vor Allen auch sowohl die Consumenten als die Kaufleute ihre Erfahrungen und Wünsche in organischer Einrichtung geltend zu machen. — Als eine dritte Möglichkeit läßt sich denken, daß durch einen Congreß der Betheiligten von Zeit zu Zeit ein Minimum des gestatteten Verkaufspreises festgestellt würde, natürlich mit Berücksichtigung des Standes der Preise auf dem Weltmarkte. Vielleicht ließe sich dabei einer bestimmten, nicht beträchtlichen Minderzahl das Recht geben, die Gränze des Minimums zu stellen und dadurch die Uebrigen zur Nachfolge zu nöthigen, vorausgesetzt, daß sie im Stande wäre nachzuweisen, wie sie auch noch bei diesem Preise den nöthigen Gewinn für Kapital, Unternehmung und Arbeit zu gewähren im Stande sey. Hier wäre doch jeden Falles das Schleudern des isolirten Abentheurers, des Bankeroutiers oder des habsüchtigen Mitwerbers, welcher durch überlegenes Kapital und dadurch möglich gemachte absichtliche Verlustverkäufe minder reiche Gewerbegenossen zu Grunde richtet, unmöglich gemacht. Auch ließe sich vielleicht hieran die in jüngster Zeit von einem geistreichen Manne (Ahrens, in seinem **Droit naturel**) hingeworfene Idee auf irgend eine Weise anknüpfen, daß der häufig so gemeinen

Concurrenz der Kaufleute durch die Errichtung großer Bazars vorgebeugt werden könnte, in welchen die fertigen Waaren Aller zur leichten Auswahl bereit lägen. Jeder Verfertiger würde innerhalb des gestatteten Minimums den Preis seiner Erzeugnisse bestimmen; das Publikum hätte die Auswahl, und es würden die allseitigen Vortheile der einzig wahren Mitwerbung, nämlich der größeren Güte und Wohlfeilheit bei gleichen äußeren Bedingungen, erreicht. Alle Lüge, Täuschung, Charlatanrie fiele gänzlich weg, weil die mit dem Verkauf gemeinschaftlich beauftragten Agenten kein Interesse dabei hätten, daß gerade dieses und nicht jenes Stück verkauft werde. Auch möchte der Verkehr in solchen Bazars zum Regulator des wirklichen Bedürfnisses dienen, und somit noch nebenbei jener Krebsschade der Industrie, die übermäßige Anhäufung unverlangter und somit unverkäuflicher Waaren, geheilt werden können. — Oder sollte endlich etwa auf die Weise zu helfen seyn, daß eine Verminderung der Verkaufspreise die Arbeitslöhne oder sonstigen Gewinne der Arbeiter nur dann ebenfalls vermindern dürfte, wenn durch eine Veränderung in der Verfertigungsweise denselben die Möglichkeit einer verhältnißmäßig größeren Erzeugung gegeben worden wäre? Auf diese Weise würde die Herabsetzung zunächst den Unternehmungsgewinn der Herren treffen, und somit ein übertriebenes Maß wohl verhindern. — Wie gesagt, wir verkennen die Einwendungen keineswegs, welche sich gegen diese Vorschläge machen lassen, und wir wären sehr glücklich, wenn andere und weniger antastbare aufgefunden werden könnten. Nur die eine Bemerkung sey dabei erlaubt, daß wenigstens der Tadel nicht treffen könnte, es werde in das Recht auf freie Verfügung über Thätigkeit und Vermögen eingegriffen. Soll doch gerade ein schweres Uebel entfernt werden, welches aus der Unbeschränktheit eben dieser Verfügung entstanden ist. Auch hat man sonst in unzähligen Fällen nicht gestrauchelt, zum allgemeinen Besten das Recht des Einzelnen zu beschränken, so z. B. vielfach beim Grundeigenthume, selbst bei den Gewerben. Die Frage bei Beurtheilung der vorstehenden, so wie aller übrigen zu demselben Zwecke etwa zu machenden Vorschläge, kann offenbar nur die seyn, ob die Absicht erreicht wird; und ob die etwa untrennbar damit verbundenen Nachtheile entschieden kleiner sind, als der dadurch zu erreichende Vortheil? Hülfe ist nöthig, und sie kann

deßhalb nicht als unmöglich verworfen werden, weil irgend ein Interesse darunter leiden könnte. Wo wäre unter solcher Bedingung eine große Maßregel in menschlichen Dingen irgend ausführbar?

Schließlich scheint noch als eine vierte Maßregel die Berücksichtigung derjenigen Arbeiter zu empfehlen zu seyn, welche durch die Einführung neuer Maschinen brodlos geworden sind. Diesseits des Irrenhausthores wird nicht leicht Jemand sich beigehen lassen, die Verbesserung der Maschinerie verbieten zu wollen. Es hieße nicht nur, mit Absicht sich in eine schlechtere Lage versetzen, als man erreichen kann; sondern es wäre ein der eigenen Gewerbethätigkeit gesprochenes Todesurtheil mit Erbeseinsetzung des minder thörigten Auslandes, damit aber die Herbeiführung allgemeiner Nahrungslosigkeit. Allein unbillig ist dabei auf der andern Seite, den allgemeinen Vortheil zu erkaufen auf Kosten einzelner Unglücklicher. Hier scheint aber Hülfe auf die Art möglich zu seyn, daß die erweislich durch eine Veränderung in der Verfertigungsart unverschuldet verdienstlos gewordenen, und nicht etwa anderwärts zu verwendenden, Arbeiter entweder auf öffentliche Kosten unterstützt oder in ein fremdes Land gebracht würden. Um Mißbrauch zu verhüten, und namentlich anderweitige Beschäftigung wo möglich zu veranlassen, möchten wohl die Gewerbeeigenthümer, deren Veränderungen im Betriebe die fragliche Folge hatten, zur Bestreitung der Kosten besonders und nicht unbedeutend angelegt werden. Uebrigens bemerken wir noch ausdrücklich, daß wir einen solchen Unterstützungsanspruch nur bei solchen Arbeitern anerkennen möchten, welche direct und in ihrer ganzen bisherigen Beschäftigung durch eine neue Maschinerie überflüssig gemacht würden. Die ausführlichere Auseinandersetzung eines geordneten Auswanderungsplanes wird wohl erlassen werden, theils weil die Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse doch keine allgemein gültigen Regeln zuließe, theils weil das hier Nöthige keineswegs so verborgen liegt, daß nicht guter Wille und gewöhnliche Einsicht es auffinden könnten.

Doch überhaupt genug. Wir glauben unser Wort gelöst zu haben, indem wir im Vorstehenden einige Gesichtspunkte andeuteten, welche unserer Ansicht nach bei der nöthigen Umgestaltung des Gewerbelebens beachtet werden könnten und sollten. Wir wiederholen ausdrücklich, daß wir uns keineswegs mit der Hoffnung

schmeicheln, als haben wir den Stein der Weisen gefunden. Wir wollten nur auf die Frage antworten, welche dem Kritiker der jetzigen Zustände so gerne entgegen gehalten wird: Was aber thun, wenn dieß Alles auch wahr wäre? Mögen nun Diejenigen, welchen diese Antwort nicht genügt, (und wir glauben recht gerne, daß Solche sich finden werden,) sie weiter besprechen, das Unausführbare dieses oder jenes Vorschlages zeigen, kurz die Sache weiter behandeln und beleuchten. Nur um Doppeltes möchten wir bitten. Einmal möchten wir die Gegner unserer Vorschläge ersuchen, den Beweis der Unrichtigkeit und Unausführbarkeit derselben nicht dadurch schon als geführt zu betrachten, daß sie dieselben als den Grundsätzen der Nationalökonomie zuwiderlaufend erklären. Wir wissen sehr wohl daß dem so ist, und schmeicheln uns wirklich, keine Belehrung über die Elementarsätze der Schule zu bedürfen. Allein es handelt sich ja gerade davon, daß die gegenwärtige politische Oekonomie auf falscher Fährte ist. Wer sie retten will, muß zeigen, daß die Eingangs besprochenen Uebelstände unseres socialen Lebens gar nicht vorhanden seyen, oder daß sie mittelst einer Anwendung der jetzigen Lehre beseitigt werden können; nicht aber, daß eine Hülfe von ihr nicht erwartet werden dürfe. Jenen Beweis aber erwarten wir mit Ruhe. Zweitens kann offenbar Nichts für abgemacht gehalten werden, wenn etwa auch das sämmtliche von uns vorgebrachte Positive die Probe nicht sollte bestehen können. Damit wäre zur Stütze der jetzt bestehenden Lehre und zur Vertheidigung des gegenwärtigen thatsächlichen Zustandes noch gar Nichts gewonnen. Es wäre nur eine Hoffnung und ein Weg der Hülfe weniger. Allein die ganze Falschheit und die ganze Gefahr, die Richtigkeit der Kritik bliebe deßhalb bestehen; und für solche glückliche Widerleger steigt die Pflicht, nun ihrerseits den richtigen Gedanken zu finden. Vielleicht liegt er nahe; möglicherweise gleicht er dem Ei des Kolumbus. Suchet, und vielleicht werdet ihr finden.

Die vorstehenden Erörterungen in einem den deutschen Interessen vorzugsweise gewidmeten Organe zur Sprache zu bringen, erschien uns aus mehrfachen Gründen passend. Auch unser Gesammtvaterland leidet, wenn schon glücklicherweise noch in schwächerem Maaße, schon jetzt an den in Frage stehenden Uebeln, und es wird bei der mit Sicherheit in Aussicht stehenden weitern Ent-

wicklung seiner Gewerbethätigkeit immer tiefer in dieselben hineingezogen werden. Eine Hülfe käme also auch uns zu Gute; ist auch für uns Bedürfniß. Dann aber erachten wir die Lösung der Frage als besonders geeignet für deutsche Forschung. Wegen der bis jetzt noch weniger dringenden praktischen Bedeutung kann der Parteigeist sich derselben nicht so leicht und nicht mit bedeutendem Erfolge bemächtigen. Der Deutsche wird sich schwerlich von seiner Einbildungskraft zu solchen Hirngespinnsten hinreißen lassen, wie wir sie staunend bei den Saint-Simonisten und der societären Schule finden. Die bedächtige Umsicht, das encyklopädische Wissen und das Bedürfniß nach Systematik wird die vorzubringenden Gedanken vollständig würdigen und an ihre richtige Stelle bringen lassen. Möge die Wirklichkeit der Wahrscheinlichkeit eines Erfolges entsprechen!

Oekonomisch-politische Fragmente von Gentz.

Wir verdanken Herrn von Prokesch von Osten die Mittheilung einiger ökonomisch-politischer Fragmente aus dem Nachlasse von Gentz. Sie scheinen kurz nach der Beendigung der langen Kriegsjahre abgefaßt zu seyn; warum sie nicht zu jener Zeit schon vom Verfasser der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, ist uns unbekannt. Wir glauben jedoch die Billigung unserer Leser zu haben, wenn wir sie auch jetzt noch bekannt machen. Sie beschäftigen sich allerdings mit der Widerlegung von Ansichten, welche in der Wissenschaft zu keiner Zeit großen Anklang gefunden haben, und welche namentlich jetzt nach so vielfachen weiteren Erörterungen und Erfahrungen als unrichtig und unreif erscheinen müssen. Auch können wenigstens wir, unseres Theiles, die von Gentz entwickelte Ansicht über den Grund der größeren Theurung der neueren Zeit nicht für stichhaltig anerkennen, da sicher nicht von einem zu kärglichen Angebote von Waaren im Verhältnisse zur Nachfrage nach solchen die Rede seyn kann. Allein es bleibt immer interessant, zu sehen, wie ein Mann von solcher Geisteshelle und Welterfahrung wichtige Probleme der Zeit auffaßt; auch scheint uns das Fragment über die Wirkung des Geldes einen wichtigen Beitrag zur richtigen Auffassung der politischen Ueberzeugungen des manchfach verkannten Verstorbenen zu liefern. Daß die Abhandlung gerade bei einer für die Jetztzeit so wichtigen Frage unvollendet abbricht, ist freilich zu bedauern.

Die Red. der d. V.-Schr.

I. Gegen Adam Müller, in der Frage über die Wirkung des Geldes.

Adam Müller und seine Schule gehen von den Grundsätzen aus:

1. daß das Geld, worunter sie im weitern Sinne des Wortes das ganze bewegliche Vermögen der Gesellschaft verstehen, in den neuern Zeiten ein entschiedenes Uebergewicht über das Feste und Unbewegliche im Staate erhalten hat, daß die aus dem Uebergewicht des Geldes entsprungenen Verhältnisse die alten Rechts- und Dienstverhältnisse gänzlich verdrängt haben, und daß nach und nach die Staatswirthschaft sich in bloße Geldwirthschaft verwandelt hat.

2. daß auf diesem Wege die Ausübung der öffentlichen Macht, die früher zwischen dem Souverain und den Repräsentanten der höhern selbständigen Klassen (Geistlichkeit, Adel und Korporationen) vertheilt war, sich in den Händen der Souverains ausschließlich concentrirt hat.

3. daß theils durch den Besitz dieser concentrirten Macht, theils durch den nivellirenden Charakter, der dem Gelde, und der auf Geld gebauten Staatswirthschaft eigen ist, die Administration aller großen Staaten mehr oder weniger mechanisch und kalkulatorisch werden mußte, und daß hieraus im Laufe der Zeit das System der Centralisirung aller Geschäfte, welches diese Schule als das größte aller Uebel betrachtet, entstehen mußte.

Diese Darstellung des gesellschaftlichen Zustandes ist zum Theil wahr, zum Theil übertrieben. Gesetzt aber, sie sey vollkommen gegründet, so läßt sich nichts desto weniger folgendes dagegen bemerken:

Einmal, der Gang der menschlichen Gesellschaft, welcher dem Gelde im weiteren Sinne des Wortes sein jetziges Uebergewicht gegeben, den Einfluß der höheren Stände nach und nach vernichtet, die Staatsgewalt in der Hand des Regenten concentrirt, und zur Aufrechthaltung und zweckmäßigen Verwaltung derselben das sogenannte Centralisirungssystem herbeigeführt hat, war nothwendig; die Resultate dieses Ganges anklagen, heißt, der Natur der Dinge und der menschlichen Verhältnisse, in deren Entwickelung nun einmal kein Rückstand denkbar ist, den Krieg erklären.

Zweitens, wenn diese Resultate auch wirklich große Uebel wären, so sind sie doch nun nicht bloß mit der Existenz der Staaten, sondern selbst mit der Existenz aller Einzelnen im Staate dergestalt verwebt, daß die Rückkehr zu früher bestandenen Verhältnissen — wie glänzend diese auch von den Lobrednern vergangener Zeiten geschildert werden mögen — durchaus unmöglich geworden ist.

Diese beiden Bemerkungen würden hinreichend seyn, um das Müllersche System und alle ihm ähnliche in die Region der leeren Träumereien zu verweisen, wenn die Vertheidiger desselben nicht einen praktischen Anhaltspunkt gefunden hätten, von welchem aus sie heute mit verstärkter Kraft und scheinbar großem Vortheil operiren.

Sie sagen nämlich: die Centralisationswuth der Regierungen ist der erste und gute Grund der Constitutionswuth der Völker. Ihr habt den Drang nach Volksrepräsentation selbst hervorgerufen. Wollt ihr dieser Gefahr entgehen, so bleibt euch heute nur ein einziges Mittel übrig: nämlich allgemeine Einführung ständischer Verfassungen, welche Jedem seine alten Rechte und seine alte Stellung wieder geben, das Centralisirungswesen aufheben, und alles in die beste Harmonie versetzen werden.

Hierauf ist meine Antwort:

1. Jener Fortschritt der gesellschaftlichen Entwicklung, welcher das so sehr verschrieene Uebergewicht des Geldes, und was damit zusammenhängt, die größere Gleichheit zwischen den verschiedenen Volksklassen, den größern Wohlstand und die größere Unabhängigkeit der untern Volksklassen, die allgemeinere Verbreitung des physischen und intellectuellen Besitzes über die ganze Oberfläche des Staates erzeugte, war an und für sich kein Uebel. Und im Ganzen und Großen betrachtet, ist der heutige Zustand des Menschen im Staate nicht schlechter, sondern offenbar besser, als es in irgend einer der von den Gegnern der jetzigen Zeit gerühmten Epochen gewesen ist.

2. Die Vereinigung der öffentlichen Macht in der Hand des Souverains ist an und für sich kein Uebel, vielmehr im Vergleich mit allen jenen unregelmäßigen und tumultuarischen Verfassungen, welche die Geschichte des Mittelalters aufstellt, ein offenbarer Fortschritt zum Bessern.

3. Das sogenannte Centralisirungssystem (das man freilich nicht nach der von A. Müller entworfenen Carrikatur beurtheilen muß) war an und für sich **kein Uebel**, sondern ein dem veränderten Zustande der Gesellschaft vollkommen angemessenes, von der Vernunft selbst gebotenes, mit dem materiellen Bedürfniß, wie mit dem höchsten Zwecke des Staates durchaus übereinstimmendes System.

4. Das wahre Uebel ist, daß die Regierungen nicht zeitig genug eingesehen, oder nie lebhaft genug gefühlt haben, daß bei dem Fortschreiten der sich immer mehr und mehr verändernden Zustände der Gesellschaft, mit veralteten Formen und veralteten Maximen nicht mehr auszureichen wäre; daß sie die höhere Verantwortlichkeit und die damit verbundenen höhern Pflichten, welche gerade die Concentrirung der sonst zersplitterten Staatsmacht ihnen auflegte, entweder verkannt oder doch großentheils so gehandelt haben, als ob sie sie verkannt, und daß das an und für sich höchst zweckmäßige und nothwendige Centralisirungssystem, da sie es weder durchzuführen noch zu beleben verstanden, unter ihren Händen in einen todten Mechanismus ausgeartet, und anstatt ein Werk ihrer Stärke zu seyn, endlich eine Quelle von Zerrüttung und Ohnmacht geworden ist.

5. Das Bedürfniß einer Volksrepräsentation und die Sehnsucht nach derselben. — — —

II. Ueber das Steigen der Preise in den letzten 50 Jahren.

Mit Bezug auf einen Aufsatz in Müller's Staatsanzeigen.

In Nr. 2 Ihres fünften Heftes haben Sie Alles, was Sie an andern Orten zerstreut über die falsche Richtung der National-Oekonomie, die verderbliche Oberherrschaft oder Alleinherrschaft des Geldes, und die Geringschätzung höherer Güter gesagt hatten, zusammengedrängt und mit großer Kraft und Beredsamkeit eingeschärft.

Ich bin weit entfernt, Ihnen vorzuwerfen, daß Sie den gegenwärtigen, höchst bedenklichen und traurigen Zustand der civilisirten Welt falsch geschildert, oder auch nur mit übertriebenen Farben gemalt hätten; er erscheint mir ungefähr, eben so wie Ihnen.

Ich kann aber über die Grundursachen, aus welchen Sie das Uebel erklären, nicht ganz mit Ihnen übereinstimmen, und glaube, Sie legen

zu viel Gewicht auf gewisse Theorien und Maximen, die, weit entfernt, unsere jetzigen Verlegenheiten gestiftet zu haben, vielmehr aus denselben hervorgingen, zuweilen allerdings schädlich darauf zurückwirkten, in vielen Fällen aber ihnen zur Milderung und zum Correctiv dienten.

Ich bin nach langem Nachdenken über diese Gegenstände endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Hauptklage unserer Zeit, die Schwierigkeit, sich mit den Seinigen den hinreichenden Lebensunterhalt zu verschaffen, mit andern Worten: die ausschweifende Theurung, ihren Grund schlechterdings nicht in dem Verhältnisse des Geldes zu den Waaren, sondern einzig und allein in dem Verhältniß des Geldes und der Waaren zu den Menschen, in dem Mißverhältnisse zwischen Erzeugungsfähigkeit und Verzehrungs-Bedürfnissen hat. Das Verhältniß des Geldes zu den Waaren aller Art ist immer nur ein nominales, und wird es ewig bleiben. Vermehrt sich die Masse der Waaren, ohne daß die Masse des Geldes sich in ähnlichem Verhältnisse vermehrt, so wird die Zahl, die den Preis ausdrückt, geringer, der relative Werth des Geldes größer. Vermehrt sich die Masse des Geldes, ohne daß die Masse der Waaren sich in ähnlichem Verhältniß vermehrt, so wird die Zahl, die den Preis ausdrückt, größer, der relative Werth des Geldes geringer. Vermehren sich beide in ungefähr gleichen Verhältnissen, welches der natürlichste und gewöhnlichste Fall ist, so mag, da Dividend und Divisor mit einer gleichen Ziffer multiplicirt werden, zwar ein höherer Quotient und ein höherer Normalpreis herauskommen, das Grundverhältniß muß dasselbe bleiben. Die größere oder geringere Leichtigkeit, sich Lebensunterhalt und Lebensbedürfnisse zu verschaffen, kann durch Vermehrung oder Verminderung der Circulationsmittel höchstens technisch (insofern die Beschleunigung oder Hemmung der Circulation davon abhängt), aber nie wesentlich afficirt werden, weil in der ganzen Frage Alles nur relativ ist.

Auch der siechteste Staatswirth kann jetzt nicht mehr annehmen, daß die Kraft des Geldes mit vermehrter Masse desselben steigen, oder auch nur nicht abnehmen sollte, oder daß man durch Anhäufung des Geldes eine größere Wirksamkeit desselben erzwingen könnte. Solchen groben Irrthümern haben selbst die bisherigen Theorien, so unvollkommen oder einseitig sie seyn mögen,

schon hinlänglich vorgebeugt. Nichts desto weniger bleibt die Herabwürdigung des Geldes, und aller damit verbundenen Circulationsmittel, nach allen bisherigen Erklärungsversuchen, immer noch eine unbegreifliche Erscheinung; und selbst was Sie darüber gesagt haben, führt nicht zu einem befriedigenden Aufschluß. Denn wenn es gleich allerdings einige Produkte der ersten Nothwendigkeit gibt, die sich nicht nach Willkür, oder durch eine Verstärkung der Geldkraft vermehren lassen, und denen gegenüber das Geld, wenn es seiner Seits fortschreitend zunimmt, als relativ herabgewürdigt erscheinen muß, so ist doch zu bemerken, daß eines Theils selbst diese Klasse von Produkten sich in der letzten Zeit in allen Ländern vermehrt hat, und andern Theils, daß die Preise derselben von den Preisen der übrigen, die nicht unter einem gleichen Gesetze stehen, immer in einem gewissen Grade abhängig seyn müssen. Nun sind aber außer den wenigen Gegenständen erster Nothwendigkeit, deren Vermehrung die Natur allerdings Schranken (obgleich nicht unübersteigliche) anweist, alle andern Erzeugnisse des menschlichen Fleißes und der menschlichen Kunst seit Jahrhunderten nicht nur ohne Unterlaß vermehrt, sondern auch von Jahr zu Jahr mit größerer Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit besseren Werkzeugen, mit geringerem Aufwand von Arbeit und Kräften hervorgebracht worden, so daß sie, sammt und sonders, im reellen Sinne des Wortes, wohlfeiler seyn mußten, als sonst. Von der andern Seite läßt sich unmöglich behaupten, daß die Quantität des Geldes oder der Circulationsmittel überhaupt in noch größerem oder auch nur in gleichem Verhältnisse zugenommen habe. Die Masse des Metallgeldes in Europa hat sich seit undenklicher Zeit nicht bleibend vermehrt, weil durch Abfluß und Abnutzung ungefähr in jedem Jahre eben so viel verschwunden, als aus den Bergwerken gewonnen worden ist; in den letzten zwanzig Jahren muß sie sich offenbar eher vermindert, als vermehrt haben, weil der Ausfluß derselbe geblieben ist, während die neuen Zuflüsse abnahmen. Papiergeld, Staats-Effecten und Wechselbriefe machen heute freilich einen großen Theil des circulirenden Mediums im weitern Sinne des Worts aus; die beiden letzten Klassen aber, so sehr sie auch das Ankaufsgeschäft befördern und in dieser Beziehung größere Quantitäten wirklichen Geldes entbehrlich machen mögen, sind immer kein eigentliches Geld, und können bei

einer allgemeinen Erörterung der Ursachen hoher oder niedriger Preise kaum in Anschlag gebracht werden. Papiergeld hat nur in einigen Staaten Wurzel fassen können; und da, wo das geschah (wie in England, Oestreich, Rußland), hat es das Metallgeld verdrängt; und wenn das Papiergeld bis zum Mißverhältniß zunahm, hat es den Normalgeldpreis der Waaren gesteigert, ohne auf den Realgeldpreis zu wirken. In vielen Ländern ist das Papiergeld nie eingeführt, oder nach mißlungenen Versuchen verbannt worden. Gleichwohl wurde in diesen Ländern das fortdauernde Steigen der Preise nur eine stets wachsende Schwierigkeit.

Es ist mithin durchaus vergeblich, das Phänomen der zunehmenden Theurung aus irgend einer Veränderung in dem Verhältniß zwischen Geld und Waaren abzuleiten. Der Realpreis einer jeden Waare, worunter ich die Summe von Stoff und Arbeit verstehe, die zu ihrer Erzeugung nothwendig ist, und für den der Verkäufer ein Aequivalent bezahlt, muß, an und für sich betrachtet, geringer werden, wenn die Waare mit einem geringern Aufwand von Stoff und Arbeit hervorgebracht werden kann; welches heute, im Vergleich mit frühern Zeiten, fast bei allen Waaren der Fall ist. Sobald aber dieser Fall eintritt, muß auch der Geldpreis der Waaren geringer werden, es sey denn, daß die Quantität des Geldes sich in eben der Proportion vermehrte, als die Realpreise sich vermindern. Wenn die Quantität des Geldes nach wie vor dieselbe bleibt, während die Realpreise der Waaren sinken, so müssen auch ihre Geldpreise sinken. Sollte die Quantität des Geldes sich gar vermindern (welches heute wenigstens wahrscheinlicher ist, als daß sie sich vermehrte), so muß, unter gleicher Voraussetzung einer wohlfeileren Erzeugung und einer Verminderung im Realpreise der Waaren, das Sinken der Geldpreise noch fühlbarer werden. Dieß alles sind unumstößliche Sätze, so lange man in dieser Sache bloß im Sinn des Verhältnisses zwischen Geld und Waare raisonnirt. Da nun nach diesen Sätzen, anstatt der fortschreitend zunehmenden Theurung aller Waaren, vielmehr in der jetzigen Lage der Dinge eine fortschreitend zunehmende Wohlfeilheit eintreten müßte, so ziehe ich daraus den untrüglichen Schluß, daß das Verhältniß zwischen Geld und Waare auf die seit 50 oder 60 Jahren vorgefallenen Veränderungen in den Waarenpreisen gar keinen Einfluß gehabt hat.

Wenn diese Veränderung weder in dem Verhältniß zwischen Waare und Waare, noch in dem Verhältniß zwischen Waare und Geld ihren Grund hat, so bleibt nichts übrig, als diesen Grund in dem Verhältniß der Waare zum Käufer aufzusuchen. Durch das letzte Verhältniß wird der Marktpreis der Waaren bestimmt. Alles übrige gleich angenommen, muß der Marktpreis einer Waare steigen, wenn das Bedürfniß derselben (die Nachfrage) in einer größern Progression zunimmt als die Mittel, den Vorrath zu vermehren. Das aber ist gegenwärtig, und ist seit sehr langer Zeit der Fall in Ansehung aller käuflichen Waaren ohne Unterschied. Seit dem natürlichen Fortschritt der Nationen in der Empfänglichkeit für Lebensgenüsse aller Art, nimmt von Jahr zu Jahr so wohl die Anzahl derer zu, die überhaupt nach Lebensgenüssen streben, als die Masse solcher Genüsse, die jeder Einzelne begehrt, oder für unentbehrlich hält. In demselben Grade vermehrt sich also die Concurrenz der Käufer, die Quantität und Mannigfaltigkeit der Waaren, die von Jedem unter ihnen in Anspruch genommen werden, und folglich auch der Verbrauch sämmtlicher Waaren. Von der andern Seite findet nun zwar ebenfalls eine fortschreitende Vermehrung aller Waaren statt, die aber mit der fortschreitenden Vermehrung der Käufer, mit der fortschreitenden Quantität, welche das Bedürfniß jedes Einzelnen fordert, und mit dem fortschreitenden Verbrauch zu keiner Zeit im Gleichgewichte steht. Denn das Bedürfniß geht der Befriedigung immer voran; der Wunsch zu genießen ist immer rascher und lebendiger als die Thätigkeit im Hervorbringen, und die Waaren werden langsamer erzeugt, als verzehrt. Die Nachfrage überflügelt also den Vorrath; und, wie es auch mit den Realpreisen und Geldpreisen der Waaren stehen möchte, wenn man von diesem ihrem Verhältniß zu den Consumenten gänzlich abstrahiren könnte, es ist gewiß, daß die Marktpreise derselben ohne Unterlaß steigen müssen.

Die von Malthus aufgestellte Theorie der Population, die (wenn gleich in mehreren ihrer Anwendungen unrichtig) in ihren ersten Grundsätzen unbestreitbar ist, läßt sich, wie es mir scheint, auch auf das Verhältniß der Preise ausdehnen. Wenn man von der einen Seite die mannichfaltigen Ursachen, welche die Consumtion in der Gesellschaft vermehren, das Ineinandergreifen dieser Ursachen, und die stets erhöhte Wirksamkeit der einen oder der

andern, von der andern Seite aber die Fähigkeit derselben Gesellschaft, durch vermehrte Erzeugung der Waaren mit dieser immer steigenden Consumtion Schritt zu halten, betrachtet, so ist es vielleicht nicht zu viel gesagt, daß die Nachfrage in geometrischer, der Vorrath hingegen nur in arithmetischer Progression zunimmt.

Ich spreche hier nicht von Lokalumständen, die in diesem oder jenem Lande, in diesem oder jenem Zeitpunkte auf Theurung oder Wohlfeilheit wirken. Ich richte meinen Blick auf den allgemeinen Gang der gesellschaftlichen Entwickelung, der gesellschaftlichen Bedürfnisse und der zur Befriedigung derselben vorhandenen oder aufzubringenden Mittel. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß die ersten Klassen der Gesellschaft heute eine weit größere Masse und eine weit größere Mannigfaltigkeit von Bedürfnissen haben, als vor 30, 50 oder 100 Jahren, daß jede der geringeren Klassen nach und nach auf die Stufe vorgerückt ist, wo sich in frühern Zeiten die unmittelbar über ihr (oft auch wohl noch höher als unmittelbar über ihr) stehende sich befand, und daß, mit Ausschluß der niedrigsten und ärmsten Klasse, in deren Lebensweise und Lebensgenüssen zu allen Zeiten eine gewisse Gleichförmigkeit obwaltet, die Consumtionsfähigkeit und der Consumtionsbedarf der ganzen Gesellschaft in einem immerwährenden Steigen begriffen sind.

Um die Resultate dieser fortschreitenden Bewegung in ihrer ganzen Vollständigkeit zu übersehen, und besonders, um zu erklären, wodurch sie in den letzten dreißig Jahren so mächtig und für die Einzelnen so drückend geworden sind, darf ein Hauptumstand nicht aus der Acht gelassen werden, dessen Einfluß auf die Preise ungeheuer ist. In eben dem Grade, in welchem die Bedürfnisse jedes Individuums und jeder Familie zugenommen haben, in demselben, ja wohl noch in einem höhern Grade haben sich die Bedürfnisse der Staaten vermehrt. Jeder Zweig der öffentlichen Ausgaben ist nach demselben Gesetz kostbarer geworden, nach welchem jeder Zweig der Privatausgaben kostbarer wurde; und zu gleicher Zeit hat die Masse der Staatsausgaben eben so an Umfang zugenommen, als die Masse der Privatausgaben. Der Krieg, der in den letzten 25 Jahren beinahe die gewöhnliche und regelmäßige Lebensweise der Staaten war, erfordert heute einen Aufwand von Mitteln aller Art, mit welchem der Aufwand, der ihn

in frühern Zeiten begleitete, kaum zu vergleichen ist. Ein einziger Feldzug ist theurer geworden, als ehemals langwierige Kriege. Die mit ausgedehnten Kriegen unzertrennlich verknüpften Verwüstungen und Zerstörungen großer Vorräthe und Kapitalien will ich gar nicht in Anschlag bringen; denn mit den regelmäßigen, über die Dauer des Krieges hinausreichenden Lasten verglichen, sind sie immer nur als untergeordnete Uebel zu betrachten. In welcher Gestalt aber die Kriegsausgaben auch bestritten werden mögen, durch außerordentliche Taxen, durch Naturallieferungen, durch Anleihen, durch nothgedrungenes Papiergeld, in letzter Instanz fallen sie ein für allemal auf das reine Einkommen der Gesellschaft zurück. Ein größerer Theil dieses Einkommens wird dem Privatgenuß entzogen und in der Form von Steuern, sey es zum unmittelbaren Gebrauch, sey es zur Verminderung von Staatsschulden, sey es zur Einlösung eines Uebermaßes von Papiergeld, verwendet. Wie diese Steuern auch angelegt seyn mögen, durch den natürlichen und nothwendigen Zusammenhang zwischen allen Nahrungszweigen, Gewerben und Produkten müssen sie unmittelbar oder mittelbar den Preis sämmtlicher Waaren erhöhen. Denn da in einer oder der andern Gestalt jeder Verkäufer sie tragen muß, so werden sie auch jedem Käufer in Anschlag gebracht. Die Vertheuerung der Waaren, die durch das zunehmende Mißverhältniß zwischen dem Vorrath derselben und dem Privatbedarf schon fühlbar genug wird, muß also durch die zunehmenden Staatsbedürfnisse noch weit fühlbarer werden. In welchem Verhältniß die Staatsbedürfnisse und die Taxen in manchen europäischen Staaten seit 20 bis 30 Jahren gestiegen sind, ist Jedermann bekannt; und dieser Umstand allein, wenn auch durch irgend ein Wunder die Gesammtmasse der Privatconsumtion in 10 Jahren nicht gestiegen seyn, ja, wenn sie sogar abgenommen haben sollte, würde noch mächtig genug seyn, um ein bedeutendes Steigen der Preise hinreichend zu erklären.

Die deutschen Reisebeschreiber über Italien.

Zwar wird schon von vielen Seiten über die Unzahl von Reisewerken geklagt, welche von dem schönen Italien handeln, und nicht mit Unrecht; aber eben so oft vernimmt man, wie gebildete Deutsche nach ihrer Rückkehr von der, jetzt beinahe obligaten, Pilgerfahrt gestehen, sie hätten denn doch Vieles ganz anders gefunden, als es in den zahlreichen Reisewerken enthalten sey, deren Studium sie sich, zu gehöriger Vorbereitung, zur Pflicht gemacht hatten, auf gut deutsche, gewissenhafte Weise.

Der Grund dieser Wahrnehmung ist ganz einfach. Die Mehrzahl der Reisenden wendet sich der Natur, den geschichtlichen Denkmalen, den schönen Künsten zu, will Alles sehen, was zwar fashionable ist, aber dennoch, keinen unmittelbaren Bezug auf das Leben, den Beruf und Bildungsgang des Reisenden hat, — nimmt die sinnlichen Genüsse des Südens im Vorbeigehen mit, und verläßt die große Landstraße so wenig, als der Vorgänger. Wer sich nicht durch das Honorar einer Reisebeschreibung die Auslagen der Reise ersetzen läßt, will wenigstens viel Herrliches um sein Geld gesehen haben, und sendet durch Loben und Sehnsüchteln den Bekannten denselben Weg.

Und dennoch kann man ohne Uebertreibung sagen, daß das innerste Wesen des Volks, der Kern der Bevölkerung, der Mittelstand, daß der Angel, auf welchem das italische Volksleben sich dreht, nur von sehr wenigen Reisenden beachtet, von noch wenigeren aber erkannt worden sey. Denn hiezu gehören längere Zeit,

Fertigkeit in der Landessprache bis zum Verständnisse der Dialekte, geschichtliche Studien und besonders eine Sympathie, welche man dem Deutschen, bei so verwandten Schicksalen der Völker, billig zutrauen sollte, welche aber dennoch selten gefunden wird, aus Gründen, welche später entwickelt werden sollen.

Bei der so großen Anzahl gebildeter Deutschen, welche alljährig die nun so fahrbaren Alpenpässe in der Richtung nach Süden durchziehen, scheint es nicht überflüssig, wenn ein Mann, welcher seine schönsten Lebensjahre in Italien zugebracht hat, seinen Landsleuten nicht eine Kritik der vorhandenen Reisebeschreibungen, aber eine Anleitung gibt, wo und wie sie das finden können, dessen sie bedürftig sind. Er thut es mit Freuden, auch deßhalb, weil er dadurch einen Theil der Schuld abträgt, welche Dankbarkeit für unendlich Freundliches und Gutes auferlegt, dessen er in dem so vielfach mißhandelten Lande sich zu erfreuen gehabt hat.

Zuerst wollen wir von den Gegenständen sprechen, welche den Mann von allgemeiner Richtung anziehen, und dann zu den Besonderheiten übergehen, deren Studium und Behandlung wir den Fachmännern empfehlen möchten.

Bei jenen ist vor Allem zu bemerken, wie unendlich viel auf kleinem Raume zusammen gedrängt ist, und wie Eine Tagereise beinahe in jeder Richtung mehr Interessantes bietet, als 400 Werste anderwärts, wie jeder Ort seine eigene, mit den Geschicken der Halbinsel oft seltsam verflochtene Geschichte, seine oft auffallende, stets aber merkbare Abschattung in Sprache und Volkstracht hat, wie oft in kleinen Orten Bauwerke, Denkmale, Altarblätter, herrliche Gegenden jede Mühe, jedes Ungemach reichlich belohnen, wie aber gerade das Interessanteste, das Eigenthümlichste von der Straße der Touristen entfernt liegt, ja im Maßstabe der Entfernung den Charakter einer häuslich bereiteten Nationalschüssel gegenüber der allgemeinen Wirthschaftstafel annimmt. Und nun die Menschen, von welchen der Reisende gewöhnlich nur das in Gasthöfen und Postställen sich umhertreibende Gesindel, höchstens den tüchtigen, aber pfiffigen Vetturin, den ziemlich unbarmherzigen Bankier, den bestechlichen Mauthner kennen lernt! Welches saubere Bild Deutschlands würde herauskommen, wenn man es aus Berliner Eckenstehern, Wiener Fiakern, aus den Schreibern in Landstädten und der Lust der Biergärten an einem Sommerfeiertag

zusammen setzen wollte! Und doch ist Aehnliches und noch Verrückteres auch von ehrbaren namhaften Leuten in Deutschland über Italien geschrieben worden.

Nur Wenige haben voraus bedacht, daß sie vor eine alte Kultur traten, welche ganz eigenthümliche Grundlagen hat, daß hier die Heimat, der Hort des Katholicismus sich befinde, daß das Land in eine Halbinsel auslaufe, das Volk neben dem Festlande auch mehrere große Inseln bewohne. Hiezu kommt noch die Zerschneidung der Halbinsel durch die Kette des Appennins, der Mangel an schiffbaren Flüssen, welche den Verkehr bis tief ins Land hinein ausdehnen, an Kanälen, welche ein Gesenke mit dem andern verbinden. Oft ist die Küste des weltverbindenden Meeres unbewohnt, weil Sümpfe die Luft verpesten, und wo dieses nicht der Fall ist, am östlichen Ufer, fehlen Hafen und Rheden oft längs bedeutender Strecken. Wassergüsse, den tropischen vergleichbar, versumpfen oft, aller kunstreichen Gegenmittel ungeachtet, die Thäler, daher so viele Ortschaften auf Hügeln und Berghängen gebaut sind, malerisch, aber uneben, gesund, aber der Landstraße entfremdet.

Wenn dann der Reisende den Menschen näher tritt, ihrem täglichen Gebahren und ihrer Gesinnung, so bringt er die heimatlichen Begriffe von Erziehung, Reichthum, Geburt und Bürgerthum mit, und wird sich mit Anwendung derselben Worte unwillkührlich täuschen, wenn er sie auf das anwenden will, was sie bedeuten den italienischen Zuständen gegenüber.

Höflichkeit wird wohl kaum ein Nicolai den Italienern abzusprechen wagen, und zwar herzliche, oft mit rührender Zutraulichkeit gepaarte, sich aber nie des Selbstbewußtseyns, oft nicht der Ueberschätzung des eigenen Werths entschlagende Höflichkeit. Nur muß der, welcher auch den kleinsten Dienst verlangt, zuerst, und auch höflich grüßen, und nachher danken, was nicht unbillig scheinen dürfte. Gute Manier, mit einiger Festigkeit gepaart, zu rechter Zeit eine verständige, fröhliche, witzige Erwiederung verfehlen ihre Wirkung nie, dagegen verfehlen diese stets: ein harter, vornehmer Ton, Ordensbänder auf dem Reiserock und Leidenschaftlichkeit, welcher der kluge Italiener sogleich, auch wenn er wirklich in Leidenschaft versetzt ist, und dieser eben den Zügel hatte schießen lassen, die unbezwinglichste Kälte entgegensetzen wird.

Wer Italiens Boden betritt, möge nie vergessen, daß er sich unter den Nachkommen zweier oder gar mehrerer Völker befinde, von welchen das eine das andere unterjocht hatte, und deren Verschmelzung in Eines im Laufe von Jahrhunderten doch nur theilweise stattgefunden hat. Es ließen sich die meisten Eigenthümlichkeiten der romanischen Völker aus dieser Uebereinanderstellung erklären, hier mag es genügen, sie als einen der wichtigsten Momente zu richtiger Beurtheilung des Volkscharakters anzuführen.

Wer die deutschen Begriffe von Reichthum und Wohlhabenheit geradezu auf die italienischen Zustände anwenden will, wird gröblich irren. Im Süden lebt man mit unglaublich Wenigem, und schon mit Wenigem dem Norden gegenüber gut, d. h. man friert nicht, ißt alle Tage frische Gemüse, Seefische, Feigen und Liebesäpfel, trinkt Wein, gekältete Orangeade u. dgl., verplaudert einige Stunden im Caffehause, und genießt Gottes freie Luft in Schatten oder Sonne unendlich angenehmer als bei uns. Kann man dabei ohne Schweiß und Mühe Etwas verdienen, so wird es mit großer Intelligenz und noch größerer Eile abgethan, um wieder der Ruhe pflegen zu können: welches Bedürfniß diese sey, wird der Ultramontano erst alsdann inne, wenn er in das dritte Jahr anhaltend im Süden war, und ein anderes Blut bekommen hat, als das mitgebrachte war. Der Halbnackte ist darum noch kein Tagedieb, weil er nicht wenigstens in ehrbarer Jacke erscheint, und kein Lump, weil in seinem Zimmer außer dem breiten, gewöhnlich reinlichen Bette nur ein Paar Strohstühle und rohe Geräthe umherstehen. Die Straße, der Porticus, der Platz sind sein Empfangzimmer, oft seine Werkstätte. Er braucht minder für die Zukunft zu sorgen als wir, und wenn der Augenblick ihn zur Arbeit treibt, so übt er auch sein Recht doppelt, wenn es Genuß und Befriedigung der Gelüste gilt. Ueberhaupt ist schnelles Empfangen und Wiedergeben, Gelenkigkeit und Beweglichkeit unserer Jugendjahre dort auch dem Greise eigen, und je tiefer man gegen Süden hinabkömmt, desto rein menschlicher, desto kindlicher, und auch desto afrikanischer und kindischer erscheinen die Menschen. Nur vergesse man nie den Hintergrund alter Kultur und Größe, und daß das Bedürfniß durchgreifender Verbesserungen in den Massen unendlich weniger gefühlt wird, als höher hinauf in den Stufen der Gesellschaft. Man könnte in dieser Hinsicht Italien

mit einem auf seiner Basis ruhenden, England aber mit einem auf der Spitze stehenden Kegel vergleichen. Dieser wird nur durch beständige Bewegung gehalten, jener schwer aus seiner Lage gebracht werden.

Denn die Bedürfnisse, welche die neuere Zeit in die Völker geworfen hat, welche vorzüglich auf Italien reagiren, und seit Jahrhunderten sein Schicksal bestimmten, die Bedürfnisse, wie sie sich seit den letzten fünfzig Jahren gestaltet haben, werden vom Mittelstande und von den höheren Klassen der Gesellschaft am schmerzlichsten gefühlt, weniger von der Masse, welche mit Erleichterung der Abgaben, schneller und unparteiischer Rechtspflege, und einer folgerechten und kräftigen Verwaltung vollständig und stets befriedigt seyn wird, während nicht nur das Andenken an vergangene Größe, sondern auch das Bewußtseyn, Besseres zu verdienen, als die Gegenwart beut, während das Beispiel der zahllosen Reisenden, die von Fremden in Italien selbst unternommenen gewinnreichen Unternehmungen, die stolze Bemitleidung des Auslands, täglich die empfindlichste Seite des gebildeten Italieners verwunden. Ihm fehlen die Elemente der neugestalteten Welt, und eben so die seines alten einheimischen Luxus, welcher zahlreiche Dienerschaft, Feudalrepräsentation, eine Art Hofhaltung, in der Stadt und auf dem Lande, forderte. Je genauer er die Uebel kennt, an welchen sein Vaterland und dessen Verwaltung leiden, desto mehr muß er einsehen, wie schwer sie zu heilen, wie wenig sie fähig sind, mit dem Bestehenden leidlich vermittelt zu werden. Fortwährend wird er von seinem Lande abgestoßen, und doch ist es ihm zu theuer, als daß er es verlassen könnte; mit der Form seiner Kirche geht es ihm ebenso, daher fühlt er unglaublichen Zug zu gebildeten Fremden, um diesen sein Herz auszuschütten, durch sie zu neuen Ansichten, zu Berichtigung seiner Vorurtheile zu gelangen, die Lücken seiner Erziehung zu ergänzen. Wie er von Vielen hiefür belohnt wird, das sey Gott geklagt!

Der höhere Gewerbetreibende fühlt sich ebenfalls von dem Auslande in jeder Richtung überholt, und sieht die Regierungen noch immer in den widersinnigsten Sperr- und Monopolsystemen befangen. Wäre es möglich, einen italienischen Zollverein (mit Einschluß der Monopole und Posten) durchzuführen, so würde die Regierung virtuell in Italien herrschen, welche an der Spitze

desselben wäre. Da nun aber die italienischen Staaten den Schutz Oesterreichs weder entbehren können, noch offen anerkennen wollen, so stehen einer solchen durchgreifenden Verbesserung Hindernisse im Wege, welche wir vor der Hand für unübersteiglich halten müssen. Der alte Streit der Guelfen und Gibellinen dauert in veränderter Gestalt in den Mauthtarifen noch fort.

Wer ferner die deutschen Begriffe von Adel auf den italienischen anwenden wollte, würde eben so den richtigen Standpunkt verfehlen, ungeachtet die ältesten Häuser des jetzigen italienischen Adels von den deutschen und normännischen Einwanderern abstammen mögen. Eher könnte man eine Parallele mit den Patriziern oder Geschlechtern der ehemaligen aristokratischen Reichsstädte ziehen. Denn der Adel Italiens zog frühe in die Städte und wohnte dort in Burgen, wie man sie in Deutschland nur noch in Regensburg sieht. Da gab es nun die Straßenkämpfe, wie die der Montecchi und Capelletti, es warfen sich Tyrannen auf, und die Verbannten kehrten durch Verrath oder fremde Hülfe wieder in die Vaterstadt zurück, um das Vergeltungsrecht mit Wucherzinsen zu üben. Aus diesem städtischen Leben, der Seltenheit des eigentlichen hohen Adels, und der alten romanischen Völker eigenthümlichen Beschränkung des Adels auf die Schwertseite muß man sich das Wesen des älteren, aus der Erziehung durch Priester, der vollkommenen politischen Nullität, und der sehr untergeordneten Bedeutung der italienischen Heere aber das Wesen des jetzigen italienischen Adels erklären, wenn man ein vernünftiges, billiges Urtheil fällen und gehörig begründen will.

Dasselbe gilt vom Bürgerstand, welcher mit dem Adel ungleich mehr verbunden und verwandt war, und ist, als bei uns, wegen der beständigen Verheirathung herüber und hinüber, und der Leichtigkeit, mit einigem Vermögen dem Adel einverleibt zu werden. Man konnte einen Orsini als Stadtmauthner und Thorwart in Tivoli, einen Sacripanti als Haushofmeister der österreichischen Botschaft in Rom, einen Caraffa als Bretzelbäcker in Neapel sehen, wogegen ein ehemaliger Händler mit französischen Seidenwaaren als Fürst, ein vormaliger Lohnkutscher als Marchese nicht die letzte Rolle ihres neuen Rangs in Rom spielten, und zu Neapel ein berühmter Eisbudenhalter sich zum Baron aufschwang, ohne sein Gewerbe aufzugeben. Ueberhaupt ist bei Bürger und Adel sowohl

die aufsteigende Bewegung schneller denn in Deutschland als die absteigende. Familien-Erinnerungen — oft sehr alte, besonders in Florenz und Venedig, — werden sorgfältig erhalten, und kommen bei besserem Glücke schnell zu Tage. Man hat in jedem Geschlechte der untern und mittlern Bürger eine alte Illustration zu nennen, den Rahmen einer entschwundenen Bedeutung aufbewahrt. Wie der Geist in der höheren Gesellschaft jeder Stadt vorzugsweise lokal ist, so ist die Gesinnung aristokratisch im Wesen, demokratisch in der Aeusserung, und in der Masse ist der Haß und die Verachtung gegen die Höherstehenden eigentlich nichts als Neid, nichts als das durch Jahrhunderte fortgeerbte Rachegefühl eines unterjochten und mißhandelten Volkes wider das erobernde.

Hiezu noch die Genüsse, welche das milde Klima und der dankbare Boden auch dem Aermsten nicht versagen, die Reizbarkeit, welche auch dem Nordländer bei längerem Aufenthalte durch die Luft aufgedrungen wird, und welche dem Eindruck des Augenblicks eine unglaubliche Stärke und ein Uebergewicht über Besonnenheit und Angewöhnung verleiht; das tragische Geschick des Landes seit Jahrhunderten, und die sinnlichen Denkmale entschwundener Herrlichkeiten neben unverschuldetem Unglück; vor Allem aber eine systematische, den Strebungen unserer Zeit geistig und politisch entgegenarbeitende Niederhaltung und Zerspaltung, und man wird bekennen müssen, daß die billige und richtige Beurtheilung der italienischen Zustände keineswegs etwas Leichtes sey, und am Wenigsten auf die Weise Nicolai's (nicht des Buchhändlers, sondern des Lausevanzoni's im Berliner Künstlerfeste) abgethan werden könne.

Und wie verschieden sind die Bewohner der langgestreckten Halbinsel unter sich in Sprache, Sitten, Lebensbedingungen, Gestalt und Beschäftigung! Der Deutsche, welcher aus Sizilien an der Küste Toskana's landet, wird wähnen, schon halb zu Hause zu seyn, und der Südländer wird bis Terracina von Norden her vordringen, ohne bedeutende Anmahnungen an seine Heimat zu finden. Mitten durch Italien geht eine Strecke längs der Gesenkscheide des Appennins, welche beinahe in Allem, besonders aber in landwirthschaftlicher Beziehung, sich der süddeutschen Wirthschaft nähert, während Genua durch seine Lage afrikanische Vegetation und Menschen zeigt, welche durch Gestalt, Sprache und Charakter himmelweit von den übrigen Italienern, ja von ihren Nachbarn sich auszeichnen.

Es ist begreiflich, wie hochpoetische Naturen, wie Goethe und Byron, sich für die schöne Andromeda bis zur Gluth erwärmen konnten, und wie dieser sogar den Versuch machen wollte, ihr Perseus zu werden. Es ist begreiflich, daß andere nachlallen und nachbewundern, und bei jeder singenden Cicade und jedem Lorbeerbusch griechische und lateinische Verse citiren und sich dafür belohnen, daß sie die alten Griechen und Römer auf den Schulbänken nicht umsonst sich eintrichtern ließen. Aber das ist schwer zu begreifen, und noch schwerer zu verdauen, daß ein Volk, dessen Literatur sich durch Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit seither so vortheilhaft auszeichnete, bei aller Sympathie und Aehnlichkeit mancher Zustände dennoch in den Schriften so vieler seiner Reisebeschreiber meist vergebens nach einem klaren und wahren Bilde des Nachbarlandes sucht.

Es wird daher ein Versuch wohl als gerechtfertigt erscheinen, den Reisenden, deren Zahl sich in langem Frieden und steigendem Wohlstand, bei verbesserten Straßen, Posten und Gasthöfen so bedeutend steigert, — nicht einen gedruckten Lohnlakei für die zu durchwandernden Städte, sondern einen Maßstab zur Beurtheilung des seit zehn Jahren über Italien Geschriebenen, und einige Winke über Specialisirung der Arbeiten derer zu geben, welche sich berufen fühlen, über ihre Reisen Etwas zu veröffentlichen.

Vorausgesetzt, daß das, was wir am Eingange mehr angedeutet als ausgeführt haben, den geneigten Leser zu einiger Behutsamkeit im Urtheilen, einiger Umsicht im Erforschen bewegen mag, beginnen wir pflichtschuldigst mit den Damen, um Ihnen ans Herz zu legen, die Gräfin Hahn Hahn (Jenseits der Berge, Leipzig, Brockhaus 1840), als Muster natürlicher Auffassung und liebenswürdiger Wahrhaftigkeit nachzuahmen, und sich nicht durch Vorbewunderung und Vorempfindung irre machen zu lassen, wie dieses vielleicht Manchen ihres Geschlechts, sowohl schreibenden als nicht schreibenden, begegnet seyn dürfte. Da diese Blätter der Beurtheilung einzelner Werke nicht gewidmet sind, so begnügen wir uns zu gestehen, daß die anmuthige Plauderei gerade durch die Unmittelbarkeit der Auffassung selbst die Gegenstände angezogen hat, über welche sonst eine Dame sprödes Schweigen zu beobachten liebt, z. B. über die Sänger der päpstlichen Kapelle. Auch dafür küssen wir ihr die Hand, daß sie den alten Tiber nicht zum foemininum macht, wie so viele Männer leider thun.

Zu männlichen Reisenden übergehend, setzen wir die Kenntniß von Rankes trefflichem Werke, die römischen Päpste, bei allen gebildeten Wallfahrern, besonders aber bei denen voraus, welche sich mit öffentlichen Zuständen vorzugsweise befassen. Diese werden in Raumers Reisebriefen viel Brauchbares, aber mehr Winke als Ausführung finden. Gewöhnlich ist die Zeit zu knapp denen zugemessen, welche berufen sind, über staatliche und die so enge mit dieser verschwisterten kirchlichen Verhältnisse mitzusprechen, als daß sich etwas Erschöpfendes erwarten ließe. Nur Berichtigungen, Darstellung neuerer Vorkommnisse, durch welche der Unterrichtete aufs Laufende kömmt, lassen hier mit Billigkeit sich fordern. Menzel hat für die kurze Zeit, welche er auf seinen Durchflug verwenden konnte, eine unglaublich richtige Auffassung des Volkscharakters gewonnen und wiedergegeben, und dem Verfasser der florentinischen Briefe (wahrscheinlich A. Reumont) verdanken wir gleichfalls sehr lobenswerthe Einzelnheiten, welche zugleich als Commentar zu dem, geflissentlich skizzenhaft gehaltenen Büchlein, Rom im Jahre 1833, dienen können. In Niebuhr's Briefwechsel ist sehr viel Wahres und Tiefes für den enthalten, welcher es zu finden und vom Eindrucke des Augenblicks abzuschälen versteht, welcher nur zu oft auf den trefflichen Mann überwältigend einwirkte.

Wer für militärische Zwecke reist, wird wenig oder nichts Brauchbares in deutschen Büchern finden, welche seit den letzten zehn Jahren erschienen sind. Es scheint, daß die geographische und politische Lage der Halbinsel den Fachmännern die Ueberzeugung aufgedrungen habe, die Geschicke werden in Erfüllung gehen, ohne oder gegen die Zustimmung des Volks, vielleicht auf Schlachtfeldern jenseits der Alpen, wie dieses seit Jahrhunderten der Fall zu seyn pflegte.

Auch über die kirchlichen Verhältnisse ist wenig wahrhaft Gesagtes und richtig Beobachtetes hier zu erwähnen. Die, welche eigentlich berufen gewesen wären, in dieser Beziehung die ganze Wahrheit zu sagen, hüteten sich aus wohl begreiflichen Gründen, dieses zu thun. Dennoch stimmen alle neueren Schriftsteller in einzelnen Wahrnehmungen darin überein, daß Niebuhr nicht zu schwarz gesehen habe, und daß der gegenwärtige Zustand um nichts tröstlicher sey, als der von ihm geschilderte (bis 1823).

Auch über Gesetzgebung, Heilkunde, Landbau, besonders die so wichtigen bäuerlichen Verhältnisse, Handel und Fabrikation, ja über die nun mit so vieler Liebe getriebenen Naturwissenschaften vermissen wir ungerne specialisirende Reisebeschreibungen. In Niebuhr's Briefen ist auch über diese Gegenstände ein Schatz geistreicher Bemerkungen, aber er muß mit Mühe in den Ergüssen des nach allen Seiten hin thätigen Geistes aufgesucht werden.

Desto reichlicher sind von Allen Kunst und Alterthum bedacht worden, zwar selten erschöpfend oder nur vielseitig, aber stets mit besonderer Vorliebe. Auch für Verständniß der Alten aus Vergleichung ihrer Werke mit dem Leben des jetzigen Volks, mit Bild- und Bauwerken ist Vieles von unsern Landsleuten geschehen, und in manchen Fächern, z. B. den hetrurischen Alterthümern, vielleicht mehr als von den Einheimischen. Wenn diese durch Wahlverwandtschaft die antike Welt oft richtiger und halb instinktmäßig errathen, so ist unsere Erutdition ausgebreiteter, und dadurch fähig, die römische Kunst, als eine in den meisten Beziehungen offenbar secundaire, an die früheren und eigenthümlicheren anzuknüpfen. Wenn in Rom nun den hetrurischen Alterthümern einige Aufmerksamkeit wiederfährt, so ist dieses den „Prussiani im Palazzo Cafarelli auf dem Capitole" zuzuschreiben, hinter welchen zurückzubleiben denn doch gar zu schimpflich gewesen wäre. Denn der Italiener sieht die Alterthumswissenschaft als ein ihm vorzugsweise angehörendes Feld an, und der Fremde, welcher hier Geltung anspricht, muß sehr fest im Sattel sitzen, und gewissermaßen um Verzeihung bitten, wenn er abweichende Ansichten vertheidigen will.

Der Reisebeschreibungen, welche möglichst viel umfassen wollen, und daher selten über allgemeine Bemerkungen hinausgelangen, hätten wir doch wohl genug, und es ist wie in andern Fächern des Wissens, so auch in den Aufzeichnungen des, auf italienischen Reisen Wahrgenommenen, eine Specialisirung auf bestimmte Fächer sehr zu wünschen, um so mehr, als hier gerade ein sehr dankbares Feld beinahe unangebaut geblieben ist.

Beginnen wir mit der Kirche, deren Verhältniß zu den verschiedenen Regierungen des Festlandes seit Kurzem wieder die allgemeine Aufmerksamkeit in einer wenig erfreulichen Weise auf sich gezogen hat. Da sind nun Viele bedürftig, einen klaren Begriff über den Standpunkt zu erhalten, welchen die römische Kurie den

italienischen und ausseritalienischen Staaten gegenüber eingenommen hat, zu hören, wie sich die jetzigen Strebungen, die katholische Kirche wissenschaftlich zu begründen, zum Mittelpunkte, wie Talente, Charaktere und Kenntnisse der Centralbehörden sich zur Zeit und deren Forderungen verhalten. Wiederhergestellte oder in Rom allein noch fortgepflanzte geistliche Gesellschaften, die großartige Propaganda, die Collegien für Erziehung ausländischer Priester, kurz die Wechselwirkung Roms und der gesammten katholischen Kirche sind insgesammt noch lange nicht genug gekannt und gewürdigt. Leicht wäre eine klare, unparteiische Lösung dieser Aufgabe freilich nicht, aber gewiß im höchsten Grade verdienstlich, anziehend und der Anstrengung der edelsten und höchstbegabten Geister werth.

Gehen wir zum Socialen zum Politischen über, so können wir ebenfalls dem befugten Stimmgeber nur Glück wünschen, welcher uns über die bäuerlichen Verhältnisse, über die Stellung der Städte zum platten Lande, über den Einfluß der Armengesetze und Versorgungsanstalten auf die Bevölkerung belehrt. Er wird die herrlichsten Ideen den Statuten entnehmen können, während er die Verwaltung oft wird beseufzen müssen. Der Einfluß der Gesetzgebung, die Majorate, das Dotalsystem, die Unauflöslichkeit der Ehen werden seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, und so Vieles ganz einfach erklären, was manchem Reisenden als Räthsel dasteht. Er wird die Zerfallenheit des gesellschaftlichen Zustandes in geradem Verhältnisse der Mischung durch aufeinanderfolgende Eroberungen finden, und die vielen mißlungenen Versuche, die Halbinsel zu Freiheit und Einheit zu bringen, hiedurch begreifen, bedauern, und als Symptom eines seit lange schon krankhaften Zustandes betrachten lernen. Er wird aus seinen Beobachtungen das Ergebniß ziehen, daß Einheit viel mehr Noth thut, als das, was man in Frankreich, und meist auch in Italien, unter Freiheit gegenwärtig versteht, und daß zu einer haltbaren Republik oder nur zu einer Zweikammerregierung so ziemlich alle Elemente fehlen.

Dem wissenschaftlich gebildeten Krieger würde man es Dank wissen, wenn er die vom Alpenübergange an nicht gehörig untersuchten Feldzüge Hannibals, die Befestigungskunst der ältesten Bewohner Italiens und der Römer studieren und bearbeiten würde. Sogar über den militärischen Werth der Mauern Roms und

ihre schwache Seite, über die caudinischen Pässe und die zwei Centralfestungen Alba fucense und Corsinium, über die militärische Bedeutung der polyponen Befestigungen weiß man blutwenig, und es scheint doch der Mühe werth, die Eigenthümlichkeiten des Volks bis ins Einzelne zu studieren, welches in der Kriegskunst es bis zu einer unerreichten Virtuosität gebracht hat.

Der friedliche Landwirth dagegen möge nicht glauben, daß er hier nichts lernen, nichts der Mittheilung Werthes auffinden könne. Die Bewässerungen und die Compost=Wirthschaft der Lombardei, die uralte und so wunderbare Bebauung der Umgebung Neapels, die von Lullin de Châteauvieux keineswegs erschöpfend geschilderte Pusten=Wirthschaft im Agro romano sind sorgfältiger Durchforschung werth, und werden bestimmt auch durch Entdeckung mancher Vorrichtungen und Betriebe lohnen, welche auch für das kältere und minder fruchtbare Deutschland von praktischem Nutzen seyn werden.

Zu nicht geringem Nachtheile für die Kassen der Bauherren, für Bequemlichkeit und guten Geschmack haben die Baukünstler seither mehr antikes Säulenwerk als das unglaublich Praktische und Zweckmäßige der italienischen bürgerlichen Baukunst studirt. Die Bereitung der Ziegel und Ornamente in gebrannter Erde, die landwirthschaftliche Baukunst in der Lombardei und Toscana, die Einfachheit der Gerüste und Dachstühle, die verständig auf unser Clima angewendete Eintheilung der Wohnungen, die Erreichung angenehmen Effects mit einfachen Mitteln, das müssen wir vor der Hand von den Baukünstlern, welche wir über die Alpen senden, vorzugsweise bearbeitet wünschen, denn auch in der Baukunst muß man zuerst gerecht seyn, ehe man gut seyn darf.

Wenn wir bemerken, wie wenige Architekten den Wasserleitungen, Abzugskanälen, der Austrocknung der Maremmen, den Dämmen des Po, der Entwässerung des Thals von Spoleto ihre Aufmerksamkeit widmen, oder, wenn ihr Genius sie mehr zu Verzierungen treibt, die sinnreichen Anstalten für Volks- und Kirchenfeste, für Auszierung im Geiste der Bestimmung der Oertlichkeit studieren, so können wir nur bedauern, daß mehrere Fachmänner, welche von Regierungen zu diesem Zwecke nach Italien gesendet wurden, nichts über das Ergebniß ihrer Forschungen bekannt gemacht haben, besonders ein Beamter der Pariser

Präfektur, welcher die Aufgabe hatte, die Volksfeste der größeren italienischen Städte zu studiren, und für Paris nach den Umständen anzuwenden.

Wenn für Handel und Gewerbe jetzt ungleich weniger Ausbeute verheißen werden kann, als in den Zeiten, in welchen Italien der Lehrer des ganzen Abendlandes war, so wird dennoch dem Beobachter der Satz als feste Wahrheit sich vor die Seele stellen, daß Deutschland und Italien eigentlich dazu geschaffen seyen, sich wechselsweise zu ergänzen, daß der Austausch von Rohstoffen, Naturprodukten und Fabrikaten eigentlich ein naturnothwendiger sey, ja der deutsche Handwerker den Italienern eben so willkommen seyn müsse, als der italienische Krämer und Cafetier den Deutschen. Aus der, gegenwärtig freilich nicht sehr erfreulichen Sachlage können geübte Augen dennoch die Factoren zu Berechnung der Wichtigkeit erschauen, welche beide Länder stets nicht nur in politischer, sondern auch in gewerblicher Beziehung für einander hatten, und bei veränderten Verhältnissen einst wieder für einander haben werden.

Da wir Deutsche die Bestimmung zu haben scheinen, u. A. auch die Sprachforscher für die übrige Welt abzugeben, so dürfen wir das, von den Italienern selbst weder vollständig noch umsichtig getriebene Studium der so vielfach abgeschatteten italienischen Idiome unsern gelehrten Landsleuten mit gutem Gewissen empfehlen. Herkunft, Eigenthümlichkeit und Sittigung von Außen werden bei jedem Volksstamm in seinem Dialekt und durch diesen erkannt, und jede Sprache ist die Crystallisation des geistigen Lebens derer, welche sie sprechen. Schon Fernow und Valentini kamen auf überraschende Ergebnisse rücksichtlich des Alters der Dialekte, der germanischen und arabischen Zuthaten, ja der Abweichungen in der Aussprache; dennoch ist auch in diesem Fache noch unendlich viel zu entdecken und aufzuräumen.

Welche Ergebnisse das Studium der Geschichte liefern könne, davon geben Ranke, Niebuhr, Raumer rc. so unverwerfliche Zeugnisse, daß es überflüssig seyn dürfte, hierüber mehr zu sagen, als daß des gänzlich Unbenutzten noch unendlich viel ist, und daß namentlich das ältere Städtewesen mit seinen ganz eigenthümlichen Statuten, mit der sonderbaren Mischung altrömischer, germanischer, byzantinischer Elemente bis jetzt weder in seiner ganzen

Tiefe erforscht, noch von einem höheren Standpunkt aus angeschaut und dargestellt worden ist. Bei dem Oertlichkeitsgeist der Italiener kann das eigenste Wesen des Volks nur mittelst der Stadtgeschichten und deren Parallelisirung zu Tage kommen.

Der Alterthumsforscher hat nicht nur stets neue Entdeckungen den früheren anzureihen, er hat auch die Befruchtung des Verständnisses der alten Schriftsteller durch Anschauung und Vergleichung zu vermitteln, und besonders, er hat die alte Welt in sich und seinen Zeitgenossen in dem wiederherzustellen, in welchem sie so groß dasteht, in ihrer frischen, natürlichen Verständigkeit, einfachen Großheit. Es gibt überall antike Menschen in diesem Sinne, in Italien mehr unter dem gemeinen Volke, im Norden mehr in den höheren Ständen, vielleicht gab es die meisten in Italien in den wilden, rasch vorschreitenden Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts. Desto verdienstlicher ist es in unsern Tagen, das Sterlingsgewicht jener entschwundenen Größe aufzubewahren, und dahin zu wirken, daß es wenigstens wiedergeboren werden könne, wenn sein Stern wieder aufgeht. Der ungeheuren Masse antiquarischen Wissens fehlt stets noch eine Einbürgerung in diesem Sinne: man äfft die Form nach, unterläßt aber das Wesentliche wieder zu geben.

Die Naturwissenschaften haben ihre Reisenden in großer Zahl und mit gutem Erfolge nach Italien gesendet, und nach dem Vorgange der Versammlung zu Pisa ist zu hoffen, daß der Erwerb seither vereinzelter Strebungen endlich zum Frommen des Auslandes zusammengefaßt und veröffentlicht werden werde. Diesem Fache können wir nur fröhliches Vorschreiten in bereits eröffneter Bahn wünschen.

Wie gerne möchten wir dasselbe von den schönen Künsten sagen! Aber hier müssen wir uns hüten, nicht bitter zu werden. Denn wie viele wandern mit sehr mangelhafter Technik, aber unendlichem Dünkel, mit wohlgekämmtem Barte, aber die Brille vor den Augen, mit hoher Poesie und geringem Fleiße nach dem heiligen Grabe der Kunst, und wie wenige bringen es in Composition, Ausführung und Zeichnung über das Mittelmäßige, und wenn sie die wissenschaftliche Seite erfassen, über einzelne Liebhabereien, und ausschließliche Vorliebe für Ein Fach, Eine Richtung! Hier müssen wir eine tüchtigere, wahrhaftigere Zeit erwarten,

ehe wir Größeres und Schöneres von der Mehrzahl unserer Ausgesendeten erwarten dürfen.

Wie in Lithographieen und den Ankäufen der Kunstvereine haben wir in den Reisebeschreibungen Genrebilder und aufgewärmte Andacht nur zu oft zu genießen, während mit derber Posse, mit kräftiger, wenn auch halb roher Natürlichkeit besser gedient wäre. Die ächte frische Plebejität, dieses oft so anmuthige Hinüberspielen der Lebensäußerungen in den Naturzustand, dieses alles Comfort's und aller Convenienz selbstbewußt sich entschlagende Leben, das Herrliche, was zu Tage kommt, trotz vielfältigen Drucks, Elends und geflissentlichen Verschlechterns, wie die Pflanze, welche zwischen Ruinen ihr Bischen Erde findet — das vorzüglich verdient studirt, geschildert und genossen zu werden.

Auch der reine Genußmensch könnte ein verdienstliches Scherflein beitragen, wenn er die nationalen Schüsseln, die Eigenschaften der Weine, die Bereitung des Eises, die schöne Anordnung der Caffehäuser, die Vielfältigkeit der Fastenspeisen, die trefflichen breiten Betten und die kühl erhaltenen großen Gemache schildern wollte. Vom Risotto des Mailänders bis zum unvergleichlichen Zuckerwerk sicilischer Klosterfrauen beut jeder Ort beinahe seinen eigenthümlichen Genuß für den, welcher nicht überall Rostbeef und Kartoffeln essen, und seinen Theekessel auf den Aetna nachschleppen will. Eine Monographie aus der Feder des Frhr. v. Rumohr oder des Fürsten Pückler wäre gewiß verdienstlich und doppelt willkommen.

Wer aber die Menschen studiren will, der muß die Landstraße verlassen, und die Comfort's sich vorläufig aus dem Sinne schlagen, von welchen der Italiener mit größerem Rechte denkt, was Christine von Schweden über ihre abgetretene Krone prägen ließ: Ich brauch es nicht, es genügt mir nicht. Kaum aber ist zu begreifen, warum so viele Reisebeschreiber in der Weise der Mehrzahl die kleinen Umwege nach Brescia und Bergamo, nach Ravenna sogar gescheut haben. Brescia ist durch neu aufgefundene Kunstwerke, Bergamo durch Alterthümer und Seiden-Produktion, Ravenna aber durch die herrlichsten Denkmale aus einer Zeit interessant, aus welcher man im übrigen Italien beinahe nichts erblickt. Und dann weiter hinab die einzige noch übrige italienische Republik San Marino, das Vaterhaus Rafaels

Urbino, die ganze Strecke von Macerata bis Taranto am adriatischen Meere, ja so nahe bei Florenz Volterra, Prato, Pictoja, werden kaum von Einem unter tausend Reisenden besucht. Die alte Via Salaria, ein Wunder von Römerbauten, ja der auf einer Spazierfahrt erreichbare herrliche Ponte di nono werden von Rom aus in der Regel nicht besucht — weil es nicht Mode ist. Dasselbe Schicksal hat der See von Eclano mit seinem Abzugskanal, dem Riesenwerke des Kaisers Claudius, haben die bis jetzt noch nicht enträthselten Denkmale bei Nuri in Sardinien, ja die Fresken der St. Clara-Kirche zu Montefalco, nur eine Meile von dem Straßenknoten Fuligno entfernt. Der kleine Abstecher von S. Quirico nach Pienza wird durch die Ansicht einer im 15. Jahrhundert von Pius II. durch die besten Baumeister heraufgezauberten Stadt nur Wenigen belohnt, und im Umkreise weniger Stunden um Ronciglione warten ein hetrurisches Gräberthal (val d'Ato), das einzige ganz in Stein gehauene Amphitheater des Festlandes in Sutri und das größte Denkmal italienischen Fürstenluxus, Caprarola, vergebens auf Besucher. Es ist nun einmal nicht die allgemeine Landstraße, man fürchtet sich vor Räubern, schlechten Betten und klaffenden Fenstern, und denkt, wenn das Alles der Mühe werth wäre, gesehen zu werden, so würden doch wohl Andere es schon beschrieben und in die Mode gebracht haben.

Ein rüstiger Fußreisender könnte gewiß eine sehr interessante Beschreibung eines bis jetzt sehr wenig gekannten Weges geben, welcher die gewöhnlichen Straßen nur selten durchschneiden würde. Freilich würde er häufig vergebens in den Buden nach glasirten Handschuhen oder Jameson's powders forschen, und oft die Gastfreundschaft ansprechen müssen, welche an Orten ferne von der Landstraße rührend freundlich ist; aber Ein Tag wird ihn einen klareren Blick in das Wesen des Volkes werfen lassen, als sechs Monate Aufenthalt am Lungarno zu Florenz, auf dem spanischen Platze Roms oder an der Villa Reale Neapels. Man könnte eher behaupten, daß Italien erst da beginne, wo die gebahnte Straße aufhöre, als daß das im Bereiche des unausgesetzten Fremdenbesuchs liegende Land vollständig Italien sey.

Es gehören freilich zu solchen Kreuz- und Querzügen eine Entschlagung von vielen Bedürfnissen und Vorurtheilen, eine feste Gesundheit, guter Muth, höfliches Vorkommen, Fertigkeit im

italienisch sprechen und Zeit; aber wir glauben jeden gebildeten Reisenden versichern zu können, daß seine Mühe auch alsdann reichlich belohnt werden wird, wenn er nicht beabsichtigt, seine Beobachtungen durch den Druck zu veröffentlichen. Es würde eine wahre Entdeckungsreise, eine Ergänzung dessen seyn, was wir aus Büchern gelernt haben. Da tritt noch der Haß und die Liebe der alten Zeit, die durch freundliche Höflichkeit gemilderte südliche Heftigkeit, da tritt das unabgegriffene Gepräge des Mittelalters, es tritt das richtige Verhältniß des jetzigen Italiens zur Gegenwart und Mitwelt vor die Seele des Beobachters. Er wird lernen, nicht nur gerecht und umsichtig, sondern sogar milde und nachsichtig über die Zustände der Halbinsel zu urtheilen, er wird oft im Stillen sich freuen müssen, ein Deutscher zu seyn, aber die Geistesgaben, Körperkräfte und Gutmüthigkeit des einst so großen, jetzt zurückgegangenen und zurückgebliebenen Volks, und die Fähigkeit bewundern müssen, die ehemalige ehrenvolle Stellung sogleich wieder einzunehmen, wenn die Hemmnisse der Zerstücklung, der gewaltsamen Zurückstauung, und besonders die der falschen und halben Bildung hinweggeräumt wären. Dieses kann aber nur durch lange Regierung eines Gewaltherrschers geschehen, welcher den Vorschritt endlich will, und mit eisernem Willen die bösen Geister bannt, die guten in geregelter Thätigkeit erhält.

Während wir in Vorstehendem versuchten, die Beurtheilung der Reisebeschreibungen über Italien gehörig zu begründen, und zu speziellen Forschungen Stoffe, zu künftigen Wanderungen Bahnen anzudeuten, möchten wir unsern Lesern, welche die ersehnte Reise noch vor sich liegen haben, zum Schlusse von Herzen wünschen, daß neben Genuß und Belehrung auch die furchtbare Warnung und Lehre, welche die italienischen Geschicke zurufen, von ihnen nicht ungehört bleiben, und sie zugleich abhalten mögen von unbilligem Absprechen über Wälschland und vom Uebersehen dessen, was Noth thut für Deutschland.

P. S. M.

Die französischen Departementsräthe
(Conseils généraux)
und die deutschen Provinzialstände.

Zwischen der Commune oder Gemeinde, und der aus der Gesammtzahl der Gemeinden bestehenden Nation, welche beide das Recht haben, sich um die Art, wie sie verwaltet werden, zu bekümmern, und an der Auflegung, Erhebung und Vertheilung der zu den öffentlichen Ausgaben erforderlichen Gelder zustimmend und berathend Antheil zu nehmen, gibt es Aggregate von einer Anzahl von Gemeinden, welche Theile des Ganzen ausmachen, und als Bezirke, Kreise, Provinzen oder Departements in der Staatsgeographie bezeichnet und verwaltet werden. Zuweilen bestehen sie aus besondern Völkerschaften, wie es sich ehemals in Frankreich mit der Bretagne, Normandie, Provence, Guienne verhielt, und wie es noch in Preußen mit den Provinzen Westphalen, Sachsen, Rheinland u. s. w. der Fall ist, und haben als solche auch besondere Ansichten, Interessen und Wünsche, die sich nicht immer mit einander vereinigen lassen, sondern zuweilen gerade einander entgegenstehen. In Frankreich war diese Isolirung der Provinzen so stark, daß es im Jahr 1789 eine der Hauptnothwendigkeiten der vorzunehmenden Staatsreform war, die Eintheilung Frankreichs in Provinzen ganz aufzuheben, um die einzelnen Theile des Reichs zu einem Ganzen zu verschmelzen und mit dem fehlenden Gemeingeiste zu beseelen; daher wurde denn die Eintheilung in Departements eingeführt, welche nichts von dem Alten ließ, und eine Menge kleinerer Agglomerationen von Gemeinden schuf, in welchen kein Rest der alten Gewohnheiten und Ansichten geltend gemacht werden konnte.

Man hat diese Umstaltung oft getadelt, weil sie den patriotischen Geist der Provinzen zerstört und die Menschen allzu sehr isolirt habe. Einiges Gute mag mit den Provinzialeinrichtungen allerdings zu Grunde gegangen seyn. Es ist aber wohl zu vermuthen, daß schwerlich irgend eine durchgreifende Maaßregel in Frankreich hätte ausgeführt, und die Staatsverwaltung von Grund aus gebessert werden können, wenn die Provinzen mit ihrem abgeschlossenen Geiste fortbestanden hätten. Vielleicht wäre manches Uebel der Revolution verhindert worden; aber das allgemeine Wohl, welches Frankreich eben dieser Revolution verdankt, würde aus dem Wirrwarr keineswegs haben hervorgehen können.

Eben dadurch, daß der alte Provinzialgeist keine Haltung mehr hatte, entstand unter den Bürgern ein Gemeingeist, welcher auf das ganze Betragen der Nation einen bedeutenden Einfluß ausübte und zu ausserordentlichen Thaten Anlaß gab. Man mußte aufhören, ein Bretagner, ein Normanne, ein Lothringer zu seyn, und ein Franzose werden. Die dargebrachten Opfer (deren freilich viele verlangt wurden) dienten nicht mehr der Provinz, sondern dem Vaterlande.

Rathsversammlungen und Direktorien wurden nach dem Muster der obern Regierung in allen Departements, so wie kleinere Rathsversammlungen in allen Distrikten der Departements angeordnet, wobei die Regierungskommissarien, unter dem Namen Procureurs généraux und Procureurs syndics, nur eine berathende Stimme, sonst aber gar keinen Einfluß haben sollten. Jede Departements-Rathsversammlung hatte 8 Direktoren zu wählen, welche alle Geschäfte, sowohl was Verwaltung, als was Justiz und Polizei betraf, leiten und dem Rathe jährlich Rechenschaft von ihrer Verwaltung ablegen mußten; diese Rechenschaft mußte hernach durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden. Eben so bestand in jedem Distrikte ein Direktorium, aber nur von vier Mitgliedern, und eine dasselbe kontrolirende Rathsversammlung. Die Departementsräthe und Direktoren hatten die Pflicht, den von der gesetzgebenden Macht jedem Departement auferlegten Antheil an den Staatsauflagen unter die Distrikte desselben zu vertheilen, so wie dann die Distriktsräthe und Direktoren die dem Distrikte zugelegte Quote unter die Gemeinden des respektiven Distriktes zu vertheilen hatten. Ferner mußten sie über die

rechtmäßige Auferlegung der Lasten aller Steuerpflichtigen, über die Erhebung der Steuern, die gehörige Verwendung der zu gemeinsamen Zwecken bestimmten Staatsgelder, über die öffentliche Erziehung und Bildung, über die Bewahrung des Staatseigenthums, über die Leitung und Vollendung öffentlicher Arbeiten, über die Ausführung der Sanitätsmaaßregeln, so wie endlich auch noch über den Dienst der Nationalgarde wachen.

So wurde die Departementsverwaltung im Jahr 1789 eingerichtet. Die Folgen entsprachen jedoch keineswegs der öffentlichen Erwartung. Einerseits geschah von den Departementsverwaltungen wegen der Menge der Mitglieder, und wegen der ihnen fehlenden obern Leitung zu wenig; andernseits setzten sie sich oft in Widerspruch gegen die Regierung, und wurden hemmende Glieder in der Staatsmaschine.

„Die Direktorien, berichtete **Boissy d'Anglas** im Namen einer Kommission des Nationalkonvents im Jahr **III**. der Republik, waren allzu zahlreich, und die Generalrathsversammlungen ohne Nutzen. Erstere berathschlagten, anstatt zu handeln, letztere kamen nur während eines Monats zusammen, und hatten fast immer, wenn sie auseinandergiengen, eine kostbare Zeit mit langen und unnützen, gewöhnlich allgemeinen und politischen Diskursen verschwendet."

Man ordnete nun für jedes Departement des Reichs eine aus fünf Mitgliedern bestehende Verwaltung an, hob die Eintheilung in Distrikte auf, und richtete dagegen Kantone mit Munizipalbehörden ein, denen einzelne Munizipalbeamten kleiner Gemeinden untergeordnet wurden. Der Verein der Munizipalbehörden sollte die Kantonsverwaltung besorgen.

Dadurch glaubte man die Sache recht gut gemacht zu haben; es fand sich aber, daß man durch die anscheinende Verbesserung wenig gefördert hatte. Es waren noch zu viele Verwalter da; denn wenn die Verantwortlichkeit auf mehreren ruht, so hält es schwer, jeden verantwortlich zu machen. Ferner war durch die Aufhebung der Rathsversammlung auch die Aufsicht und Kontrole über die Departementsverwalter verschwunden; mithin waren die Bürger gegen Mißbrauch der Gewalt und andern Unfug weniger gesichert als zuvor. Daß die Regierung sich das Recht vorbehielt, die Entscheidungen und Beschlüsse der Departementsverwalter zu kassiren oder zu suspendiren, konnte allerdings einigem Mißbrauche

vorbeugen, aber auch andern von Seiten der Regierung selbst Eingang verschaffen und der Freiheit schaden.

Fünf Jahre nachher, als Bonaparte Konsul geworden war, gestaltete eine neue Staatsverfassung auch die Departementsverwaltung anders. Die Departements wurden nämlich in drei oder mehrere Arrondissements getheilt, mit Subpräfekten, welche dem obersten Beamten des Departements, dem Präfekten, untergeordnet wurden. Die Bürger eines jeden Arrondissements sollten eine Anzahl von Leuten angeben, welche sie zur Verwaltung für fähig hielten; diese Anzahl sollte so stark seyn, als ein Zehntel des sämmtlichen Wahlkollegiums, und dieses Zehntel sollte dann aus seiner Mitte wiederum ein Zehntel auswählen, welchem die Verwaltung des Arrondissements anvertraut wurde.

Dieses noch mangelhafte Gesetz vom 22ten Frimaire wurde bald darauf (am 28sten Pluviose) durch ein anderes ergänzt, welches länger gedauert hat, als alle vorigen, und zum Theil noch jetzt der Einrichtung der Departements-Konseils zum Grunde liegt. Ein Regierungsbeamter, der Präfekt trat nun an die Stelle der vorigen Verwaltungskollegien; ihm wurden Präfekturräthe beigegeben, zur Schlichtung der Streitigkeiten wegen Verwaltungssachen; und um den Anschein der vorigen Kontrole beizubehalten, wurde ein Generalkonseil eingesetzt, welchem der Präfekt jährlich Rechenschaft ablegen sollte. Diese Rathsversammlung sollte nach dem Verhältnisse der Volksmenge des Departements aus 16 — 24 Mitgliedern bestehen, und jährlich nur 14 Tage lang sich versammeln. Jedem Arrondissement wurde ein Subpräfekt und ein aus 11 Mitgliedern bestehender Rath vorgesetzt, so wie jeder Gemeinde ein Maire mit einem oder mehrern Adjunkten.

Um keinen hemmenden Widerstand in seinem Regierungsgange zu erfahren, eignete sich Bonaparte in dieser Verfassung das Recht zu, nicht allein die Präfekten, Subpräfekten, Präfektursekretäre, Gemeindemaires und ihre Adjunkten (in den von mehr als 5000 Seelen bewohnten Städten), sondern auch die Mitglieder der Departements- und Arrondissementsräthe selbst zu ernennen; ihre Ernennung sollte 3 Jahre lang gültig seyn; jedoch konnten sie nach Verlauf dieser Zeit wieder ernannt werden.

Bonaparte war von dem Grundsatze ausgegangen, Verwalten müße das Werk eines einzigen Beamten, Richten und Urtheilen

das Werk Mehrerer seyn. Diesem nach sollte die wesentliche Beschäftigung der Departements- und Arrondissementsräthe seyn, auf unparteiische Art die Steuerauflagen unter die Arrondissements, ihre Städte und Dörfer zu vertheilen, und durch diese gleichmäßige Vertheilung das Zutrauen der Steuerpflichtigen zu erwerben. Nebenbei sollten sie die Rechenschaft über die im Departement und dessen Arrondissements zum Behufe gemeinnütziger Anstalten erhobenen Gelder anhören, damit die Bürger die Gewißheit erlangten, daß die von ihnen bezahlten Beiträge zu dem im voraus bestimmten Zwecke, und zu keinem andern verwendet würden.

Dann sollten sie auch noch die Befugniß haben, ihre Meinung über den Zustand und die Bedürfnisse der Einwohner zu äussern, indem einer freisinnigen Regierung viel daran liegen müße, die allgemeinen Wünsche kennen zu lernen, und dieses nicht besser geschehen könne, als vermittelst der Vereine von Landeigenthümern, welche aus den Notabeln des ganzen Reiches gewählt werden, wobei die Listen der letztern unter Mitwirkung aller Bürger angefertigt worden.

Nach diesem wichtigen, trefflich abgefaßten und sehr gut lautenden Gesetze wurden also die Mitglieder der Departements- und Arrondissementsräthe nicht mehr von ihren Mitbürgern gewählt, sondern von der Regierung bezeichnet, wodurch der Charakter dieser Dikasterien sich natürlich ganz verändern mußte; denn anstatt aus unabhängigen Bürgern zu bestehen, welche fähig waren, das Verfahren der Regierung und der Departementsbeamten zu überschauen, und den Muth hatten, die Mißbräuche zu rügen, und die Wünsche und Bedürfnisse des Departements oder Arrondissements freimüthig anzugeben, war vorherzusehen, daß die Räthe, welche ihre Ernennung blos der Regierung verdankten, nur stumme Zeugen der Verwaltung seyn und nichts äussern würden, was der Regierung mißfallen konnte. Auch ließ sich erwarten, daß die Regierung von nun an keine andern Männer in die Departements- und Arrondissementsräthe berufen würde, als solche, von denen sie keine Widerrede, keine unbequemen Einwendungen zu fürchten hatte und auf deren Zustimmung sie im voraus rechnen konnte.*

* Ein einziges Mal, im Jahr X. der Republik bekamen die Wahlkollegien der Departements und Arrondissements den Auftrag, dem ersten Konsul

Von nun an war also der Departements= und Arrondissements=konseil keine der Verwaltung zur Seite gesetzte und sie kontrolirende Behörde mehr, kein Verein, welcher als Organ der öffentlichen Meinung hätte gelten können, sondern eine Täuschung, welche die Regierung mit dem Volke trieb. Indessen täuschte sich doch Napoleon selbst, indem er die Nation hintergehen wollte; denn er vernahm nun die Gebrechen der Departementsverwaltung, die Mißbräuche der Präfekturbeamten, die Wünsche und Klagen der Bewohner nicht mehr, zumal da auch die Presse nicht mehr frei war. Die Generalkonseils beschränkten sich auf die Rolle von bloßen Zeugen der Präfekturverwaltung, billigten Alles und arbeiteten, ohne es zu merken, zuerst an der Befestigung, und dann allmählig am Sturz des Napoleon'schen Despotismus.

Man sollte glauben, nach dem Fall des Kaiserthums müßte es eine der ersten Sorgen der wiedereingesetzten Bourbonschen Regierung gewesen seyn, die von der Napoleonschen Gewalt verfälschten Staatseinrichtungen in ihrer Reinheit herzustellen. Dazu fehlte es aber an Einsicht, gutem Willen und Aufrichtigkeit. Sie ließ die Conseils généraux in ihrem Unvermögen, wie sie Napoleon gestaltet hatte, und hütete sich wohl, hier wie bei mehrern andern Staatseinrichtungen, liberaler zu verfahren, als Napoleon gethan hatte, wider dessen eigenmächtige Regierung man doch allgemein schrie, und in welches Geschrei sie selbst mit einstimmte.

Glücklicherweise ist ein Despot nicht immer scharfsinnig genug, um zu bemerken, daß eine von ihm getroffene eigenmächtige Verfügung das von ihm Erbaute auf einer andern Seite wieder zerstört. Es fiel dem Kaiser eines Tages ein, dem Staatsschatze, der schon Ausgaben genug habe, sey es doch eine große Last, die in den Departements befindlichen öffentlichen Gebäude, als Hospitäler, Gefängnisse, Präfekturhotels, Schulen u. s. w. unterhalten zu müßen, da sie doch nur den Departements dienten. Folglich wurde der Entwurf eines Dekretes in den Senat gebracht, welches die Gebäude den respektiven Departements zueignete, mit der Bedingung, daß sie dieselben künftig unterhalten sollten. Die

---

für jede Rathsstelle 2 Kandidaten vorzuschlagen, unter denen er zu wählen hätte. Dieß wurde nicht wiederholt, und als Bonaparte erster Konsul und dann Kaiser geworden war, ernannte er die Räthe ohne irgend einen Vorschlag der Wahlkollegien.

Staatsredner äußerten, dies sey ein prächtiges Geschenk, welches der Kaiser den Departements mache; diese aber fanden, daß es eine neue, schwer zu tragende Last sey, die man ihnen aufbürde; denn die Unterhaltung besagter öffentlicher Gebäude erforderte bedeutende Summen. Es folgte jedoch aus dieser Uebertragung, daß die Departementsräthe nun mit der Aufsicht über sämmtliche öffentlichen Gebäude beauftragt werden mußten, wodurch ihr Wirkungskreis bedeutend erweitert wurde. Daran hatte Napoleon wohl nicht sogleich gedacht; denn sonst würde er vielleicht irgend eine andere despotische Maaßregel ergriffen haben, um den Departementsräthen nicht mehr Macht zu geben, als er ihnen Anfangs zugedacht hatte.

Indessen wurden unter der Bourbon'schen Regierung die Klagen über den mangelhaften Zustand der Departementsräthe immer lauter. Aber erst im Jahr 1829, als das Martignac'sche Ministerium das Munizipalwesen durchaus verbessern wollte, sollte auch als Schlußstein des Ganzen die Anstalt der Generalkonseils eine etwas liberalere und mithin vernünftigere Einrichtung bekommen. Um jedoch die Räder der Staatsmaschine zu vereinfachen, sollten nach diesem Projekte die Arrondissementsräthe wegfallen, und nur die Conseils généraux beibehalten werden, deren Mitglieder von den Wählern ernannt werden sollten. Die Deputirtenkammer, welche den Gesetzentwurf zu erörtern hatte, wollte sich die Aufhebung der Arrondissementsräthe nicht gefallen lassen, und da der Minister darauf bestand, so wurde das vom Hofe noch als viel zu liberal angesehene Projekt zurückgezogen, und die Sachen blieben wie sie waren.

Erst als die Julirevolution bedeutende Staatsreformen möglich gemacht hatte, kam die Reihe auch an die Verbesserung der Generalkonseils. In der neuen Verfassungsurkunde des Reiches wurde ausdrücklich bestimmt, daß in dem kürzesten Zeitraume, welcher möglich sey, die Departemental- und Munizipaleinrichtungen auf das Wahlsystem gegründet werden sollten. Jedoch konnte erst im Juni 1833 ein vollständiges Gesetz über die Departementsräthe zu Stande kommen. Dieses Gesetz ist es, worauf seitdem die Anstalt der Departementalrepräsentation in Frankreich beruht.

Nach demselben besteht in jedem der 86 Departements, worein Frankreich getheilt ist, ein Rath, welcher aus eben so vielen

Mitgliedern zusammengesetzt wird, als es Kantone im Departement gibt. Uebersteigt jedoch die Zahl der Kantone 30, so werden zwei oder mehrere von einem einzigen Rathsmitgliede repräsentirt, so daß eine Departements-Versammlung nie aus mehr als aus 30 Räthen besteht. Eine, wie mich dünkt, ängstliche Vorkehrung, welche die allzu zahlreichen Versammlungen vermeiden will und Unregelmäßigkeit einführt, bloß um die Zahl 30 nicht zu übersteigen.

Jeder der Kantone, wenn deren nicht mehr als 30 im Departement vorhanden sind, wählt also seinen Repräsentanten zum Rathe. Alle diejenigen Bürger, welche das Recht besitzen, Deputirte zu wählen, so wie auch alle diejenigen, welche auf der Liste der Geschwornen stehen, also nicht allein die 200 Franken Grundsteuer zahlenden Eigenthümer, und ein Patent jährlich lösenden Kaufleute und Fabrikanten, sondern auch die zum gelehrten Stande gehörigen, welche als solche zu Geschwornen beim Assisengerichte genommen werden, tragen zur Wahl des Departementsrathes bei. Beläuft sich die Zahl der Wähler eines Cantons nicht auf 50, so werden die am meisten Besteuerten hinzugenommen, um die Zahl der 50 zu ergänzen. Um zum Departemental-Rathe gewählt werden zu können, wird erfordert, daß der Candidat 25 Jahr alt sey und 200 Franks Grundsteuer zahle. Ist die Zahl der Wahlfähigen in einem Arrondissement nicht sechsmal so stark als diejenige der Mitglieder des Departementsrathes, so werden, um die Zahl zu ergänzen, aus den am meisten Besteuerten die nöthigen Individuen auf die Liste gesetzt. Präfekten und Subpräfekten, Präfekturräthe und Sekretäre können in keinem Departement, Steuerempfänger, Civil-Ingenieurs und andere Staatsbeamte nicht in demjenigen Departement, in dem sie angestellt sind, Mitglieder des General-Konseils werden.

Der gesammte Departementalrath wird auf 9 Jahre gewählt; alle 3 Jahre tritt ein Drittel aus, die Austretenden können jedoch wieder gewählt werden.

Der König kann eine Departementalraths-Versammlung auflösen; dann muß aber in Verlauf von 3 Monaten zu einer neuen Wahl geschritten werden.

Nur auf Befehl des Departements-Präfekten, in Folge einer königl. Ordonnanz, kann der Departementsrath zusammentreten,

und zwar auf die in der Ordonnanz bestimmte Dauer. Der Präfekt eröffnet die Session, empfängt den Eid der Mitglieder, vertritt bei der Versammlung die Stelle eines Regierungs-Commissärs und wohnt den Berathungen bei, jedoch nicht, wenn über die Rechenschaft seiner Verwaltung abgestimmt wird. Der Departementsrath erwählt aus seiner Mitte den Vorstand und den Sekretär. Zur Gültigkeit der Berathungen wird die Gegenwart von mehr als der Hälfte des Rathes erfordert. Die Sitzungen werden nicht öffentlich gehalten. Jedoch steht es dem Rathe frei, die Resultate seiner Berathungen durch den Druck bekannt zu machen. Alle Berathungen über Gegenstände, welche nicht im Bereiche der Departementsräthe liegen, so wie diejenigen Berathungen, welche außerhalb der gesetzlichen Zeit der Zusammenkunft geschehen, sind ungültig. Auch kann sich der Rath eines Departements nicht mit dem eines andern Departements in direkte Verbindung setzen. Hat Einer dem Andern etwas mitzutheilen, so kann dieses nur vermittelst des Präfekten geschehen. Eben so wenig darf ein Departementsrath Proclamationen oder Adressen an's Publikum erlassen. Der Präfekt kann eine Session suspendiren.*

Der Arrondissementsrath besteht aus eben so vielen Mitgliedern, als es Kantone im Arrondissement gibt, und muß wenigstens 9 Mitglieder in sich fassen, sollten auch keine 9 Kantone vorhanden seyn. Diese Räthe haben die jedem Arrondissement zugelegte Steuerquote unter die Gemeinden zu vertheilen; wenn letztere sich für zu sehr belastet halten, so kann an das General-Konseil appellirt werden. Uebrigens haben die Arrondissements-Konseils keine politische Wichtigkeit, und daher mag es wohl gekommen seyn, daß Staatsmänner geglaubt haben, man könne sie ohne Schwierigkeit aufheben. Andere haben jedoch eingesehen, daß solche Vereine besser die Bedürfnisse und die Lage der einzelnen Gemeinden einsehen können, als die Departementalräthe, welche das Gesammte eines Departements, also zuweilen 3—600

* Alle die Departementalräthe betreffenden gesetzlichen Verfügungen sind vom Advokaten Dumenil (welcher selbst Mitglied eines Departementsrathes ist) in seinem Werke: de l'organisation et des attributions des conseils généraux de departement et des conseils d'arrondissement, Paris, 1837. 8., ausführlich und befriedigend auseinander gesetzt und erklärt worden.

Gemeinden (in einigen Departements sogar 8—900) zu überschauen haben.

Was nun die Departementalräthe betrifft, so war in dem wichtigen Gesetze vom Jahr 1833, welches seitdem zur Richtschnur dient, Alles bestimmt, ausgenommen das Wichtigste, nämlich ihr Wirkungskreis und ihre Verrichtungen. Zwar hat man ihnen ursprünglich die Vertheilung der Steuerquoten und die Anwendung der zu den Departements-Ausgaben bestimmten Gelder zugetheilt; aber seitdem waren ihnen auch andere Geschäfte zu Theil geworden, und aus dem Obigen hat man gesehen, daß selbst Napoleon, welcher sie so unbedeutend als möglich hatte machen wollen, dazu beigetragen hatte, ihren Wirkungskreis zu erweitern. Die Zeitumstände trugen auch das Ihrige dazu bei, besonders seit der Julirevolution, um bei den General-Konseils mehr Angelegenheiten in Anregung zu bringen, als zuvor, so daß es hie und da zu Berathungen kam, welche der Regierung eine Uebertretung des Wirkungskreises der Departementsräthe schienen.

Es entstand also die Nothwendigkeit eines Gesetzes über den Bereich der Berathungen und Entscheidungen dieser Räthe. Dieses Gesetz wurde endlich im Jahr 1838 in Vorschlag gebracht, und nach sehr umständlichen Erörterungen in den beiden gesetzgebenden Kammern, am 10. Mai 1838 von der Regierung bekannt gemacht. Im Wesentlichen verändert es die früheren Bestimmungen nicht, sondern bezeichnet sie nur deutlicher und genauer. Die Departementsräthe haben, nach wie vor, die von den gesetzgebenden Kammern festgesetzten Steuerquoten unter die Arrondissements, aus welchen das Departement besteht, zu vertheilen; sie können sogenannte centimes facultatifs, das heißt außer der gesetzlichen Steuer noch eine gewisse Anzahl Entimes für jeden Frank der Grundsteuern zum Behufe erforderlicher Specialausgaben des Departements ausschreiben, oder vielmehr in Vorschlag bringen, die hernach von den gesetzgebenden Kammern entweder angenommen und in gesetzlicher Form bekannt gemacht oder von ihnen verworfen werden.

Die Gesetze haben diesem Ausschreiben Grenzen gesetzt, so daß nur eine bestimmte Anzahl besagter centimes additionnels und facultatifs, aber nichts darüber ausgeschrieben werden kann. In dieser Hinsicht stehen also die Departementalräthe ganz unter

der Aufsicht der gesetzgebenden Kammern und können aus eigener Macht keine Steuern ausschreiben, und zwar mit Recht. Es würde wenig Consequenz verrathen, wenn unter einer Verfassung, welche keine andere Steuererhebung für gesetzlich anerkannt, als die von den Repräsentanten der Nation bewilligte, eine Lokalbehörde, wenn auch eine aus und von dem Volke gewählte, den Bürgern willkürlich Steuern auflegen könnte, welche für einen Theil der Bevölkerung die öffentlichen Lasten bedeutend erhöhen könnten, zuweilen ohne großen Nutzen für den Bezirk. Es würden Mißbräuche entstehen, welche für die Departements-Bewohner äußerst drückend werden könnten.

Freiere Hand haben diese Räthe im Kontroliren der Verwaltungs-Rechnungen, welche ihnen die Präfekten vorlegen müssen, in der Aufsicht über die öffentlichen Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten, in der Anwendung der zum Behufe der Lokalbedürfnisse angewiesenen Gelder, und in den gemeinnützigen Vorschlägen, die sie zu äußern berechtigt sind. Mit andern Departementalräthen darf sich zwar, wie wir gesehen haben, keine solche Versammlung in direkte Verbindung setzen, aber vermittelst der Präfekten können und müssen sie, nach wie vor, sich über gemeinschaftlich anzulegende oder zu unterhaltende Anstalten, z. B. über Normalschulen, Irrenhäuser, Gefängnisse, Landstraßen mit einander verständigen, da nach den Gesetzen mehrere Departements zusammen die Kosten einer ihnen gemeinschaftlich gehörenden Anstalt zu tragen, und für die Unterhaltung auch gemeinschaftlich zu sorgen haben.

Die Sessionen der Departementsräthe pflegen 14 Tage zu dauern, und nach der Session der gesetzgebenden Kammern statt zu finden, da manche Mitglieder jener Räthe auch Deputirte sind, und also den Versammlungen in ihren Departements nicht beiwohnen könnten, wenn die Kammern und die Räthe zu gleicher Zeit versammelt wären. Auch folgen die Sessionen der Departementsräthe ganz natürlich auf diejenigen der Kammern, da die von letztern auf's folgende Jahr bewilligten Steuern in jedem Departement auf die Arrondissements, woraus es besteht, vertheilt werden müssen, und die Vorschläge, so wie die Bestimmungen über Specialauflagen frühzeitig genug bei der Regierung in der Hauptstadt anlangen müssen, um in der nächstkünftigen Session der Kammern berücksichtigt werden zu können. Zu dem Ende ist den

Departements-Präfekten vom Minister des Innern zur Pflicht gemacht worden, daß sie im Verlaufe eines Monats nach Beendigung der Session einen hinlänglichen Auszug des Protokolls der Verhandlungen der Departementsräthe einschicken müssen, damit der Minister Zeit habe, sie zusammendrucken zu lassen und unter die Mitglieder der beiden Kammern während der nächsten Session zu vertheilen. Damit scheint jedoch der Minister seine Noth zu haben, und in einem ministeriellen Rundschreiben an die Präfekten, vom Jahr 1838, wird geklagt, daß ein Präfekt, welcher jedoch nicht weiter bezeichnet wird, die Einsendung der Vota seines Departements 8 Monate lang verzögert habe, und mithin auch Schuld gewesen sey, daß die ministerielle Bekanntmachung des **Compte-rendu** der gesammten Beschlüsse der Departementsräthe nicht früher habe erscheinen können.

Eine wichtige Frage bei der Erörterung des letzten Gesetzentwurfes über die General-Konseils betraf die Bekanntmachung ihrer Verhandlungen. Die Opposition verlangte, wo nicht die Oeffentlichkeit der Berathschlagungen und das Zulassen des Publikums zu denselben, doch wenigstens die Veröffentlichung derselben durch den Druck. Gegen diesen Vorschlag wurden kräftige Einwendungen gemacht. Da die Dauer einer Session auf eine kurze Zeit beschränkt ist, so ist es wichtig, daß die Zeit gut angewendet, und allzu weitschweifige Reden und Erörterungen vermieden werden. Stenographirte man nun aber die Berathschlagungen jener Versammlungen, wie diejenigen der gesetzgebenden Kammern, so stände zu befürchten, daß die Sucht, sich als Redner auszuzeichnen und in den Zeitungen zu glänzen, manche Mitglieder, besonders Advokaten, welche in Frankreich mit vieler Geläufigkeit, aber auch mit großer Weitschweifigkeit zu reden pflegen, verleiten könnte, sich in lange, und zu keinem bedeutenden Resultate führenden Erörterungen einznlassen, wobei der Hauptzweck der Session verloren gehen und nichts gefördert werden würde. Nebenbei scheint man gefürchtet zu haben, die vielen kleinen Departemental-Tribünen möchten als Nebenbuhlerinnen der Haupttribünen auftreten, die in Frankreich so sorgfältig beförderte und festgehaltene Centralisation zerstören und den alten, einseitigen und egoistischen Provinzialgeist in einem verjüngten Maßstabe als Departementalgeist wieder erzeugen.

Diese Furcht mag nicht völlig ungegründet gewesen seyn. Indessen ist es eine unläugbare Thatsache, daß in Frankreich jetzt der Grundsatz der Oeffentlichkeit überall durchdringt und früh oder spät dieselbe Anwendung daselbst finden wird, deren er bereits in England und in den nordamerikanischen Freistaaten genießt. So sehr man also bisher auch bemüht gewesen ist, die Oeffentlichkeit der Berathschlagungen der General-Konseils zu beschränken, so wenig wird dieß gegen den immer sich erweiternden publicistischen Geist fruchten, und sicher wird die Zeit kommen, wo jeder Wähler in Frankreich sich wird überzeugen können, ob der von ihm gewählte Repräsentant im Rathe seines Departements auch seines Zutrauens würdig ist oder nicht.

Der Vorschlag der Opposition, den Departementsräthen die Veröffentlichung ihrer Verhandlungen zur Pflicht zu machen, ist nicht durchgegangen, und das Gesetz hat es ihnen freigestellt, ob sie die Abstimmungen veröffentlichen wollen oder nicht. Einige thun es, machen sie zwar nicht in extenso, aber doch ziemlich ausführlich auf Kosten ihres Departements bekannt, und lassen die Exemplare dieser Druckschrift unter die Lokalbehörden vertheilen, denen in der That viel daran liegt, damit bekannt zu werden. Andere theilen den Departements-Zeitungen Auszüge aus den Protokollen mit. Noch andere schweigen, aber ihre Mitglieder reden, und die Zeitungen sind im Stande, ausführliche Berichte über die Berathungen zu geben.

Auf jeden Fall muß, wie gesagt, ein Auszug aus den Protokollen dem Ministerium des Innern eingeschickt werden, und dieser nimmt sämmtliche Vota und Beschlüsse in seinen **Compte-rendu** auf. Schließlich muß ich noch bemerken, daß, obgleich die Pariser Tageblätter den Lokal-Interessen der verschiedenen Theile des Reichs nur eine geringe Aufmerksamkeit schenken, und dieselben nur wenig besprechen können, es doch auch in der Hauptstadt nicht an Organen fehlt, wodurch sich die Bedürfnisse und Wünsche der Departements-Bewohner kund thun, und die Berathschlagungen der General-Konseils zur Kenntniß des Publikums gebracht werden. Dahin gehört vorzüglich **la France départementale.** *

---

* Eine von Nestor Urbain seit 6 Jahren herausgegebene Zeitschrift, worin sich manche sehr gute Aufsätze befinden, und worin den Verfügungen der

Was den Geschäftsgang der Generalkonseils betrifft, so ist er kürzlich folgender: Der Präfekt legt der Versammlung Rechenschaft von seiner Verwaltung ab, wobei er eine Uebersicht über die angebrachten Verbesserungen und den ganzen Zustand des Departements gibt. Natürlich wird vorzüglich die glänzende Seite hervorgehoben. Da es jedoch auch darauf ankommt, Gelder zu bekommen, um den Mängeln abhelfen zu können, so dürfen die Gebrechen auch nicht verschwiegen werden. Zuweilen sind diese Uebersichten interessant, und werfen ein großes Licht auf den moralischen und intellektuellen Zustand eines Departements. Ferner theilt der Präfekt die Fragen mit, welche die Regierung an die Generalkonseils richtet, um Aufklärung und Gutachten über vorzunehmende Maßregeln zu bekommen, ehe dieselben als Gesetzentwürfe den beiden Kammern vorgelegt werden. Ebenso werden vom Präfekten dem Rathe das Budget des Departements, die Vorstellungen, Bitten und Vorschläge der Arrondissements, der Gemeinden, so wie der Privatleute vorgelegt.

Der Rath theilt sich in verschiedene Comités, unter welchen dasjenige, welches das Departements-Budget zu untersuchen hat, das wichtigste ist. An diese Comités werden die verschiedenen Dinge, worüber berathschlagt werden soll, verwiesen, worauf dann, wie in den gesetzgebenden Kammern, Bericht über jeden an's Comité verwiesenen Gegenstand in der allgemeinen Versammlung abgestattet, und über diesen Bericht vom gesammten Rathe berathschlagt und abgestimmt wird. Wie man eben gesehen, werden die Abstimmungen vom Präfekten, welcher bei Allem, nur nicht bei der Abstimmung über seine Rechenschaft, gegenwärtig seyn darf, und welcher immer der Vermittler zwischen dem Rathe und der Regierung ist, an den Minister des Innern eingesandt. Dieser bekommt also, da das Reich in 86 Departements eingetheilt ist, eben so viele Gutachten über die von ihm gethanen Fragen und Rathserhohlungen, und kann aus den Abstimmungen ziemlich gut den Zustand der öffentlichen Meinung, die Bedürfnisse und Wünsche der Nation erkennen, wofern er die eingesandten Protokolle ernstlich

---

Departemental-Obrigkeit, so wie den Gebrechen der Departements-Anstalten, den getroffenen Verbesserungen und den Fortschritten besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird.

studirt und nach diesen seine Gesetzentwürfe und Vorschläge an die gesetzgebenden Kammern einrichtet.

Da, so viel ich weiß, die Resultate der Berathschlagungen der Generalkonseils vom Jahr 1839 noch nicht durch den Druck bekannt gemacht worden sind, so müssen wir uns an diejenigen der beiden vorhergehenden Jahre halten, um einen richtigen Begriff von dem Wirken der französischen Departementalräthe zu bekommen, und sie demnach besser mit deutschen Provinzialständen vergleichen zu können.

Zuerst also die Berathschlagungen der Session des Jahres 1837.

Im Rathe des Aisne-Departements hat man unter andern über die Mißbräuche beim Kornmessen geklagt, und den Wunsch geäußert, die Regierung möchte beim Kornverkaufe das Abwägen statt des Messens einführen. Vielleicht hat das Generalkonseil nicht bedacht, daß auch beim Abwägen Unterschleife vorkommen können. Ferner hat der Rath bemerkt, es gebe zu viel Markttage im Departement, was zur Folge habe, daß die Landleute Zeit und Geld verschleuderten und in das Ungemach verfielen, dem man durch die Abschaffung der vielen Feiertage habe abhelfen wollen. Auch auf die ungleiche Auflegung der Grundsteuer hat dieser Rath sein Augenmerk gerichtet, und eine Special-Commission ernannt, welche in der Zwischenzeit zweier Sessionen Erkundigungen über diesen Gegenstand einziehen und einen Entwurf zu einer gleichmäßigeren Steuerauflegung vorbereiten sollte.

Dieß ist ein merkwürdiger Schritt; denn gewöhnlich hören die Arbeiten des Rathes mit der Session auf, und nach dem buchstöblichen Inhalte des Gesetzes dürfen seine Arbeiten außerhalb der Session auch nicht fortdauern. Hier werden jedoch die Umstände dem mangelhaften oder all zu ängstlich abgefaßten Gesetze nachhelfen, und eben durch die Verletzung des Buchstabens des Gesetzes wird dem Geiste desselben ein Dienst geleistet werden.

Das Aveyron-Departement hat die Abschaffung oder wenigstens die Herabsetzung der Salzsteuer verlangt. Im Charente-Departement hat man über die Frage berathschlagt, ob es gut wäre, die Markttage auf den Sonntag zu verlegen. Dieß scheint von den religiös gesinnten Mitgliedern mißbilligt worden zu seyn, und bei der Abstimmung ist beschlossen worden, die Sache beim Alten zu lassen.

Im Generalkonseil der Obergaronne wurde die Frage erörtert, ob, zufolge der Meinung des Ministers des Innern, die Regierung befugt sey, oder durch ein Gesetz die Befugniß erhalten könne, diejenigen Gemeinden, welche die ihnen zugehörigen Gehölze behalten wollen, zu zwingen, dieselben zu verpachten. Mehrere Mitglieder waren der Meinung, daß, da nach dem französischen Gesetzbuche die Gemeinden unter der Vormundschaft der Regierung stehen, und das Verpachten ein Verwaltungsakt, es vernünftig sey, der Regierung jene Befugniß zu ertheilen; wogegen andere behaupteten, dieß sey den Rechten zuwider, welche das Gesetz vom Jahr 1837 neuerdings den Munizipalbehörden zuerkannt hat, und es müsse der vom Volke selbst gewählten Obrigkeit zustehen. Diese Meinung behielt die Oberhand, und mithin erkannte das Generalkonseil die in Frage stehende Befugniß der Regierung nicht zu.

Eben dieser Departementsrath hatte, auf den Vorschlag eines seiner Mitglieder, auf eine häufig in den Departements vorkommende Verletzung des Gesetzes aufmerksam gemacht, welches nicht erlaubt, die centimes additionnels oder die Vermehrung der Steuer, wenn die Steuerpflichtigen kein Grundeigenthum besitzen, auf die Personalsteuer zu übertragen. Das Gesetz erlaubt nur das Uebertragen auf die Mobiliarsteuer. Da der Werth des Mobiliareigenthums von den Steuerpflichtigen so sehr als möglich verborgen und sehr niedrig angesetzt wird, so fällt die Vermehrung auf die Personalsteuer zurück, welches aber augenscheinlich dem Gesetze zuwider läuft. Der Departementsrath hat daher den Beschluß gefaßt, die Regierung aufzufordern, durch die Steuerbehörden eine Untersuchung über die Auflegung der Steuern einleiten zu lassen und die eingeschlichenen Mißbräuche abzustellen.

Die Kammern hatten im Jahr 1837 eine Summe von 500,000 Francs zur Aufmunterung der Verbesserungen im Ackerbau bewilligt. In Folge dieser Bewilligung hatte der Minister die 86 Generalkonseils um Rath gefragt über die zweckmäßigste Anwendung dieser Summe und besonders über die Einrichtung der Ackerbaucomités oder sogenannten chambres consultatives. Einige Departementsräthe waren der Meinung, solche Comités oder Kammern würden unnütz seyn, da bereits Ackerbauvereine und sogenannte Comices agricoles beständen, denen man

einige Geldunterstützung zukommen lassen könnte, damit sie Gutes dadurch wirkten. Diese Meinung hatte unter andern das Cantal-, so wie auch das Doubs-Departement geäußert. Dagegen war der Rath des Indre- und Loire-Departements der Meinung, daß, so wie die Handelsinteressen der Städte durch die Handelskammern oder chambres consultatives du commerce vertreten würden, die Ackerbauinteressen der Landbewohner durch besagte chambres consultatives de l'agriculture vertreten werden müßten, und dieselben daher eine sehr zweckmäßige Einrichtung wären.

Ein sehr ausführlicher Bericht über die Mittel, den Ackerbau zu heben und zu verbessern, war im Rathe des Unter-Loire-Departements abgestattet worden. Diesem zufolge wurde geäußert, man müßte die noch brach liegenden Gründe anbauen, theoretische und praktische Ackerbauschulen errichten, vervollkommnete Werkzeuge unter die aufgeklärtesten Ackerleute vertheilen und Elementarwerke über die bewährtesten Methoden in Dorfschulen einführen. Eine chambre consultative für den Ackerbau in jedem Departemente würde ein Sammelpunkt aller nöthigen Hülfsmittel werden, um den Unterricht im Ackerbau allgemein zu verbreiten; diese Kammer würde sich mit den landwirthschaftlichen Vereinen und den jurys d'agriculture in Verbindung, und sich in Stand setzen, jährlich eine statistische Uebersicht des Zustandes und der Fortschritte des Ackerbaus im Departement liefern zu können. Ohne jedoch einen besondern Verein deßhalb stiften zu wollen, war der Departementsrath der Meinung, der akademische Verein zu Nantes könnte sehr füglich die Stelle einer solchen Kammer vertreten.

Im Nièvre-Departement hat das Generalkonseil sogar in jedem Arrondissement eine solche Ackerbaukammer verlangt. Auch im Unter-Seine-Departement hat der Rath außer den comices agricoles, den Musterwirthschaften und den Ackerbauvereinen noch chambres consultatives für den Ackerbau verlangt, und selbst eine Summe von 4,000 Francs für Vorträge über landwirthschaftliche Chemie und über Ackerbautheorie zu Rouen ausgesetzt.*

* Die Frage hinsichtlich jener verlangten Anstalten ist bis jetzt noch nicht erledigt. In der Session der gesetzgebenden Kammern vom Jahr 1840

In mehreren Departements haben Commissionen der Generalkonseils den Zustand der Volksschulen untersucht und ausführliche Berichte darüber erstattet. Ansehnliche Summen sind von den Departementsräthen zur Errichtung und Vermehrung dieser Schulen sowohl als der Normalschulen ausgesetzt worden. In den Departements Pas de Calais und Seine und Oise belief sich die bewilligte Summe auf mehr als 90,000, und im Ober-Rhein auf 100,000 Francs. Außerdem wurde den ärmern Gemeinden eine Summe von 25,000 Francs zur Errichtung und Ausbesserung der Schulhäuser ertheilt. Beinahe eben so beträchtlich war die Bewilligung in dem reichen Departement der Unter-Seine. Zwei Deutschland nahe liegende Departements, Mosel nnd Ober-Rhein, haben vorgeschlagen, die Eltern zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu schicken; eine solche Gesinnung hat kein einziges, fern von Deutschland liegendes Departement geäußert. Der Vorschlag würde auch schwerlich als Gesetzentwurf in den beiden Kammern durchgehen.

Für Bibliotheken, gelehrte Gesellschaften, Ausbesserung und Unterhaltung merkwürdiger alter Gebäude, wissenschaftliche Sammlungen, Herausgabe gelehrter Werke, Verfertigung topographischer und geologischer Landcharten, Nachgrabungen nach Ueberresten römischer Orte, sind in vielen Departements größere oder geringere Summen bewilligt worden. So hat das Doubs-Departement 500 Francs als Pränumeration auf die von der akademischen Gesellschaft zu Besançon besorgte Sammlung alter auf die Geschichte der Franchecomté bezüglichen Urkunden, und das Ober-Loire-Departement 700 Francs zum Druck der Dichtungen ehemaliger Troubadours aus dem Velay-Bezirke bewilligt. Mehrere Departements haben zur Errichtung von Ehrendenkmälern berühmter, aus denselben gebürtiger Männer beigetragen; andere haben hoffnungsvollen jungen Künstlern eine Unterstützung bei ihren Studien in der Hauptstadt zugesagt.

---

hat ein Deputirtenverein, welcher besonders die Ackerbauinteressen berücksichtigt, die Errichtung einer chambre consultative und sogar eines Generalkonseils für den Ackerbau in jedem Departement in Vorschlag gebracht. Die Mitglieder dieser chambres sollen wie die Departementsräthe gewählt werden, und der Regierung alle verlangten Aufschlüsse über den Zustand und die Bedürfnisse der ackerbauenden Klasse geben.

Ueber Handelsangelegenheiten hatte sich in den Gutachten der Departementsräthe dieselbe Verschiedenheit geäußert, welche unter den Departementsrepräsentanten in der Deputirtenkammer herrscht. Indeß diejenigen Departements, welche Häfen besitzen, die Einfuhr des Kolonialzuckers befördern wollen, tragen die durch Manufakturen und Ackerbau blühenden Departements auf die Beförderung des Anbaus der Runkelrüben und auf die Aufmunterung der Zubereitung des einheimischen Zuckers an; erstere wollen Aufhebung der drückenden Eingangszölle auf Produkte und Waaren fremder Länder, letztere dringen auf Beibehaltung der Mauthzölle, damit einheimische Fabriken desto besser bestehen können.

Im Rathe des Saone und Loire-Departements sitzt der berühmte Dichter Lamartine. Der Einfluß eines solchen Mannes ist groß in einem Departementsrathe. Diesem Einflusse ist es wohl zuzuschreiben, daß der Rath beschloß, den Wunsch der Abschaffung der Todesstrafe (worüber Lamartine in Paris mehrere Reden gehalten) und der Einrichtung eines zweckmäßigeren Straf- und Besserungssystems zu äußern.

Die Session vom Jahr 1838 ist die erste, in welcher die Departementsräthe zufolge des jüngsten Gesetzes über den Bereich ihrer Beschäftigungen haben wirken können. In dieser Hinsicht ist also diese Session schon merkwürdiger als die vorhergehenden. Außerdem werden die Berathschlagungen der Generalkonseils fast mit jedem Jahre interessanter, und sie bilden sich immer mehr als Organe der Gesinnungen der Departementsbewohner aus. In besagter Session kam wirklich eine Menge gemeinnütziger Angelegenheiten zur Sprache, und kein Departement verfehlte, sein Privatinteresse bestens zu berücksichtigen, zu vertheidigen und der Regierung zu empfehlen. So z. B. sprach sich das fabrikreiche Aisne-Departement gegen das Tabaksmonopol aus, und verlangte Erhöhung des Zolls auf die Einfuhr fremden Zwirns und Garns, so wie Begünstigung des Runkelrübenzuckers. Das Ardennes-Departement empfahl der Regierung die baldige Abfassung eines Gesetzbuches für den Ackerbau, und rieth, Ackergeräth und Samen unter die Landleute zu vertheilen, und diejenigen, welche im Ackerbau große Fortschritte machten, sogar mit dem Kreuze der Ehrenlegion zu belohnen.

Im Departement der Rhonemündungen hatte der Rath einen Preis von 300 Francs auf die Abfassung eines Elementarbüchleins

über den Ackerbau gesetzt; dieser wurde in der Session von 1838 zwei Schriften zuerkannt, welche die vom Rathe gestellten Bedingungen erfüllten. Im Calvados hatte der Präfekt vorgeschlagen, auf Kosten des Departements Vorträge über Ackerbau an der Normalschule zu Caen halten zu lassen. Dieß wurde vom Rathe verworfen, aus dem Beweggrunde, weil ein theoretischer Unterricht ohne eine beständige Ausübung etwas ganz unnützes sey. Eben so wenig hat der Rath im Cher-Departement die vom Minister des Innern vorgeschlagene Errichtung einer Ackerbauschule für die drei Departements Cher, Nièvre und Allier genehmigt, wozu ein Grund von 150 Hektares genommen werden sollte. Die drei Departements sollten 50,000 Francs dazu hergeben, eine jährliche Zulage von 9000 Francs bewilligen, so wie 1000 Francs für jeden darin aufzunehmenden Zögling. Der Minister behielt sich die Ernennung des Direktors, Subdirektors und der andern Schulbeamten vor. Bei seiner Weigerung schützte der Rath des Cher-Departements vor, die in demselben bereits vorhandenen sechs Ackerbaukomizien seyen wahre Ackerbauschulen, und die vorgeschlagene würde keinen mit den Kosten im Verhältnisse stehenden Nutzen stiften. Das dabei betheiligte Nièvre-Departement verwarf den Vorschlag, der, wie es scheint, von einem Grafen de Chalus herrührte, gleichfalls, beschloß aber zum Ersatze, einige Zöglinge nach der Musterwirthschaft zu Grignon zu senden.

Auch im Doubs-Departement wurde vom Rathe die Errichtung eines Lehrstuhls der Ackerbauwissenschaft zu Busy verweigert, dagegen eine Summe für die Ackerbaukomizien bewilligt. Ein gleiches geschah im Finistère-Departement und im Ober-Rheine. Ueberhaupt scheinen die Departementsräthe keine hohe Meinung vom Erfolge des blos theoretischen Unterrichts im Ackerbau zu hegen. Der Rath des Ober-Garonne-Departements bewilligte zwar die Errichtung eines solchen Lehrstuhls, wünschte aber, derselbe möchte mit der Vieharzneischule oder mit dem Pflanzengarten verbunden werden.

Das Meurthe-Departement (in Lothringen) ging noch weiter; es verlangte durch seinen Rath ein Gesetz zur Einführung des Ackerbauunterrichts in allen Schulen, die Wiedererrichtung eines Lehrstuhls für theoretische und praktische Landwirthschaft an der Veterinärschule zu Alfort und zweier ähnlichen Lehrstühle zu Lyon

und Toulouse; jedoch weigerte sich auch dieses Departement, auf eigene Kosten mit der Normalschule eine Landwirthschaft zu verbinden, und zwar aus Rücksicht auf die daraus entspringenden Kosten. Der Rath meinte, es würde hinreichend seyn, die Schüler der Normalanstalt in die Umgegend von Nancy zu führen und sie mit wohlerfahrenen Landleuten in Verbindung zu setzen, damit sie an Ort und Stelle die Ausübung desjenigen sähen, was in ihrem Unterrichte gelehrt worden sey.

Ueber den Handel kamen schwer zu befriedigende Wünsche zur Sprache. Der Rath der Rhonemündungen verlangte die Anlegung eines Docks zu Marseille, der des Gard-Departements (wie oben das Aisne-Departement) die Abschaffung der Jahrmärkte, da sie nur dazu dienten, Müßiggang und Schlemmerei zu befördern. Der Moselrath beschwerte sich über den schlechten Absatz der Moselweine und legte der Regierung das dringende Bedürfniß ans Herz, durch Unterhandlungen mit fremden Mächten die Ausfuhr zu erleichtern. Loiret verlangte eine Herabsetzung des Zolls auf ausländisches Kupfer, Pas de Calais auf ausländische Steinkohlen und Eisen; aber eben dieses Departement wollte eine Zollerhöhung auf fremdes Garn und Leinwand, und eine Zollerniedrigung für englisches Baumwollengarn, jedoch keine Herabsetzung des Zolls auf Kolonialzucker.

Manche und Deux-Sèvres wünschten den starken Zoll auf fremdes Schlachtvieh beibehalten zu sehen, weil sie selbst viel Vieh fett machen und zu Markte führen.

Viele Wünsche sind über den öffentlichen Unterricht geäußert worden; ich übergehe manche Beschlüsse zu Gunsten des Volksunterrichts und der Landschulen, und die Wünsche wegen Errichtung von königl. Collegien oder sonstigen großen Unterrichtsanstalten, und begnüge mich mit Anzeige der Aeußerung einiger besondern Gesinnungen.

Der Rath des Mayenne-Departements hat sich in eine lange Erörterung der Gefahr eingelassen, welche aus der Tendenz der Geistlichkeit entstehe, sich des öffentlichen Unterrichts bemächtigen zu wollen. Durch einen endlichen Beschluß ist vom Rathe die Meinung geäußert worden, daß die Eigenschaften Priester und Professor oder Lehrer unvereinbar seyen. Saone und Loire und andere Departements verlangten, daß für die Zöglinge der

sogenannten petits séminaires oder geistlichen Privatanstalten, welche auch weltliche Schüler aufnehmen, das Universitätsgeld bezahlt würde, welches die Schüler der öffentlichen Lehranstalten zu entrichten haben.

In den Berathschlagungen der Departementsräthe über wissenschaftliche Gegenstände beurkundet die Session von 1838 bereits den wohlthätigen Einfluß der historischen Studien und den dadurch angeregten Sinn für Erhaltung alter Denkmäler, Aufbewahrung von Urkundensammlungen u. dgl. Viele Departements haben Gelder ausgesetzt, um durch Archivare Stadt- und Departementsarchive in Ordnung bringen und registriren zu lassen. Zu Lyon hatte die daselbst befindliche königl. Akademie der Wissenschaften, Literatur und Künste, so wie auch der medicinische Verein eine Unterstützung aus dem Departementsbudget verlangt. Der Rath äußerte sein Bedauern darüber, daß ihm der finanzielle Zustand des Departements nicht erlaube, Arbeiten, welche den Fortschritt der Wissenschaften und die Milderung menschlichen Elends zum Zwecke haben, zu unterstützen und zu belohnen. Dieses Departement so wie mehrere andere haben eine Summe ausgesetzt zur Belohnung schöner Handlungen und Züge von Aufopferung zum Besten der Menschheit. Andere Summen sind zur Wiederherstellung und Unterhaltung alter Kirchen und anderer merkwürdigen Gebäude, ferner zur Errichtung von Bildsäulen und Ehrendenkmälern bewilligt worden.

Das Jura-Departement hat einen Beschluß dieser Art auf folgende merkwürdige Art ausgesprochen:

„In Erwägung, erstens, daß zu allen Zeiten Dankbarkeit „gegen die durch ihre Talente, Tugenden und Dienste ausgezeich„neten Männer Nacheiferung erregt hat; zweitens, daß Rouget „de l'Isle, Verfasser der Musik und des Textes des Marseiller „Marsches, die Dankbarkeit von ganz Frankreich verdient hat; „drittens, daß dieser erhabene Mann (homme sublime) dadurch, „daß er den Muth des Soldaten anfeuert, ihm den Sieg sichert „und ihn lehrt, daß die schönste Handlung ist, zur Freiheit und „Unabhängigkeit seines Vaterlandes beizutragen; viertens, daß „Rouget de l'Isle ganz Frankreich angehört, und daß sein Ruhm „sich bis in die spätesten Jahrhunderte erhalten wird, faßt das „Generalkonseil folgenden Beschluß: Eine aus dem fakultativen

„Budget zu erhebende Summe soll zur Errichtung eines Denk-„mals zu Ehren Rouget de l'Isles verwendet werden. Der Vor-„stand des Emulations-Vereins wird gebeten, eine Subscription „zu eröffnen, deren Ertrag mit der ausgesetzten Summe verei-„nigt werden soll. Das Generalkonseil drückt den Wunsch aus, „daß auf dem Ehrendenkmale die Musik jenes Nationalgesanges, „so wie die erste und letzte Strophe des Textes eingegraben „werden."

Im Manche-Departement hat der Rath dem Herausgeber des **annuaire de la Manche** eine Summe von 1200 Francs bewilligt, mit der Bestimmung, daß dieses Annuaire die Protokolle der Session des Generalkonseil, und die demselben von der Verwaltungsbehörde erstatteten Berichte enthalten, und der Verleger 800 Exemplare davon abgeben solle, welche unter die Gemeinden des Departements, so wie unter die Mitglieder des Departementsrathes und der Arrondissementsräthe sollen vertheilt werden. Die übrig bleibenden Exemplare sollen gegen Exemplare der Protokolle anderer Departementsräthe, welche ihre Versammlungen drucken lassen, ausgetauscht werden.

Mehrere Departements Südfrankreichs haben den Wunsch ausgesprochen, die Regierung möchte eine dritte Kunst- und Gewerbeschule, wie eine solche bereits seit vielen Jahren zu Chalons, und eine andere zu Angers besteht, in einem der südlichen Departements anlegen. Das Ober-Garonne-Departement machte sich anheischig, eine Summe von 10,000 Francs dazu auszusetzen. Eine gleiche Summe versprach das Hérauld-Departement, falls besagte Anstalt zu Montpellier angelegt werden sollte. Die Regierung scheint die Sache jedoch zu Gunsten der Stadt Toulouse (Ober-Garonne) entschieden zu haben.

Viele Departements haben Summen angewiesen, um Zöglinge, welche aus denselben gebürtig sind, in die Gewerbeanstalten zu Chalons und Angers schicken zu können. Sparkassen, Irrenhäuser, Hebammenschulen, Taubstummenanstalten u. s. w. haben in manchen Departements mehr oder minder bedeutende Anweisungen von Geldern veranlaßt.

Der Minister des Innern hatte ein Rundschreiben an die Präfekten erlassen, um die Departementsräthe wegen der in

Hinsicht der Findelkinder zu treffenden Maßregeln zu befragen. Bekanntlich hat dieser Gegenstand Obrigkeit, Journale und Publikum in den letzten Jahren stark beschäftigt. Die Erfahrung hat bewiesen, daß die Leichtigkeit, womit öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten Findelkinder aufnehmen, an mehreren Orten die schlechte Aufführung befördert hat, und daß mehrere Mißbräuche entstanden sind, unter andern, daß Mütter es bequem fanden, ihre Kinder in die Findelhäuser zu bringen, und sich selbst als Säugammen dieser Kinder vom Staate bezahlen zu lassen, so daß der Staat manchmal den Unterhalt von Kindern zahlte, deren Eltern im Stande waren, sie zu ernähren. Um diesem Mißbrauche vorzubeugen, hat man an mehreren Orten von Seiten der Obrigkeit die sogenannten Rollen am Eingange der Findelhäuser abgeschafft, so daß die Eltern nun genöthigt sind, die Kinder in's Haus zu bringen und daselbst einschreiben zu lassen. Ferner hat man die Einrichtung getroffen, daß die Findelkinder eines Departements gegen diejenigen eines andern ausgetauscht werden, und so den Müttern die Hoffnung benommen wird, sich für das Säugen und Aufziehen ihrer eigenen Kinder bezahlen zu lassen. Man behauptet an mehreren Orten, die wohlthätige Wirkung dieser Aenderungen bereits erfahren zu haben. Besonders soll die Zahl der herbeigebrachten Findelkinder, und mithin auch die Kosten der Unterhaltung der Findelhäuser, beträchtlich abgenommen haben, was den Departements sehr erwünscht gewesen ist. Jedoch haben sich auch Stimmen gegen diese Aenderungen erhoben, vorzüglich von Seiten empfindsamer, und mehr die Humanität, als die Hülfsmittel der Departements berücksichtigenden Leute. Lamartine hat sich unter diesen durch seine lebendigen Schriften und Reden ausgezeichnet, und die Meinung eines solchen Mannes ist nicht ohne Wirkung geblieben. Die Regierung hat daher wohl daran gethan, daß sie Urtheil und Erfahrung der Departementsräthe über einen so wichtigen Gegenstand von Neuem eingeholt hat.

Die meisten Departements haben die Meinung geäußert, daß die getroffenen Maßregeln eine gute Wirkung hervorgebracht haben; einige haben bloß Vorsichtsmaßregeln hinzugefügt, z. B. das Beibehalten der alten Rollen am Eingange der Findelhäuser in einigen großen Städten, und das Umtauschen derjenigen Kinder, welche bereits ein, zwei oder drei Jahre alt sind. Im Ober-

Loire-Departemente hat ein Mitglied des Rathes die Bemerkung gemacht, daß man in den meisten Armen- und Findelhäusern die Wahrheit verfälsche und die philanthropische Gesinnung der Generalkonseils täusche. Er wolle daher die authentischen Thatsachen mittheilen, die er sich zu Paris über die Sterblichkeit der Findelkinder verschafft habe, und die allein zur Berechnung der Wirkung der vorhandenen Einrichtungen dienen können. Aus besagten Tabellen gehe hervor, daß von 50,896 Kindern, welche vom Jahr 1818—1824 in die Pariser Armenhäuser gebracht worden, mehr als die Hälfte im ersten Jahre nach der Aussetzung gestorben, und von der andern Hälfte am Ende des Jahres 1836 nur noch 9396 Kinder vorhanden gewesen seyen, wogegen der Pariser mütterliche Verein, welcher vom Jahr 1815 bis 1824 für 6389 Kinder Sorge getragen, 5287 derselben erhalten habe.

Einige Departements haben anerkannt, daß ihnen noch die nöthige Erfahrung fehlt, um über den Vortheil oder Nachtheil der getroffenen Abänderungen in der Verwaltung der Findelhäuser ein bestimmtes Urtheil abgeben zu können.

Eine sonderbare Rede ist über diesen Gegenstand von einem Herrn Rivière im Rathe des Deux-Sèvres-Departements gehalten worden. Man kann daraus sehen, daß auch ganz eigene Meinungen laut werden. „Die Aufklärung," hat dieser Mann ausgerufen, „schreitet vorwärts, sie läuft, sie fliegt, aber sie bringt auch ihre Früchte hervor: die viel besprochene Perfektibilität verschlingt sich selbst. Zeigt sie sich nicht in dem Uebermaße der Bevölkerung? Die Zahl der Bewohner erschreckt Sie, meine Herren, und sie ist doch nur die nothwendige Folge der uns umgebenden Wunder. Sie wollen nun mit Härte die Kinder zurückstoßen, die Sie zum Gastmahl des Lebens beriefen; sind Sie aber dazu berechtigt? Gallien trinkt zwar nicht das Blut seiner Kinder mehr, aber wir haben gegen den öffentlichen Geiz und die uns umschlingenden Finanzgesetze zu kämpfen. Dieß ist die Aufgabe; wer wird sie nun lösen? Ich. O Eitelkeit! höre ich ausrufen. Je nun, meine Herren, mein Vorschlag ist nur Nachahmung; denn wenn ich auch erst im Jahr 1837 die Maßregel in Anregung gebracht habe, so genieße ich doch heute schon die Freude, mich von einer Menge verständiger Leute unterstützt zu sehen, besonders von Hrn. Herpin zu Metz, dessen Schrift ich hier auf den Tisch

niederlege. Ich rede ernsthaft, meine Herren, meine Beweggründe sind rein, wenn mein Vorschlag auch sonderbar klingt."

Dieß Alles dient einem Projekt als Einleitung, nach welchem man in den Findelhäusern Ziegen statt Ammen halten soll. Eine Säugamme behandelt zuweilen den ihr anvertrauten Zögling grob und hart, oder sehr nachläßig, ist eigensinnig, habsüchtig und kostet viel. Eine Ziege hat keinen dieser Fehler, und am Ende des Jahres ist ihr Säugling frisch und gesund. Es wird eine starke und kräftige Race daraus entstehen, und aus dieser Race wird nach der Prophezeihung des Hrn. Rivière vielleicht ein neuer Wilhelm der Eroberer hervorgehen. So abgeschmackt diese Rede durch ihre Uebertreibung war, so hat der Departementsrath sie doch sehr ernstlich genommen, und den Präfekten eingeladen, sich mit der Verwaltungs-Commission des Armenhauses zu Niort zu verständigen, um einen Versuch zu machen und 5 Ziegen anzuschaffen, die man als hinreichend zur Säugung von 8—10 Kindern erachtet. In der nächsten Session hofft der Rath Auskunft über den Erfolg dieser Maßregel erhalten zu können.

Ein anderer wichtiger Gegenstand war vom Minister des Innern den Generalkonseils zur Berathung vorgelegt worden, nämlich die Behandlung der eingesperrten Verbrecher und Züchtlinge, oder die Einführung des sogenannten Pönitentiar-Systems, entweder des Auburn'schen oder des Pensylvanischen. Der Minister hatte nämlich den 86 Rathsversammlungen folgende Fragen vorgelegt: Erstens, müssen die Angeklagten, aber noch nicht Gerichteten, am Tage und auch bei Nacht isolirt werden? Zweitens, müssen die Verurtheilten Tag und Nacht isolirt bleiben? Was den Ertrag der Arbeiten der Verurtheilten betrifft, welche derselben kann man dazu berechtigen, einen Sparpfenning bei Seite zu legen? Zum Theil war die Aufgabe hinsichtlich eines zweckmäßigen Straf- und Besserungs-Systems schon in der vorigen Session den Departementsräthen vorgelegt worden, hatte aber, wie leicht zu erachten ist, von denselben keine befriedigende Lösung erhalten. Auch diesmal konnten die Berathungen und die daraus folgenden Beschlüsse nicht als erschöpfend betrachtet werden, da den Räthen natürlich die Erfahrung fehlt. Ueberhaupt scheint dieser Gegenstand gar nicht in den Bereich der Generalkonseils zu gehören; denn was die bloße Theorie betrifft, so

wird sie weit besser von den guten Köpfen in der Hauptstadt aufgeklärt werden, als von den Mitgliedern der Departementsräthe; und praktische Beobachtungen können diese nicht mittheilen, da man erst anfängt, das amerikanische System in Frankreich zu versuchen, und die meisten Departements noch nichts davon kennen.

Darin waren die meisten Generalkonseils einverstanden, daß die vorige Behandlungsart die Verbrecher vielmehr verschlimmert, als gebessert habe.

Die Räthe mehrerer Departements, z. B. Ain und Allier, haben sich in weitläufige Erörterungen eingelassen, welche wenigstens beweisen, daß sie das Gute ernstlich wollen, und zuletzt haben sie sich zu Gunsten des Pensylvanischen Systems entschieden. Sie sind also der Meinung, man müsse die Angeklagten Tag und Nacht von den Verurtheilten absondern, und nur durch specielle Ausnahme von der Vereinzelung jener abgehen. Die Verurtheilten aber sollen Tag und Nacht in ihren Zellen einsam sitzen, darin jedoch arbeiten können; von dem Ertrage dieser Arbeit solle ihnen aber, so lange sie gefangen sitzen, nichts verabfolgt, sondern ihr Antheil ihnen bis zu ihrer Freilassung aufgespart werden.

Im Aube=Departement glaubte der Rath, es würde zu hart seyn, die noch nicht für schuldig erkannten Gefangenen bei Tage zu isoliren. Dieß war auch die Meinung des Rathes im Manche- und im Aveyron=Departement. Letzterer urtheilte ausserdem, die wegen politischer und Preßvergehen Verurtheilten müßten in einer besondern Abtheilung des Gefängnisses sitzen und den Tag über beisammen bleiben dürfen; ferner müßten die zu bloßen Besserungsstrafen (den sogenannten peines correctionelles des französischen Strafgesetzbuches) Verurtheilten einen Theil ihres Erwerbes genießen können.

In der Dordogne wollte der Rath eben so wenig die bloß Angeklagten den Tag über isoliren; im Finistère meinte der Rath, es würde besser seyn, hinsichtlich der Verbrecher die beiden amerikanischen Pönitentiarsysteme zu verschmelzen, und in Frankreich ein Mittelsystem einzuführen, ehe man zu einem entschiedenen Systeme griffe; den Tag über müßten die Verurtheilten zusammen arbeiten, Nachts aber vereinzelt werden. Etwas Aehnliches sey mit gutem Erfolge in einigen Gefängnissen des Departements versucht worden.

Das Gard-Departement glaubte, daß die Pensylvanische Behandlungsweise durch die Erfahrung nicht hinlänglich erprobt, und im Großen schwer ins Werk zu setzen wäre, wogegen die Auburnsche sich leichter bewerkstelligen ließe, auch im Großen, ferner daß sie keine Erbauung neuer Gefängnisse erforderte, und eben so guten Erfolg hätte. Unter-Seine äußerte sich ebenfalls wider das Pensylvanische System. Dagegen gab der Loiret- und der Gironderath besagtem Systeme den Vorzug, und der Loirerath glaubte, daß die Auburnsche Behandlungsweise auch bereits in Amerika nicht mehr befolgt werde.

Mehrere Departementsräthe sind der Meinung, daß es auch bei der Isolirung der Angeklagten diesen erlaubt seyn müsse, ihre Verwandten, Freunde und Advokaten zu sehen. Im Tarn-Departement sind Zweifel gegen die gute Wirkung der Isolirung erhoben worden, von welcher grausamen Maßregel zu befürchten stände, daß sie bei den Franzosen, deren geselliger Charakter das Bedürfniß fühle, mit den Mitmenschen Gemeinschaft zu pflegen, zur Verzweiflung und zum Wahnsinn führen würde.

Die Berathschlagungen über Bettelwesen, Kanalgraben, Wege- und Brückenbau müssen hier, als kein allgemeines Interesse darbietend, übergangen werden. Aber einige besondere Beschlüsse verschiedener Departementsräthe verdienen hier noch Erwähnung.

Das Aisne- und das Ardennes-Departement verlangen, daß das Wahlrecht, welches jetzt nur den mit 200 Francs Besteuerten zusteht, auch auf diejenigen Bürger übertragen werde, welche auf der Liste der Juryfähigen stehen, mithin daß es auch dem gelehrten Stande ertheilt werde. Dieß ist, wie man sieht, ein rein politischer Wunsch. Das Ille- und Vilaine-Departement wünscht, daß die Truppen zu öffentlichen Arbeiten gebraucht werden. Im Arriège dringt der Rath auf Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien. Der Rath des Doubs äußert die Meinung, daß in jetzigen Friedenszeiten der Dienst der Nationalgarde unnütz sey. Mehrere Departements beschweren sich über den mangelhaften Zustand des Post-, Medicinal- und Schulwesens. In vorigen Jahren hatten sich einige Departements über den häufigen Wechsel der Präfekten und Subpräfekten beklagt, welchen man keine Zeit ließe, sich mit den Bedürfnissen und dem Zustande ihrer Untergebenen bekannt zu machen.

Jeder Departementsrath bekömmt seiner Seits von den verschiedenen Arrondissements, in die das Departement eingetheilt ist, Wünsche, Vorschläge und Bemerkungen, und genehmigt er dieselben, so werden sie dadurch die Wünsche, Vorschläge und Bemerkungen des Departements. Die Regierung kann also ziemlich gewiß seyn, daß die von den Departements eingeschickten Protokolle die Ansichten und Gesinnungen des gebildeten Theils der französischen Nation ausdrücken. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß 30 von ihren Mitbürgern gewählte Männer jeden Departements, welche meistens den wohlhabenden Ständen angehören, die Lokalverhältnisse ihrer Departements wohl kennen, und zum Theil von der Regierung ganz unabhängig leben, etwas Anderes aussprechen, als was ihnen der Verstand eingibt, und auf etwas Anderes Rücksicht nehmen, als auf das Wohl ihres Vaterlandes, und zunächst auf das Wohl ihres Departements. Da sie zu keiner politischen Rolle berufen sind, und nur die Privatangelegenheiten des Departements zu besorgen haben, so läßt sich auch mehr Ruhe und Besonnenheit von ihren Versammlungen erwarten, als von den gesetzgebenden Kammern, in welchen die großen Interessen des Landes beständig zur Sprache kommen, und wo die Leidenschaft mit ins Spiel tritt.

Da jedoch Vollkommenheit bei menschlichen Einrichtungen nicht möglich ist, so darf man auch nicht erwarten, daß die Generalkonseils ganz ohne Mängel sind. Einseitigkeit muß natürlich ein gemeiner Fehler von Korporationen seyn, welche nur das Wohl eines geringen Theils eines Reiches zu berücksichtigen haben. In den See-Departements werden sie vor Allem den Aus- und Einfuhrhandel, in den Land-Departements den Vortheil der Ackerbau- und der Gewerbeinteressen vertheidigen und erweitern wollen. Alle werden aber auf das Wohl ihres Departements bedacht seyn. Ihnen die widersprechenden Wünsche gewähren zu wollen, die sie äußern, wäre für die Regierung eine unmögliche Aufgabe. Sie kann aber viel aus den Protokollen lernen.

Obschon die Departementsräthe eine kontrolirende Macht besitzen und eine Stellung haben, die ihnen erlaubt, auf unpartheiische Art den Gang der Regierungsbehörden zu beurtheilen und ihre Meinung darüber abzugeben, so thun sie doch auch in dieser Hinsicht nicht immer ihre Pflicht. Anstatt das Verfahren des

Präfekten scharf zu beobachten, begnügen sie sich zuweilen mit einer oberflächlichen Uebersicht, und genehmigen schon im Voraus, was er ihnen vorzulegen hat. Dies hat neulich ein Deputirter, welcher auch Dichter ist, Herr Roger, in folgendem Verse ausgedrückt:

„Au lieu de contrôler, on flatte son préfet.“

Im Ganzen genommen sind die Generalkonseils eine vortreffliche Einrichtung, welche in das System der Volksrepräsentation vollkommen paßt, und sich in der Folge nothwendig noch mehr entwickeln muß. Denn obschon man die Gränzen ihres Wirkungskreises scharf bezeichen zu müssen glaubte, so ist doch offenbar, daß sie immerfort eine größere Wichtigkeit erlangen müssen, je weiter die Nation in ihren Handels-Gewerbe- und andern Unternehmungen vorrückt. Und wenn auch die Politik nicht in ihrem Bereiche liegt, so sind sie doch natürlich dazu berufen, die guten oder schlimmen Wirkungen, welche politische Maßregeln der Regierung in den Departements hervorgebracht haben, zu bemerken und der Regierung zu erkennen zu geben. Sie haben also oft eine Meinung darüber zu äußern, wenn sie auch von der Regierung nicht dazu aufgefordert worden sind. Nähme jemals die Regierung einen Gang, welcher in allen Theilen des Reiches mißfiele, so würden auch bald sämmtliche oder doch die meisten Generalkonseils laut werden, und der Regierung den Dienst leisten, sie mit dem Mißvergnügen der Departementsbewohner bekannt zu machen und sie vor der Fortsetzung ihres Verfahrens zu warnen.

Einen andern Dienst leisten sie als Rathgeber, wenn sie von den Ministern befragt werden, ehe diese ein Gesetz welches die gesammte Nation betrifft, in Vorschlag bringen wollen. Aus den ausführlichen Berichten, welche manche Departementsräthe über ministerielle Anfragen erstattet haben, kann man ersehen, daß sie mit großer Gewissenhaftigkeit zu Werke gehen, und es sich bestens angelegen seyn lassen, die Minister über ihre Zweifel und Bedenken aufzuklären. Auch den Wissenschaften erweisen sie einigen Dienst durch die Unterstützung, welche sie Gelehrten und Künstlern zukommen lassen, die von der Centralregierung in Paris unbeachtet bleiben würden, und zuweilen nur vermittelst jener Unterstützung etwas zu leisten im Stande sind.

Es bleibt nun noch übrig, die Aehnlichkeit und die Verschiedenheit zwischen den französischen Generalkonseils und den

Provinzialständen anderer Länder, besonders Deutschlands, kürzlich anzugeben. Eine ausführliche Vergleichung würde unnütz seyn, da jeder in Folge des bisher Gesagten die französische Einrichtung mit der unter seinen Augen bestehenden deutschen selbst vergleichen kann.

Die Aehnlichkeit der beiden Einrichtungen besteht offenbar im Zwecke ihrer Anordnung. Die deutschen Provinzialstände sollen, wie die französischen Departementsräthe, die Wünsche der Provinz, die Mängel der bestehenden Einrichtungen, die Wirkungen der von der Regierung getroffenen Maßregeln zu erkennen geben. Da jedoch die Bezirke, welche sie repräsentiren, in Frankreich weit kleiner sind, als die deutschen Provinzen, mit Ausnahme einiger wenigen Departements, deren Bevölkerung eben so stark, wo nicht noch stärker ist, als die irgend einer preußischen Provinz, so können ihre Berathschlagungen auch nicht so wichtig für's allgemeine Wohl seyn, als in Preußen, wo die einzelnen Provinzialstände etwa $1/8$ der gesammten Monarchie darstellen.

Um also in Preußen etwas Gleiches zu haben, müßte jeder Regierungsbezirk solch einen Verein besitzen. Worin aber die Generalkonseils vor deutschen Provinzialständen einen wesentlichen Vorzug haben, das ist in dem ihnen ertheilten Recht, jährlich die Verwaltung der obersten Regierungsbehörde des Departements zu kontroliren, um nachzusehen, ob der Präfekt die vom Departementsrathe beschlossenen und von der Regierung genehmigten Maßregeln vollzogen, die zu gemeinnützigen Zwecken angewiesenen Gelder gehörig verwendet, die nöthig erachteten Anstalten und Vorkehrungen auch wirklich in Ausübung gebracht habe. Dadurch bekommt die von den Departements-Bewohnern gewählte Versammlung Antheil an der Verwaltung, ohne für dieselbe ein Hinderniß werden zu können. Die Oberbehörde hat an ihr eine wachsame Aufseherin zu fürchten, die besser im Stande ist, den Verwaltungsgang zu überschauen und zu beurtheilen, als die in der Hauptstadt sich befindenden Minister, denen natürlich manche in den Departements begangenen Mißbräuche und Unterschleife entgehen müssen.

In Frankreich wie in Deutschland hat man einige Scheu vor der Bekanntmachung der Berathungen der Provinzial-Versammlungen; zuweilen gelangen die interessantesten Erörterungen nur durch Privatmittheilungen an Journale zur Kenntniß des Publikums.

In Frankreich läßt sich jedoch wenig mehr verbergen; die freie Presse bringt Alles an's Tageslicht, und wie man gesehen hat, gibt auch die Regierung einen Auszug der Beschlüsse der Departementsräthe heraus. In Preußen pflegt die Regierung auf sämmtliche von den Provinzialständen geäußerten Wünsche zu antworten. Dies ist in Frankreich weder nöthig noch thunlich. Jedes der 86 Departements äußert 10, 20 bis 40 oder 50 Wünsche, Vorschläge und Bitten. Wie könnte die Regierung über tausend Gegenstände so bald einen Beschluß fassen! Zudem sind die Minister in einem nach dem Repräsentativ-System regierten Staate keine Herrn und Meister. Vieles, von den Departementsräthen Gewünschte oder Vorgeschlagene kann nur vermittelst eines Gesetzes, also durch Zustimmung der gesetzgebenden Kammern eingeführt werden. Dadurch aber, daß die Aeußerungen der Departementsräthe von der Regierung den Mitgliedern der beiden Kammern gedruckt mitgetheilt werden, gelangen sie zur Kenntniß sämmtlicher an der Gesetzgebung theilnehmenden Männer. Diese werden also vorbereitet, und können entweder die nöthigen Gesetze selbst vorschlagen, oder wenn Entwürfe von dem Minister eingereicht werden, ein reiferes Urtheil darüber abgeben; sie wissen alsdann wenigstens, ob das Bedürfniß derartiger Gesetze in den Departements gefühlt wird oder nicht.

Ueberhaupt aber sind die deutschen Provinzialstände nur berathend, und haben wenig Macht, um selbst etwas vorzunehmen. Darin stehen sie den französischen Departementsräthen nach, die selbst manche nützlichen Einrichtungen treffen und dem Bezirke manches Gute verschaffen können, wozu sie nur der Genehmigung der Regierung bedürfen.

Ein wesentlicher Unterschied liegt in der Zusammensetzung beiderlei Versammlungen. In Deutschland sind es Stände, deren jeder besondere Ansichten und Gesinnungen mitbringt. Die französischen Departementsräthe bestehen nicht aus Ständen, sondern aus Bürgern, die sich alle gleich sind. Jedes Mitglied verdankt seine Ernennung dem Zutrauen sämmtlicher, oder doch der meisten Wähler seines Kantons. Kein Kasten-Egoismus, kein Korporationsgeist bestimmt sein Votum, er muß sich als den Repräsentanten seines Bezirkes und nicht einer Anzahl Standesgenossen

ansehen, und kann sich daher auch leichter mit seinen Collegen über gemeinnützige Angelegenheiten verständigen.

Dadurch soll nicht gesagt werden, daß nicht auch in den Ständeversammlungen patriotische Gesinnungen geäußert und gute Beschlüsse gefaßt werden können; aber so viel ist wohl sicher, daß überall, wo Stände repräsentirt werden, und nicht die gesammte Volksmenge, auch keine so innige Verschmelzung der Ansichten und Wünsche stattfinden, keine so einmüthigen Beschlüsse gefaßt werden können, als in Versammlungen, deren Mitglieder einander gleich sind und ihren Sitz der freien Wahl ihrer Mitbürger verdanken.

Depping.

Zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Das große Jubelfest, welches wir in diesem Jahre feiern, wird überall Veranlassung geben, in Reden und Schriften theils der Vorsehung für den Segen, welcher auf der Erfindung der Buchdruckerkunst ruht, zu danken, den Erfinder zu preisen und mit Stolz hervorzuheben, daß es eine deutsche Erfindung ist, theils die Geschichte dieser Kunst und ihre Fortschritte, die welthistorische Bedeutung der Presse überhaupt und ihre große Bedeutung für unsere Zeit insbesondere zu erörtern.

Um bei diesem Anlaß nicht gerade dasselbe zu sagen, was an so vielen andern Orten gesagt werden wird, beschränken wir uns hier auf eine bescheidene Betrachtung. Indem wir Andern gern den Ruhm überlassen, mehr und Wichtigeres mit feuriger Beredtsamkeit vorzutragen, fassen wir eine minder erfreuliche Seite unserer Preßangelegenheiten auf.

Nämlich das Verhältniß derselben zu den regierenden Gewalten.

Man muß sich wundern, daß unsere Gelehrten, die doch beinahe mehr als alles auszukundschaften beflissen sind, noch nicht daran gedacht haben, die Geschichte der Presse im chinesischen Reich zu untersuchen. Bekanntlich ist die Buchdruckerkunst in China weit eher erfunden worden als in Europa. Es wäre interessant zu erfahren, durch welche Schicksale jene ältere asiatische Presse dahin gelangt ist, das Monopol der Regierung, das ausschließliche Werkzeug eines väterlichen Despotismus zu werden. Das und nichts anderes ist und war die chinesische Presse, seitdem China den

Europäern bekannt geworden ist. Der Freiheit dieser Presse weiß sich Niemand mehr zu erinnern; sie gehört einem verschollenen Jahrtausende und vorübergegangenen revolutionären Zeitpunkten an.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so befindet sich die chinesische Staatsgewalt bei ihrem Monopol der Presse seit geraumer Zeit außerordentlich wohl und behaglich, und darf um dasselbe von allen Regierungen, gegen welche die Presse eine schwer zu besiegende Opposition erhebt, wohl beneidet werden. Unstreitig ist auch China in dieser Beziehung allen europäischen Staaten in der Kultur vorangeschritten. Wir sind kaum aus der Nacht des Mittelalters auferwacht, es dämmert noch tief. Viele unter uns wollen nicht begreifen, daß der Tag doch wirklich angebrochen sey; schlaftrunken sehnt sich Mancher in die Nacht zurück, und glaubt, er dürfe nur die Augen zugeschlossen halten, so werde es auch wirklich Nacht bleiben. Man erstaunt, zuweilen auf europäischem Boden Klagen und Wünsche zu vernehmen, die einen hinter uns liegenden barbarischen Zustand als den idealen bezeichnen möchten, zu dem die Regierungen zurückstreben sollten, nämlich den Zustand, in dem es noch gar keine Presse gab. Man hört bedauern, daß im vorigen Jahrhundert so viel für Aufklärung des Volks geschehen sey, daß man die Studien und die Literatur so sehr gefördert und dadurch den dritten Stand übermächtig gemacht habe. Man sehnt sich nach der Zeit zurück, in welcher das gemeine Volk noch nicht lesen und schreiben konnte, der Adel noch nicht zu schreiben brauchte. Man wünscht, diese Zeit erneuern zu können, und da man es nicht vermag, schlägt man wenigstens vor, die Presse so viel als möglich einzuschränken, den Volksunterricht so viel als möglich zu hemmen.

Solche Ansichten sind barbarisch und verrathen, auf welcher tiefen Stufen noch gewisse Rathgeber stehen. Zugegeben, daß solche Ansichten die der unbedingtesten Freunde der Throne sind, so bleibt doch sicher ihre Einsicht hinter dem guten Willen zurück. Wie weit ist man dagegen in China vorangeschritten! Ein Mandarin in China würde erröthen, wenn er vernähme, was seinen europäischen Collegen zuweilen einfällt, den Regierungen zu rathen. Während der Chinese es an Loyalität, an unbedingtem Gehorsam, an allen, der absoluten Monarchie zuträglichen, Tugenden den bewährtesten Karlisten in Europa zuvorthut, übertrifft er

sie zugleich an Einsicht. Das macht, er ist in der Erfahrung um ein Paar Tausend Jahre voraus. Er weiß, daß die Befestigung der Regierungsgewalt mit den Fortschritten der Kultur Hand in Hand geht; daß die Unsicherheit der Throne in dem Maße abnimmt, in dem die Barbarei verschwindet, und daß die vollendete, ein ganzes Volk umfassende Kultur, die dauerhafteste Bürgschaft der Staatsgewalt ist. Zu dieser goldnen Erfahrung ist er schon längst gelangt und erfreut sich ihrer im vollen Maße, während Europa sich noch dem Wahne hingiebt, die Barbarei sey eine Garantie, und die Kultur ein Feind der Regierungen. Wenn ein Tatarchan so dächte, würde man sich weniger wundern. Aber europäische Publizisten, europäische Große, sollten so barbarisch nicht denken, sondern sich mit ihrer Erkenntniß dem chinesischen Ideal endlich ein wenig nähern.

Dieses Ideal besteht darin, daß die Regierung die Macht der Presse nicht unterdrückt, sondern sich vielmehr derselben bedient. Der Barbar tödtet den Feind; der civilisirte Mensch unterwirft ihn und macht ihn zum Diener. Die chinesische Regierung thut alles für die Volksaufklärung und für die Presse. Die Leute dürfen nicht nur lesen, sondern sie müssen lesen. Die Thätigkeit der Presse wird nicht gehemmt, sondern angefeuert. Die Schriftsteller werden nicht scheel angesehen oder verfolgt, sondern belohnt, angestellt, mit Ehren überhäuft. Da klagt Niemand, daß die Regierung hinter dem Zeitgeiste zurückbleibe, daß das Licht verdunkelt, daß die Volksbildung gehemmt werde. Da klagt kein Zeitungsschreiber über den Obskurantismus der Minister und auch kein Minister über die Frechheit der Zeitungsschreiber. Freilich hat die Regierung das Monopol der Presse; alles, was gedruckt wird, geht wenigstens mittelbar von ihr aus. Aber das fällt nicht auf, weil sie wirklich leistet, was der hohe Stand allgemeiner Civilisation in China verlangt, weil sie kein Talent vernachläßigt, sondern alle an sich zieht, weil sie keine nützliche Entdeckung der öffentlichen Kunde vorenthält, sondern ein fast unzählbares Heer von Autoren aus den besten Köpfen beständig rekrutirt und besoldet, um alles gemeinnützige Wissen in wohlgeordneten Werken der Nation zu vermitteln. Die Regierung leistet durch dieses System für die Wissenschaft, Literatur und Civilisation überhaupt

unendlich mehr, als privatim von einzelnen Köpfen für sie geleistet werden könnte; darum ist aber auch die Civilisation immer für die Regierung. Nur in seltenen Fällen kann es einem barbarischen Feinde von Außen, oder einer rohen Leidenschaft im Innern gelingen, den Staat zu beunruhigen, und selbst wenn es geschehen ist, kehrt durch die Macht der nie von der Linie der Loyalität abweichenden Civilisation, Alles bald wieder in's alte Gleis zurück.

Dieses Beispiel sollten unsere Legitimen doch wohl beherzigen, und nicht rückwärts in die alte Barbarei, sondern vorwärts hin zu dem chinesischen Ideale streben.

Ohne allen Zweifel verdanken die europäischen Oppositionen einen großen Theil ihrer Macht der hartnäckigen Anhänglichkeit ihrer Gegner an das barbarische System. Wie viel ausgezeichnete Männer sind zur Opposition übergegangen, weil sie vom Staatsdienste ausgeschlossen oder verdrängt wurden durch mittelmäßige Köpfe und barbarische Ansichten. Wie viele und unumgängliche Verbesserungen sind von der Opposition ausgegangen, und hat der Staat wider Willen sich aufdringen lassen müssen, die vom Staat selbst hätte ausgehen sollen und für die man ihm sehr gedankt haben würde.

Vor wie vielen Personen und Dingen hat der Staat eine unüberlegte Furcht blicken lassen, die im Gegentheil, wenn er sie zur rechten Zeit hätte brauchen wollen, seine kräftigste Stütze geworden wären.

Nachdem einmal die alte Barbarei in Europa vorüber war, und sich nicht mehr herstellen ließ, nachdem durch Erfindung der Buchdruckerkunst eine neue Civilisation vorbereitet wurde, und sich auf keine gewaltsame Weise mehr zurückhalten ließ, hätten solche Regierungen, die nach Art und Weise der Chinesischen vermittelst einer uneingeschränkten monarchischen Gewalt und sogenannten väterlichen Despotie regieren wollten, auch folgerecht das chinesische System annehmen sollen.

Nun gab es und gibt es aber auch andere Regierungen in Europa, die nicht von der Idee einer absoluten väterlichen Gewalt ausgehen, sondern ihren Ursprung aus dem demokratischen Princip herleiten. Diese Regierungen, die republikanischen und constitutionellen, gehen entweder aus Volkswahlen hervor, oder suchen und finden doch ihre Stütze je in der Mehrheit des

Volkes, haben also nicht nöthig, die Presse zu ihrem Monopol zu machen, noch zu unterdrücken. Die Organe der Mehrheit, in der Presse repräsentirt, und durch die öffentlichen Parlamente unterstützt, sind immer stark genug, die Opposition einzuschränken. Nichts geht von der Regierung aus, was nicht als von der Mehrheit des Volkes ausgegangen betrachtet wird. Die Opposition fürchtet also nicht die Regierung allein, sondern auch die Mehrheit des Volkes. Deßhalb gibt man ihr die Presse frei, und schreckt sie nur von dem äußersten Mißbrauch der Lüge und Lästerung durch ein Preßgesetz ab, welches ungleich der Censur nicht den Druck verhindert, sondern nur das mißbräuchlich Gedruckte, nachdem es veröffentlicht ist, bestraft. Unter diesen Bedingungen ist die Preßfreiheit eine Stütze der Regierungen. Beständiges Licht ist über den ganzen Staat verbreitet. Das Volk selbst hilft der Regierung in der Ueberwachung des Staatswohls. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verdanken ihre Ruhe und die strenge Aufrechthaltung ihrer Gesetze hauptsächlich der Preßfreiheit, die der Regierung freiwillig die größten Dienste leistet.

In Europa sind beide Staatsformen auf ziemlich sonderbare Weise gemischt. Sie bestehen neben einander und sogar in einander. Republikanische Staaten grenzen an absolut monarchische und in den constitutionellen sind die verschiedenartigsten Versuche gemacht worden, beide Staatsformen innerhalb desselben Staates zu versöhnen, und eine mit der andern zu durchdringen. Daraus nun erklärt sich leicht, warum sie in Bezug auf die Presse nicht immer dem natürlichen Princip treu bleiben, sondern einander Concessionen machen, von einander borgen.

In den mehr östlich gelegenen absolut monarchischen Staaten Europas, deren Regierungen unumschränkt, jedoch nicht willkührlich, sondern mit väterlicher Güte und Weisheit als Stellvertreter Gottes auf Erden regieren wollen, und dabei immer voraussetzen, das Volk bedürfe dieser väterlichen Zucht, und es sey nicht nur bloß Recht der Regenten, sondern auch Pflicht und göttliches Gesetz, die Leidenschaften und die Unvernunft der rohen Menge durch jene Zucht und Ordnung einzuschränken, sollten die Regierungen offenbar auch die ganze Erziehung des Volkes übernehmen und demgemäß die Presse zu einem Regierungs-Monopol machen. Sie haben dies aber nicht gethan, zum Theil aus dem schon oben

angeführten barbarischen Grunde; zum Theil aber auch umgekehrt aus der gerade entgegengesetzten Rücksicht auf die aus den Nachbarstaaten mächtig vordringende Kultur, hinter welcher zurückzubleiben man nicht den Schein haben wollte. Einige absolute Regenten, wie Friedrich II. und Joseph II., begünstigten sogar unmittelbar die Preßfreiheit, um sie als Waffe gegen minder aufgeklärte Staaten zu benutzen, Preußen früher gegen Oesterreich, Oesterreich selbst später gegen die Hierarchie. Doch konnten solche Begünstigungen der Preßfreiheit in absoluten Monarchien, weil sie dem Princip derselben widersprachen, ihrer Natur nach nur vorübergehend seyn.

Die Jesuiten hatten das chinesische System in China selbst kennen gelernt und auf ihre zahlreichen Anstalten in Europa übergetragen. Allein gerade dieser Umstand scheint die Adoption derselben in den weltlichen Staaten Europas verhindert zu haben, da sich der mächtige Orden mit seiner Herrschsucht und Habgier diesen Staaten verdächtig machte. Hätten die Jesuiten nicht einen Staat im Staate gebildet, wären sie immer nur die Lehrer der Fürsten gewesen, so würde wahrscheinlich wenigstens ein Versuch gemacht worden seyn, die junge Presse in Europa, wie in China, zum Vortheil des Staates zu monopolisiren.

Nachdem man nun früher diese Maßregel versäumt hatte, und später von der nur für einen bestimmten Zweck improvisirten, aber mit dem monarchischen Princip auf die Dauer unverträglichen Begünstigung der Preßfreiheit wieder abgegangen war, ohne die einmal begonnene große Thatigkeit der Presse weder mehr in unmittelbare Leitung nehmen, noch hemmen zu können, fiel man auf einen Mittelweg — die Censur. Man machte die Presse nicht zu einer Staatsanstalt, man ließ sie den Privaten anheimgestellt; aber man erlaubte auch nicht, daß alles und jedes gedruckt würde, sodern ließ sich die Manuscripte vorher einreichen, und strich weg, was dem Interesse des Staates gefährlich schien.

Diese Maßregel erfüllte ihren Zweck nicht ganz.

Sie wurde erstens nicht immer zweckmäßig ausgeführt. Censoren von beschränkter Einsicht strichen Sätze oder wohl gar ganze Bücher, die den Staat wesentlich nicht gefährden konnten, und erweckten dadurch große Erbitterung, selbst bei sonst loyalen Unterthanen. Anderseits begünstigte die Censur, indem sie die erstere, Geist und Sitten kräftigende und reinigende Lekture unterdrückte, die

frivole, welche Geist und Sitten entkräftet und verdirbt, und nährte dadurch weit mehr schlechte Gesinnungen und destructive Tendenzen, als sonst zum Vorschein gekommen seyn würden.

Wenn der Weise schweigen muß, reden die Narren. Wenn der Wahrheitsfreund schweigen muß, reden die listigen Verführer. So wird durch die Literatur der Volks-Charakter erschlafft, und die öffentliche Entsittlichung war nie eine Garantie, war immer nur eine Gefahr für die Throne.

Zweitens erschien die Censur, auch wo sie im System der absoluten Monarchie zweckmäßiger gehandhabt wurde, im Vergleich mit der Preßfreiheit in benachbarten Staaten immer als etwas Gehässiges. Das würde vielleicht weniger der Fall gewesen seyn, wenn man nicht hätte vergleichen können. Da man aber einmal verglich, so waffneten sich sehr mannigfaltige Empfindungen gegen die Censur, theils der Nationalstolz, der die eigene Nation keiner Beschränkung unterworfen sehen wollte, von der andere Nationen frei waren; theils der Liberalismus, der das allgemeine Menschen- und Bürgerwohl dagegen geltend machte; theils der Autorstolz, der sich durch Censurstriche tief verletzt fühlte, womit sich endlich das durch die Censur vielfach gekränkte Interesse der Verleger verband. Daher sind, wie bekannt, in allen deutschen Ständeversammlungen und in unzähligen Schriften Klagen gegen die Censur laut geworden, die darin eine gewisse Selbstverleugnung an den Tag legt, daß sie dergleichen Schriften so oft zum Drucke zugelassen hat.

Mit Rücksicht auf die konstitutionellen und republikanischen Regierungen, die sich eines großen Vortheils erfreuen, sofern ihnen die Presse freiwillig dient und die Organe der Majorität im Parlament und unter den Wählern ihnen stets zur Seite stehen, — oder vielleicht auch in einer dunkeln Ahnung der vom chinesischen Systeme unzertrennlichen Vortheile glaubten die absolut monarchischen Regierungen die mangelhafte Maßregel der Censur durch die Thätigkeit der *regiminalen Presse* ergänzen zu müssen.

Der erste Schöpfer dieser Idee war Napoleon, der die republikanisch begonnenen Journale, namentlich den Moniteur, in dynastische umschuf, da er den an die Journale einmal gewöhnten Franzosen diese Vehikel des politischen Raisonnements nicht nehmen durfte, das Raisonnement aber selbst zu leiten für unumgänglich nöthig hielt. Auch geht aus den Maßregeln, die er im Verfolge der Zeit stufenweise

traf, deutlich hervor, daß er sich nach und nach dem chinesischen Ideale nähern wollte, denn es durfte keine Zeitung erscheinen, die nicht von seinen unmittelbaren oder mittelbaren Creaturen ausging, und auch die nicht periodische Presse wurde von ihm unter eine Zucht genommen, wie sie früher nur einseitig von den Jesuiten geübt worden war. Sein Sturz emancipirte die Presse, doch auf eine Weise, welche den monarchischen Regierungen, die hauptsächlich diesen Sturz bereitet hatten, Besorgniß einflößte. Demnach wurden die nach dem Kriege locker gewordenen Zügel der Censur wieder stramm angezogen und auch die regiminale Presse wurde im Sinne der verschiedenen Regierungen mehr oder weniger in Thätigkeit gesetzt.

Allein auch diese neue Maßregel konnte nicht ganz ihren Zweck erfüllen.

Die Staatszeitungen zerfallen in zwei Gattungen, offizielle und nicht offizielle. Die ersteren genießen eine unangefochtene Achtung, sofern sie blos referiren oder Befehle mittheilen. Sie behalten diese Achtung, wenn sie sich in Polemik gegen die auswärtige Politik einlassen. Aber sie kommen auch fast immer in den Fall, diese Achtung zu verscherzen, wenn sie in Bezug auf die innere Politik gegen inländische, der Censur unterworfene Oppositionsblätter, oder, wo es nicht einmal diese gibt, gegen vorausgesetzte und einem Theil der Bevölkerung untergeschobene Oppositionsansichten polemisiren. Eine solche Polemik erwirbt den Staatszeitungen nur alsdann Achtung, wenn dieselben Organe konstitutioneller Minister, also der parlamentarischen Mehrheit, also der Volksmehrheit sind, und wenn ihnen die Oppositionspresse ihrerseits in voller Freiheit gegenüber steht. Fallen diese Bedingungen weg, spricht sich in der Staatszeitung nicht die Gesinnung und Einsicht der Majorität, sondern nur das einseitige System eines unpopulären Ministers und gelegentlich auch wohl die Galle oder der Uebermuth einzelner als Publizisten bezahlter und ins Vertrauen gezogener Individuen aus, die gern rücksichtslos werden, weil sie nicht selten zugleich Censoren der Oppositionspresse sind, so erweckt das offizielle Blatt begreiflicherweise kein Vertrauen, es verletzt; es findet, je mehr es allein orakelt und hofmeistert, nur desto unwilligere Zuhörer.

Noch weit weniger vermag die nicht offizielle Regiminalpresse auszurichten; denn die Absicht, bezahlte Publizisten nur unter der

Maske partheiloser Unabhängigkeit für die Regierung gegen die Opposition polemisiren zu lassen, wird überall sogleich durchschaut. Man kennt die bezahlten Federn sehr gut, und hält um so mehr Alles, was sie schreiben, für Trug, je mehr sie sich Mühe geben, nur als Vertheidiger der Wahrheit zu erscheinen. Auch wenn sie wirklich die Wahrheit sagen, man glaubt ihnen nicht. Solche sind es, die den Regierungen am meisten schaden. Man wundert sich, daß die Regierungen, die sonst doch stark sind, indem sie sich dieser Maske bedienen, eine Schwäche blicken lassen. Man ist unzufrieden, daß sie Menschen brauchen, die in der öffentlichen Meinung keine Achtung genießen. Wer die Welt eine Zeit lang beobachtet hat, dem kann nicht entgangen seyn, daß im Schooße der Regierungen selbst, jederzeit ein Haß gegen solche unwürdige Polemiker gehegt wird. Die wirklich tüchtigen Beamten nämlich, Chefs wohlgeordneter Verwaltungszweige, die keine Untersuchung vor dem Forum der öffentlichen Meinung zu scheuen haben, fühlen sich durch ein Vertheidigungssystem beleidigt, das erst die falsche Voraussetzung erzeugt, als hätten sie eine Vertheidigung nöthig.

Die einsichtsvollen Regierungen haben daher nur offizielle Staatszeitungen mit möglichst sparsamer Polemik dem System der nicht offiziellen, scheinbar unabhängigen und redseligen Regiminalpresse vorgezogen, oder sich, um gewisse Ansichten unter das Publikum zu bringen, unverdächtiger auswärtiger Blätter bedient. Das letztere Verfahren wird in jüngster Zeit immer beliebter.

Allein — wenn es irgend erlaubt ist, imponirenden Thatsachen gegenüber, eine kleine abweichende Meinung auszusprechen — wir finden ein Mißverhältniß zwischen der Größe einiger Staaten und diesem Spiel mit anonymen Artikeln in fremden Blättern. Die Stellung der Staatsgewalt zur Presse scheint hier nicht ganz die natürliche zu seyn. Von Seiten absoluter Staaten sollte der unabhängigen Presse keine so große Konzession gemacht werden. Indem man nicht wagt, das Monopol der Presse zu behaupten, allein zu reden und alles mißbilligende Reden zum Schweigen zu bringen, indem man im Gegentheil das, was man sagen will, bei der unabhängigen Presse einmiethet, um ihm dadurch eine Empfehlung zu verschaffen, gibt man sein eigenes Princip auf und erkennt eine Macht an, die man eigentlich nicht anerkennen sollte.

Auf der andern Seite will man sich aber dem constitutionellen Systeme keinesweges hingeben und entsagt vorläufig doch sehr gern den Vortheilen, welchen die Presse der Majorität allen constitutionellen Regierungen zu gewähren pflegt. Man befindet sich also in einem nicht ganz natürlichen Mittelzustande.

Befinden sich aber die constitutionellen Regierungen ihrerseits in einer vollkommen natürlicher Stellung zur Presse? Das wird man auch nicht zu behaupten wagen. Die Nachbarschaft absolut monarchischer Staaten wirkt auf die constitutionellen nicht weniger, wie diese auf jene ein. Die Bequemlichkeit, mit welcher in absolutern Monarchien aller Widerspruch durch die Censur abgeschnitten wird, war immer und ist noch jetzt ein verführerisches Beispiel für constitutionelle Fürsten und Minister, wenn sie durch eine gar zu lebhafte Opposition bedroht, oder auch nur in einer gewissen Angewöhnung gestört werden.

Daher die vielen mehr oder minder glücklichen Versuche, die Censur auch in constitutionellen Staaten und selbst in Republiken einzuführen. Diese Versuche sind in dem Maße gelungen, in welchem die betreffenden Staaten mehr von absolut monarchischen Nachbarn überragt sind. Allein mit Recht ist immer wiederholt auf den Widerspruch aufmerksam gemacht worden, der in der Verbindung der Censur mit dem constitutionellen Systeme liegt. Dieses System basirt auf den Satz, daß der Wille der Mehrheit die Gesetze macht und die Handhabung derselben überwacht. Ist aber die Mehrheit durch die Censur gehindert, sich vermittelst der Presse über ihren Willen zu verständigen, so ist auch jene Basis untergraben.

In den constitutionellen Staaten, die groß und unabängig genug sind, daß fremder Wille bei ihnen keinen entscheidenden Einfluß üben kann, und in denen die Regierung nicht daran denken darf, die Censur einzuführen, kömmt doch zuweilen das Ministerium in den Fall, seine Ansicht von derjenigen der parlamentarischen Mehrheit zu trennen, ohne zugleich der constitutionellen Pflicht, seine Entlassung zu nehmen, genügen zu wollen. In diesem Falle nun wird die Regiminalpresse, und namentlich die nicht officielle, in die größte Thätigkeit gesetzt, und nicht selten mit der bisherigen Oppositionspresse verbunden, um der Majoritätspresse entgegen zu wirken. Daß sich hiebei eine große Corruption

offenbart, ist nicht zu läugnen. Bestechungen und Mistificationen spielen da ihre Rolle, und die Sprache wird von der Täuschungskunst auf eine staunenswürdige Weise mißbraucht, die dem menschlichen Geiste eben so viel Ehre, als seinem Herzen Schande macht. Daß man in den freien Staaten so gerne lügt, ist ihr Fluch, wie es der Fluch absoluter Monarchien ist, daß man darin so gern schweigend bruskirt und den stummen Gehorsam malträtirt.

Die häufigen Versuche, die Censur einzuführrn, und die vielen Lügen in den constitutionellen Staaten beweisen, daß hier ein natürliches und dauerhaftes Verhältniß der Staatsgewalt zur Presse noch nicht gefunden ist.

Die Lüge ist aber sehr im Vorsprung; ein Beweis, welche große Fortschritte die Preßfreiheit macht.

Die absolut monarchischen Staaten achten die freie Presse in den constitutionellen Staaten, und machen ihr sogar Concessionen, um sie durch sich selbst zu bekämpfen. Sie bedienen sich derselben. Die freie Presse wird zuweilen gedungen und gekauft, gerade von den entschiedensten Feinden aller Preßfreiheit.

Das läßt sich aber die freie Presse gern gefallen, weil sie auf der andern Seite auch Alles druckt, was ihr die mißvergnügten Unterthanen eben derselben absolut monarchischen Staaten, was ihr selbst die unberufensten Raisonneurs oder Speculanten zuschicken. Auf diese Weise wird die Presse, indem sie in einer Sprache je mehr und mehr Wahrheiten und Lügen aus der anderen aufnimmt, zugleich immer europäischer und der einzelne Staat ist nicht mehr im Stande, zu verhüten, daß in den Blättern eines andern Staates Alles über ihn gesagt werde, was er nicht gerne hört.

Dadurch wird die Censur vereitelt und dem strengsten Mauth-System gelingt es nicht, fremden Blättern gänzlich den Zugang zu verschließen. Die journalisttsche Industrie hat darauf bereits ihre Speculationen gebaut. Ein Blatt, das vorzugsweise die inneren Angelegenheiten des Staates A. bespricht, erscheint hundert Meilen davon im Staate X., scheinbar dem Staate A. ganz fremd, und doch bloß auf die Abnehmer in diesem Staate berechnet. Sind die Fälle, in welchen ganze Blätter auf diese Fernwirkung berechnet werden, noch selten, so sind doch die desto häufiger, in welchen gewisse Journale im Staate X. den Angelegenheiten im Staate A. wenigstens eine Rubrik widmen, in der die geheimen

Abonnenten in A gewiß sind, ihre eigenen Correspondenzartikel zu finden.

Und dennoch — so sehr fast alle Parteien und Mächte bei der freien europäischen Presse buhlen, so läßt sich doch auch ein leiser unwiderstehlicher Zug zu dem chinesischen Ideal, das ruhig und unbeweglich im Hintergrunde der Zeiten steht, nicht verkennen. Ja die Preßfreiheit selbst muß dazu beitragen, uns demselben zu nähern. Der Mißbrauch, den die Schullehrer von ihrer Stellung machen, indem fast jeder sein eigenes Lehrbuch drucken läßt, um einen kleinen Nebengewinn davon zu ziehen, vermehrt so sehr die Masse verschiedenartiger, mittelmäßiger und schlechter Lehrbücher, und verdrängt so sehr die guten, daß die Kultusministerien sich mit Zustimmung der öffentlichen Meinung am Ende werden genöthigt sehen, bestimmte Lehrbücher einzuführen, und den Wust der übrigen auszuschließen. Von dieser ersten Station nach China sind wir gar nicht so weit entfernt, als Manche vielleicht glauben. Auch den Mißbrauch, den Kompilatoren mit statistischen, historischen ꝛc. Handbüchern treiben, wird früher oder später die Herausgabe officieller Hülfsmittel der öffentlichen Belehrung nothwendig machen, wie in China. Das Publikum selbst, von dem Vampyrheer gewinnsüchtiger und gewissenloser Schriftsteller und Verleger verfolgt, wird am Ende dagegen einen Schutz suchen.

Auch die Weihe, welche der literarischen Industrie in Deutschland geworden ist durch die Autorität der Universitäten, die längst gewohnt waren, die verschiedenartigsten Meinungen (abgesehen von der Politik wenigstens in den Wissenschaften) als eben so viele Dokumente deutscher Geistesfreiheit geltend und durch den Druck bekannt zu machen, auch diese Weihe wird und muß nach und nach wegfallen. Theils ist die akademische Schreibseligkeit in eine schon sehr auffallend gemeine Industrie ausgeartet; theils haben die Universitäten den Nimbus ihrer alten mythischen Freiheit in dem Maße verloren, indem die übrige Welt mehr Freiheit erworben hat. Akademische und constitutionelle Freiheit stoßen sich ab wie gleichnamige Pole. Oxford war nie so frei wie eine deutsche Universität, weil Deutschland nie so frei war, wie England. Je freier der Bürger, je mächtiger das Parlament ist, um so militärischer ist die Subordination der Staatsdiener unter den Ministern und die Einrichtung in den öffentlichen Unterrichtsanstalten. Je freier die Männer sind, um so weniger sind es die Knaben.

Unsere Universitäten und Schulen werden sich diesem allgemeinen politischen Naturgesetz nicht entziehen können. Sie werden in dem Verhältniß von ihrer Freiheit, also auch von ihrer literarischen Unenthaltsamkeit einbüßen, in welchem die constitutionelle Freiheit des Volkes wachsen wird, und dieß wird nicht ohne Einfluß auf Quantität und Qualität der Preßprodukte bleiben.

Bringt man endlich das zunehmende Alter der europäischen Civilisation in Anschlag, so darf man kaum zweifeln, daß sich in einiger Zeit eine Periode der allgemeinen Bildung einfinden wird, die eine polizeimäßige Ordnung auf den literarischen Straßen verlangen wird, wie auf den gepflasterten. Jede volle Culturreife begünstigt den nüchtern praktischen Verstand auf Kosten der Romantik, welche letztere immer nur einem Jugendalter der Nationen angehört. Wie man in der physischen Welt sich der Eisenbahnen und des Dampfs bedient, und die alte ehemals als romantisch geltenden, jetzt aber nur noch langweilenden Krummstraßen abschneidet, um schneller ans Ziel zu kommen; so wird man bald auch im Gebiet des Unterrichts und der geistigen Cultur die alten romantischen freien Wege und Methoden der Bildung abschneiden, weil sie krumm sind, und überall den kürzesten Weg einer stereotypen Unterrichtsmethode, und eines encyclopädischen Wissens einschlagen, wie in China, um das lästige Geschäft des Lernens in einem Minimum von Zeit abzuthun. Dieß wird um so gewisser geschehen, je mehr die Masse des Wissenswerthen sich häufen wird. Schon jetzt hat die ungeheure Vermehrung der Bücher die Orientirung in Encyclopädien und Conversationswörterbüchern nothwendig gemacht. Es sind nur erste schwache Versuche, die sich nur noch entfernt dem nähern, was deßfalls in China schon lange geleistet wird, allein sie deuten eben den Weg an, den wir gehen, unwillkührlich immer ostwärts in der chinesischen Richtung.

Zu den charakteristischen Zeichen der Zeit gehört in dieser Beziehung nicht minder das Herabsinken der literarischen Aristokratie und das Emporkommen einer demokratischen, ja anarchischen Masse. Viele sind geneigt, in dieser Erscheinung einen Fortschritt zu sehen, aber sie bedenken nicht, daß diese Vielschreiberei, daß dieses tausendfache Predigen und Lehren der Unberufenen unnatürlich ist, daß ein solcher Zustand nicht dauern kann und daß er nur, wie jede Anarchie, einer neuen Ordnung vorarbeitet. Im natürlichen

Zustande redet und schreibt nur der, welchen der Geist dazu treibt, und das übrige Volk hört zu oder liest. Das ist das natürliche Recht der geistigen Aristokratie. Dieses Recht galt früher unbestritten. Aber jetzt wird es nicht mehr anerkannt. Das Recht zu schreiben und über Alles zu schreiben, wird auch von Unberufenen angesprochen. Das Schreiben ist um so leichter geworden, je mehr Muster man vor Augen hat und nur nachzuahmen, zu übertreiben, oder zu combiniren braucht. Da es aber auch zugleich einträglich und ein Gegenstand der Industrie geworden ist, so drängen sich immer mehr Unberufene zu diesem Geschäft. Die Berufenen sträuben sich dagegen, aber es hilft ihnen nichts, man legt es ihnen als aristokratische Anmaßnung aus und verdrängt sie vom Schauplatz, indem es der Industrie auch nicht an Mitteln gefehlt hat, sich des öffentlichen Urtheils zu bemächtigen. Wie nun aus der politischen Anarchie keine Erlösung ist ausser in der Diktatur und der einförmigen Ordnung eines Militärstaats, so ist auch aus der literarischen Anarchie keine Erlösung ausser in der Diktatur der Encyklopädie und in der einförmigen Ordnung der chinesischen Staatsliteratur. Zum alten Naturzustande kehrt man nicht mehr zurück, wenn man ihn einmal verlassen hat. Es bleibt nichts übrig, als den Gang der Kultur bis zur chinesischen Stagnation durchzumachen.

Zwar liegt in den europäischen Völkern ein romantischer Fonds, der nicht leicht zu erschöpfen scheint. Wie oft schon ist eine Stagnation des Geistes herbeizuführen versucht worden und es ist immer mißlungen. In schönem wildem Zorne haben die europäischen Völker, sonderlich die germanischen, allezeit das Joch wieder zerbrochen. Feudalismus, Hierarchie, Jesuitismus, Bureaukratie scheiterten in ihren systematischen Bemühungen alle nach einander. Allein die bisherigen Versuche gingen je von einem herrschenden Stande aus, nicht unmittelbar vom Volk, und scheiterten an der wild hervorbrechenden Naturkraft des Volkes. Gegenwärtig ist es gewissermaßen das Volk selbst, das mit sich experimentirt, wenigstens der zahlreiche und in jeder Beziehung vorherrschende höhere Bürgerstand, und das ist eine weit gefährlichere Probe.

Vergleicht man indeß die geringe Theilnahme, welche die Nordamerikaner an den literarischen Interessen Europas nehmen, und den gänzlichen Mangel an einem eigenen vorwiegenden literarischen Interesse in den Vereinigten Staaten mit den ebenfalls

literarischen Ausschweifungen nicht günstigen Neigungen bei dem Bauern- und niedern Bürgerstande in Deutschland (um einen Fall anzuführen, mit den Maßregeln des Volks im Kanton Zürich in der Straußischen Sache), so läßt sich die Möglichkeit denken, daß der consequent zum Chinesenthum führende Entwicklungsgang unserer Literatur unterbrochen werden könnte durch eine Reaktion der urkräftigen und unverdorbenen Volksnatur, und daß die Ordnung erreicht werden könnte ohne Aufopferung der Freiheit.

Da sich bekanntlich die Extreme an einander aufreiben, und durch allen Wechsel ein langsamer, aber sicherer Fortschritt der europäischen Vernunft nicht zu verkennen ist, so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, die literarische Industrie-, beziehungsweise Pöbelherrschaft werde so wenig von Dauer, als die Herstellung eines literarischen Staatsmonopols irgend möglich seyn. Anarchie und Diktatur sind Extreme, zwischen denen die Literatur wohl ruhig hindurchschreiten wird. Bedauerlich erscheint freilich das fast gänzliche Verkommen des edlern aristokratischen Elementes in der Literatur. Indeß wird es durch die geistigen Fortschritte, welche die große Mehrheit des Volkes gemacht hat, aufgewogen. Es kommt am Ende mehr darauf an, einen mäßigen geistigen Wohlstand allgemein zu verbreiten, als einen Reichen von hundert Armen bewundern und beneiden zu lassen. Die Kenntnisse und gesunden Begriffe, die sich allmählig in den Massen verbreiten, sind vom welthistorischen Standpunkt aus betrachtet, mehr werth, als der Glanz einer gelehrten oder poetischen Aristokratie. Zudem bindet die Spannkraft, die in den Massen der Völker, insbesondere der germanischen liegt, zuletzt immer auf eine wohlthätige Weise die federnden Kräfte des Talents, das, wenn ihm jenes Gegengewicht fehlt, gern ausschweift in Phantastereien, einseitige Systemsucht, persönliche Eitelkeit. Die Kraft wird gemäßigt und gezügelt, wenn sie sich einigermaßen, wie die der Helden in den griechischen Tragödien nach dem Urtheil des Chorus richten muß. Dadurch verliert aber die Kraft nichts, sondern sie wird, wenn sie wahre Kraft ist, nur veredelt. Auf gleiche Weise aber muß diese Spannkraft auch zuletzt immer wieder die anarchischen Ausschweifungen der literarischen Industrie bewältigen und überdauern.

Wie denn die Literatur wollend und wissend oder nicht, immer dem großen Gange des politischen Lebens folgt, so scheint sie nach

und nach in der Mitte zwischen den monarchisch-aristokratischen Gewalten und der Demokratie eine Stellung und Bedeutung einnehmen zu müssen, die ungefähr derjenigen der Nationalgarden und Landwehren entspricht. Sie wird nach ungeheuren Uebertreibungen und Ausschweifungen dem Bedürfniß der Ordnung nachgeben müssen; aber diese Ordnung wird im freien Europa nicht die chinesische werden können, sondern einen mehr demokratischen Charakter haben, und dem entsprechen, was die bleibende Grundlage im Volksthum aller germanischen Stämme bildet. Dürfen wir der Geschichte vertrauen, so sind diese Stämme immer diejenigen gewesen, welche dem menschlichen Geschlecht die Freiheit bewahrt haben durch die Ordnung und Mäßigung, mit der sie von ihr Gebrauch machten; während die romanischen Stämme sie mißbrauchten und dadurch zerstörten, die slavischen sich nie zu ihr erhoben. Nicht selten wurde die deutsche Literatur durch fremde Einflüsse jener Grundlage des deutschen Stammcharakters entfremdet, und verlor entweder das Bewußtseyn der edeln Freiheit, oder der Mäßigung und Würde, oder Beides zugleich. Allein sie kehrte nach mannigfachen Ausschweifungen doch immer wieder zur alten treuen Quelle volksthümthümlichen Ehrgefühls zurück.

So dürfen wir unbedenklich bei allen künftigen Krisen der Presse auf die gesunde Volksnatur vertrauen. Immerhin aber liegt es in der Pflicht, wie im Interesse der regierenden Gewalten ihr Verhältniß zur Presse auf eine so natürliche und befriedigende Weise zu regeln, daß es einer gewaltsamen, sey es gegen den Preßzwang, sey es gegen den Preßunfug gerichteten Reaction von Seiten des Volks nicht erst bedarf. Immerhin könnte der Zeitpunkt einmal eintreten, in welchem die Staatsgewalten es schwer empfinden würden, daß ihr Verhältniß zur Presse so lange Zeit ein falsches gewesen ist. Demnach halten wir es für nicht ganz überflüssig, den Rathgebern jener Gewalten ein paar Wünsche ans Herz zu legen.

Erstens wünschen wir, sie möchten bei Allem, was die Presse betrifft, das moralische Moment vornehmlich ins Auge fassen. Die moralische Würde ist die festeste Stütze der Staatsgewalten. Nun ist aber 1) die Censur kein moralisches Institut, am wenigsten in solchen Ländern, wo sie zugleich formell der Landesverfassung widerspricht, und würde bei vollständiger Preßfreiheit ein wohl

erwogenes Preßgesetz nicht nur allem Preßunfug kräftiger als die Censur zu steuern vermögen, sondern auch der Staatsgewalt die moralische Autorität zurückgeben, die der Censur überall abgeht. Deßgleichen ist 2) die bezahlte Presse kein moralisches Institut, am wenigsten wo sie Unabhängigkeit fingirt und sich in einer Täuschung gefällt, die des Zweckes verfehlt, weil sie gar zu leicht erkannt wird, und die jederzeit eine Dementi ist. Je weniger eine Regierung von solchen Mitteln Gebrauch macht, um so gewisser findet sie bessere, die ihr mehr nützen, und um so mehr sichert sie sich die moralische Autorität. Auch ist 3) die häufig vorkommende Begünstigung talentloser und in der öffentlichen Achtung tief stehender Autoren und einer glänzenden, aber für die Nationalinteressen unfruchtbaren und darum auch immer unpopulären Gelehrsamkeit nicht geeignet, der Staatsgewalt die imponirende Würde zu verleihen, mit welcher sie sich stets umkleidet, wenn sie wahrhaft fruchtbare Geister in ihre Nähe zieht. Kommt dazu eine Vernachlässigung der letztern, die aus eigener Kraft sich die öffentliche Achtung und Einfluß auf die Menschen erworben haben, so wird das Mißverhältniß noch greller. Endlich ist 4) jene Handhabung der Censur, die den Ausdruck einer freimüthigen oder edeln Gesinnung streicht, und dagegen die sitten- und gottlosesten Bücher, woran die philosophische und belletristische Literatur jetzt so fruchtbar ist, frei ausgehen läßt, sobald sie nur nichts von Politik enthalten, gewiß am allerwenigsten geeignet, die moralische Autorität der Behörden zu befestigen. Man pflegt zu sagen, das imprimatur solcher Bücher beweise eben die große Milde der Censur und widerlege die Klage über dieselben. Allein wir sind überzeugt, daß wenn Preßfreiheit bestände und diese Bücher würden nach einem strengen Preßgesetz gerichtet und verdammt, die öffentliche Meinung nicht darüber klagen, sondern den Richterspruch billigen und der Gesetzgebung alle Achtung dafür erweisen würde. Den Beweis liefert Nordamerika, wo vollkommene Preßfreiheit besteht, aber gewiß kein Verleger wagen würde, so sittenlose Schriften zu drucken, wie sie unter dem Schutze der Censur in deutschen Monarchien zu Dutzenden ausgegeben werden.

Zweitens können wir den Wunsch nicht unterdrücken, die Sorgfalt der Regierungen möchte der unnatürlichen Anhäufung krankhafter Säfte in der Literatur einen Abfluß geben. Dieß kann auf doppelte

Weise geschehen. Einmal, wenn durch größere Emancipation des Handels den Kapitalien, die jetzt in so reichem Uebermaß der inländischen Industrie der Bücherproduktion zugewendet sind, ein Abfluß auf den Seewegen gegeben würde. Sodann wenn durch irgend eine jetzt freilich noch kaum zu berechnende Fürsorge auch die Ueberzahl der zur Autorschaft sich drängenden Jugend gemindert würde. In allen deutschen Ländern wiederholen und mehren sich die Klagen über die unverhältnißmäßige Zahl derer, die sich den Universitätsstudien widmen. Haben sie diese Studien vollendet, so reichen die Anstellungen in Staat, Kirche und Schule bei weitem nicht hin, sie alle zu versorgen. Da werfen sich eine Menge derselben in die literarischen Industrie, Jünglinge, die unter andern Umständen nicht daran gedacht haben würden, ihren Namen drucken zu lassen, deren Naturberuf ein ganz anderer ist, von denen nur ein kleiner Theil eine wirklich befriedigende Existenz gewinnt, deren Mehrheit nur der Literatur zur Last fällt, ohne selbst zufrieden zu seyn, und die am Ende ihrer verfehlten Laufbahn ein Recht haben, sich über Staatseinrichtungen zu beklagen, die ihnen das Einschlagen einer passenderen Laufbahn wenn nicht unmöglich machten, doch sehr erschwerten.

Wir wollen unsere Betrachtungen nicht weiter fortsetzen, da es uns hinreichend belohnen würde, wenn das Wenige, was wir gesagt, irgend Anklang fände.

Historischer und philosophischer Protestantismus.

An Veranlassungen und Aufforderungen, das oben genannte Thema zum Gegenstand einer genauern Erörterung zu machen, fehlt es in der gegenwärtigen Zeit nicht. Der Protestantismus, zunächst allerdings der protestantische Staat, ist in eine bedenkliche Collision gerathen mit dem Katholicismus, und zwar mit dem in äußerer Gestalt organisirten Katholicismus, mit der katholischen Kirche, in eine Collision, die man vor zehn Jahren noch kaum geahnt hätte; und wenn auch auf den ersten Blick nur Kirchenrecht und Staatsrecht im Kampf begriffen scheinen, so liegt doch diesem Streit immer zu Grunde und ist untrennbar damit verflochten die dogmatische Differenz; denn die Opposition der katholischen Kirche stützt sich stillschweigend auf den Glaubenssatz, daß die katholische Kirche die einzig seligmachende sey. Das Interesse des protestantischen Staats scheint zwar anzurathen, in diesem Streit die dogmatische Differenz möglichst aus dem Spiel zu lassen, und zu fordern, daß der Staat, als neutral, außer und über den confessionellen Controversen stehend, nur seine, der Wahrung politischer Einheit, des Gehorsams und der Kraft dienenden Rechte behauptend, angesehen werde; die katholische Partei aber hat natürlich die Frage auf der Zunge, wenn sie sie auch nicht ausspricht: ob der Staat, der sich ihren Ansprüchen widersetze, und der, der Dynastie und der Mehrzahl seiner Bevölkerung nach, ein protestantischer ist, denn wirklich ein im eigentlichen Sinne christlicher sey? ob die Anforderung des Staates, in Beziehung auf einen

wichtigen bürgerlich-religiösen Akt, die Einsegnung der Ehe, sich der protestantischen Kirche gleichzustellen, mit den Grundsätzen des Katholicismus, als der wahren christlichen Kirche, sich vertrage? Aber sie zieht es vor, die Frage auf dem kirchenrechtlichen Gebiet auszufechten oder hinzuziehen; und der Staat findet sich nicht berufen, ungefragt eine Antwort zu geben, theils weil er über und außer den Confessionen zu stehen behauptet, theils weil es schwer oder unmöglich wäre, über Princip und Wesen des Protestantismus eine nach allen Seiten befriedigende, allgemeiner Zustimmung gewisse Antwort zu geben. Dieß wissen die Katholiken wohl, und sehen mit stillem oder lautem Triumph den Erscheinungen zu, welche von der Schwierigkeit zeugen, jene Antwort zu geben; sie geben mehr oder minder deutlich zu verstehen, daß die Protestanten keine Kirche, ja nicht einmal eine geschlossene christliche Partei bilden. Diese Ansicht wird damit begründet, daß die Protestanten zu keiner äußern organischen Einheit verbunden seyen, wie die Katholiken, und noch mehr damit, daß inmitten der Protestanten eine Menge der verschiedensten und willkürlichsten theologischen Systeme und Tendenzen erwachsen sey, so daß von einer gemeinsamen Confession derselben nicht die Rede seyn könne. Mit Grund allerdings können sie sich darauf berufen, daß unter den Gegnern selbst offenbar Mißhelligkeit und Streit darüber ausgebrochen sey, worin das Princip, die Lehre des Protestantismus, bestehe, welche als ächte Protestanten gelten sollen? und die Controversen des Tages unter den protestantischen Theologen und Philosophen liefern ihnen hiefür überflüssig genug Belege. Wenn auch nicht gegenüber dem Katholicismus, so doch um seiner selbst willen, hat nun, glauben wir, der Protestantismus ein Interesse, zu einem klareren Verständniß und Bewußtseyn über seine dermalige Stellung und sein Princip zu kommen, und es ist seinem Wesen gemäß, eine Erörterung darüber im Licht der Oeffentlichkeit anzustellen.

Leicht abgethan und beseitigt wäre die Frage nach dem Princip und Wesen des Protestantismus mit etwa dieser Antwort: „der Protestantismus ist ein freies, geistiges Princip des Werdens und Lebens, nicht des Seyns und der Erstarrung, ein Princip der Bildung, nicht der Masse, kurz, eine Kraft, Licht und Sauerstoff, keine schwere Materie, kein caput mortuum. Daher ist es ein Widerspruch, zu verlangen, daß er in einer Art der Manifestation,

in einer Form sich bethätige und erscheine, welche seinem Begriff und Wesen zuwiderläuft; und gerade dadurch, daß er nicht ist, was die katholische Kirche von sich rühmt, daß er der Gegensatz, die Negation ihrer materiellen Gebundenheit und Erstarrung ist, bewährt er seine Berechtigung und Wahrheit. War der Katholicismus der Raupen- und Puppenstand des Christenthums, und ist er jetzt die entleerte Chrysalide, so ist dagegen der Protestantismus dessen Befreiung und Erhebung zu einem gesteigerten, geflügelten Daseyn, in welchem das Körperhafte vermindert, das Ideale und Geistige vermehrt ist; die am Alten haftenden, orthodoxen Protestanten aber gleichen den im Wachsthum und im Entpuppungs-Proceß verkümmerten Schmetterlingen, die, obgleich sie die Metamorphose durchgemacht haben, doch nicht fliegen, sondern immer noch wie Raupen kriechen."

Wie viel oder wenig Beweiskraft nun aber solche Bilder haben mögen, die Frage hat eine viel zu positive Seite, als daß sie durch solche Metaphern leichthin beseitigt oder entschieden werden könnte. Jeder, auch nur mäßig Unterrichtete weiß, daß der Protestantismus bei seinem historischen Hervortreten das Princip nicht war, zu dem ihn die obige Ansicht machen möchte, daß wenigstens seine Urheber und Repräsentanten davon kein Bewußtseyn, keine Ahnung hatten; und daher müßte nachgewiesen werden, wie die behauptete Tendenz doch consequenter und nothwendiger Weise daraus, als einem Keim, hervorging; sodann aber kommt auch das sehr wichtige Moment in Betracht, daß der Protestantismus (in Deutschland zunächst) doch wirklich als eine Confession, als eine Gesammtpartei auftrat, daß er in die politische Geschichte als ein Faktor hineingezogen und verwickelt, daß darum Kriege geführt, daß seine Ansprüche in Reichsbeschlüssen, Verträgen und Friedensschlüssen geordnet und bestimmt, die Rechte und Pflichten seiner Anhänger normirt, und ihre Symbole als der feste Ausdruck ihres Glaubens, als die Titel ihrer Duldung oder rechtlichen Gleichstellung betrachtet und fixirt wurden; und es verdient gewiß das Bedenken alle Erwägung: wenn die katholische Partei in neuesten Zeiten wieder zu einem stärkern Bewußtseyn ihrer Einheit erwacht, wenn sie ihre Kräfte und Sehnen neu spannt, und die Glieder der Kette, durch ganz Europa hin, die man längst gelöst wähnte, neu und häufig mit Erfolg zu verbinden

strebt: soll und darf dann die protestantische Partei sich immer mehr auflösen und aus einem geschlossenen Heere gleichsam in eine Menge von Guerillabanden zerfallen? soll sie sich über ihr Princip zu verständigen, und eine Verbindung der Getheilten wieder herzustellen suchen, oder soll der Protestantismus die bisherige Form seiner Existenz, die confessionell-kirchliche, als eine nicht mehr genügende, als eine überwundene und entbehrliche Phase aufgeben? welche Folgen sind dann denkbar? Diese und ähnliche Fragen scheinen sich dem etwas weiter Hinausschauenden unabweislich aufzudrängen, und einen Beitrag zur Beleuchtung der dahin einschlagenden Verhältnisse, wenn auch nicht zu einer definitiven Lösung, wünschten wir zu geben durch eine Untersuchung über den historischen und philosophischen Protestantismus.

Wenn man von Protestantismus vor der Reformation spricht, so hat man dazu in gewissem Sinn wohl das Recht, aber man weicht dann von der historischen Bedeutung des Namens der Protestanten ab. Bekannt ist, daß der Name aufkam durch die Protestation, die feierliche Verwahrung mehrerer, der neuen Lehre zugethaner Fürsten und Städte auf dem Reichstag zu Speier 1529, gegen den damaligen, formell und materiell an Gebrechen leidenden, Reichstagsabschied und gegen Beschlüsse der Mehrheit in Glaubenssachen. Diese zunächst negative Bezeichnung, die aber nach und nach allgemeine Gültigkeit gewann, hatte doch auch, der Sache nach, ihre ganz positive, scharf abgegrenzte Bedeutung, indem darunter bald diejenigen Stände begriffen wurden, welche die Augsburger Confession unterschrieben hatten. Recht scharf wurde das historische Moment accentuirt in dem sogenannten Nürnberger Religionsfrieden von 1532, dessen Vergünstigung nur denen zu gut kam, welche bis jetzt die Confession mit unterschrieben hatten. Wurde auch später der Begriff erweitert, so geschah dieß doch nie in dem Maß, daß man solche darunter begriffen hätte, welche nicht die Bekenntnißschriften der lutherischen oder der reformirten Partei annahmen. Mit dem Namen Protestanten gleichbedeutend war der: der Evangelischen, wie denn die deutschen Fürsten und Stände der protestantischen Confessionen den Namen Corpus Evangelicorum führten. Im westphälischen Frieden wurden die drei Religions-Parteien: die Katholiken, die Lutheraner und die Reformirten begriffen, und sie im Wesentlichen gleichgestellt, dagegen

ausdrücklich bestimmt, daß außer diesen drei Religionen keine andere im heiligen römischen Reich aufgenommen oder geduldet werden solle. Auch hier also wurde das Festhalten an gewissen Bekenntnißschriften oder Symbolen zur Bedinguug der Duldung oder Berechtigung gemacht, und nicht schlechthin Jedem, der überhaupt den Namen eines Protestanten vorschützen mochte, Rechtsgleichheit zugesagt. Der jetzt, in Folge der Union, die in Preußen und in mehreren deutschen kleinern Staaten bewirkt wurde, ganz gemeinsame Name der Evangelisch-Protestantischen, worin der Unterschied der Lutheraner und der Reformirten aufgehoben ist, umschließt zwei Confessionen, welche lange Zeit hindurch mit großem Eifer, mit Erbitterung und Haß gegen einander polemisirten und sich verfolgten, jede auf ihre eigenen Symbole sich stützend, obgleich sie in zwei Hauptgrundsätzen, in der Ablehnung menschlicher Autorität, und in der Ableitung der christlichen Lehre aus der lautern Quelle der Schrift, zusammen stimmten. Die deutschen Lutheraner, den Reformirten mit ihren vielfacheren, weniger allgemein anerkannten Symbolen, sich bald mehr annähernd, bald sich von ihnen entfernend, bildeten, als evangelische Partei, zwar wenig zusammenhängend mit den ausländischen Evangelischen, Reformirten, den französischen Hugenotten und den von Heinreich VIII. reformirten Engländern, doch in gewissem Grad eine Einheit und eine Art Kirche in Deutschland, in Folge der Verfassung des Reichs, so fern das Zusammenhalten der katholischen Stände die evangelischen das Gleiche zu thun veranlasste oder zwang. Religions-Freiheit wurde von dieser Partei verlangt für ihre Glaubensgenossen, nicht aber für Andersgläubige. Ketzer wurden von ihnen mit Erbitterung verfolgt, und zwar galten zu Zeiten die beiden evangelischen Parteien einander als Solche; und Luther selbst gab dem Punkt des Reichstags-Abschieds von Speier seine Zustimmung, wornach die Wiedertäufer als Ketzer unterdrückt werden sollten, so wie er den Bund mit den oberdeutschen Städten wegen einer dogmatischen Differenz ablehnte. So positiv war und blieb das Glaubenssystem der Protestanten von Anfang an; und doch wurde theils von katholischen Gegnern des Protestantismus, theils von seinen philosophischen Anhängern und Vertheidigern in neuerer Zeit, sein negatives Element hauptsächlich hervorgehoben und zur Hauptsache gemacht, freilich in entgegengesetzter Absicht; von Jenen, um ihn

dadurch herabzusetzen und zu verdammen, von Diesen, um ihn zu verherrlichen. Von Beiden ward er als Opposition gegen das Hergebrachte, Bestehende, gefaßt, nur daß dieß den Einen als heilig, den Andern als veraltet galt.

Dagegen könnte vielleicht eingewendet werden: Nun ja, der Protestantismus war in frühern Zeiten sehr positiv, scharf abgegrenzt und ausschließlich; theils sein innerer Charakter, theils die politischen Verhältnisse brachten das mit sich; aber jetzt ist dieß anders. Je lockerer die Reichsverfassung durch innere Kriege, durch Einmischung von Fremden und Bündnisse mit ihnen, durch die wachsende Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Fürsten wurde, desto mehr schwand auch das Schattenbild einer protestantischen Kirche als äußerlicher Einheit; man denke nur daran, daß derjenige Fürst, der mit dem Directorium des corpus Evangelicorum betraut, an der Spitze der deutschen Protestanten stand, der Churfürst von Sachsen, bei seiner Erhebung auf den polnischen Königsthron, 1697, zur katholischen Confession übertrat, doch ohne seine protestantische Stimme auf dem Reichstag zu verlieren. Und als die längst zur hohlen Form gewordene Reichsverfassung endlich, 1806, ganz zusammenbrach, löste sich auch das letzte politische Band zwischen den deutschen Protestanten als Solchen, und die Bundesverfassung stellte es nicht wieder her. Je weniger man Grund hatte, das Vorherrschen des katholischen oder protestantischen Princips im deutschen Bunde zu besorgen, um so weniger dachten natürlich die protestantischen Bundesglieder an ein engeres Zusammenhalten. Wenn nun der Protestantismus etwa die Hälfte der Deutschen auf seiner Seite hat; wenn die Bundesakte, Art. 16, den verschiedenen christlichen Religionsparteien gleiche bürgerliche und politische Rechte garantirt; wenn der Protestantismus in Preußen, Sachsen, Hannover, Württemberg, Hessen, Haupt-Confession ist, wenn die protestantischen Universitäten und Schulanstalten aller Art die blühendsten Deutschlands sind, wenn die Mehrzahl der ausgezeichnetsten Gelehrten, Denker, Philosophen, Dichter ihm angehören; hat unter solchen Umständen der Protestantismus Ursache, aus Gründen der Klugheit und der Politik, ängstlich zur Bewahrung seiner äußern Einheit und seiner historischen Continuität und Gleichartigkeit, festzuhalten an allen denjenigen Eigenthümlichkeiten und Merkmalen, woran in schwierigeren

Zeiten seine Bekenner, als an einer gemeinsamen Losung sich erkannten, und worauf sie, als auf Rechtstitel, den Besitz der zugestandenen oder erkämpften Freiheiten und Befugnisse gründeten? Der Protestantismus hatte seine Zeit, wo er positiv und exklusiv war, und vielleicht seyn mußte; aber jetzt kann er ohne Besorgniß tolerant und weitherzig seyn. Ja er wird darin seine höchste Kraft und Sicherheit finden.

Vor Jahren hätte man dieß vielleicht ganz plausibel finden können; aber so wie die Verhältnisse stehen, läßt sich die durchgängige Richtigkeit dieser Ansicht bezweifeln, und ist Besonnenheit und Behutsamkeit gewiß zu empfehlen. Dieß leuchtet vielleicht mehr ein, wenn wir das Wesen des Protestantismus erst etwas näher erörtert haben. Wir unterscheiden zu diesem Behufe: die politische Geschichte der protestantischen Partei in Deutschland; die Geschichte der protestantischen Kirche oder Kirchen, und die Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs.

1. Von der politischen Geschichte der protestantischen Partei in Deutschland kann hier natürlich nur das Allgemeinste berührt werden. Es ist bekannt, daß die neue Lehre Luthers sofort in Deutschland unter den Fürsten und Städten großen Beifall und Anhang fand, so, daß die Protestanten, bei gehöriger Energie, Eintracht und Klugheit, dem Kaiser und der katholischen Partei wohl hätten die Spitze bieten können. Aber Mangel an jenen Eigenschaften gab den Sieg im schmalkaldischen Krieg in die Hände Carls V., welcher jedoch denselben in Bezug auf die Religion mit politischer Mäßigung benützte. Das dadurch herbeigeführte Uebergewicht des Katholicismus wurde wieder aufgewogen und neutralisirt durch Moritz von Sachsen, der den Kaiser demüthigte, worauf der Augsburger Religionsfriede, 1555, geschlossen wurde, welcher den Ständen, d. h. den Fürsten und Obrigkeiten beider Confessionen, gleiche Rechte, unter andern das Reformationsrecht, ertheilte. Die Reformation machte unter den Völkern Deutschlands, besonders Oesterreichs (auch in Böhmen, Polen und Ungarn), immer größere Fortschritte, aber dieß zog auch eine Reaktion nach sich. In den österreichischen Staaten wurden der Reformation viele Eroberungen wieder entrissen, und nun folgte der dreißigjährige Krieg, welcher mehr als einmal dem Protestantismus den Untergang drohte, und bei dessen Schluß weder Katholiken noch Protestanten

im Ganzen gewannen, nur Deutschland durch, den Ausländern eingeräumten Einfluß und abgetretene Provinzen verlor. Von da an hörten die Bekehrungen im Großen und ebenso auch die Verfolgungen, einzelne Fälle, wie die Vertreibung der Salzburger, ausgenommen, so ziemlich auf, wiewohl die Quälereien und Neckereien herüber und hinüber, wobei die Protestanten im Ganzen mehr litten, nie ganz aufhörten, so, daß die evangelischen Stände noch immer Grund hatten, zusammen zu halten. Die zunehmende Größe und Bedeutung Preußens sicherte ihnen jedoch einen starken Schutz und Halt, und im aufklärenden und aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert schienen nach und nach alle ihre Beschwerden gehoben werden zu sollen; Kaiser Joseph erließ sein Toleranz-Edict. Die neuesten Schicksale des Protestantismus in Deutschland sind oben schon berührt worden. Die Periode, wo er sich in Deutschland um seine politische Existenz zu wehren hatte, scheint vorüber zu seyn.

2. Was die Geschichte der protestantischen Kirche oder Kirchen betrifft, so war das Band der Einheit, welches auch einigen inneren Zusammenhang und Gleichartigkeit erhielt, lange Zeit hauptsächlich die den Protestanten drohende gemeinsame Gefahr, gegen die sie auf der Hut und gerüstet seyn mußten. Die Häupter und Vertreter der Kirche waren die protestantischen Fürsten und Obrigkeiten, als Nothbischöfe, wie Luther sie ansah,* welche mit

* Ranke nimmt an: das dem Landesherrn übertragene Recht der Oberaufsicht rühre daher, daß die Befugniß des Reichs, Anordnungen in kirchlichen Angelegenheiten festzusetzen, von der Reichsversammlung, nachdem man sich auf den Reichstagen nicht mehr vereinigen konnte, den Territorial-Gewalten anheim gestellt worden sey. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, II, 439; eben daselbst, S. 433, berichtet er: die evangelische Kirche im ächt demokratischen Sinn zu konstituiren, wurde in Anregung gebracht und beschlossen auf einer Synode in Homberg, welche Philipp von Hessen mit geistlichen und weltlichen Ständen seines Reichs, 1526, hielt. Man beschloß, eine Kirche zu konstituiren, die aus lauter Gläubigen bestände. Förmliches Bekenntniß zu der eine Zeit lang vorher gepredigten Lehre, war erforderlich, die übrigen galten als Heiden. Die Vorsteher, Bischöfe, sollten aus Bürgern jeder Profession gewählt werden. Jeder Gemeinde stand das Recht der Exkommunikation zu. Alljährlich sollten sich die Kirchen, durch Bischöfe und Gemeinde-Abgeordnete vertreten, zu einer General-Synode versammeln. Aber diese Idee konnte nicht durchdringen.

großer Willkür verfahren konnten, da sie zwar Symbole, aber kein anerkannt gültiges kanonisches Gesetzbuch hatten, das sie beschränkte, und keine Appellation von ihnen, oder den von ihnen sehr abhängigen Consistorien möglich war. Namentlich besaßen sie, oder erwarben sie, das so gefährliche Reformationsrecht, für welches die lutherischen Theologen eigentlich nur in argem Widerspruch mit ihren eigenen Grundsätzen sich aussprechen konnten. Einige äußere Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gaben der protestantischen Kirche in manchen Ländern noch die Kirchengüter, die aber häufig vom Fiskus eingezogen wurden, und die einzelnen Geistlichen kamen dadurch in eine prekäre Lage, daß sie entweder von dem Landesherrn nach Gutdünken ernannt, oder auch von den Gemeinden und Ortsbehörden gewählt, nach einiger Zeit wieder entlassen werden konnten. Die Gewalt der Kirche selbst wurde, da der Landesherr der oberste Bischof war, mehr und mehr beschränkt, und auch, wo eine Art von Vertretung der Kirche durch Synoden war, unterlagen doch die Gesuche und Beschlüsse derselben der Genehmigung des Landesherrn. Die Handhabung der Kirchenzucht durch Strafen verschiedener Art, durch Bann und Exkommunikation, Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses u. dergl., wurde im Verlauf der Jahrhunderte immer schwieriger und laxer oder bedeutungsloser, und wo man der Kirchengewalt oder einzelnen Geistlichen solche Befugnisse noch einräumte, da geschah es eigentlich mehr in Kraft der fortwirkenden Tradition des Katholicismus, als weil die Kirche wirklich die Macht besaß, solche Rechte zu behaupten. Nicht wenig wirkte auch die im Ganzen noch religiösere Stimmung des Volkes und der Individuen, die noch allgemeinere Ehrfurcht vor dem Geistlichen, als dem Verkündiger von Gottes Wort und Willen, und daraus ist es auch zu erklären, wenn so manche protestantische Fürsten von ihren eignen Hofpredigern sich oft die herbsten Wahrheiten sagen, sich von ihnen beinahe, wie früher von den Päpsten, behandeln ließen. So wie aber, besonders im achtzehnten Jahrhundert, die allgemeine Stimmung und Gesinnung weniger religiös, ja zum Theil irreligiös, aufklärerisch und frivol wurde, kam auch das Geheimniß der wirklichen Schwäche der protestantischen Kirche, was die Geltendmachung von äußeren Rechten und Befugnissen betraf, immer mehr an den Tag, und im Zeitalter eines

Friederich II. von Preußen spielte der Protestantismus als Kirche keine glänzende Rolle. Vieles vereinigte sich, um der protestantischen Geistlichkeit einen gedrückten, servilen Geist einzuflößen, da sie ohne genügendes Gegengewicht und inneren Zusammenhang der äußeren Macht preisgegeben war, und wenn sie dann doch in andern Sphären gebieterisch auftreten wollte, so machte sie dieß nicht eben geachteter und beliebter. So willkürlich indeß die Landesherren die Kirchenangelegenheiten in ihren Ländern ordnen konnten, oder doch es zu thun sich herausnahmen, mußten sie doch in den frühern Zeiten, um mit ihren protestantischen Mitständen fortdauernd verbunden zu bleiben, die gemeinsame Lehre aufrecht erhalten. Machte nun dennoch der Protestantismus manche entschiedene Fortschritte, gegenüber von dem Katholicismus (wiewohl auch dieser in manchen Gebieten ausgezeichnete Männer, wie namentlich unter den Jesuiten, aufzuweisen hat), theils in den theologischen Fächern, in Kirchengeschichte und Exegese, in unbefangener philosophischer Forschung und in der schönen Literatur, so ist dieß daraus zu erklären, daß doch die Emancipation von der Autorität der katholischen Kirche manches Hinderniß beseitigt hatte, daß es unter den protestantischen Fürsten doch immer einige gab, die einer freien Entwicklung im kirchlichen Leben und überhaupt, günstig waren, und daß besonders die protestantischen Universitäten, als selbstständigere und doch nicht gefürchtete Corporationen, den veränderten Zustand der Dinge sehr wohlthätig empfinden mußten.

3. Was endlich den protestantischen Lehrbegriff anlangt, so blieb dieser, abgesehen davon, daß schon die Concordienformel die Sätze der Augsburger Confession schärfte, über zwei Jahrhunderte im Wesentlichen unverändert, und dieß wohl theils deßwegen, weil die Festhaltung einer bestimmten Confession in allen Punkten, die politischen Rechte bedingte, theils, weil man auch in protestantischen Ländern gegen Ketzer mit Strenge verfuhr („gegen Solche, welche die Grunddogmen der christlichen Kirche anfechten, wurden von protestantischen Theologen die Grundsätze des alten katholischen Kirchenrechts für vollkommen gültig gehalten," K. A. Menzel), und endlich, hauptsächlich wohl auch darum, weil das Princip des Protestantismus oder der Reformation, wie es von Luther und seinen Freunden, und von Zwingli und Calvin gefaßt wurde, nicht eben zu einer baldigen weitern Entwicklung hindrängte. Hätte im

Princip des Protestantismus eine raschere Umwandlung der Kirchenlehre gelegen, so wäre eine solche wohl auch, trotz aller äußeren Hindernisse, früher eingetreten; aber gerade dieß glauben wir läugnen, wir glauben entschieden behaupten zu dürfen: wenn eine entschiedene Umgestaltung des protestantischen Lehrbegriffs eintreten sollte, mußte erst das Princip der Reformatoren und ihres Glaubens-Systems aufgegeben, und ein neues an seine Stelle gesetzt werden. (Dieß neue Princip, wovon unten weiter die Rede seyn muß, ist, um dieß vorläufig zu bemerken, das philosophische.) Planck hat die Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs in vielen Bänden bearbeitet; aber was hat er zu berichten? Controversen, die uns jetzt meist als höchst geringfügig und kleinlich erscheinen, über Synergismus, Ubiquität, κρυψις und κενωσις, über die communicatio idiomatum, Kryptocalvinismus, Synkretismus, Trinitätslehre im alten Testament, Adiaphora u. s. w. Und mit welcher Heftigkeit, mit welchem Ingrimm wurde darüber gestritten! In der katholischen Kirche hatte ein Concilium, und kaum der Papst, über Ketzerei zu erkennen; in der protestantischen aber glaubte leicht jeder Theolog sich dazu berechtigt, wenn ihm auch die Macht fehlte, seinem Verdammungsspruch Kraft zu geben. Zwei Jahrhunderte lang betrieben viele und sehr angesehene protestantische Theologen eine Art neuer Scholastik, indem sie die Dogmen der protestantischen Kirche auf's subtilste und weitläuftigste, oft ganz dürr und unfruchtbar, mit unendlichem und dabei doch bornirtem Scharfsinn, ohne Gemüth und Geist analysirten und auseinander zogen, mit gewaltigem Aufwand gelehrter Polemik. Was einen freieren, wärmeren Geist athmete, wurde als Schwärmerei, Fanatismus oder Papismus verschrien, wie denn der gelehrte und wohlmeinende G. Calixtus den letztern Vorwurf sich zuzog. Der Buchstabe Luthers, ohne seinen Geist und sein Gemüth, die Augsburgische Confession, die Concordienformel galt Alles, und das eifrige Interesse der strengsten Orthodoxie verschlang beinah ganz die reine Wärme, die Freiheit und die Liebe. Die Wärme und die Liebe, das praktische Christenthum, wurden nun von den Pietisten und den Brüdergemeinden vertreten, welche von den orthodoxen Dogmatikern hart angefochten wurden; die Freiheit theilweise auch von ihnen, mehr aber noch, doch hauptsächlich erst später, von

den Philosophen; zu nennen sind hier Arndt, Calixtus, Spener, J. Böhme, Chr. Thomasius, Leibnitz. Die Freiheit der Forschung wurde gefördert durch die Exegese eines Semler und Ernesti, und eine eigentliche Umwandlung der religiösen und theologischen Gesinnung bei Vielen trat ein mit Lessing und dann mit den Männern der Aufklärung, während der spätern Regierungsperiode des aus religiösem Indifferentismus und Philosophie höchst toleranten Friedrich II. Ein mehr philosophisches Princip erhielt die neue Denkweise durch die Kant'sche Philosophie, aus welcher man die eigentlichen Rationalisten ableiten kann. Die Aufklärer im strengern Sinn wollten im Grunde nur eine sehr kahle natürliche Religion, dem Namen nach, gelten lassen, und machten zu ihrem Princip den gemeinen, gesunden Menschenverstand. Die Rationalisten dagegen wollten das Christenthum in seinem Bestand lassen, aber ihm den göttlichen Charakter in einem höhern Sinn ausziehen, und es gewissermaßen unter die Vormundschaft der reinen, praktischen Vernunft stellen. Sie zerfallen auch wieder in die mehr empirischen Rationalisten, wie Paulus und Wegscheider, und in die mehr philosophischen, aus Jakobi's, Fries', Schellings, Hegels Schule, die sich wieder in viele Nuancen spalten. Der Kampf zwischen dem Supranaturalismus und Rationalismus, den man von vielen Seiten als abgethan ausposaunt, weil beide Systeme sich überlebt haben, dauert im Grunde, wenn man die Benennungen nicht gar zu willkührlich einschränkt, noch immer fort, d. h. die wesentlichen Principien beider bekämpfen sich noch immer, wenn auch unter andern Namen, in etwas veränderter Gestalt und mit andern Waffen. „Das Leben Jesu" z. B. ist zwar einerseits das Werk kritischer Gelehrsamkeit, aber andrerseits liegt ihm das rationalistische Princip zu Grunde, daß ein Individuum, wie die christliche Kirche Christum darstellt und glaubt, gegen die Vernunft sey; und Theologen wie Nitzsch oder Ullmann verzichten, so bereitwillig sie die Rechte der Wissenschaft und den Gebrauch der Vernunft anerkennen, doch nicht auf den übernatürlichen Charakter, die höhere Autorität Christi. Bei so vielen Zersplitterungen, Schulen und Sekten unter Theologen und Laien, konnte es als ein wichtiger Gewinn für die protestantische Kirche oder Partei erscheinen, daß in mehreren deutschen Ländern zwischen den beiden protestantischen Hauptparteien, den Lutheranern und Reformirten, eine Union

versucht, und fast durchaus von glücklichem Erfolg gekrönt wurde. In Preußen namentlich wurden beide Confessionen verschmolzen, und nur Wenige, wie Scheibel und Steffens, widersetzten sich. Erfreulich war es für die Protestanten, daß man solche transscendente Controversen, wie über die Prädestination und die leibliche oder geistige Anwesenheit Christi im Abendmahl, fallen ließ; und wenn auch die Katholiken lächeln mochten über die Versöhnung und Verschmelzung von zwei Parteien, die sich ehemals so tödtlich gehaßt, so konnten sie doch, wenn sie auch dazu geneigt gewesen wären, politisch keinen Vortheil ziehen aus dem beiderseitigen Nachgeben konfessioneller Glaubensdifferenzen, und jedenfalls gewannen durch diese Vereinigung die Protestanten an Stärke. Wie Sachsen das protestantisch-lutherische Land gewesen war, so ward jetzt Preußen das Land der evangelisch-protestantischen Kirche, ohne ausschließliche Bekenntnißschriften. Dabei läßt sich nicht verkennen, daß diese Nachgiebigkeit zusammenhing mit einer Schwächung des einseitigen, *dogmatischen* Glaubenseifers, was kein Tadel seyn soll, da immer noch Glaubenswärme und Ueberzeugung genug vorhanden seyn konnte, und ohne Zweifel in Vielen auch war. Andere dagegen betrachteten diese Union wohl in einem andern Lichte, nämlich als Uebergang zu einem neuen Stadium des Christenthums, als Anfang zu einer allmähligen Lockerung und Beseitigung der positiveren Lehren zuerst der symbolischen Bücher und dann wohl auch der Schrift, — als eine Wiedergeburt oder als eine Vollendung des Protestantismus. Um diese Ansicht würdigen zu können, müssen wir jetzt das Wesen des Protestantismus, so wie er ursprünglich war, näher beleuchten.

Das Wesen des Protestantismus wird wohl am besten erkannt und charakterisirt werden in seinem Gegensatz zum Katholicismus. Luther beschuldigte die katholische Kirche und ihre Lehre des Abfalls von der ursprünglichen Kirche und Lehre, wie sie in den ersten Jahrhunderten sich gestaltet und erhalten hatten, und suchte Kirche und Lehre wieder zur evangelischen und apostolischen Ursprünglichkeit zurückzuführen. Er verwarf vorzüglich die Tradition, als Menschenwerk und entstellende Zuthat, die päpstlichen Gesetze und Dekrete, die göttliche Autorität des Papsts und der Concilien. Kurz der Kampf galt in höherem Grade den kirchlichen

Einrichtungen als der Lehre; das Dogma betreffend, war der Pelagianismus der katholischen Kirchenlehre, das heißt: ihre Lehre von dem freien Willen und der Kraft des Menschen zum Guten, von dem Werth und Verdienst guter Werke, gegenüber von dem lutherischen Satz: daß der Mensch allein durch den Glauben an Christum gerechtfertigt und selig werde, die wichtigste Differenz, an die sich aber allerdings viele andre knüpften, wie über den Ablaß, das Verdienst und die Verehrung der Heiligen, Gelübde u. s. w. Dogmen, welche die katholische Kirche und ihr Oberhaupt, der Papst, nicht aufgeben konnten, ohne viel von ihrer Macht und ihrem Einfluß zu verlieren. Großentheils galt die Reformation Mißbräuchen, welche ursprünglich vielleicht geringfügig, oder in guter Absicht aufgebracht, im Verlauf der Zeit aus verschiednen Ursachen gesetzliche und dogmatische Kraft und Sanktion erhalten hatten, zum System erhoben und nachgerade wohl auch über das Ursprüngliche gesetzt worden waren. In ihrer supranaturalistischen Theologie und Christologie sind der Protestantismus und der Katholicismus in der Hauptsache einig.

Diesen Satz darf man nicht vergessen; aber Viele, die sich Protestanten nennen und auf Luther pochen, haben ihn vergessen, oder geben sich die Miene, nichts davon zu wissen. Freilich mag nun Mancher verwundert fragen: Was haben wir dann am Protestantismus, wenn es sich nur um einige Mißbräuche handelt? Wenn es weiter nichts war mit der Reformation, denken Solche, so hätte Luther die Sache besser ruhen lassen und gewartet, bis ein Anderer kam, der radikaler verfahren hätte. Aber Luther hat nun einmal die Reformation nicht den heutigen Philosophen und Aufgeklärten zulieb gemacht, sondern gedrängt von seinem religiösen Gefühl, um Gottes und um seiner, wie ihn dünkte, getäuschten Mitmenschen willen. Wenn manche sich so nennende, negativ-fanatische Protestanten unsrer Tage über Luther achselzuckend urtheilen, daß eigentlich mit seiner Lehre und der gesammten Reformation gegen den Katholicismus wenig gewonnen sey, so haben sie in ihrem Sinne Recht; d. h. der christliche Glaube, die christliche Weltanschauung im Ganzen und Großen ist im protestantischen System so ziemlich identisch mit der der Katholiken; und der Skeptiker und Freigeist kann beide gleichermaßen für Superstition erklären. Das lutherische Glaubenssystem steht dem Katholicismus weit näher

als manchen, den protestantischen Namen tragenden theologischen Systemen.

Es dürfte hier der Ort seyn, das Verhältniß verschiedener philosophisch-theologischer Systeme zu einander in der Kürze anzugeben, und uns über einige Namen und Ausdrücke zu erklären. Dem christlichen Supranaturalismus, der unsres Erachtens in der h. Schrift enthalten ist, und von den christlichen Hauptkonfessionen zu allen Zeiten festgehalten wurde, als Theismus und relativem Dualismus, d. h. als der Ansicht und Ueberzeugung, welche einen von der Welt unterschiedenen, selbstbewußten Gott annimmt, der aber in der Welt, als seiner Schöpfung und im Menschen, als seinem Ebenbild, sich offenbart und lebt, steht, philosophisch betrachtet, entgegen das System des Monismus, der Immanenz, der Identitäts- oder Einheitslehre, welches entweder als Naturalismus und Materalismus sich gestaltet (wie in Frankreich), oder aber als idealistischer Pantheismus (wie vorzugsweise in Deutschland); als theologisch ausgebildetem System steht dem Supranaturalismus der Rationalismus im engern und strengern Sinn gegenüber, und zwar in zweifacher Beziehung: hinsichtlich der Form wie das Christenthum in die Welt trat, bestreitet er die Offenbarung in einem strengern und höhern Sinn; in materieller Beziehung in der Auffassung der Erlösung, der Gnadenwirkungen und Gnadenmittel gestaltet er sich zum Pelagianismus; formeller und materieller, theoretischer und praktischer Rationalismus begegnen sich gewöhnlich und vereinigeen sich in der Auffassung der Person, der Würde und des Amtes Jesu, sofern er nach der kirchlichbiblischen Lehre einestheils, Subjekt der höchsten göttlichen Offenbarung und andrerseits Erlöser ist. Der idealistisch-pantheistische Monismus ist mithin vom protestantischen Supranaturalismus tiefer, mehr schon in der Wurzel seiner Weltanschauung, verschieden und geschieden, als der Rationalismus, welcher den Unterschied von Gott und Welt ebenso wie der Supranaturalismus voraussetzt, aber bei Festhaltung dieses Unterschieds es zu keiner rechten Versöhnung und Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen bringen kann und beide immer auseinanderhält, wenn schon jener in der Sprache, in den Ausdrücken und vielleicht auch im Gefühl ihm näher zu stehen, verwandter zu seyn scheinen mag. Zwischen diesen Systemen kam es zu einem Kampfe, dessen erstes Stadium der

Streit des Supranaturalismus mit dem Rationalismus, das zweite der mit der spekulativen Theologie ist. Wir kehren jetzt zu Luthers System zurück.

Luther, der von unwissenden Katholiken so oft als ein Revolutionär und rebellischer Freigeist verschriene Mann, hatte mit der katholischen Kirche gemein das apostolische, das nicenische und das athanasianische Symbolum, also die Lehre von Gott dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist. Supranaturalistischer wenn man so will, sogar als die katholische Kirche war er in der paulinisch-augustinischen Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, mit Ausschluß der Werke, obgleich er keineswegs gemeint war, die Ueberflüssigkeit oder gar Schädlichkeit der guten Werke und der Predigt des Gesetzes zu behaupten. Durch diese Lehre wird die Erlösung ganz und gar zum Verdienst Christi, und dem Menschen wird nur ein Minimum, das Erfassen durch den Glauben, zugeeignet, was aber auch nur, weil der freie Wille durch die Sünde verloren gegangen, durch die Gnade möglich ist. Es ist hier nicht der Ort, diese Controverse ausführlich zu erörtern; Luther hatte allerdings die Autorität und den Buchstaben des Paulus für sich, und wenn man Glauben, in etwas weiterem Sinne nimmt für das innerlichste Princip, die Gesinnung, so kann man seine Lehre auch die sittlichere nennen, während die katholische Lehre leicht auf den Abweg der nur äussern Werkheiligkeit, der Legalität, des opus operatum führen konnte. Aber der Glaube konnte eben so leicht eingebildet und kalt, als die Werke ohne innere christliche Gesinnung seyn, und hätte nicht ein tieferer Gegensatz die beiden Systeme getrennt, der Gegensatz des traditionellen Mißbrauchs und der ihrer Kraft und ihres Rechts bewußten Freiheit: so hätte man sich über jenen Punkt am Ende wohl vereinigt. Um billig zu seyn, darf man nicht vergessen, daß Luther hier einseitig den paulinischen Lehrbegriff hervorhob, dagegen die Evangelien weniger beachtete, wie er denn irgendwo sagt: „Ich darf sagen, daß in St. Pauli Episteln das Evangelium klärer und lichter ist, denn in den vier Evangelisten;“ und sich zu einer geringschätzigen Aeußerung über den Brief des Jakobus hinreissen ließ, den die Katholiken für sich geltend machen konnten. Mit diesem Dogma hing das von der Erbsünde zusammen, das von den Reformatoren ebenfalls viel härter als von den Katholiken gefaßt

wurde, was denn auch das Verdienst Christi um so herrlicher macht, und dem System einen noch stärkeren supranaturalistischen Charakter aufprägt. Weniger supranaturalistisch erscheint dagegen der Protestantismus darin, daß er die Zahl der Sakramente verminderte und in der Art, wie er ihre Wirksamkeit bestimmte, so wie darin, daß er die Verehrung der Heiligen und den Glauben an ihre Wunder aufhebt. In all diesem aber scheint uns noch nicht die Hauptdifferenz zu liegen.

Das Wesentliche dessen, wodurch der Protestantismus von dem Katholicismus sich unterscheidet, dürfte zusammengefaßt seyn in dem, was Luther selbst die christliche Freiheit nennt. Es ist von Werth, diesen leicht mißdeutbaren Begriff richtig zu fassen. Schon zu Luthers Zeit wurde er mißverstanden von Schwärmern, welche alle äußere Ordnungen, Schranken und Einrichtungen verwarfen, und auf den Geist pochend, das Wort verachteten, und von den Bauern und ihren Genossen, welche darunter sofort auch die bürgerliche politische Freiheit verstanden. In Beziehung auf die Erstern schreibt Luther: „Man soll nicht einen heiligen Geist träumen, der ohne Wort und vor dem Wort wirke, sondern mit und durch das Wort komme, und nicht weiter gehe, denn so weit solch Wort gehet." In Beziehung auf die Letztern: „1. Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und Niemand über ihm: 2. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan." Er dachte sich darunter die geistliche Freiheit, die durch nichts Aeußeres, nicht durch Dinge, Werke, Personen vermittelte Gemeinschaft jedes wahren Christen mit Gott durch Christus, bedingt einzig durch den Glauben, oder den Geist. Mit Gott durch Christus im h. Geist geeinigt ist der Mensch frei, frei von der Sünde und deren Knechtschaft, ist er Herr über alles Aeußere, ist der Geringste gleich dem Größten, der Laie gleich dem Priester, ohne allen Unterschied der Stände, der Werke, der Verdienste, der geistigen Begabung, der Heiligkeit, selbst der Sakramente. Gott bietet an das Heil Allen gleicherweise durch sein Wort, das Allen offen seyn soll, darin zu forschen. Diese Freiheit ist also eine Freiheit von geistlichen Mittlern und Vormündern, von aller menschlichen Autorität in geistlichen Dingen, Freiheit von Werken, Gelübden, Zeichen, Ceremonien jeder Art, Freiheit Gott in der Schrift zu suchen, und der Rechtfertigung theilhaft zu werden

im reinen, unvermittelten und unbeschwerten Glauben. In dieser Freiheit fühlten sich Luther und Andere, welche die Bürden des Papstthums getragen, wie aus der drückendsten Knechtschaft erlöst, und ahnten schwerlich, daß nach ihnen Andere kommen würden, welche diese Freiheit auch wieder für eine kaum erträglichere Knechtschaft erklären, und eine angeblich viel höhere Freiheit ihr zu stubstituiren suchen würden.

Diese christliche Freiheit bildete den großen Gegensatz gegen die katholische Kirche; sie sollte an die Stelle ihrer Dekrete, Regeln, Gesetze, Orden, Gelübde, Werke und ihrer ganzen Hierarchie treten; sie schloß in sich die christliche Gleichheit, war die Negation der Kirche in ihrer historischen Ausbildung, und ließ eigentlich nur die ursprünglich apostolische Form der Gemeinden übrig. Aber der Kampf mit der alten Kirche zwang die neue, sich doch in gewisser Art ihr analog zu organisiren; Consistorien übten eine die Einheit und Gleichförmigkeit fördernde, aber die Freiheit der Gemeinden einschränkende Gewalt, jeder Fürst ward oberster Bischof in seinem Lande, und an die Stelle der katholischen Priesterschaft trat im Protestantismus die Aristokratie der gelehrten Theologen, der Hofprediger und Consistorien, und der theologischen Fakultäten. Einer der bedenklichsten und schwierigsten Punkte war, der, daß die Freiheit von aller menschlichen Autorität zwar ausgesprochen und die h. Schrift als einzige, göttliche Autorität geltend gemacht wurde, daß man nun aber doch dem Bekenner der neuen Lehre vorschrieb, eine bestimmte Auslegung und Auffassung der Schrift, in welcher zu forschen Allen freigegeben war als einzig wahre anzunehmen. Die Möglichkeit, ja Nothwendigkeit, bei Auslegung der Bibel in einzelnen Punkten auf verschiedne Resultate zu kommen, selbst bei größtem Wahrheitseifer und aller Unbefangenheit und Tüchtigkeit, läugnet heutzutage kein Verständiger; zwar läßt sich vielleicht mit Grund sagen: diese Differenzen der Erklärung sind, Unbefangenheit und guten Willen vorausgesetzt, nicht so groß, daß sie sich nicht vermitteln ließen; aber man muß sich auch erinnern, daß die verschiednen Auslegungen der Einsetzungsworte beim Abendmahl genügten, Lutheraner und Reformirte Jahrhunderte lang zu spalten, und daß Luther diesen Unterschied hoch genug nahm, um feierlich zu erklären: Einer von Beiden, Zwingli oder er, müsse mit seiner Lehre über diesen Punkt des

Teufels seyn! Wenn eine in der künstlichsten Terminologie ausgeprägte Philosophie doch noch von Verschiednen verschieden verstanden werden kann, so ist es wohl doppelt unausbleiblich, daß religiös-metaphysische Sätze, die man aus populärer Sprache abstrahirt, unter den Händen von Mehreren sich sehr ungleich gestalten, wenn man nicht anders für Einen Ausleger eine Inspiration annimmt, der sich alle Uebrige beugen müssen. Schon die Abfassung von Symbolen, als einer bestimmteren Zusammenfassung des in der Schrift Zerstreuten, und Fixirung des Schwankenden, enthält das Zugeständniß, daß die h. Schrift, obgleich sie Quelle aller Wahrheit genannt wird, diese Wahrheit doch keineswegs schon in gediegener Form enthalte, und bei der Ausscheidung werden Verschiedne, zumal wenn der Zauber einer überwiegenden Autorität gebrochen ist, immer verschieden verfahren, der Gesammtgeist der christlichen Lehre, die analogia fidei sich verschieden in ihnen gestalten, und die Auffassung und Anschauung, die dem Einen als ganz unabweislich sich darbietet, wird dem aus einer andern Schule Kommenden, nach Gemüth und Phantasie anders Begabten, keineswegs als nothwendig erscheinen. Unendlich wachsen diese Schwierigkeiten, wenn es sich um die Construirung eines Systems, einer Glaubenslehre aus verschiednen Büchern handelt, wo der Eine diese, der Andre jene Schrift dem System zu Grunde legen und die übrigen ihr unterordnen oder anbequemen wird, wie Luther und Melanchthon mit den Briefen Pauli, namentlich dem an die Römer thaten.

Dem Einreissen der Willkühr wurde nun in der protestantischen Kirche lange Zeit einigermaßen gewehrt durch das konsequente Festhalten an einem sehr strengen Inspirationsbegriff, wornach die ganze h. Schrift im eigentlichen Sinn als Gottes Wort betrachtet wurde, und die sonst nahe liegende Auskunft: das allen einzelnen Schriften Gemeinsame, mithin das Allgemeinste, nach der Art der modernen Rationalisten, zusammenzufassen, ausgeschlossen blieb, weil schon jeder einzelne Satz für sich die höchste Autorität ansprechen konnte. Sobald man den strengen Inspirationsbegriff aufgibt (und die Angriffe auf diesen gingen von protestantischen Gelehrten und Theologen aus), so drängt sich auch neben die verschiedenen Interpretationen die Kritik ein, welche im Verlauf ihrer Forschungen keineswegs immer das christliche Gemeinbewußtseyn zum Führer

nehmen wird. Daher hat wohl ein richtiger Instinkt diejenigen Theologen geleitet, welche beharrlich den Inspirationsbegriff als das Hauptbollwerk der protestantischen Dogmatik vertheidigten, wie dieß noch in den neuesten Zeiten von sehr scharfsinnigen, der Zeitbildung keineswegs fremden Theologen, z. B. Twesten und Nitzsch geschieht. Wenn sie indessen dem Wort nach das alte System festhalten, und einen von krassen Vorstellungen gereinigten Inspirationsbegriff aufstellen, so ist doch sehr die Frage, ob es ihnen gelungen ist, die Kritik im Einzelnen und im Großen zurückzuweisen, und einen so hohen Begriff der Inspiration zu behaupten, daß die h. Schriften dadurch einen specifisch höhern Charakter vor andern Schriften behalten. Außer Zweifel ist das, daß seit der Entfernung von der strengen Inspirationstheorie die Möglichkeit, ja Nothwendigkeit verschiedner Auffassung der christlichen Lehren wohl verzehnfacht worden ist, verglichen mit jener Zeit, wo man nur über die Auslegung der einzelnen Worte und Sätze sich stritt. Daher hatte die protestantische Orthodoxie wohl Grund, diese ihre Theorie nachdrücklichst zu vertheidigen, aber gerade die Energie, womit sie diese und die nahe damit verwandte Offenbarungstheorie, so wie ihr Hauptdogma: die Rechtfertigung durch den Glauben an den Versöhnungstod Christi hervorhob, und sich auf diese Artikel oft mit überspannter Heftigkeit koncentrirte, rief Opposition hervor und bewirkte, daß innerhalb des Protestantismus diese Punkte aufs lebhafteste angegriffen, die protestantische Dogmatik somit in ihrem formellen und materiellen Grundprincip gefährdet wurde.

Der Wolfenbüttler Fragmentist, Lessing, die Männer der Aufklärung, die Popularphilosophen, die kritischen Exegeten, die Kantianer — theils Zeitgenossen von einander, theils nahe aufeinander folgend, die Meisten noch zu Friedrichs II. Zeit blühend, griffen insgesammt die protestantische Kirchenlehre hauptsächlich in den genannten wichtigen Punkten, offener oder versteckter an, theils im Namen und Interesse der theologischen Gelehrsamkeit, theils des gesunden Menschenverstands, theils der Sittlichkeit, theils der Philosophie, ungerechnet die aus der Schule der französischen Encyklopädisten und Sensualisten stammenden Spötter. Die positive Kirchenlehre schien, von so vielen Seiten erschüttert, zu wanken und Manche träumten schon von der Herrschaft einer Vernunftreligion, als unter Friedrichs II. Nachfolger in dem protestantischen

Hauptland Deutschlands eine Reaktion im Sinne der Orthodoxie eintrat und, sey es nun in Folge des abschreckenden Beispiels, welches der französische Kultus der reinen Vernunft den Deutschen vor Augen stellte, oder vermöge einer durch den Kampf hervorgerufenen, tieferen gemüthlicheren und geistvolleren Auffassung und Betrachtung des Christenthums, das antiquirt geglaubte positive Christenthum mit verjüngter Kraft wieder auftrat, und hinfort auch von den Philosophen mit größerer Achtung behandelt wurde. Wenn auch Fichte während des früheren Stadiums seiner Philosophie für dasselbe in seinem absoluten Ich keinen Raum hatte, so näherte er sich ihm doch später und suchte namentlich die Uebereinstimmung desselben, wie es im Johannischen Evangelium enthalten ist, mit seiner Philosophie darzuthun. Die Schelling'sche Naturphilosophie fand eine Deutung für das Christenthum, mit welcher wenigstens die Phantasie und der nach Lebendigkeit dürstende Geist sich befreunden mochten, und die neuere Gestaltung von Schellings Speculation scheint es noch mehr in seiner ethischreligiösen und welthistorischen Bedeutung aufzufassen. Und wie sehr endlich die Hegel'sche Philosophie sich mit dem christlichen Glauben zu identificiren strebt, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Eine eigenthümliche Bedeutung und Stelle nimmt neben den Philosophen der Theolog Schleiermacher ein, welcher sich um ein tieferes Verständniß der Religion, um den Sinn und die Achtung dafür ein ähnliches Verdienst in seiner Art erwarb, wie Chateaubriand in Frankreich um die Wiedererweckung des Sinns für das Christenthum; und welcher auch als christlicher, protestantischer Theolog dem Studium der Theologie einen neuen Schwung gab. Schleiermacher verwahrte sich dagegen den christlichen Glauben von einem philosophischen System abhängig zu machen, ihn darauf gründen zu wollen, sondern behauptete, ihn nur systematisch so darzustellen, wie er im Bewußtseyn der evangelischen Kirche vorhanden sey. Dabei aber blieb er von philosophischen Einflüssen nicht frei und setzte platonische, spinozistische, fichte'sche und schelling'sche Sätze bei seiner Analyse, welche häufig mehr Kritik ist, stillschweigend voraus. Zu der streng orthodoxen, protestantischen Dogmatik verhält sich Schleiermacher so, daß er, statt von der Schrift, als der Quelle aller christlichen Wahrheit auszugehen, das christliche Bewußtseyn, wie es sich in der evanpolischen Kirche gestaltet hat, zum Ausgangspunkt seines Systems

macht, hiermit den Inspirationsbegriff in seiner Strenge aufhebend und ferner so, daß er das entschieden Supranaturalistische des protestantischen Lehrbegriffs durch seine Ineinsfassung des Göttlichen und Menschlichen (an sich? oder nur im Bewußtseyn?), modificirt und schwächt. So entschieden er sich von spekulativer Behandlung der Dogmatik lossagte, entging er doch nicht dem Schicksal, von Freunden und Gegnern halb und halb wenigstens den spekulativen Theologen beigezählt zu werden.

Neben all den einer bestimmten philosophischen Schule angehörigen oder eklektisch-philosophirenden Theologen blieben nun aber in der protestantischen Kirche Deutschlands, gestützt auf die überwiegende Mehrheit des Volks, immer noch Viele dem ältern protestantischen, supranaturalistischen Lehrbegriff, sowohl im formellen als im materiellen Princip, im Wesentlichen treu, und bekämpften die Andersdenkenden, sowohl die Rationalisten als die spekulativen Theologen, theils mit den alten, theils mit neuen Waffen der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns, auch wohl des Zelotismus; Manche aber gingen weiter und es erging vor Jahren an die, damals noch hauptsächlich bekämpften Rationalisten insgesammt die Aufforderung: daß sie aus der evangelischen Kirche, deren Glauben, wie es in der Schrift und in den Symbolen niedergelegt sey, sie nicht theilen, förmlich ausscheiden sollten.

Es konnte den Rationalisten nicht schwer fallen, dieß Ansinnen in ein sehr gehässiges Licht zu stellen, durch Berufung auf die christliche Bruderliebe und die christliche Freiheit. Jene gebiete, sich wegen einzelner Abweichungen nicht zu entzweien, sich feindselig zu trennen und zu verdammen; durch eine solche Ausscheidung würde, was dermalen noch eine vielleicht auszugleichende Differenz sey, zur unheilbaren Kluft; — und allerdings konnten sie sehr viele Punkte namhaft machen, worin beide Theile die gleiche Ansicht und gemeinsame Interessen hatten. — Die protestantische christliche Freiheit ferner gebe Jedem die Schrift in die Hand, habe die menschliche Autorität (der Erklärung) gebrochen, und gestatte Jedem, seiner innersten Ueberzeugung zu folgen. Wo Freiheit der Forschung und des Denkens, da seyen auch, bei der Ungleichheit der Menschen, verschiedene Ergebnisse unvermeidlich, und endlich konnten sie darauf hinweisen, daß die protestantische Kirche dadurch den Katholiken ein angenehmes Schauspiel, einen großen Triumph bereiten würde.

Die supranaturalistische oder orthodoxe Partei brauchte jedoch hierauf noch nicht zu verstummen. Sie konnte geltend machen, daß sie bei dem Ansinnen an die Rationalisten, auszuscheiden, nicht gemeint sey, sie zu verdammen oder feindselig zu behandeln; daß sie nur im Interesse der Wahrheit und Aufrichtigkeit wünsche, daß Solche, die von der öffentlich anerkannten Confession, die ihre Begründung in der Schrift habe, in wichtigen Punkten abweichen, sich auch nicht zu dieser Partei zählen oder als Lehrer auftreten; daß die protestantische Freiheit nicht eine Freiheit von der göttlichen Autorität und vom Glauben, sondern nur von menschlicher Autorität sey, nicht die Berechtigung in sich schließe, mit der eignen Vernunft sich über die Schrift zu stellen, sondern nur: in ihr zu forschen. Die politische Rücksicht endlich auf die Katholiken konnten sie als unwürdige Klugheit und Unredlichkeit verwerfen, da es sich in solchen Dingen nicht um äußern Vortheil und Schein handle.

Aber wenn auch jenes Ansinnen, unseres Erachtens, an sich betrachtet, Manches für sich haben mochte, so schloß es doch Schwierigkeiten in sich, die seine Ausführung so gut als unmöglich machten. Die erste Frage wäre gewesen: Wer soll, nach Maßgabe des strengsten Princips des Protestantismus, ausscheiden? Etwa Alle, die nicht den strengsten Inspirationsbegriff festhielten? Dieß wäre ziemlich radikal gewesen; aber es konnte Mancher hierüber eine laxere Ansicht haben, und doch ein höchst orthodoxer und eifriger Christ seyn; und es wäre sonderbar, einen den Inhalt der Lehre selbst nicht angehenden Begriff zum Hauptkriterium der Rechtglaubigkeit zu machen. Oder sollte man den Glauben an den gesammten Inhalt der Schrift als göttliche Offenbarung, zur Norm aufstellen? Dann konnten viele Rationalisten bleiben, indem sie sich mit verschiedner Auslegung halfen. Oder forderte man die Annahme der Bekenntnißschriften; aber diese waren selbst Menschenwerk und wiesen auf die Schrift zurück, der sie sich unterordneten; und es hätten in diesem Fall gar Manche ausscheiden müssen, die keineswegs Rationalisten waren oder heißen konnten. Oder hätte man vielleicht eine Formel über die Person und das Amt Christi aufsetzen können, die als Schiboleth hätte dienen müssen; aber eine solche Formel konnte, je nachdem sie von dieser oder jener Partei verfaßt war, sehr scharf und graß, oder sehr allgemein und elastisch ausfallen und von Verschiednen verschieden verstanden werden.

Ferner: Die erste Ausscheidung sollte eine freiwillige seyn; aber wenn einmal eine abgesonderte rationalistische Kirche bestand, wenn die in der supranaturalistischen Zurückbleibenden ein neues und strenges Bekenntniß ausdrücklich oder stillschweigend abgelegt hatten, dann konnte sich die letztere befugt halten, die nachmals von ihren Symbolen auch nur leise Abweichenden wider ihren Willen auszustoßen, und da die Institutionen der protestantischen Kirche in Deutschland nichts weniger als demokratisch sind, so wäre durch jenen Schritt der Grund gelegt worden zu den willkührlichsten Ketzergerichten, wenn schon diese nur mit Ausschließung bestraft hätten.

Sodann: Die kirchlichen Güter, Rechte, Pfründen, Lehrämter wären natürlich von den in der supranaturalistischen Kirche Zurückbleibenden, und zwar insofern mit Recht in Anspruch genommen worden, als sie verliehen, begründet, begabt worden waren für Glaubensgenossen der evangelischen Bekenntnisse. Mithin wären die Rationalisten von allen oder fast allen, geistlichen Aemtern und Lehrstellen ausgeschlossen gewesen; denn schwerlich hätten die Regierungen für sie eigene Pfarreien und theologische Fakultäten errichtet; die rationalistischen Theologen wären angewiesen worden auf Aemter und Stellen, die durch freiwillige Stiftungen und Beiträge hätten gegründet und erhalten werden müssen; dieß ist an sich schon heutzutage eine bedenkliche Anweisung; aber es kommt dann noch weiter in Betracht, daß von den Laien ohne Zweifel sehr Wenige in die neue Kirche eingetreten wären, weil nur die Denkenderen überhaupt auf rationalistische Ansichten kommen können, und nur die Energischeren unter diesen der Consequenz das Opfer bringen würden, einen immerhin auffallenden, bürgerliche Verhältnisse vielfach störenden Schritt zu thun; und so träfe das Loos des Ausscheidens eigentlich nur die Theologen und Gelehrten, und hieße die Anmuthung dazu nur: sie sollten ihre Aemter aufgeben — eine Forderung, die zwar leicht zu stellen ist, die aber begreiflicher und wohl auch entschuldbarer Weise von den Aufgeforderten, die sich bewußt sind, nur nach Wahrheit zu streben, welche glauben, indem sie sich von den Glaubenssätzen älterer Zeiten entfernen, nur auf der Bahn des Fortschritts zu wandeln, und das Bewußtseyn einer nützlichen und segensreichen Wirksamkeit haben, abgelehnt wird. Sie wurde auch wirklich abgelehnt

oder ignorirt von den Rationalisten; und man kann sich darüber nicht wundern, wenn das Ausscheiden nur die negative Bedeutung hat: für die Theologen, auf alle theologischen Aemter zu verzichten, für die Laien, sich auf eine auffallende Weise auszuschließen aus der Gemeinschaft der übrigen Protestanten, die ihnen keine lästige Pflichten auferlegt und ihnen doch gewisse bürgerlich-religiöse Ehrenrechte und Befugnisse sichert. Die Bemerkung jedoch finde hier ihren Platz, daß das positiv-religiöse Element in den Rationalisten sich eben hiedurch als schwach erweist, oder daß ihr Charakter doch mehr ein negativer seyn muß, denn sonst würden sie das Beispiel der Millionen von englischen Dissenters nachgeahmt haben, welche, zum Theil bei rationalistischer, unitarischer Tendenz, doch genug religiöse Vitalität und Organisationskraft besaßen, um außer der herrschenden Kirche ein eigenes Kirchenleben zu gründen.

Mit gleichem oder mit größerem Recht wie gegen die Rationalisten könnte, scheint es, jene Forderung: auszutreten, von den Supranaturalisten gegen die spekulativen Theologen gemacht werden, aber diese dürften eben so wenig Lust tragen, eine spekulative Kirche zu stiften. Der Rationalismus stand und steht dem gemäßigten Supranaturalismus, wenigstens in einzelnen Repräsentanten, nicht so sehr schroff gegenüber. In einigen Theologen schienen sich beide zu berühren. Sie haben die supranaturalistische Weltanschauung, das System der Transcendenz, wie oben schon angegeben wurde, gemeinsam, wornach Gott, der Schöpfer, Erhalter und Lenker der Welt, von ihr unterschieden, als selbstbewußtes Wesen angebetet wird. Dagegen aber suchten die Rationalisten der Offenbarung Gottes überall den wunderbaren Charakter auszuziehen, und alles Uebernatürliche und Mystische auf das Natürliche, Verständige und Moralische zurückzuführen. Manche unter ihnen erkannten das Große, das Welthistorische und wenn man will, auch das Göttliche in Christus und im Christenthum wirklich an, aber die göttliche Natur Christi im metaphysischen Sinne war ihnen anstößig, sie suchten ihren Begriffen mehr zusagende Bezeichnungen dafür und hielten sich an den Menschensohn, das Göttliche an ihm moralisch deutend. Sie milderten die lutherische Lehre vom Verderbniß der menschlichen Natur und Erbsünde und in Folge hievon die von der Gnade, gaben der Rechtfertigung

durch den Glauben eine etwas erweiternde Deutung, suchten die Wunder durch Analogien zu erklären, oder hoben die geistlichen Wunder gegen sie hervor. Eine rationalistische Tendenz kann man ziemlich weit hinauf, in den Supranaturalismus hinein, verfolgen. Schon Zwingli dachte viel rationalistischer als Luther, wie man aus seiner Abendmahlslehre und seinen Ansichten von heidnischen Tugenden sieht. Rationalistisch dachten in einzelnen Punkten die Socinianer und Arminianer. — Die Gemeinschaftlichkeit der Basis beider Systeme kam erst wieder mehr zum Bewußtseyn, als die spekulative Theologie, unter den Auspicien der Hegel'schen Philosophie, offen das System der Immanenz proklamirte, die dualistische Weltanschauung jener beiden Systeme, als der Vorstellung und der Verstandesreflexion angehörig, verwarf, die Persönlichkeit Gottes im bisherigen Sinn aus der Dogmatik ausstrich, das Wesen des Christenthums darein setzte, daß der Begriff der Einheit des Göttlichen und Menschlichen dadurch dem Bewußtseyn geoffenbart und realisirt sey, und mit dem Glauben an einen in der Welt und in der Geschichte noch nicht ganz offenbaren, einen auch jenseitigen Gott, den Glauben an eine persönliche Fortdauer für kindische Vorstellungen und Träumereien erklärte. Die Schöpfung fiel für dieß System nothwendig weg; die natura naturata ist ihm Eine mit der natura naturans, und man könnte es Naturalismus nennen, nur ist nicht außer Acht zu lassen, daß ihm der Geist Erstes und Letztes, Anfang und Ende heißt, jenes als abstrakter, dieses als concreter Geist.

Daß diese Lehre mit dem protestantischen kirchlichen System, wie es in den Bekenntnißschriften niedergelegt und von den als orthodox geltenden Theologen fortgebildet worden ist, nicht zusammenstimme, wird von den spekulativen Theologen selbst (oder vielleicht sollten wir eher sagen: von den Philosophen), je länger je weniger in Abrede gezogen. Aber deßhalb aus der Kirche auszuscheiden, sind sie nicht gesonnen; im Gegentheil, sie schmeicheln sich, daß ihr System, die absolute Wahrheit, die in der Fülle der Zeit gereifte Frucht der spekulativen Vernunft, die veralteten Ansichten überwinden und verdrängen müsse; sie glauben die Vertreter des wahren, vollendeten Protestantismus zu seyn, klagen die Andern, die sich Protestanten nennen, der Untreue am Princip des Fortschritts und der Geistesfreiheit an, und

führen Beschwerde über neue Menschenautorität und ein neues Papstthum.

Wer hat nun Recht? oder, wer soll entscheiden? Hier könnte einem der Gedanke kommen, der Mann, der die Reformation begonnen und durchgeführt, der dem Protestantismus Bahn gebrochen, wäre wohl am geeignetsten, Schiedsrichter zu seyn im Streit darüber: wer Erbe seines Geistes sey? und man könnte sich versucht fühlen, seinen großen Schatten zu beschwören.

Stellen wir uns Luther vor, hineintretend in die heutige theologische Welt — wir zweifeln nicht, der eifrige Reformator würde in frommen Zorn und Entsetzen ausbrechen über das, was er zu hören und zu lesen bekäme; wie würde er, der schon über eine, uns gering erscheinende Differenz Feuer und Flammen sprühte, Worte finden für seinen Ingrimm über Lehren und Ansichten, welche ungestraft heutiges Tages in der protestantischen Kirche vorgetragen und erörtert werden! Eifrige Verfechter der Rechtglaubigkeit würden von ihm, der den Erasmus mit seiner Schrift vom freien Willen so übel anließ, ihn einen Heiden und Epikuräer schalt, als Unchristen behandelt werden, die Union seine lebhafte Mißbilligung erfahren, die Rationalisten würde er als Antichristen verabscheuen — und gar die spekulativen Theologen! Sein gewaltiger, donnernder Mund würde Feuer und Schwefel herabrufen auf die Gottesläugner und Ruchlosen; er würde das Ende der Welt binnen wenigen Jahren verkündigen. Zurückschleudern würde er sie, wenn sie sich rühmten, sein Werk fortgesetzt zu haben, und ihnen seinen feierlichen Fluch geben. Dieß wird Keiner übertrieben finden, der die Heftigkeit seines Zorns und seiner Sprache kennt, womit er Abweichungen von dem, was ihm als göttliche Wahrheit feststand, behandelte, und wir gestehen offen: die als intolerant verschrienen theologischen Protestanten würden, glauben wir, gegen Luther noch mild erscheinen.

Indeß — das Beschwören von Luthers Schatten über die Kluft von drei Jahrhunderten herüber, zum Urtheil über die Lehren und Tendenzen der heutigen Theologie, hat etwas sehr Mißliches. Die Gesammtbildung unserer Zeit, dieß drängt sich uns lebhaft auf, ist gegen die des Reformationszeitalters wesentlich verändert; alle Wissenschaften haben bedeutende Fortschritte gemacht; unsere Ansichten sind durch neue Erfahrungen, durch den raschern,

erleichterten Austausch der Ideen, durch größern Verkehr der Völker, umfassender, reicher und freier geworden. Luther, in unserer Zeit geboren und gebildet, wäre gewiß in Manchem ein Anderer geworden, als er, der Sohn seiner Zeit, wiewohl andrerseits ihr Führer, ward; wollte man ihn aber so, wie er in seiner Zeit war, in die unsrige versetzen und ihn zum Richter über sie machen, so würde man damit die unzulässige Forderung stellen, daß er da urtheile, wo ihm der lebendige Zusammenhang, mithin auch das richtige Verständniß, fehlt. Auch kann die Meinung nicht seyn, daß das Urtheil Luthers, selbst wenn es sich mit Sicherheit ausmitteln ließe, eine bindende und zwingende Autorität, eine inappellable Entscheidung über Wahrheit und Falschheit seyn müßte; nur so viel wollen wir behaupten: darüber, was dem Sinn und Geist des ursprünglichen Protestantismus, dessen erster und siegreicher Vertreter Luther war, gemäß, und was ihm zuwider ist, darüber würde er zu entscheiden vollkommenen Beruf haben; und da sind wir denn gar nicht im Zweifel, welche von den theologischen Richtungen der Jetztzeit von ihm gänzlich würden verworfen, welche dagegen wenigstens relativ gebilligt und anerkannt werden. Die Rationalisten und die spekulativen Theologen würde er als Antichristen und Atheisten verwerfen; die Supranaturalisten, die Pietisten, die Bibelgläubigen würde er mehr oder minder als die Seinigen anerkennen. So groß nämlich ist denn doch die in der Bildung und in den Ansichten seit drei Jahrhunderten vorgegangene Revolution nicht, daß die Gesinnungen und Ansichten Luthers ganz verschwunden wären, die Substanz derselben in total anderartigen Theorien gesucht werden müßte; vielmehr stehen die letztgenannten Richtungen und Schulen ihm in vielen Stücken noch sehr nahe. Dieß werden auch die Rationalisten und die spekulativen Theologen nicht läugnen, aber sie sagen: nicht diejenigen sind die ächten Protestanten, die heute, dreihundert Jahre nach Luther, in ihrer Lehre ihm am nächsten stehen, dem Manne, dessen gewaltiger Geist das Joch des Herkömmlichen, einer zähen Tradition und Autorität zerbrach, die Glaubensfreiheit erkämpfte und der Menschheit einen neuen Impuls gab; nicht diejenigen sind die ächten Protestanten, die das von Luther ererbte Pfund dreihundert Jahre lang vergraben haben, und es jetzt in gleichem Betrage, nur mit dem Rost des Alters überzogen, triumphirend zum

Vorschein bringen; sondern die sind die ächten Protestanten, die wahren Jünger Luthers, und wenn auch er selbst sie verläugnete, die, wie er in seiner, so in ihrer Zeit sich frisch und kühn an die Spitze der geistigen Bewegung stellen, mit dem von ihm überkommenen Pfund wuchern, die Wahrheit noch mehr reinigen, die Freiheit erweitern und stärken. — Hiemit aber schieben sie eben den Begriff des philosophischen Protestantismus dem des historischen unter, und mit welchem Recht oder Unrecht sie dieß thun, haben wir nun weiter zu untersuchen.

Der historische Protestantismus hat in sich, wie schon gesagt, die beiden Elemente: christliche Freiheit, im Gegensatz gegen die Beschwerung mit Werken, Gesetzen, Ceremonien, Gelübden u. s. w. in der katholischen Kirche, und die reine Bibellehre, im Gegensatz zur katholischen Tradition. In beiderlei Beziehung erheischte der Protestantismus nicht eben die strengste, keine absolute Stabilität. In Beziehung auf die christliche Freiheit, wenn man darunter nur nicht die Freiheit vom Christenthum, sondern die Freiheit innerhalb der christlichen Lehre versteht, hatte Luther selbst so liberale Ansichten, daß man daran nicht sehr viel zu ändern begehren wird, und es fehlt heutzutage nicht an Christen, welche die Liberalität der Reformators in manchen Punkten mißbilligen. Manche Aeußerlichkeiten, Einrichtungen und Ordnungen ließ er nur aus Gründen der Klugheit und Schonung gegen die Schwachen bestehen, ohne einen eigentlichen Werth darauf zu legen. Rücksichtlich der Bibellehre aber kann schwerlich geläugnet werden, daß Luther manche Lehren und Sätze der Schrift einseitig hervorhob, wie die Rechtfertigung allein durch den Glauben, andre zu sehr überspannte, wie die von der Erbsünde und vom natürlichen Verderben der menschlichen Natur, vom unfreien Willen, und daraus befremdende Consequenzen zog, wie seine bekannten Verunglimpfungen der menschlichen Vernunft; daß er eigensinnig auf Auslegungen beharrte, wo ohne alle Gefahr für Glauben und Gesinnung auch andre zuläßig waren, wie im Abendmahlsstreit. Dieß sind Punkte, worin unseres Erachtens Luthers Glaubenslehre, ohne in ihrem supranaturalistischen Grundcharakter, in ihrer religiösen Innigkeit und Wärme und ihrer sittlichen Energie gefährdet zu werden, mancher Modifikationen und weiterer Fortbildung wohl fähig gewesen wäre; den Fortschritten der

Exegese und Kritik hätte er sich nicht fortdauernd entziehen, sie nicht ignoriren können, und bei der nothwendigen Ausbildung der Apologetik hätte er sich vielleicht auch zu manchen Zugeständnissen in der Inspirationstheorie verstanden. Das Aufgeben jener Verunglimpfungen der menschlichen Vernunft als der „klugen Närrin," „des Teufels Hure" u. s. w., worin er sich häufig mit Wohlgefallen erging, die mit seiner überspannten Ansicht von der Verderbniß der menschlichen Natur zusammenhängen, aber zu einer psychologisch und philosophisch unmöglichen Vorstellung vom menschlichen Geist führen, der, wenn ihn die Gnade zu erleuchten anfängt, im eigentlichen Sinn von zwei entgegengesetzten Mächten auseinander gezerrt würde, so daß die Einheit des Bewußtseyns ganz unbegreiflich wird, das Aufgeben jenes Hasses gegen die Vernunft* hätte manche schroffe Behauptung beseitigt oder gemildert, und den Weg gebahnt zu einer Verständigung der religiösen Bildung mit der weltlichen Bildung. Hierauf namentlich haben sich gerade in neuern Zeiten viele Bestrebungen gerichtet, freilich mit sehr ungleichen Resultaten, die zum Theil darauf hinausliefen: die religiöse Ansicht müsse zurücktreten, müsse in einer höhren aufgehoben werden. Nun gibt es freilich auch heute noch unter den Protestanten Theologen und Laien, welche an Luthers ganzem System mit größter Zähigkeit festhalten, es theoretisch und praktisch noch strenger und schroffer ausbilden und keinen Zoll breit von dem Terrain der alten Reformatoren weichen; ganz äusserlich, juridisch oder mathematisch betrachtet, wären Solche allerdings die getreuesten Repräsentanten des historischen Protestantismus; aber ob auch die wahrsten? dürfte zu bezweifeln seyn. Bedenkt man, mit welcher Kühnheit Luther verjährte Kirchengesetze und Einrichtungen zersprengte, wie er Jahrhunderte alte, von der Kirche sanktionirte, von ihm selbst früh eingesogne Vorstellungen und Sätze abschüttelte; mit wie freiem und offenem Geist er das Studium der Sprachen und der Humaniora überhaupt empfahl, welch empfänglichen Sinn er für die Geschichte und ihre Lehren

---

* Es ist unbegreiflich, daß es immer noch Rationalisten gibt, welche sich auf Luther, als den ersten Rationalisten, berufen, weil er den Widerruf ablehnte, wenn er nicht aus der Schrift oder sonst mit hellen und klaren Gründen des Irrthums überwiesen werde.

besaß, so ist die Vermuthung wohl nicht unbegründet, daß er unter veränderten Zeitverhältnissen, in einer andern geistigen Atmosphäre, in einer wissenschaftlich vorangeschrittenen Zeit, zwar keineswegs den Kern seiner Gesinnung, seines Glaubens, seines Gemüths, seiner Lehre geändert, aber doch in vielen Punkten Milderungen und Zugeständnisse hätte eintreten lassen. Wir wollen nur an seine Vorstellungen vom Teufel und dessen Macht erinnern, die in Wahrheit oft hart ans Manichäische streiften, die allen historischen Pragmatismus abzuschneiden und die Naturwissenschaften im Keime zu ersticken geeignet waren. Von wie Vielen der Gebildeteren und Einsichtsvolleren würde heutzutage der strengste Verfechter auch d i e s e r lutherschen Ansichten vom Teufel als der beste Protestant angesehen werden? Seinem innersten Wesen unbeschadet könnte der Protestantismus als Lehrsystem gar manche Abänderungen ertragen, sich mehr in ein freundliches Verhältniß zu allen andern geistigen Strebungen, so fern sie nicht unreligiös sind, setzen, den Zusammenhang und die Berührung des Religiösen mit dem Natürlichen und Geschichtlichen aufzusuchen und zu vermitteln gestatten, krasse Vorstellungen und Uebertreibungen aufgeben, und alle Kenntnisse und wissenschaftlichen Fortschritte, welche die Jahrhunderte seit der Reformation aufzuweisen haben, in seine Dienste nehmen. Wir glauben — streng beweisen läßt es sich freilich nicht — daß Luthers Intelligenz und Gemüth, abgesehen von seinem Temperement und den einmal in ihm festgewurzelten eigenen oder Zeitvorurtheilen, abgesehen von seiner Ungeneigtheit, Etwas zurückzunehmen, was er einmal behauptet, daß Luthers Intelligenz und Gemüth den protestantischen Geist wieder finden und anerkennen würde in einem entschiednen, für die Resultate der Wissenschaften und der vorgeschrittnen Bildung jedoch keineswegs unzugänglichen, aber den Losreißungen und Entleerungen eines nüchternen Rationalismus, wie den Verflüchtigungen einer überschwänglichen Spekulation kräftig entgegentretenden Supranaturalismus. Der Grund zur Annahme, daß Luther gewiß weder zum Rationalismus noch zur Spekulation des heutigen Tages überträte, liegt uns darin: daß er seinem innersten Wesen nach eine f r o m m e und eine p o e t i s c h e Natur war. Seine mit dem Kern seiner Individualität unzertrennlich verwachsene Frömmigkeit hätte ihn entfernt halten müssen von der spekulativen Weltanschauung

welche die Abhängigkeit des Menschen von Gott und das so zu sagen persönliche Verhältniß durch die von ihr bekannte Immanenz, durch die Lehre von der Einheit des Göttlichen und Menschlichen (Einheit im Sinn von Identität) aufhebt; seine poetische Natur hätte ihn bewahrt vor dem Rationalismus, welcher am Ungewöhnlichen, am Ausserordentlichen, am Wunderbaren Anstoß nimmt, und Alles in den Kreis der prosaischen Gewöhnlichkeit bannt; der die Manifestationen des supranaturalen Gottes, den er doch glaubt, in der Wirklichkeit nie anerkennen will. Die Person, die Concentrirung, die That, das Gefühl, der Enthusiasmus, das Wunder — gehören zum Element der Poesie, während die Philosophie auf Allgemeines, auf den Begriff, die Regel, das Gesetz, die Abstraktion losgeht. Die poetisch-fromme Gemüthsrichtung Luthers fand nun ihren Gegenstand in der Person Christi, als dem in der Geschichte wirklich Dagewesenen und ewig Seyenden, dem Göttlichbeglaubigten, dem Inbegriff göttlicher Heiligkeit, Kraft, Gnade und Herrlichkeit. Sein ganzes Wesen, wie es war, mußte sich gegen den Versuch empören, diesem Gottessohn irgend eines seiner erhabenen Attribute zu schmälern, oder gar seine Persönlichkeit zu einer Idee (Luther würde in seiner unceremoniösen Sprache etwa gesagt haben „einem unsinnigen Traum und Lüge,") zu verflüchtigen. Religion und Poesie haben, um hier an eine auch sonst schon aufgestellte, unseres Erachtens gegründete Ansicht zu erinnern, eine gemeinschaftliche Wurzel in der menschlichen Seele; der religiöse Glaube, das religiöse Gemüth wird sich fast immer mit einer gewissen poetischen Empfänglichkeit oder auch Produktivität gepaart finden; die Poesie ist dem Glauben an das Göttliche, an das Wunder, hold, weil sie selbst etwas Wunderbares, weil sie in ihrem Schaffen ein Reflex der göttlichen Schöpferkraft ist. Nur muß man freilich die Poesie nicht als eine Tändelei, als eine bloße Fertigkeit, als eine Kunst des Scheines, der Kurzweil dienend, fassen, und als ihre wesentlichste Eigenthümlichkeit nicht die Fiktion, sondern die Offenbarung, die Inspiration, angeben. Ein Vorurtheil und ein Wahn ist es, Poesie und Wahrheit einander entgegenzusetzen; in letzter Instanz treffen beide zusammen und sind Eins, obgleich es viele Poesie gibt, welche Unwahrheit, oder doch nicht lautere Wahrheit enthält. Dem Drang und Durst des nach ächter Offenbarung der tiefsten und beseeligendsten Wahrheit

sich sehnenden, frommen Gemüths Luthers, trat Christus entgegen als die höchste poetische und reale Gestalt, in welcher sich das Supranaturale und das Natürliche, das Göttliche und Menschliche, das Unglaubliche und das Wirkliche thatsächlich im Wunder vermählten — im Wunder seiner Erzeugung, im Wunder seines heiligen Lebens und seiner Kraft, im Wunder seines göttlichen Bewußtseyns, seiner Heilsthätigkeit, seines Opfertods, seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Eine gewisse poetische Empfänglichkeit gehört dazu, um diese ganze wunderbare Persönlichkeit lebendig in sich aufzunehmen, und der religiöse Name für diese Empfänglichkeit ist: der Glaube. Luther selbst beschreibt den Glauben als das Aufnehmen Christi im Herzen, daß er darin wohne: „Du wirst rein und gerecht durch den Gast den du im Herzen durch den Glauben empfangen hast;" und klagt sonst darüber, daß das Herz des Menschen nur noch zu enge sey, diese volle Herrlichkeit zu fassen. An solche Aussprüche, wornach der Glaube die lebendigste Verinnerlichung Christi, als Princip des göttlichen und seligen Lebens ist, sollte man sich immer erinnern, wenn er sonst mehr als theoretisches und historisches Fürwahrhalten beschrieben und gefordert zu werden scheint. Luther besaß diesen lebendigen, poetischempfänglichen Glauben, und machte ihn, nach dem Vorgang des Paulus, zum Princip der protestantischen Lehre. Dieses Glaubens rühmte sich nach ihm die lutherische Orthodoxie, aber er war in Vielen, die sich dazu bekannten, starr, unlebendig, nur Sache des von Autoritäten beherrschten Willens und Raisonnements, nicht des lebendigen Sinnes und Gemüthes, angelernt und eingedroht. Die phantasielosen Rationalisten wollten statt des wunderbaren Faktums und der lebendigen Person nur die daraus zu abstrahirende Lehre, wie unpoetische Menschen aus einem Gedicht nur eine Moral herausziehen, und die Spekulativen, ohne die supranaturalistische Basis der Frömmigkeit, glauben durch Analyse der historischen Erscheinung Christi, und spekulative Rekonstruirung des geistigen Gehalts sich über die Offenbarung des Göttlichen stellen, den philosophischen Gedanken, oder die Idee der an sich bestehenden Einheit des Göttlichen und Menschlichen, als Vernunftwahrheit und Wissen, über die noch getrübte Inspiration eines Individuums erheben zu müssen. Wenn die Rationalisten hauptsächlich die Moral, ohne das Poetische, zu retten bedacht waren, so behielten die Spekulativen

die Worte, denen sie aber das ursprüngliche Leben austrieben. Wer wird nun ernstlich behaupten, daß Luther, in unsere Zeit tretend, den Einen oder den Andern sich anschließen würde, welche Zugeständnisse er auch sonst der wissenschaftlichen Entwicklung der Zeit machen möchte?

Bei der allgemeinen gehalten Vermuthung aber, daß Luther auch heute noch den supranaturalistischen Standpunkt behaupten würde, wollen wir stehen bleiben, weil wir uns nicht zu errathen getrauen, mit welcher Schule oder Schattirung ein Mann von seiner Natur sich verbünden, oder vielmehr, an die Spitze von welcher er sich stellen würde? Denn wir denken uns ja nothwendig immer einen Mann von schöpferischer, hinreißender Kraft, der gewiß Viele um sich versammelte und vielleicht mehrere Schulen zu Einer verschmölze. Wenn gewisse pietistische Richtungen sich rühmen wollten, ihm am nächsten zu stehen, so mag dieß in Bezug auf manche Dogmen wahr seyn; aber theils hatte Luther zwar viel Eifriges, aber, so herb seine Lehre in manchen Punkten war, doch durchaus nichts Trübseligascetisches, nichts Gedrücktes und Peinliches, sondern eines Mannes Muth und Herz; und dann ist ja nicht zu vergessen, daß er gerade an der Spitze der ganzen neuen Kirche oder Partei, ihre bewegende und begeisternde Seele war, während der Pietismus in der protestantischen Kirche mehr oder weniger separatistisch wirkt, und engere Kreise in der Kirche stiftet.

Abgesehen von Luthers Persönlichkeit glauben wir nach dem bisher Entwickelten behaupten zu dürfen: Anspruch darauf, der historisch-ächte, jedoch mit den wissenschaftlichen Fortschritten der Zeit Schritt haltende Protestantismus zu seyn, kann dasjenige theologische System machen, das, die theistische supranaturalistische Weltanschauung voraussetzend, die h. Schrift, sey es nun nach einem strengen Inspirationsbegriff, oder nur als menschliches, aber im höchsten Grad glaubwürdiges historisches Zeugniß betrachtend, als Quelle der christlichen Erkenntniß gelten läßt, und in Christus den Sündenlosen, den Erlöser von der Sünde, den Mittler der beseligenden, einzigartigen und höchsten Offenbarung Gottes erkennt. Einzelne, in den Augen der strengen symbolischen Orthodoxie selbst bedeutende Abweichungen von dem Lehrbegriff der Bekenntnißschriften können den Anspruch auf den Namen des Protestantismus nicht entziehen, so lange jene Hauptpunkte unerschüttert

bleiben; denn das kann man in den Begriff des Protestantismus nicht hineinlegen, daß er ein völlig abgeschlossenes, unzugängliches, starres System sey, das durch die ausdrücklich gestattete Freiheit des Forschens in der Schrift und frommes Nachdenken in keinem Punkt sollte modificirt werden können.

Hiermit haben wir selbst ein Element des Fortschritts, der Bewegung, neben dem stabilen und bleibenden im Protestantismus anerkannt. Ist aber einmal die Berechtigung desselben anerkannt, so können die philosophischen Protestanten (worunter uns gestattet sey, hier Rationalisten und Spekulative zusammen zu begreifen), behaupten: sie, als die Repräsentanten des Fortschritts, nur in etwas verstärktem Grade, hören deßhalb doch nicht auf, dem historischen Protestantismus anzugehören, da ja das Wesen der Geschichte selbst Bewegung und Fortschritt sey, und unsere Unterscheidung und Grenzscheidung sey unbegründet. Deßwegen müssen wir uns noch ausführlicher aussprechen über ihre Ansprüche: die ächten Protestanten der Jetztzeit zu seyn.

Sie sprechen den Namen Protestanten an, weil sie sich des Rechts der freien Forschung, der Emancipation von der bindenden Autorität bedienen, weil sie den Kampf gegen Irrthümer und Vorurtheile fortgesetzt, die Nacht des Aberglaubens zerstreut, die Geister aufgeklärt zu haben sich rühmen. Dagegen ist das Obenausgeführte zu wiederholen, daß die Einen bei ihrem Forschen in der Schrift den Maßstab des gemeinen Verstandes und der Erfahrung anlegen, die Autorität auch der h. Bücher beschränken oder vernichten, und die h. Schriftsteller und Jesum selbst von Vorurtheilen, Irrthümern und Superstitionen zu befreien sich gemüßigt glauben daß die Andern dagegen, die Spekulativen, als Solche, eigentlich gar nicht in der Schrift forschen, sondern sich hauptsächlich an ihren eigenen Geist haltend, und nur hinterher eine Uebereinstimmung ihrer Sätze bald mit dem Geist, bald mit dem Wort der Schrift nachzuweisen suchen. Christus ist ihnen eine Idee; diese Idee hat, so zu sagen, ihn geschaffen, nicht Gott hat sich durch ihn offenbart. Wenn die Einen die christliche Lehre auf eine Vernunftmoral zurückführen, machen die Andern eine Logik daraus, Beide die eigentlich religiösen Elemente wegschneidend. Wenn sie in neuern Zeiten ihre Abweichungen offener zugestehen, so rechtfertigen sie sie damit; es sey eine absurde Erwartung, daß der

menschliche Geist, einmal vom Joch des Aberglaubens und der Menschenautorität frei, nach dreihundert Jahren hinsichtlich der religiösen Ansichten und Einsichten noch auf derselben Stufe sich befinden solle, wie im Zeitpunkt der Reformation. Allerdings sey der Geist des Protestantismus nicht ein Geist der frechen, willkürlichen Empörung, wohl aber ein Geist des durch die Freiheit und deren Bewußtseyn selbst nothwendigen Fortschritts, und diesem widerstehen, sey antiprotestantisch und papistisch.

Wie Vieles ist nicht schon plausibel gemacht und vertheidigt worden durch Vermischung der Gesichtspunkte, gerade wo scharfe Unterscheidung hätte Licht und Klarheit geben sollen! So auch hier. Wenn an die Stelle dessen, was vor dreihundert Jahren und noch vor achtzig Jahren Protestantismus hieß, sich nunmehr unter gleichem Namen eine Lehre setzen will, welche den alten Protestantismus als kindische Vorstellung und Superstition behandelt, und in sehr vielen und wichtigen Punkten das gerade Gegentheil von ihm lehrt: so muß man vermuthen, daß absichtlich oder unabsichtlich mit Sophismen gespielt werde. Suchen wir darum um so genauer zu unterscheiden.

Der philosophische Protestantismus beruft sich auf den Satz von der christlichen Freiheit, vergißt aber nachgerade das einschränkende oder maßgebende Prädikat: christlich, und glaubt, oder gibt vor, auch da noch von dem Recht der christlichen Freiheit Gebrauch zu machen, wo er sich von dem Inhalt und den Lehren des Christenthums, welche bis zur Reformation als Kirchenlehre galten und von ihr, als schriftgemäß, beibehalten wurden, so wie auch solchen, welche die Reformatoren neu eruirt, lossagt und an ihre Stelle moralische Sätze oder Philosopheme setzt. Die christliche Freiheit bezog sich aber in Luthers Sinn auf die traditionellen Lasten und den Mißbrauch, der mit Aeußerlichkeiten, mit Werken, Gelübden, Priesterthum u. s. w. getrieben wurde, und wenn man je den Begriff auch auf die Forschung in der Schrift bezieht, ist doch leicht einzusehen, daß da der Sinn des Ausdrucks entstellt wird, wo die Forschung gegen die Schrift sich richtet, oder das Nachdenken die Schrift ganz ignorirt. Aehnlich wie mit der Berufung auf die christliche Freiheit, verhält es sich mit der Behauptung des spekulativen Protestantismus: die ächte Fortsetzung des ursprünglichen Protestantismus zu seyn, vermöge seiner Innerlichkeit. Die Reformation hat, dieß läßt sich nicht bestreiten,

die Religion wieder mehr zur Sache des innersten Bewußtseyns gemacht, während der Katholicismus sie mehr und mehr aus dem Bewußtseyn hinauszudrängen drohte, da er überall dem Bewußtseyn Fremdes und Aeußerliches einschob, wie in seinem Kultus und Dogma sich vielfach nachweisen läßt: die Werke, die Gelübde, die Verdienste und Fürbitten der Heiligen, das Meßopfer, Gewalt der Kirche und des Papsts, Ablaß u. s. w., während die Reformatoren einzig auf den Glauben drangen. Darauf berufen sich nun die philosophischen Protestanten und sagen: sie schreiten in nothwendiger Consequenz fort auf der ursprünglichen Bahn des Protestantismus: im Bewußtseyn, im innersten Selbst des Menschen mehr und mehr Quelle und Inhalt aller Religion nachzuweisen, es immer unabhängiger von allem Aeußern, Gegebnen, Historischen zu machen, es ganz von Vorurtheil und Autorität zu emancipiren, da der Christ „nicht wieder einen knechtischen Geist empfangen habe." Dieß klingt recht schön; aber wenn man den Satz, daß der Protestantismus das Bewußtseyn emancipire und den knechtischen Geist austreibe, gelten läßt, muß man sich erinnern, daß zu dem knechtischen Geist nicht der absolut freie, autonomische Geist, sondern der kindliche Geist den Gegensatz bildet; daß Christus als Anfänger des Glaubens, als geistiger Vater und Befreier im christlichen Bewußtseyn immer mit enthalten ist; und daß das Bewußtseyn, die Wissenschaft, welche damit den letzten Schritt zum Triumph zu thun meint, wenn sie auch dieß historisch-ideelle Verhältniß, als letzte Fessel, abstreift, es durchs Denken auflöst, aus der Sphäre des Positiven hinausschreitet ins Abstrakte und Leere.

Recht haben ohne Zweifel die Verfechter des philosophischen Protestantismus im Allgemeinen mit der Behauptung: daß bei jeder historischen und geistigen Erscheinung eine Entwicklung nothwendig sey, aber hüten muß man sich, daß man hiemit nicht zu Viel zugebe. Alles wo Nachdenken, Versuche, Erfahrung, Kunst in Anspruch genommen werden, Erfindungen, Fertigkeiten, Wissenschaften, Institutionen, entwickeln sich und schreiten fort; anders aber verhält es sich mit Schöpfungen der Begeisterung und des Genius, denn der Begriff der Schöpfung schließt das in sich, daß das Geschaffene auch ein Vollständiges und Selbstständiges sey; die Philosophie z. B. schreitet fort, entwickelt sich immer mehr, auch durch scheinbare oder wirkliche Rückschritte; aber eine poetische

Schöpfung entwickelt sich nicht mehr, schreitet nicht fort, sondern bleibt sich gleich, und nur ihr Verständniß, ihre Anwendung und Wirkung mag fortschreiten. Wenden wir dieß aufs Christenthum an, und betrachten den Stifter desselben, seine Person und seine Lehre, als eine neue Schöpfung und Offenbarung, so müssen wir auch sagen, daß in ihm, nach seiner Aussage und dem Glauben der Kirche, etwas Vollendetes, nicht weiter Perfektibles erschienen ist, und nur das Verständniß seiner Lehre und Person der Entwicklung unterlag, und Schwankungen zwischen Vollkommnerem und Unvollkommnerem ausgesetzt war. Gewiß werden nun auch die Rationalisten und Spekulativen nicht annehmen, daß das Verständniß des Christenthums und die christliche Praxis bis zur Zeit der Reformation sich immer nur entwickelt und vervollkommnet habe; sie werden an der Reformation das loben, daß sie menschliche Zuthaten und Mißbräuche entfernt habe, und zur Reinheit der ältern, ursprünglichen Lehre zurückgekehrt sey; und wenn sie der Reformation darin Recht geben, daß sie in Beziehung auf die Lehre um zwölf oder fünfzehn Jahrhunderte zurückging, können sie auch nicht als unumstößliches Axiom den Satz aufstellen, daß ihre Auffassung und Deutung des Christenthums die wahre, weil die neueste, die aus der geschichtlichen Entwicklung mit Nothwendigkeit hervorgegangene sey. In geistigen und religiösen Fragen entscheidet doch wohl nicht die Zeit, das Neueste ist nicht das Wahrste; sonst müßte man dem Materialismus und Sensualismus der französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts den Vorzug geben vor den Philosophemen des großen Plato! Soll durch die Berufung auf die Nothwendigkeit einer Entwicklung des Christenthums in ihrem Sinn, der Vorwurf einer muthwilligen Auflehnung und frecher Neuerung abgelehnt werden, so muß man anerkennen, daß ihnen nicht ohne Unbilligkeit solche moralisch verdächtigende Vorwürfe gemacht werden können, daß man jede Ueberzeugung ehren muß, zumal wenn sie sich ganz offen und ohne Bemäntlung gibt; aber man muß sie auch daran erinnern, daß die angeblich nothwendige Entwicklung doch nur von einer verhältnißmaßig sehr kleinen Anzahl vertreten ist, und weder die, ohnehin nie entscheidende, Probe der Zeit noch der Zahl so apodiktisch für sich geltend machen darf.

Dem Vorzug der neuesten Entwicklung hielten die historischen Protestanten den Beweis des achtzehnhundertjährigen Alters und

der Ursprünglichkeit entgegen. Es ist begreiflich, daß überzeugte Christen dieß häufig mit großer Energie, und es ist leider Thatsache, daß es Manche mit einem Zelotismus und einer Lieblosigkeit thun, welche nicht von christlicher Sanftmuth zeugen. An sich aber ist: für nicht christlich halten, keineswegs gleichbedeutend mit verdammen im emphatischen Sinn des Worts, und ein Abgrenzen der Sphären des Christlichen und Nichtchristlichen, im theoretischen Sinn, muß dem Orthodoxen so gut gestattet seyn, als dem spekulativen Theologen das Abgränzen spekulativer Begriffe und unphilosophischer Vorstellungen. Viel Verwirrung und Unheil wird hier dadurch angerichtet, daß die Anhänger des historischen Protestantismus ihren Urtheilen über ihre Gegner, ihrer Polemik gegen sie, häufig eine moralische Verdächtigung oder Verdammung beimischen, und daß den Gegnern solche übereilte und gehässige Urtheile (die jedoch manchmal beinahe hervorgelockt zu werden scheinen) wahrhaft erwünscht sind, weil sie dadurch einen moralischen Vortheil über jene in die Hand bekommen, und, indem sie ihnen eine Verfehlung gegen die christliche Moral nachweisen und vorrücken, und die Sache auf den Gemeinplatz der Ketzerrichterei und Inquisition bringen, sich selbst der Mühe überhoben glauben, ihre Uebereinstimmung mit den christlichen Dogmen, ihre ächt protestantische, freie Gesinnung zu erhärten.

Sind denn aber die Differenzen zwischen historischem und philosophischem Protestantismus wirklich so bedeutend, als wir sie dargestellt haben? könnten und sollten sie nicht in einem viel milderen Licht betrachtet werden, etwa so, daß Beide zusammengehören und sich ergänzen, und durch ihre polare Spannung das Leben des Protestantismus überhaupt bedingen? Soll zwischen beiden absoluter Krieg seyn? — Zuvörderst beherzige man dieß, daß jedenfalls der Krieg auf theoretisch wissenschaftlichem Felde sich halten muß, und daß dadurch alle übrigen Beziehungen und Gesetze der Humanität in keiner Weise suspendirt werden dürfen. Die aufgeworfnen Fragen selbst aber werden von dem historischen Protestantismus im polemischen, vom philosophischen aber im irenischen Sinn beantwortet werden. Jener erblickt im letztern positive Läugnung und Entstellung christlicher Wahrheiten, dagegen dieser in jenem relative, aber antiquirte Wahrheit und Berechtigung; er nimmt verschiedne Stufen der Entwicklung an, deren letzte der

historische Protestantismus noch nicht erreicht habe; dieser statuirt einen ausschließenden Gegensatz. Spricht nun nicht die größere Milde, die bereitwillige Anerkennung der beziehungsweisen Wahrheit im gegnerischen System für den philosophischen Protestantismus, der sich dadurch besonnener, unparteiischer und somit wohl seiner Sache gewisser darzustellen scheint? Ehe man sich durch dieß Argument bestechen läßt, erwäge man jedoch, daß er, wenn er nicht die Continuität mit dem Christenthum aufgeben will, nothwendig eine gewisse Berechtigung des Gegners anerkennen muß, und daß er diesen friedlich beerben möchte, während dieser sich seiner nur mit Gewalt erwehren kann.

Würden sich nicht die Differenzen innerhalb des Protestantismus als unbedeutender herausstellen, wenn man sie im Gegensatz mit dem Katholicismus betrachtet? sollte dann nicht die innere Spaltung überwogen werden durch die gemeinsame Opposition, die beide in kirchlicher und dogmatischer Beziehung gegen die römische Kirche bilden? Auch diese Frage wird vom philosophischen Protestantismus gerne bejaht, vom historischen aber mit zögerndem Bedenken beantwortet werden. Bei den verschiedenen Reformationsfesten in den Jahren 1817, 1830, und bei andern Lokalfeiern zur Erinnerung an die Einführung oder an wichtige Tage der Reformation haben die philosophischen Protestanten mit gleichem Eifer wie die historischen, die Wohlthat, das Heil der Reformation gepriesen, die Reformatoren als Wohlthäter der Menschheit, als erleuchtete, begeisterte Verfechter der christlichen Freiheit, als Erlöser vom alten Joch gefeiert. Ihre Stimme war vielleicht nicht selten lauter noch als die der orthodoxen Partei; denn während den Letztern manche Bedenklichkeit kommen mochte, wegen Ausschreitungen innerhalb der protestantischen Kirche, deren Solidarität sie nicht übernehmen mochten, und auf die sie doch nicht allzuscharf hindeuten durften, um nicht den Katholiken Anlaß zum Triumph über Uneinigkeit in der evangelischen Kirche zu geben, betrachteten die philosophischen Protestanten das bisher Geleistete theilweise als einen Anfang zu noch umfassenderen Reinigungen und Reformen der Lehre, und wenn sie die symbolischen Bücher in ihren öffentlichen Reden und Abhandlungen vorsichtig und schonend behandelten und die ihnen anstößigsten Punkte umgingen, wenn sie auch von der Verkündigung der reinen Lehre und der Zugänglichkeit des

göttlichen Wortes rühmend sprachen, so legten sie doch den Nachdruck hauptsächlich auf die errungene Gewissens- und Denkfreiheit, auf die Erlösung der Vernunft von schädlichen Vorurtheilen zur Freiheit der ungehemmten Forschung — gewiß unschätzbare Güter, die aber nur, in ihrem Sinn, von den Reformatoren nicht eigentlich angestrebt worden waren. Feste der Eintracht und Freude sollten es seyn, und da verbot das Schicklichkeitsgefühl nicht minder als die Klugheit beiden Parteien, bei dieser Veranlassung die Differenzen hervorzuheben, verletzende Töne anzuschlagen, und sich den Vorwurf des engherzigen Zelotismus oder einer übermüthigen Neuerungssucht zuzuziehen. Gewiß fehlte es auch gar nicht an gemeinsamem Gut und Besitz, dessen Erwerbung durch die Reformation von allen protestantischen Parteien gefeiert werden konnte. Befreiung von dem Glauben an die Infallibilität eines Menschen, Abschaffung des Priesterthums, des Cölibats, der Gelübde, der Ohrenbeichte, der Ketzergerichte, heilsame Rückwirkung der Reformation auf den Katholicismus selbst, durch den Protestantismus geförderte Blüthe der theologischen und aller Wissenschaften — dieß und Anderes konnte von allen Protestanten gemeinsam mit wahrer Freude und Dankbarkeit gefeiert werden. Dazu kam noch, daß sie Alle, als von der katholischen Kirche ausgeschieden, in dieser negativen Einheit sich verbunden fühlen mochten, sich um so eher an einander anschließen konnten. Doch diese Einheit war oder ist keine sehr positive; denn als Nichtkatholiken stehen die Protestanten dem strengen Katholiken in gleicher Kategorie mit Juden und Türken, mit welchen sich deßwegen der Protestant nicht verwandter fühlen wird; und die Zusammenstimmung der beiden protestantischen Parteien erscheint auch sogleich wieder in sehr verändertem Licht, wenn man erwägt, daß die historischen Protestanten jene „christliche Freiheit" auf die göttliche Autorität des Evangeliums und des Urchristenthums hin, die philosophischen aber eigentlich im Namen der Vernunft und der Humanität ansprachen und behaupteten. Freilich kann man sagen: waren oder sind sie in der Sache, im Streben einig, so kann man über die Motive wegsehen; und man könnte mit einigem Schein fragen: sollen denn Christenthum und Humanität, Offenbarung und Vernunft sich widersprechen? ist es nicht gerade ein Beweis von der innern Einheit beider, wenn die von verschiednem Standpunkt aus erhobne

Forderung der Freiheit auf Eines hinausläuft? Dieß ließe sich ganz gut hören, wenn nur nicht theils unter den gleichen Worten Verschiednes verstanden würde, theils und hauptsächlich, wenn nicht der philosophische Protestantismus die Erwerbungen des historischen nur als eine Abschlagszahlung betrachtete, wenn er nicht, nachdem er bis dahin mit diesem Hand in Hand gegangen, nunmehr über ihn hinausgienge, ihn nur als Durchgangspunkt und Schrittstein nehmend, mittelst dessen er zur Erreichung und Erfüllung aller Ansprüche der autonomischen Vernunft gelangen will. Bisher wenigstens ist es dem philosophischen Protestantismus nicht gelungen den historischen zu überzeugen, daß es nicht seine Absicht, seine nothwendige Consequenz sey, das Historische und Positive in seiner ausgezeichneten Geltung aufzuheben, die Religion in Moral oder in Wissenschaft, die Kirche in den Staat aufzulösen. Gegen einen solchen Bundesgenossen hegt der Letztere natürlich Mißtrauen; und wenn jener gerade durch die Schroffheit seines Gegensatzes zum Katholicismus sich als gut protestantisch bewähren will, so kann dies Argument nur oberflächliche Beobachter und Beurtheiler befriedigen; die historischen Protestanten dagegen erinnern sich nur um so mehr, daß die katholische L e h r e, die sich in Folge der Reformation auch einigermaßen reinigen mußte, in ihrer geläutertsten und würdigsten Fassung dem protestantischen Lehrbegriff, gestützt auf Bekenntnißschriften und Bibel, im Ganzen näher stehe, als die Systeme der Rationalisten und Speculativen. Eine große Kluft bildet freilich immer die katholische Lehre von der Kirche, mit Allem was daran hängt, und es ist nicht einzusehen, wie die, welche den schönen Traum einer Versöhnung beider Confessionen träumten, diese Differenz auszugleichen dachten. Gewiß aber mußten den altglaubigen, supranaturalistischen Protestanten der Vorwurf der Katholiken: daß die protestantische Partei gar keine Kirche, keine Einheit, sondern nur eine Vielzahl von Sekten, ja ein freier, einladender Tummelplatz für alle Ungläubigen sey, — ein Vorwurf den erst neulich O'Connell mit den Worten vorbrachte: „Die Protestanten in Deutschland arbeiten auf Unglauben hin, oder bringen ihn hervor," um so bedenklicher und kränkender seyn, als sie sich die theilweise Wahrheit desselben nicht verhehlen konnten. In der That, die protestantische Kirche zählt unter ihren Mitgliedern alle Gattungen von Gläubigen und Ungläubigen; der zu

verschiednen Zeiten in der christlichen Kirche verdammten Ketzereien, als der arianischen, sabellianischen, monophysitischen, pelagianischen u. s. w. nicht zu gedenken, schließt sie neben den orthodoxen Anhängern der symbolischen Bücher und den Biblischglaubigen in sich Rationalisten verschiedener Abstufung, Socinianer, Unitarier, Deisten, Naturalisten, Pantheisten, ganze Heiden und halbe Juden, ohne dieselben einer Einheit der Lehre und der Disciplin unterwerfen, und ebenso ohne sie ausstoßen zu können. Wohl wünschte Luther von der alten Gewalt und Disciplinе der Kirche Etwas zu retten, auch erhielt sich ein Rest davon in den Kirchenstrafen und Bußen, Verweigerung des Abendmahls und des ehrlichen Begräbnisses, in den Kirchenkonventen und ihren Befugnissen; aber auch dieß Wenige ist im Verlauf der Zeit, und vielleicht ohne daß man es sonderlich zu bedauern hat, weil Mißbrauch damit getrieben wurde, und es oft mehr Aergerniß gab, als erbaute und zusammenhielt, so ziemlich eingegangen, und die protestantische Kirche ist in Bezug auf äußere Gewalt beinah gänzlich passiv geworden. Die protestantische Bestimmung der Kirche, daß sie da sey, wo das Evangelium lauter gepredigt, und die Sakremente richtig administrirt werden, sagt in Wahrheit nicht Weniger, als was die protestantische Kirche im besten Fall ist. Trotz dem, daß die Reformatoren jedem Christen den Priestercharakter zusprachen, besteht doch die protestantische Kirche eigentlich nur aus den Theologen, aus den Pfarrern, welche predigen und die Sakramente administriren, und wohl auch die allgemeine Bildung fördern helfen, in verschiednem Rang einander über- und untergeordnet, und aus dem die Pfarrer regierenden und disciplinirenden Consistorium, einem Schatten von Vertretern der Kirche, jedoch von Oben ernannt, nebst dem Landesherrn als oberstem Bischof an der Spitze. Die Universitäten sind die höchsten, vom Staat geleiteten Schulanstalten. Das **Corpus theologorum** bildet zwar unter sich eine Art Organismus, aber nicht mit dem Volke zusammen eine lebendige Kirche. Eine andere Wirkung als durch die Kraft seines Worts ist dem Geistlichen nicht möglich, und nicht Jedem ist es gegeben, dadurch die Kirche zu füllen; aber die Gemeinden können auch nicht auf ihren Seelsorger wirken, ihn nicht nach ihrem Bedürfniß berufen und wählen, nur im Fall wirklicher Vergehen Klage gegen ihn führen, und nur in seltenen Fällen sich auf des Unwürdigsten entledigen.

Während die katholische Kirche aus der reinen Brüdergemeinde sich allmählig, unter Verfolgungen von der weltlichen Macht, organisirend, zur Zeit ihrer größten Macht beinahe den Staat in sich verschlang, scheint es der protestantischen Kirche, welche gleich in der Zeit ihrer Entstehung Schutz bei den Fürsten suchen mußte, bestimmt, nach und nach alle äußere Macht, allen Einfluß, außer dem freiwilligen, zu verlieren; und statt des der Seele Luthers vorschwebenden Ideals einer freien christlichen Gemeine, jedoch unter einem geistlichen Hirten, der die Mittel zur Zucht in Händen habe, dürften in protestantischen Ländern bald nur noch Gemeinden zu finden seyn, welchen es frei steht, so christlich oder unchristlich zu seyn, als ihnen beliebt oder ihr Pfarrer sie stimmt und bildet. Denn die obersten Behörden selbst dürften bald nicht mehr übereinstimmend entscheiden, was als protestantisches Glaubensbekenntniß von den Theologen gefordert werden solle. In einem Land hat man die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher aufgehoben oder gemildert, im andern beibehalten oder wieder eingeführt, und gegen die Beibehaltung haben sich größere Vereine, hauptsächlich von Laien, ausgesprochen. Am meisten aber scheint uns bei den obersten protestantischen Kirchenbehörden die Ansicht Raum gewonnen zu haben, daß man unter den dermaligen Verhältnissen mit Schonung, Klugheit, Milde, Mäßigung und Vermittlung verfahren müsse, daß man nicht nach festen, entschieden ausgesprochnen Grundsätzen handeln könne — eine Ansicht, welche sehr entschuldbar, und vielleicht die unanstößigste ist, aber wenig Sicherheit gewährt, und deren Geltung das unerfreuliche, schwankende Bild vollendet, daß die jetzige protestantische Kirche dem unbefangnen Beobachter darbietet.

Ausdrücklich müssen wir hier erklären, daß die Schuld von all diesem, so bedauerlich es seyn mag, nicht einzelnen Parteien, Schulen oder Individuen der protestantischen Kirche zur Last gelegt werden soll; wenn wir den philosophischen Protestantismus nicht als die nothwendige Entwicklung des im protestantischen Princip liegenden Keimes anzuerkennen vermögen, so läugnen wir doch auch nicht, daß eine Mannigfaltigkeit von Ansichten und Richtungen allerdings, bei der größeren Freiheit des protestantischen Princips sich habe entwickeln, und daß die protestantische Kirche, als Organismus und Einheit, gegen die katholische nothwendig habe zurück stehen müssen; noch weniger kann es uns in Sinn

kommen, die Reformatoren dafür verantwortlich machen zu wollen, die Reformation ungeschehen zu wünschen. Die dogmatische und hierarchische Einheit des Katholicismus hat allerdings etwas Imposantes, und gegenüber von der Spaltnng und Zerrissenheit des Protestantismus scheint der Vortheil auf seiner Seite; aber wir dürfen uns dadurch nicht blenden lassen, nicht vergessen, um den Preis welcher Opfer diese Einheit erkauft und erhalten wurde, wie viele ausgezeichnete, hohe und fromme Geister von der katholischen Kirche theils niedergehalten, theils erstickt werden mußten; und die durch Unterdrückung der Geister und Verfolgung der Personen gerettete Einheit scheint uns der zur Spaltung und Differenz führenden Freiheit keineswegs vorzuziehen; weder die Unfehlbarkeit Eines Menschen, noch die einer Mehrheit kann dem Protestanten einleuchten, der nur eigener, gewissenhafter Ueberzeugung, nicht menschlicher Autorität zu folgen geneigt ist. Viele katholische Lehren und Gebräuche sind dem, der die freiere protestantische Atmosphäre eingeathmet, ganz und gar antipathisch; und die größere Andacht und Weihe, die Manche im Katholicismus finden, ist nicht so unbedingt zuzugeben. Wenn nach der Lehre des evangelischen Protestantismus das Priesterthum Gemeingut Aller geworden ist, so ist damit auch die Religion wieder mehr ins Leben hinausgetreten; sie zieht ihren esoterischen, klerikalischen, klösterlichen Charakter aus und wird Sache des ganzen, des praktischen Menschen, nicht des Einsiedlers und des geweihten Priesters; der gesammte Mensch mit all seinem Handeln wird nach dem Protestantismus in die christliche Weihe eingetaucht; damit mag das Christenthum an Feierlichkeit und Solennität verlieren, aber es gewinnt an Ernst und Wahrheit. Auch das ist zu beachten, daß in der katholischen Kirche, weil die strenger gewahrte Einheit keine so große Differenzen gestattet, wie sie im Protestantismus hervortreten und in der menschlichen Natur einmal zu liegen scheinen, neben minderem wissenschaftlichem Streben fast nur der Gegensatz der wirklich Ueberzeugten und hingebungsvoll Glaubenden, und der Unglaubigen, doch aber zur Kirche gesetzlich sich Haltenden, mithin der Heuchler, sich findet, während der Protestantismus die Kundgebung auch sehr abweichender Ansichten gestattet, und die minder Gläubigen nicht zur Heuchelei drängt.

Blicken wir jetzt auf das bisher Erörterte zurück. Die Stellung, welche die katholische Kirche in Deutschland in neuesten Zeiten

eingenommen, macht es auch für die protestantische Partei sehr wünschenswerth sich ihrerseits als eine kompakte Einheit darzustellen und zu fühlen, um nicht einem Uebergewicht jener zu erliegen. Die Beruhigung: die protestantische Kirche möge nur alle ihre Interessen, deren Gefährdung sie fürchte, unbesorgt dem Staat übertragen, welcher unparteiisch über den Konfessionen stehe, und die Freiheit wie die Gleichheit derselben zu schützen habe, und die Warnung: aus dem kirchenrechtlichen Streit keinen dogmatischen zu machen, sind gut gemeint, und sprechen vielleicht aus, was unter den gegebenen Umständen das Diplomatischste seyn mag; aber man hat so doch nur aus der Noth eine Tugend gemacht. Die Fiktion von der konfessionellen Unparteilichkeit der Staatsgewalt mag in solchen Staaten, wo der Protestantismus die Dynastie und die Mehrzahl für sich hat, für die Protestanten beruhigend und genügend seyn, aber in Staaten wo das umgekehrte Verhältniß besteht, dürften die Protestanten sie nicht sehr tröstlich und stichhaltig finden; und während die katholische Confession als solche, als Kirche, eine zusammenhängende Einheit bildet und sich ihrer in der Minderzahl befindlichen Mitglieder in vorzugsweise protestantischen Staaten annehmen kann, löst sich das Band der Einheit zwischen den Protestanten der verschiednen Staaten und wird zu einer bloßen, in den meisten Fällen ganz ohnmächtigen Sympathie. Protestanten in katholischen Staaten haben Nichts, was sich mit der Verwendung der katholischen Kirche vergleichen ließe, und sind, wenn auch ihre garantirten Rechte gewissenhaft geachtet werden, dennoch im Nachtheil, sofern sie von dem Buchstaben ihrer Confessionen sich nicht entfernen dürfen, und somit der starrsten Stabilität anheimfallen, während ihre Brüder fortschreiten; es kann z. B. die Union der lutherischen und reformirten Confession erschwert oder verboten werden. Kurz, mit jenem Satz ist eben eine Thatsache ausgesprochen, die sich vielleicht nicht ändern läßt, aber in mancher Hinsicht beklagt werden muß, die Thatsache: daß es nur protestantische Landeskirchen, keine gemeinsame deutsche protestantische Kirche, zu Schutz und Trutz verbunden, gebe.

Wird einmal diese Thatsache der Spaltung der protestantischen Kirche als Princip geltend gemacht oder gedeutet, und behauptet: Die freie, allgemeine Einstimmigkeit im Geist sey das Wichtigere, gegenüber einer entbehrlichen äussern organischen Einheit,

so ergibt sich leicht der Uebergang zu der weitern Behauptung: auch innerhalb der einzelnen Landeskirchen sey strenge Gleichförmigkeit des Glaubens und der Lehren durchaus nicht erforderlich; das protestantische Princip, mehr und mehr mit dem Staat sich einigend, aus der kirchlich konfessionellen Beschränkung zum reinen Geist sich befreiend, habe zu seiner Grundlage die Freiheit des Gewissens; mit der Verinnerlichung der Kirchenlehre zum reinen Bewußtseyn falle jede Art von Zwang weg, und der Protestantismus werde um so mächtiger, weil seiner Idee entsprechender, je mehr er sich von allen äußern bindenden Fesseln und Autoritäten frei mache; durch diesen Gewinn werden alle etwaigen äußeren Verluste reichlich aufgewogen.

Damit ist nun wieder, wie uns scheint, ein Faktum zum Princip erhoben; daraus, daß im Schooß der protestantischen Kirche sich abweichende Doktrinen entwickelt haben, wird geschlossen, daß diese Doktrinen sich mit Nothwendigkeit aus dem Protestantismus und seinem Princip haben entwickeln müssen, und der seinem Wesen nach oben auseinandergesetzte philosophische Protestantismus, dem man leicht auch eine politische Beimischung gibt, soll als der legitime Sohn und Erbe des historischen Protestantismns gelten, so jedoch, daß er aus der Erbschaft nur die beneficia, nicht aber auch die onera, oder was ihm so erscheint, übernehmen will; letztere überläßt er seinem von ihm als halbkatholisch angesehenen ältern Bruder, dem historischen Protestantismus. Dieser aber ficht die Legitimität des philosophischen Protestantismus an, will ihm die Freiheit der Forschung und Lehre nicht verkümmern, aber die Leitung der Kirche und die Lehre in ihr nicht gestatten, die beneficia und munera nicht mit ihnen theilen. Wenn Beide ihre Ansprüche als Erben des Protestantismus der Reformatoren vor einem nach dem strengen Buchstaben entscheidenden Gericht darlegten, so müßten wohl die historischen Protestanten gewinnen; aber wäre eine solche Entscheidung zulässig und möglich, so könnten die strengsten Altgläubigen alle in einzelnen Punkten Abweichenden ausstoßen: dieß könnte so weit gehen, daß nur einige Wenige als Vertreter des historischen Protestantismus übrig blieben, und eine Apellation an die gesammte religiöse, sittliche und wissenschaftliche Bildung unsrer Zeit dürfte dann schwerlich eine Entscheidung für diese zur Folge haben. Daraus ergibt sich: eine Weiterbildung des Protestantismus

wird von der heutigen Bildung als durchaus nothwendig gefordert; das schwierige Problem aber ist: die positiven und negativen Grenzen dieser Entwicklung anzugeben. Wir möchten sagen: die Entwicklung des Protestantismus, welche keine Forschung und Prüfung hemmen und ausschließen, gegen keine, sonst berechtigte, Manifestation des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft sich abschließen darf, die Alles prüfen und das Gute behalten soll, hört auf Entwicklung des historischen Protestantismus zu seyn, (und thut am besten, dieß selbst offen zu bekennen,) wenn sie das Christenthum nur noch als Durchgangspunkt und Vorbereitung auf die absolute Vernunftlehre, die christliche Religion so zu sagen als Hebamme der Wissenschaft glaubt betrachten zu müssen, wenn sie Luthers christliche Freiheit mit der Emancipation vom Christenthum verwechselt und der Realisirung des Christenthums im Leben und Handeln der Menschen, die Idee einer auf ursprüngliche Mangelhaftigkeit hinweisenden Perfektibilität unterschiebt. — Jedoch bescheiden wir uns, damit keinen erschöpfenden und genügenden Maßstab aufgestellt zu haben, anerkannt aber ist damit, daß die symbolischen Bücher, obwohl der treue Ausdruck des Protestantismus der Reformation doch für die Entwicklung zu enge Grenzen ziehen. Hätten sie nicht, wie sie in Bezug auf den christlichen Inhalt zurückweisen auf die h. Schrift, als Quelle aller Wahrheit, so in Bezug auf die Form im weitesten Sinn, der wissenschaftlichen und allseitigen Bildung der Zukunft auch Etwas frei geben und zutrauen sollen? Und wenn die Verfasser der Symbole selbst dieß nicht gethan, so haben doch die späteren Protestanten das Recht, dieß für sich in Anspruch nehmen, ohne daß sie darum auf die historische Continuität mit Jenen verzichten und sich als Neuerer ansehen müßten. Ist die Form der Symbole in manchen Stücken veraltet, und der Inhalt reiner und ursprünglicher in der Schrift zu finden, so scheint die Verpflichtung der Geistlichen auf sie nicht mehr rathsam, und der Satz eines angesehenen Theologen, (Dr. Hase): „Der Eid darauf sey gewissenhaft bei Uebereinstimmung mit den höchsten Grundsätzen des Protestantismus", als welche er bezeichnet: positiv, das Heil durch Christum ergriffen im Glauben, negativ: Das Protestiren wider kirchliche Unfehlbarkeit, könnte doch zu solchen Deutungen und Mißbräuchen führen, daß es klüger seyn dürfte, auf diese Rechtglaubigkeitsprobe lieber ganz zu verzichten.

Dafür spricht auch, daß die Geistlichen, den Laien gegenüber, dadurch auf eine unpassende Weise gebunden und eingezwängt erscheinen. Die Laien, welchen das Confirmationsbekenntniß in weiter Ferne zurück liegt, hätten eine Freiheit in Glaubenssachen, welche dem Geistlichen wirklich, oder doch nach der Ansicht der Laien, durch ihren Eid auf die Symbole benommen wäre, was schwerlich zur Erhöhung des Ansehens des Geistlichen in einer gebildeteren Gemeinde beitragen könnte. Es würde dadurch sein Einfluß auf solche Gemeindeglieder, die vielleicht nur durch schwache Fäden christlicher Ueberzeugungen mit der Kirche zusammenhängen, noch mehr vermindert, indem er dem wirklich oder vermeintlich aufgeklärten Laien entweder als bornirt, wenn er Alles glaubt, oder als ein Heuchler erscheint, wenn er in Einzelnem abweicht.

Im Bisherigen ist fast durchaus nur von Protestantismus der Theologen die Rede gewesen; wir müssen nun auch vom Protestantismus der Laien sprechen, und dieß um so mehr, als bekanntlich im und durch den Protestantismus der Unterschied zwischen Clerus und Laien, wie er in der katholischen Kirche bestand und besteht, aufgehoben und das allgemeine Priesterthum aller Christen gelehrt wurde. Und wie einerseits die Laien den Geistlichen durch den Charakter des allgemeinen Priesterthums gleichgestellt, zu ihnen emporgehoben wurden, so wurden andrerseits die Geistlichen dadurch, daß keine geschlossene Hierarchie in der alten Art mehr bestand, durch Aufhebung der Weihen und des sie wenigstens scheinbar über die menschliche Bedürftigkeit erhebenden Cölibats, den Laien näher gebracht. Hätte man freilich ganz auf die urchristlichen Einrichtungen zurückgehen wollen, so hätte man den geistlichen Stand ganz aufheben müssen; aber die Beibehaltung desselben wurde durch das unverkennbare Bedürfniß einer gelehrten Theologie nothwendig gemacht. Ganz anders aber gestaltete sich, viel bedeutender wurde die Wechselwirkung zwischen den Geistlichen und den Laien, als dieß in der katholischen Kirche gewesen war, und dieß hat sich immer seit der Reformation, besonders aber in den letzten sechzig bis achtzig Jahren in Deutschland gezeigt. Der Einfluß der protestantischen Geistlichen auf die Laien war gewiß in der Regel, was Belehrung und Sittlichkeit betrifft, eher größer und heilsamer, als in der katholischen Kirche, wenn sie an eigentlicher Macht, durch Erschlaffung der Kirchendisciplin und Abschaffung

der Ohrenbeichte, gegen sie zurückstanden; dagegen aber stieg der Einfluß der Laien auf die protestantische Theologie und Kirche ungemein. Wenn bei den Kathoilken fast nur geweihte Priester und Mönche, die ebenfalls dem Clerus beigezählt wurden, sich mit den theologischen und philosophischen Wissenschaften beschäftigten, so herrschte bei den Protestanten zwischen theologischer und profaner Gelehrsamkeit und Wissenschaft besonders in neuern Zeiten der lebhafteste Verkehr. Von akademischen Lehrern der Philosophie und Theologie (welche Letztere häufig den clerikalischen Charakter auszogen), so wie von andern Laien, gingen die wichtigsten Impulse in der Entwicklung der protestantischen Doktrinen aus; der gebildete Laie redete ohne Bedenken über theologische Probleme mit, und der auf protestantischem Boden entkeimte Pietismus ist auch insofern beachtenswerth, als er die Lehre der Reformatoren vom allgemeinen Priesterthum aller Christen, der in der Praxis sofort wieder eingeschränkt und beinahe vergessen wurde, wirklich ins Leben einzuführen suchte. Auf die Theologie — welche Wirkungen übten Männer wie Jakob Böhme, Leibnitz, Wolf, Lessing, Reimarus, Kant, Jakobi, Fichte, Schelling, Hegel! die vier großen deutschen Philosophen waren zwar Theologen, aber die protestantische Theologie drückt keinen character indelebilis auf. Es ist nicht zu übersehen, daß die meisten ausgezeichneten Köpfe, welche der Protestantismus hervorbrachte, wenn sie auch ziemlich freie Ansichten hatten, denn doch nicht in eine feindselige Stellung zum Protestantismus traten, was sich freilich zum Theil daraus erklärt, daß die protestantische Kirche in neuern Zeiten nicht mehr an Verfolgung dachte. Unsere beiden größten Dichter, obgleich keine eifrige Christen, hielten doch Etwas auf ihren Protestantismus. Schiller feierte ihn in seinen beiden größern historischen Werken und in seinem Geisterseher, und von Goethe ist bekannt, daß er gegen den Katholicismus immer etwas mißtrauisch und feindselig blieb, wie er denn auch die Emancipation der englischen Katholiken höchlich mißbilligte, obwohl ihm die Persönlichkeit Luthers nicht zusagte. Durch die genannten und viele andre ausgezeichnete Männer kamen eine Menge neuer geistiger Elemente in das Leben und Bewußtsein des deutschen, vorzüglich des protestantischen Volkes, und da der Protestantismus seinen Ruhm darein setzt, das Religiöse nicht zu isoliren, sondern Alles damit zu durchdringen, mußten die

religiösen Glaubenssätze und Ansichten in Berührung und oft auch in Conflikt kommen mit anderartigen Sätzen und Anschauungsweisen. Dieß hatte für die Einen die Folge, daß sie die Religion schwinden oder sehr zurücktreten ließen, entweder erklärte Freidenker und starke Geister wurden, oder nur äußerlich noch zur Kirche sich hielten; Andere suchten zwischen der Kirchenlehre und der weltlichen Weisheit, Moral, Aesthetik und Politik ein Abkommen zu treffen, und dabei kamen die buntesten und seltsamsten Arten von Elekticismus und Synkretismus vor; Jeder konstruirte sich sein Christenthum und seinen Protestantismus nach eignem Bedürfniß, Geschmack und Mitteln. Die Geistlichen aber verloren Mittel und Gelegenheit, die Ansichten und den Glauben der Gemeindeglieder zu prüfen, die Macht und den Muth, ihre Vergehungen kirchlich zu ahnden, und die Individuen, die ihrer Dienste benöthigt sind, glauben sich berechtigt, ihnen auch die Art und Weise vorzuschreiben, wie sie sie ihnen mundrecht machen müssen, während man ihnen doch die Befugniß streitig macht, die nach Gesinnung und unverhehltem Wandel und Unglauben der Religion und Kirche Entfremdeten als Solche zu behandeln. So hat freilich die „Philosophie" des Zeitalters auch praktisch dem protestantischen Christen- und Kirchenthum bedeutende Nachtheile gebracht, zum Austausch für das, was die Laien den theologischen Wissenschaften und dem kirchlichen Geiste sonst Vorschub leisteten.

Unläugbar bietet dieser Zustand der protestantischen Kirche in Deutschland viel Bedenkliches dar; aber darum hat doch der Protestant weder sich zurück zu sehnen in den Schooß der katholischen Kirche (die, trotz ihrer Einheit, doch ihren Mittelpunkt außerhalb der Nation hat), noch auch an der Zukunft des Protestantismus zu verzweifeln. Unthunlich erscheint es freilich, mit gewaltsamen Mitteln und Menschenweisheit diesem Status quo ein Ende machen zu wollen, der sich eben, wie so mancher andere, hinziehen wird, bis die Vorsehung in irgend einer ungeahnten, nicht zu berechnenden Weise eine neue Wendung und eine Lösung gibt, und wir enthalten uns jedes Versuchs zu prognosticiren; das aber möchte aus Erwägung der oben, wiewohl unvollkommen ausgeführten Momente folgen, daß, wenn je, der Protestantismus jetzt zu seinen Trägern und Pflegern Männer erheischt, welche mit fester Ueberzeugung, aber auch mit Duldsamkeit, mit Besonnenheit und Liebe,

mit geübtem historischem Sinn, mit tiefem Gemüth, mit einer durch Philosophie errungenen Unbefangenheit und Freiheit des Geistes der schwierigen Aufgabe sich unterziehen, den Protestantismus nach Außen zu schirmen und im Innern zusammen zu halten, wie die Bauleute von Jerusalem, die in einer Hand das Bauzeug, in der andern das Schwert führten; Männer, welche weder die historische Mumie in's Leben rufen, noch das philosophische Phantom vergöttern, Männer, welche die Strenggläubigen lehren, sich mit der Vernunft, als der Gabe Gottes, zu befreunden, und den Leichtsinnigen und Frivolen durch die Ueberlegenheit ihrer Bildung, die Gediegenheit ihres Wissens und den Ernst ihrer Ueberzeugung imponiren und Achtung abnöthigen; Männer, welche den alten Reformatoren zuversichtlich entgegentreten können, als treue Erben und Fortsetzer ihres Werks, sich bewußt, daß sie sich in Manchem von ihren Ansichten entfernt haben, im Ganzen aber auf gleichen Grund des Glaubens mit ihnen stehen. Durch solche Männer werden die allzu Stabilen und Geistesträgen vorwärts geführt, die leichtsinnig Neuernden und ephemeren Theorien und Systemen Nachjagenden zurückgehalten und gezügelt, und so die protestantische Kirche innerlich befestigt werden. Dagegen müßte ein ausschließliches Begünstigen des strengsten historischen Protestantismus, so wie auch des extravaganten, den Kern der Lehre in die Form auflösenden philosophisch-weltlichen Protestantismus für den Protestantismus als Ganzes die schlimmsten Früchte tragen. Im ersten Fall würden die Freiergebildeten so gut wie aus der Kirche und wohl auch aus der Theologie verdrängt, und die Kirche bestände aus zelotischen, orthodoxen Lehrern und einem mehr oder minder unmündigen Publikum meist aus den untern Volksklassen; im andern Fall würde das religiöse Bedürfniß der in der alten Lehre Aufgewachsenen nicht mehr befriedigt, und so dem Sektenwesen in die Hände gearbeitet. Zwischen den Extremen die richtige Mitte zu halten, ist schwer; aber dieß ist kein Beweis gegen den Protestantismus überhaupt, denn gerade je höher eine Institution geistig steht, desto schwierigere Anforderungen hat sie zu erfüllen; und so gewiß der Protestantismus Wahrheit in sich hat, wird er auch Lebens- und Spannkraft genug haben, sich in dieser Crisis zu behaupten. Die Getheiltheit Deutschlands könnte insofern heilsam wirken, als, wenn da oder dort gegen dieses oder jenes Extrem hingeirrt werden

sollte, in einem dritten Land vielleicht die richtige Mitte eingehalten wird, und sich die Gegensätze später durch gegenseitige Einschränkung in's Gleichgewicht bringen mögen. Und nur eine solche Correktion kann und darf man hoffen; denn Concilien, um zu entscheiden: was der Kirchenglaube seyn solle, kennt der Protestantismus nicht, und es liefe seinem Princip zuwider, daß sich die Minderzahl dem Beschluß der Mehrheit in Glaubens- und Gewissenssachen unterwärfe; aber ebenso unprotestantisch wären eigenmächtige Bestimmungen über Glaubenssachen von Oben, von Consistorien oder Landesherren. Die Kirchenzucht, wenn auch im möglichst demokratischen Sinn geübt, würde an der öffentlichen Meinung einen unüberwindlichen Widerstand finden.

Bei diesem Stand der Dinge ist nun die stillschweigende oder auch ausgesprochene Ansicht Mancher heutzutage: daß das Faktum der Freiwilligkeit der protestantischen Kirche als Princip ausgesprochen werde, etwa in der Art: Protestant ist, wer seinen Willen, Mitglied der protestantischen Kirchengemeinschaft zu seyn oder zu werden erklärt, und nur versichert, sich in seinen Ansichten von keiner menschlichen Autorität beherrschen lassen zu wollen; der Protestantismus wäre so ein Rahmen für alle diejenigen, die in Glaubenssachen ihrer individuellen Ansicht, Neigung oder Geschmack folgen, ganz abgesehen von dem Gehalt derselben. Dieß Princip, obwohl scheinbar insofern noch positiv, als es die völligste Freiheit des individuellen Selbstbewußtseyns von allem Gegebenen proklamirt, ist in der That doch negativ und gleichgültig gegen alle Gemeinschaft; oder wird diese nur beibehalten aus Gründen der Nützlichkeit, nicht als äußere Verkörperung eines inneren Zusammenlebens; mit der Sanktionirung dieses Princips höbe sich der Protestantismus in der That auf, und nur der Kampf gegen seinen historischen Gegner könnte ihm ein scheinbares Leben fristen, das im Zustande des Friedens sogleich zusammenbrechen und zerfallen müßte.

Aber man hat dem Protestantismus noch eine andere, eine glänzende Aussicht, wenigstens den Worten nach, eröffnet, die Aussicht: in den Staat, als dessen höchstes, geistigstes Lebensprincip aufgenommen, ihm assimilirt zu werden. Im Abstrakten läßt sich darüber ohne Zweifel viel Schönes sagen; in der Wirklichkeit aber, mag man die Gegenwart oder auch eine entfernte Zukunft sich als

die Zeit der Realisirung setzen, vermögen wir uns diesen Aufnahmsproceß nicht erfreulich und günstig für das religiöse Leben zu denken. Wenn die Zukunft, das Ideal der protestantischen Kirche das ist: vom Staat absorbirt zu werden, so muß man gestehen, daß sie diesem Ideal rüstig entgegengeschritten ist, und jenen Proceß sehr erleichtert hat, aber die Frage ist: was bleibt die Kirche ihrer Wahrheit und Wirklichkeit nach? Uns scheint, die Aufnahme der Kirche in den vergeistigten Staat ist, wenn es dazu kommt, nur ein glänzender Name für eine, zunächst wenigstens, traurige Unvermeidlichkeit. Daß später Besseres daraus erwachsen könne, wollen wir nicht schlechthin verneinen; zunächst aber würde, wenn jenes geschähe, keine Hierarchie, im eigentlichen Sinne des Worts, nicht die „Herrschaft des Heiligen" würde eintreten, sondern der Triumph der sich selbst vergötternden, wenn auch intellektuell und ästhetisch sehr hoch gebildeten Weltlichkeit, und die vom speculativ-theologischen Staat mit dem Staatspallium investirten philosophischen Priester würden, um die Gegenwart zu rechtfertigen, den „Aberglauben und die Gespenster" des historischen Protestantismus, als einer zweiten mittelalterlichen Nacht, mit den geweihten Waffen der im Allerheiligsten des Staates gestempelten Begriffe bekämpfen.

Beim Schluß dieser Erörterung angelangt, beschleicht uns aber plötzlich ein Gefühl von Bedenklichkeit, und drängt sich die Frage auf: ob denn überhaupt ein Gegensatz, wie der besprochene, etwas so Ernstes und Wichtiges sey, um ausführlich erörtert und dem deutschen Volk protestantischer Confession als ein Erisapfel vorgewiesen zu werden? ob die Berechtigung des historischen oder philosophischen Protestantismus zu einer Lebensfrage im politischen oder religiösen Sinn gemacht werden solle? ob nicht eine Zeit kommen dürfte, wo man den Streit darüber als eine, durch Mangel an lebendigen Interessen und Langeweile hervorgesponnene Pedanterei der Gelehrten lächerlich und kleinlich finden werde, und ob die Anticipation dieser Zukunft uns nicht Schweigen auferlegen sollte? Gewiß, wir verhehlen es uns nicht, daß das Problem vielleicht von der Geschichte, deren Strömung der Menschenwitz weder erräth, noch auch ihr vorzeichnet, auf eine beide Theile überraschende Art gelöst oder umgangen werden mag; zugegeben kann auch werden, daß ein Interesse des Volks im umfassenderen

Sinn damit noch nicht verflochten ist, und daß mit Hin- und Herstreiten selten Einer den Andern überzeugt; jedoch die Gegenwart hat immer ihr Recht, und sie wird auch der Zukunft am meisten dadurch imponiren, daß sie ihre Rechte kräftig vertheidigt. Wenn der der Discussion nicht durch das Interdikt des Schweigens entzogene Gegenstand dermalen auch nur eine kleine Anzahl wirklich betrifft und das Schicksal der Nation zunächst nicht berührt, so ist es doch wenigstens ein des Nachdenkens nicht unwürdiges Interesse, das mit andern wichtigen Erscheinungen und Fragen der Zeit sich berührt; es veranlaßt jeden Gebildeteren, sich seine eigen geistige Stellung klarer zu machen, und wenn auch die Spaltung darüber eine übertriebene Gereiztheit in Einzelnen erzeugt, so ist dieß doch wohl besser, als jene schmähliche Gleichgültigkeit, jene materielle Selbstsucht und jene öde Fühllosigkeit gegen Alles, was nicht unmittelbaren Nutzen, Genuß und Kitzel bringt, welche durch viele Verhältnisse wie absichtlich genährt, von Manchen als die höchste Weisheit gepriesen wird!

G. P.

Ueber die Haupterscheinungsformen der Sucht schnell und mühelos reich zu werden,

im

Gegensatze des Mittelalters und der neueren Zeit.

Der Reichthum, als Bringer von Genüssen aller Art, ist zu allen Zeiten und von allen Völkern verehrt und erstrebt worden, wie sehr auch die Formen wechseln mochten, in welchen es geschah. Das Alterthum setzte ihn unter die Zahl seiner Götter, im Orient wie im Occident; dem indischen Kuwera, dem dreischenkligen und achtzahnigen Gotte, entspricht der hinkend in's Haus eintretende aber leichtfüßig wieder hinauseilende Plutus der Griechen und Römer. Mochte gegen den Reichthum aristophanischer Witz oder stoische Philosophie zu Felde ziehen, sie konnten ihm seinen Glanz so wenig rauben, als die Predigten gegen den Mammon auf einer andern Seite. Zu tief im Herzen aller Menschen wurzelt die Sehnsucht nach irdischem Genusse, und wie verschieden auch diesen Genuß der Einzelne sich vorstellen mag, fast alle treffen im gemeinsamen Hinblick auf den Reichthum zusammen, der das Mittel ist, den sinnlichen Genuß jeder Art, vom rohesten und körperlichsten bis zum feinsten und geisterfülltesten sich zu verschaffen: vom viehischen Fressen und Saufen an bis zu den Genüssen der bildenden Künste, die zu den kostbarsten gehören, die es gibt, wenn man, um täglich und ununterbrochen ihrer theilhaftig zu werden, nach dem Besitze der Original-Kunstwerke trachtet. Der Reichthum selbst, wäre er nicht ein Diener des Genusses, würde Wenige reizen; die Geizhälse, die nur sammeln, um Goldstück auf Goldstück im Kasten

zurückzulegen und mit nüchterner Wollust zu betrachten, sind die kleine Minderzahl der nach Golde Jagenden. Die Vielen dagegen, die gewinnen wollen um zu genießen, treten aus jener Nüchternheit der Lust am glänzenden und greiflichen Stoffe hinaus in das weiteste Feld der Phantasie. Denn die Begehrlichkeit des menschlichen Herzens kennt keine Grenzen, weder der Art noch der Größe; indem sie träumend in die tiefblaue Ferne der Zukunft sieht, tauchen ihr immer neue Sterne aus dem Dunkel auf, und immer neue Nebelgestalten der Wünsche schweben dazwischen auf dem luftigen Grunde. Wer aber der Macht dieser phantastischen Begehrlichkeit sich einmal hingegeben, der ist eben dadurch der Mühe abhold. Wer den Reichthum um des Genusses willen sucht, den er bringen soll, muß ihn mit möglichst leichter Arbeit in möglichst kurzer Zeit zu erlangen suchen, denn das Warten und die Mühe hemmen und stören den Genuß. Daher ist die Sucht, schnell und mühelos reich zu werden, der Natur der Sache nach, Hauptform des Strebens nach Reichthum; und es ist falsch, wenn man die gute alte Zeit von dieser Sucht frei sprechen will, um sie bloß unserer Zeit in die Schuhe zu schieben. Seitdem es Jünglinge gegeben hat, welche, noch unerfahren im Leben, nicht nur ein grundloses Füllhorn des Genusses in der Welt zu finden hofften, sondern auch sogleich in voller Jugendkraft hineingreifen zu müssen meinten; seitdem selbst die Abstumpfung durch Genüsse die Wirkung hatte, die sie heute noch hat, nur unersättlicher im Genusse zu machen: seitdem müssen auch die Menschen einen schnellen und mühelosen Erwerb des Reichthums gewünscht und erstrebt haben. Und dieses Seitdem ist ein Immer und Vonjeher; denn der alte Doktor Faust, der von sich aussagt, daß, ob ihn gleich die Begierde zum Genusse treibe, er im Genusse vor Begier verschmachte, ist der sinnliche Mensch überhaupt, wie er immer und überall war, und immer und überall seyn wird: unersättlich im Genuß, und darum immerwährend angewiesen auf die mühelose und rasche Erwerbung des Mittels, Genuß zu erkaufen.

Es ist nicht schwer zu erklären, warum dieses Streben zu allen Zeiten der Lust am Glückspiele so enge sich angeschlossen hat. Begier, schnell reich zu werden, ist zwar nicht die eigentliche Triebfeder des gewagten Spiels, aber sie mischt sich in die Leidenschaft

des Spiels, weil das Interesse des Kampfes zwischen der blinden Macht des Zufalls und dem Hochmuthe des menschlichen Individuums (welcher Kampf den eigentlichen Reiz des Glückspiels bildet), durch ein werthvolles Object des Streites außerordentlich gesteigert wird. Umgekehrt giebt dieser Streit dem Objecte einen Reiz und Werth, den es sonst nicht hat, und darin liegt der Beweis, daß Lust am Reichthum und am Spiel an sich verschiedene Dinge sind. Wer weiß nicht, daß wer Hunderte um der bloßen Laune oder des äußern Wohlstandes willen ohne Zaudern wegzuwerfen gewohnt ist, gleichwohl am grünen Tische belauscht werden mag, wie er mit Aerger den zehnten Theil jener Summen in die Hände des Croupiers fallen und mit freudiger Begier den tausendsten durch ein rouge oder passe sich zufallen sieht. Es ist in der That sehr oberflächlich, das Hasardspiel als einen Ausfluß niedriger Geldbegier zu betrachten. Die Freude daran ist nur die andere Seite des uralten prometheischen Uebermuths unseres Geschlechtes, der die Götter und Heroen von Hellas zum Kampf auf Leben und Tod gegen die dunkle Ananke trieb; es ist die Schicksals-Comödie, in der die gewöhnlichen Sterblichen, die Geschlechter, welche wie Blätter der Bäume fallen, jene ungeheure Tragödie der Unsterblichen nachspielen. Zwingen will der Spieler das Glück, ihm zu Willen zu seyn, als einem freien Geiste; was ist der blinde Zufall, was die Nothwendigkeit der gebundenen Natur gegen ihn, das Ebenbild der Gottheit, daß sie sich gegen ihn auflehnen? Darum reizt auch der Verlust zum weiteren Setzen, weil der Sieg eines verachteten Gegners nur zu fortgesetztem Kampfe auffordern kann. Wenn der freie Germane, nachdem er Alles verloren, seine Freiheit auf's Spiel setzte, und so im Spiel verlierend sich selbst im Ernste verlor, so ist das nur eine Consequenz jener gesteigerten Erbitterung gegen das Schicksal — der Punkt, wo diese Comödie in die Tragödie der Alten übergeht. Was so sehr in der menschlichen Natur liegt, wie das Glücksspiel, hat ebenfalls zu allen Zeiten sich finden müssen, und findet sich bei allen Altern. So hören wir denn auch die allgemeinste Waffe, mit welcher von jeher dieser Streit zwischen Mensch und Schicksal ausgefochten worden, die Würfel, in den Händen aller Völker klappern, bei Griechen und Römern, in den Urwäldern unserer Vorfahren, wie in den spiegelwändigen Salons von Paris; wir sehen sie, wenn auch

verschieden gestaltet und benannt, in den Händen der Kinder, wie der Erwachsenen. Natürlich haben die Formen des Spiels vielfach wechseln müssen nach Zeitalter und Nation, aber es soll uns dieß hier eigentlich nicht weiter beschäftigen. Denn noch einmal: die Sucht, schnell reich zu werden, verschmilzt zwar häufig mit der Lust am Glücksspiel, theils weil jener aufgeregte Zustand des Streites zum Genusse wird, den nur der Reichthum gewähren kann, theils indem jene Sucht sich des Glückspiels als eines Mittels bedient, um mühelos und rasch zu erwerben (und in dieser letzten Beziehung ist es hier für uns von Interesse), allein an und für sich betrachtet, haben jene Sucht und diese Lust eine verschiedene Wurzel.

Wenn nun aber auch das Streben nach rasch und leicht erworbenem Reichthum so alt und verbreitet ist, als das Streben nach Reichthum überhaupt, und dieses wiederum so alt und verbreitet, als der Reichthum Mittel ist, sich Genüsse zu verschaffen, so ist dennoch in der Art und Weise, den Reichthnm mühelos zu erwerben, ein durch die Phasen der Weltgeschichte im Großen, wie durch den Geist einzelner Zeitalter und den Volksgeist tief begründeter Unterschied dieses Strebens zu finden. Wie ganz anders im Mittelalter und jetzt! Das poetische, geheimnißvolle, religiöse Mittelalter, im Leben wie in der Lehre mystisch und an die kirchlichen Vorstellungen gebunden, suchte die Mittel, schnell reich zu werden, in allen Arten von Zauberei oder in den fernsten Landen: nicht im natürlichen Laufe der Dinge und in nächster Umgebung. Der Seckel des Fortunatus, der immer von Neuem sich füllt, wenn er geleert worden; der Heckepfenning, der neue Pfenninge gebiert, so oft er gewendet wird; die Alraunwurzel, bei Nacht unter dem Galgen mit verschlossenen Ohren ausgegraben, damit ihr Schrei den Grabenden nicht tödte, und dann sorgsam in Windeln gewickelt und bewahrt, damit sie herangewachsen zu einem unheimlichen, halblebendigen, menschenähnlichen Wesen, verborgene Schätze wittere; die Wünschelruthe, die gegen edle Metalle hinzuckt: das waren die kleinen volksthümlichen Mittel zum Reichwerden, an welche die Phantasie des Mittelalters glaubte. Wer der Wissenschaft mächtig war, der betrat einen andern Weg: die schwarze Kunst lehrte die Mittel Gold zu machen, oder Geister sich zu unterwerfen, welche Schätze brachten. Damit hatte man sich

eigentlich dem Teufel noch nicht übergeben, aber die Kirche trat solchem Spuck doch entgegen: das Alräunchen zu besitzen, war gefährlich für das Seelenheil; die schwarze Kunst kaum ohne Hülfe des Satans zu erwerben. Diesem sich hinzugeben, seiner Seele Seligkeit dem Teufel zu verschreiben, das war das eigentliche Hauptmittel Reichthum und alle Genüsse sich zu verschaffen. In der Benutznng aller dieser Mittel konnte, wie im Glückspiele, derselbe Reiz gefunden werden, sich die unvernünftige Natur unterthänig zu machen, selbst auf Kosten der unsterblichen Seele, zum Kitzel des menschlichen Hochmuths. Wer seine Seele der ewigen Verdammniß übergab, um diesen Hochmuth zu befriedigen, der ging noch einen Schritt weiter, als der alte Germane, der nur diesseits sich opferte. Aber bei der Masse erscheinen jene Herenkünste und das Bündniß mit dem Teufel durchaus von der Seite der Gier nach durch Gold zu erkaufendem Genuß. In dem Bündniß mit dem Teufel unter Hingebung der ewigen Seligkeit spricht sich das Wesen des Mittelalters, die Beziehung auf die streng-christliche Ansicht, daß die Sinne des Teufels sind, und der Teufel der Herr dieser Welt ist, am deutlichsten aus. Den Aberglauben der ersterwähnten Art kannte auch das classische Alterthum in ähnlicher Weise und kennt der Orient in noch höherem Maße: das Eigenthümliche des Mittelalters bei demselben ist die mehr oder minder enge Verbindung solcher Zauberei mit dem Verluste des ewigen Heils. Was sodann die fernen Wunderlande angeht, so war Indien das fabelhafte Land des Reichthums von alter Zeit her. In allen diesen Vorstellungen ist eine concrete Phantasie: es ist nicht bloß die Quantität des Geldes, die erstrebt wird; die Art der Erwerbung, wenn gleich mühelos gedacht im Vergleich zu der Erwerbart des im Schweiße seines Angesichtes arbeitenden Landmanns oder Handwerkers, ist doch nicht ohne die höchste Gefahr. Auf der Reise in fernste Lande durch Wüsten und wilde Völker von hundsköpfigen oder kranichhälsigen oder gehörnten Menschen oder Schattenfüßlern, die mit ihrem einzigen großen Fuße sich gegen die Sonne schirmen können, drohet leiblicher Tod, und in der Verschreibung an den Bösen gar Verlust der Seele um des Leibes willen. Schon durch dieses Gefahrvolle, durch die Nothwendigkeit der Conjuncturen, sey es der Sterne oder anderer Naturkräfte, die das Gelingen des zauberischen Werkes voraussetzte,

erscheint in jener Zeit das thätige Streben nach arbeitsloser Erreichung des Reichthums auf einen kleineren Kreis beschränkt: die Möglichkeit solcher Erreichung ist durch die Natur der Mittel schon als Ausnahme bezeichnet, welcher nur Wenige ernstlich nachstreben mögen, die noch Wenigere vom Glück begünstigt, selbst nach dem Aberglauben der Zeit, zu gewinnen hoffen können. Mehr aber noch zeigt sich das Widerstreben des Zeitgeistes gegen das schnelle Reichwerden darin, daß der Fluch der Kirche darauf ruht, denn ein Hauptbestandtheil des Zeitgeistes im Mittelalter ist der kirchliche Geist. Auch politisch konnte es nur Ausnahme seyn, denn wie es einerseits gegen die kirchliche Ansicht, dem Zwecke und den Mitteln nach verstieß, so konnte andrerseits dadurch, daß der Grundbesitz und Landbau die Grundlage des mittelalterlichen Wohlstandes waren, das schnelle Reichwerden und das Streben darnach nicht in den Vorgrund treten, weil der Ackerbau nur langsam und stetig zum Reichthum und Genuß führt und seinem Wesen nach selbst die Genußsucht vermindert. Der Straßenraub endlich, als ein Mittel zu schneller Bereicherung selbst von Grundbesitzern ausgeübt, wird unter den charakteristischen Formen der Sucht, schnell reich zu werden, im Mittelalter eben so wenig aufgeführt zu werden verdienen, als Diebstahl und Betrug in der neueren Zeit darauf Anspruch machen dürften, für diese Zeit als solche zu gelten. Die Bereicherung durch eigenmächtige Zueignung der im Besitz anderer Menschen befindlichen Schätze, ist freilich auch eine arbeitslose Art reich zu werden, aber eine so einfache, für alle Zeiten gültige und fast überall durch moralische, religiöse und politische Gesetze so sehr zurückgedrängte Form des Strebens nach mühelosem Erwerbe, daß es der Mühe nicht lohnt, mehr Worte darüber zu verlieren.

Irren wir nun nicht ganz, so läßt sich als Ergebniß dieser Betrachtung über das Mittelalter der Satz aufstellen: im Mittelalter war, wie immer, ein Streben nach mühelosem und schnellem Erwerbe vorhanden; aber es war nicht nur poetisch gestaltet, sondern es erscheint auch im Wesen als allgemein menschliches Streben, dem der besondere Geist des Zeitalters, obgleich er nicht wehren konnte, daß es seinen Formen sich anschloß, doch von religiöser wie von politischer Seite aus opponirte. Dieß ist nun völlig anders in der neueren Zeit. Hier ist, neben der gänzlichen Veränderung der Form jenes Strebens, insbesondere auch die wesentliche

Veränderung des Verhältnisses eingetreten, daß die Tendenz des Zeitalters mit jener allgemein menschlichen Richtung denselben Weg verfolgt; daß die herrschende Gestalt der Zeit, der Staat, sich ihr nicht so kräftig entgegensetzt, wie im Mittelalter die damals herrschende Kirche that, sondern daß jener vielmehr selbst vielfach auf diese Richtung sich stützt; daß endlich auch die Art des modernen Reichthums, als eines beweglichen, in unserer Zeit dem Streben nach schneller Erwerbung von Reichthum Vorschub thut, während die mittelalterliche Begründung des Reichthums auf den Ertrag der Scholle es fesseln und hemmen mußte.

In der ersten Periode der neueren Zeit konnte die Reformation eben so wenig, als es früher die katholische Kirche vermocht hatte, jenes Zauberwesen und die geheimen Mittel Reichthum zu erwerben wirksam verbannen, obgleich der Protestantismus in höherem Grade noch als der Katholicismus irdischen Genuß als Zweck, und Geheimniß als Mittel verwirft: denn der strenge Protestantismus ist nicht nur der heiteren Weltlust abgeneigter, sondern steht auch dem Glauben an geheime Kräfte durch seine Verstandesrichtung weit ferner, als der Katholicismus. Von dieser Seite aus ward aber die Sucht, schnell reich zu werden, und die Benutzung abergläubischer Mittel zu diesem Zweck deßwegen nicht geheilt, weil theils der Protestantismus noch im Kampfe um seine Geltung begriffen war, und theils, weil überhaupt die Macht des kirchlichen Princips sank, statt zuzunehmen. Wie hätte aber die sinkende Macht des religiösen Glaubens jetzt, da auch die politische Opposition des Grundbesitzes gegen schnelle Erhaschung von Reichthümern gebrochen wurde durch das Aufblühen der Gewerbe und des Handels in immer größeren Kreisen, wie hätte sie jetzt, sinkend und einer Nebenstütze beraubt, mehr ausrichten sollen, als vorher die herrschende Kirche mit der Unterstützung des grundbesitzlichen Princips vermocht hatte? Manche jener alten Zauberformen, die schon das Alterthum gekannt hatte, blieben, weil der ungebildete Geist des Menschen, wie er zu allen Zeiten in einem großen Theile des Volkes fortlebt, an der Zauberei eine der Verworrenheit seiner geistigen Entwicklung angemessene Macht zu Erreichung seiner Zwecke zu finden pflegt. Der Glaube an die Hülfe des Satans schwand ebenfalls nicht schnell, theils weil die Opposition der Kirche, wie schon erwähnt, gegen das irdische Gut als Reich

des Bösen gerichtet blieb, theils aber und vorzüglich, weil eine neue von dem weltlichen Arm gehandhabte Opposition gegen Bündnisse mit dem Teufel, in den Hexenprocessen, deren Blüthezeit leider in den Beginn der neueren Zeit fällt, jenen Glauben mächtig unterstützte. Der Blick auf ferne Wunderlande erhielt ebenfalls zunächst nur eine neue zu der alten Richtung: das überseeische Amerika mit seinem von Goldplatten glänzenden Erdboden, daher Eldorado genannt, nahm jetzt Theil am Namen und Ruhm Indiens. Dennoch, trotz aller dieser Reste der Vorzeit, erhielt bald das Streben nach Reichthum einen anderen Charakter und bediente sich anderer Mittel, und das um so mehr, je mehr die neuere Zeit vom Mittelalter sich entfernte.

In den italienischen Handelsstädten, deren Blüthe den Uebergang aus der mittleren in die neuere Zeit in ökonomischer Richtung vorbereitete, kam, vielleicht als ein Auskunftsmittel um Verluste an liegengebliebenen Waaren zu vermeiden, der Gebrauch auf, dieselben zu verloosen. So lange diese auch auf Deutschland und Frankreich übergehende Sitte auf Waaren beschränkt blieb, mochte sie vom Verlooser als Mittel einen größern oder geringern Handelsgewinn zu machen, vom Loosabnehmer als Mittel billig einzukaufen, wenn die zu verloosenden Waaren seinen Bedürfnissen entsprachen, betrachtet werden; seltener wird das Einsetzen in der Absicht geschehen seyn, um aus dem Verkaufe der gewonnenen Waaren wieder Vortheile zu ziehen. Solche Lotterien mit einer Menge von Gewinnsten in allerlei Dingen kommen auch noch jetzt als eine Form des Absatzes von Waaren vor; auch sind sie wohl so eingerichtet, daß man eine Anweisung auf einen bestimmten Werthbetrag gewinnt, die man dann nach eigener Wahl aus den vorhandenen Vorräthen sich decken mag, wie das z. B. Tag für Tag im Lowther-Bazar in London geschieht. Bei dieser Art von Lotterien kann höchstens der Unternehmer einen unmäßigen und schnellen Gewinn machen wollen, von der andern Seite wird, neben dem Wunsche, irgend welch' bestimmtes Object aus der Zahl der Gewinnste in seinen Besitz zu bringen, nur die natürliche Lust am Glückspiele in der Regel den Einsetzenden zur Theilnahme bewegen. Die Mehrzahl kann in solchen Lotterien kein Mittel sehen, ein schnelles Glück zu machen. Wäre dieß nicht der Fall, so würde eine seltsame Paradoxie in der Veranstaltung solcher

Verloosungen zum Besten der Armen liegen, wie sie gleich in der ersten Zeit der Lotterien vorkamen, und in neuester Zeit so häufig geworden sind: es wird aber Niemanden einfallen, zu behaupten, daß hier die Einsetzenden sich auf Kosten der Armen bereichern wollen. Diese Lotterien sind vielmehr oft sehr ohne Reiz für den Kargen, welchen sie zwingen, wohlthätig zu seyn, indem er Anstandshalber dem wohlberechneten Angebot durch aufopfernde Unternehmerinnen nicht ausweichen kann. Zu einem allgemeinen Mittel schnell Reichthum zu erwerben, konnten die Lotterien erst werden, als Geldgewinnste an die Stelle der Waaren traten. Hier war die Aussicht gegeben, durch einen kleinen Einsatz unmittelbar in den Besitz von größeren Summen zu kommen, die man nicht erst durch unsicheren Wiederverkauf gewonnener Gegenstände, wovor der Nichtkaufmann eine Scheu haben mochte, zu realisiren brauchte. Auch der Uebergang von der Waarenlotterie zur Geldlotterie scheint in Italien und zwar zur Zeit des Einströmens edler Metalle aus dem neuentdeckten Amerika, zuerst gemacht worden zu seyn; im Jahre 1530 kommt in Florenz eine Geldlotterie vor, 1571 in Venedig schon ein öffentlicher Beamter zu ihrer Beaufsichtigung. Indem nun schon im sechzehnten Jahrhundert in verschiedenen Ländern, namentlich in Frankreich, Holland, England die Geldlotterien als bequemes Mittel erkannt wurden, um zu bestimmten Zwecken, welche große Mittel erforderten, wie unter Anderem öffentliche Bauten, die nöthigen Capitalien schnell zusammen zu bringen; indem ferner die Fiscalbeamten sie als eine ergiebige neue Einnahmsquelle auffaßten, und als solche in ein Staatsmonopol verwandelten, ward der ewig wachen Sucht der Menge nach mühelosem Erwerbe ein neuer, breiter Weg eröffnet. Zwei Arten von Lotterien bildeten sich aus, die eigentliche oder Classenlotterie und die Zahlenlotterie oder das Lotto. Die erste ist die ältere und vornehmere Schwester, die zweite ist die jüngere, sich mehr den niedern Ständen zuwendend. Unter Lotterie im eigentlichen Sinn versteht man bekanntlich eine solche Verloosung, bei welcher für eine feste große Zahl von Loosen eine große Anzahl Gewinnste von vorausbestimmter Größe ausgesetzt werden. In der Regel sind bei solchen Lotterien die Preise der ganzen Loose zu hoch, als daß Unbemittelte sie sich leicht verschaffen könnten. Allein bis auf einen gewissen Grad öffnete sich doch auch diese Lotterie dem

Andrang der niedern Stände. Theils machte man den Preis der ganzen Loose überhaupt nicht so hoch; theils erleichterte man den Beitritt durch Anordnung auf einanderfolgender Ziehungen in Classen, so daß der Preis des ganzen Looses erst allmählig zu bezahlen war, so fern es bis zuletzt im Glücksrade blieb, oder auch nur ein Theil des Preises, wenn man es vorzog, nicht durch alle Classen durchzuspielen, oder wenn das Loos schon in einer frühern Classe herauskam; theils ging man durch Zerschlagung der ganzen Loose in Theilloose den Aermern entgegen, und wo die Lotteriespielseuche einmal um sich gegriffen hatte, da waren auch die unteren und besitzlosen Stände wohl darin erfahren, durch Zusammenschießen kleiner Beiträge sich wenigstens den Theil eines Theilloses und die Hoffnung, eines für sie im günstigsten Falle immer noch sehr großen Gewinns zu verschaffen. Denn es liegt in der Natur des phantastisch-begehrlichen Strebens, dem die Lotterie dient, sich stets die Lockung des höchsten Gewinns vorzuspiegeln. Von der Lotterie des Pays de Vaud, bei welcher ein Loos durch alle Classen 20 Franken, in der ersten aber nur 2 Franken kostet, hat man statistische Angaben über den Vermögensstand der Spieler, nach welchen von 2007 Loosen nur 164 an reiche, 909 an ziemlich bemittelte, 934 dagegen an arme, vergantete und in öffentlichem Almosen stehende Personen abgesetzt wurden. Bei weitem die größte Zahl der Loose wird überall von solchen genommen, welche den Mechanismus der Lotterien gar nicht kennen, aber auch wie manche von denen, welche ihn zu berechnen fähig wären, blendet doch der Glanz des großen Looses, ein Glücksfall, der nach Wahrscheinlichkeits-Berechnungen bei der Frankfurter Lotterie von den jetztlebenden Erben unseres Urvaters Adam noch immer nicht mit Recht erwartet werden könnte, wenn auch Adam selbst in diese Lotterie gesetzt und je sein nächster Erbe das Loos bis auf den heutigen Tag fortgespielt hätte. Der eigentliche Reiz des Glückspieles, welcher in der gespannten Aufregung besteht, tritt übrigens bei dieser eigentlichen Lotterie, wegen der langen Zwischenräume der Ziehungen in den Hintergrund: es ist durchaus die Begier zu gewinnen, die den Einsetzenden reizt. Doch ist die Lotterie der Form nach allerdings ein Glücksspiel, und deßwegen reicht ihr auch der Aberglaube die Hand. Denn das Vertrauen auf das geheimnißvolle Glück und der Glaube an unerklärliche Wirkungen von Träumen

und räthselhafte Bedeutung von Zahlen sind nah verwandte Dinge, so sehr, daß die verständigsten Menschen abergläubisch werden, wenn sie in den Zauberkreis der Fortuna treten. Wer steht unter allen Sterblichen dem Aberglauben anscheinend ferner, als Gotthold Ephraim Lessing? und doch sieht man ihn der Madame König, seiner Freundin, den Vorschlag machen, auf bestimmte Nummern zu spielen. Dieser Zahlenaberglaube fand übrigens seinen Hauptummelplatz in der zweiten Art der Lotterie (und da zeigt er sich auch bei Lessing): in dem Zahlenlotto, das auch in weit höherem Grade als die eigentliche Lotterie die Eigenthümlichkeit des Glücksspiels darbietet, und ganz geeignet ist, Jeden, auch den Aermsten, in seine Kreiselbewegung zu ziehen. Das Vaterland des Lottos ist ebenfalls eine italienische Handelsstadt, aber seine Entstehung knüpft es nicht unmittelbar an den Handel, sondern an politische Verhältnisse an. In den großen Rath zu Genua wurden aus 90 Namen 5 durch das Glücksrad gewählt, und es bestand die Sitte Wetten an diese Wahlen zu knüpfen. Der Schritt von diesen Wetten zum Lotto war einfach. Man setzte Zahlen statt der Namen und wettete auf diese mit Einsätzen. Uebrigens ward dieses Spiel erst im achtzehnten Jahrhundert allgemeiner in Europa, und so gehen wir denn für jetzt daran vorüber, um den historischen Faden nicht zu verlieren.

Stets auf die nämliche Weise wiederholte Täuschungen stumpfen nothwendig die Reizbarkeit des nach dem Glücke Jagenden für eine bestimmte Form der Lockung ab; daher sah man sich bei der Lotterie vielfach mit Namen und äußeren Formen zu wechseln veranlaßt: Blanquen, Tontinen und Lotterien liefen einander den Rang ab. Aber das Gemeinsame blieb doch bei allen diesen Anstalten, daß man seinen Einsatz in jedem Falle ganz verlor, wenn man nicht gewann. Wie nun aber — wenn sich große Gewinnste erreichen ließen, auch ohne den Einsatz Preis zu geben, indem man vielleicht nur die Zinsen opferte, ja nicht einmal nothwendig diese? Auch dieser Schritt blieb nicht aus, und knüpfte sich an eine Hauptwendung der Dinge nach dem Untergange des Mittelalters: nämlich an die Entdeckung des neuen Continents, die Auffindung neuer Seewege, die Ausbeutung und Colonisation der entferntesten Weltgegenden.

Man begnügte sich in der neueren Zeit nicht mehr, wie im Mittelalter, von fernen Landen zu träumen, in welchen man ohne

Mühe reich werden könnte, wenn man nur dort wäre; die neuere Zeit war praktischer, äußerlicher — man ging wirklich hin nach beiden Indien, und wurde reich. Allein das war doch nicht Jedermann möglich, und doch hätte Jeder gern Antheil an den Schätzen der fernen Lande gehabt. Die Schwierigkeit selbst, den überseeischen Handel zu führen, half. Man bedurfte großer Kapitalien, wie sie Einzelne damals nicht besaßen, und so entstanden Handels-Compagnien für den Colonialhandel. Zwar monopolisirte man sie bald, eben um der Unsicherheit und Langsamkeit willen, mit welchen sich die darauf verwendeten Kapitalien im Anfang rentirten und welche befürchten ließen, daß, wenn freie Concurrenz noch hinzukomme, dieser ganze Handelszweig durch den Ruin aller Betheiligten im Keim erstickt werden möchte. Allein der Handelsgeist fand ein Mittel die Theilnahme Vieler dennoch möglich zu machen. Dieß geschah, indem man Aktien-Compagnien für diesen Handel errichtete: Gesellschaften, deren Vermögen in kleinen Theilen von einer großen Anzahl Leuten zusammengeschossen werden konnte, welche dann einen verhältnißmäßigen Antheil am reinen Gewinn des Geschäfts, die sogenannte Dividende, erhielten. Im Kleinen waren ähnliche Gesellschaften zugleich entstanden mit der ganzen neueren Gestaltung des Geldwesens — mit den Wechselplätzen, Leihhäusern, Banken. Allein erst im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts bildete sich als erste solche Handelsgesellschaft im Großen die holländisch-ostindische Compagnie; den Portugiesen war im sechzehnten Jahrhundert noch nichts Aehnliches eingefallen. Es stand jedoch noch ein Jahrhundert länger an, bis diese Erfindung in ihr erstes Blüthestadium als Mittel der Erwerbung schnellen Reichthums für Viele trat. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts versprach man sich in Holland, vorzüglich aber in Frankreich nnd England von der Theilnahme an solchen Compagnien unermeßliche Vortheile. Im Jahre 1720 standen die Aktien der holländisch-ostindischen Compagnie auf 1260, nach andern selbst auf 1900 Proc. Am meisten hervorzuheben ist aber der ungeheure Schwindel, den der Schotte Law unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans zu eben jener Zeit in Paris durch die Stiftung seiner Compagnie d'Occident hervorrief; welcher Gesellschaft als ein Pendant mit ähnlichen Wirkungen die englische Südsee-Compagnie sich an die Seite stellte. Jene französische

Compagnie erhielt das Monopol des Handels von Louisiana und des Biberfellhandels, und vereinigte bald damit das Monopol des Negerhandels, wie des chinesischen und ostindischen Handels. Um die Aktien empor zu treiben, wurden Minen am Mississippi erdichtet, ward eine Dividende versprochen und bezahlt, welche die Unternehmungen unmöglich tragen konnten, wurde die Münze verschlechtert und dadurch das baare Geld im Course herabgedrückt. Die ursprünglich auf 500 Livres festgesetzten Aktien stiegen im Preise auf 18,000 bis 20,000 Livres, — als darauf Law schnell allen Kredit verlor, fielen sie auf $^2/_5$ ihres ursprünglichen Werthes, auf 200 Livres. Man würde sich jedoch ein durchaus ungenügendes Bild von dem Umfange und den Wirkungen einer solchen Aktienschwindelei machen, wenn man dabei bloß die ursprünglichen Aktionäre im Auge hätte. In der Regel kann bei Aktiencompagnien die Einlage aus dem Compagnievermögen, so lange die Gesellschaft besteht, nicht zurückgefordert, wohl aber verkauft werden. So kommen die Aktien als Handelswaare in den Verkehr, und ihr Preis muß mit der Aussicht auf Gewinn oder Verlust der Compagnien steigen oder fallen, weil die Dividende, welche sie tragen sollen, von diesem Gewinn oder Verlust abhängt. Da nun das Vertrauen auf die Gewinnste solcher Gesellschaften theils durch künstliche Mittel gesteigert werden kann, theils aber schon durch den Wunsch schnell reich zu werden, der sich in Hoffnung verwandelt, exaltirt zu werden pflegt, so werden die Aktien leicht zu einem Mittel der Versuchung Schwacher, die mit einer ihrer Begier dienenden Leichtgläubigkeit zu unmäßig hohen Preisen Aktien von Unternehmungen kaufen, die später vielleicht gänzlich fehlschlagen. Natürlich kann man aber bei einer solchen Lage der Dinge nicht nur indem man Aktien kauft, d. h. nicht bloß durch die Dividende gewinnen, welche die Aktie trägt, wenn das Geschäft gut geht; sondern auch indem man Aktien zu höherem Course verkauft, als man sie gekauft hat: und dieser letzte Weg Gewinnste zu machen, der seit den Zeiten Laws den Namen der Agiotage trägt, ist der eigentliche Handel mit Aktien, bei dem es auf einen Tauschgewinn abgesehen ist. Je sicherer begründet, je weiter vorgeschritten, je zugänglicher der öffentlichen Kenntniß in ihren Ergebnissen eine auf Aktien gebaute Unternehmung ist, desto mehr tritt dieser Handel in den Bereich solider Geschäfte; — allein in gleichem

Grade mit der Unsicherheit des Erfolges der Unternehmung nimmt er mehr und mehr die Natur eine Wette an, nähert sich dem Glücksspiel und dient der ruhelosen Gier nach leicht zu gewinnenden Schätzen. Zu Laws Zeit schon lenkte der Aktienhandel in diese Bahn, indem er die Veranlassung zu sogenanten Prämiengeschäften wurde, das heißt, Verträgen über die Lieferung einer Anzahl von Aktien auf eine bestimmte Zeit zu einem bestimmten Preise, bei welchen der Käufer von der Verbindlichkeit die Aktien anzunehmen durch die vorausbezahlte Prämie, die in den Händen des Verkäufers blieb, befreit war, wenn der Cours der Aktien in der Zwischenzeit sank, so daß sie anzunehmen und nach dem ausgemachten Preise zu bezahlen ihn Verlust kosten würde, weil sie wohlfeiler geworden; dagegen der Verkäufer kein Recht hatte vom Vertrage abzugehen, und gegen die Prämie die Gefahr übernahm, die verlangten Aktien zu dem festgesetzten Preise selbst dann liefern zu müssen, wenn am Lieferungstage der Cours der Aktien bedeutend über denselben gestiegen seyn sollte. Da es nun aber natürlich dem Käufer freistand, im letzten Falle den Verkäufer von der wirklichen Ablieferung der Aktien gegen Schadensersatz zu dispensiren, — da der Verkäufer auch im Falle der Unmöglichkeit die versprochenen Aktien zu liefern, zu nichts weiterem als zu Erstattung des Schadens angehalten werden konnte, — und da der Betrag des Schadens, den der Käufer durch die Nichtlieferung erleiden würde, der Differenz des festgesetzten und des Verfalltagscourses gleichkommt, so lag es nahe diese Differenz selbst zum Gegenstande des Geschäftes zu machen, und damit war die Möglichkeit gegeben, selbst ohne die Mühe der Herbeischaffung von Aktien, und mit nur so viel Kapital als die Differenz im einzelnen Falle voraussichtlich betragen konnte, sich bei den Chancen der Aktienunternehmung für einen ungleich höheren Betrag zu betheiligen. Dieß war nun aber weiter nichts als eine Wette, sich anschließend an die Wechselfälle in den Erfolgen der Compagnie, — wie die Wetten der Engländer bei ihren Pferderennen sich an den Sieg dieses oder jenes Pferdes anschließen. Doch ist der große Unterschied zwischen beiden, daß Wetten der letzteren Art auf einen kleineren Kreis wohlhabender Liebhaber beschränkt zu seyn pflegen — während jene Wetten auf die Erfolge der occidentalischen, oder wie sie später hieß, indischen Compagnie, nicht

auf eine Klasse, nicht auf eine Stadt, ja nicht auf das Land beschränkt blieben. Ausländische Spekulanten, namentlich Holländer und Genueser nahmen Theil an der Gesellschaft; Inländer verkauften Ländereien und Kostbarkeiten um den Erlös in Aktien der Compagnie anzulegen; in Paris selbst wurden alle Alter und Geschlechter in den Strudel hineingerissen, und die aufgeregte Spielsucht, die sich mit dem Streben nach dem raschen Gewinn verband, legte sich noch lange nicht, nachdem auch Law und seine Schöpfung gefallen waren, und erfaßte begierig die lächerlichsten und thörichtsten Gelegenheiten zu Wetten. Der Pariser Parlamentsadvocat Marais, der ein vor nicht langer Zeit gedrucktes Tagebuch in eben jener Zeit schrieb, erzählt daß im Jahre 1721, als es am Gervasiustag regnete, man in Paris begann, für oder gegen das Sprichwort, daß es vierzig Tage lang regnen werde, zu wetten. Ein gewisser Billot, aus der Stadt Uzès, eröffnete seine Wette für die vierzigtägige Dauer des Regens gegen Jedermann. Viele Wettlustige fanden sich ein; gegen die Einen wettete er in Geld, gegen die Andern in Billets, deren er mehr als für 200,000 Livres, ganz nach Art von Banknoten verfertigte; den Gegnern gestattete er Uhren, Silberzeug, Tabaksdosen, Spitzen und sogar alte Hemden einzusetzen. Es regnete ungefähr fünfzehn Tage lang. Als nun der Regen aufhörte, sagte ganz Paris: Billot hat seine Wette verloren. Darüber verlor dieser den Verstand, wenigstens ward er als toll betrachtet; einige zogen ihr Geld zurück, andere brachten empfangenes wieder. Endlich verschwand der Unternehmer auf den Rath seiner Familie, — ein Law im Kleinen. Allein nicht in den großen Verlusten, welche das Mißlingen der Law'schen Speculation über Viele brachte, — nicht in der Spielsucht, die es für eine kurze Zeit steigerte, sondern in der Verbreitung der Sucht, sich schnell und mühelos zu bereichern, lag die schlimmste und dauerndste Folge dieser Aktienunternehmung. Monthion, ein guter Gewährsmann, spricht dieß ungefähr in folgender Weise aus: Die Agiotage zu Paris zerstörte und schuf täglich wechselnde Reichthümer, und aus den Provinzen strömte man in die Hauptstadt, in welcher anwesend zu seyn zum Reichwerden zu genügen schien. Die Emporkömmlinge überließen sich einem übermäßigen Luxus, der zuerst lächerlich gemacht, und dann Mode wurde. Außer den sinnlichen Genüssen suchten sie auch die

Ostentation und nöthigten so die im Range über ihnen Stehenden zu erhöhtem Aufwand. Der Adel hörte auf der Ehre zu dienen; und da überhaupt das Geld anfing dem Besitzenden Ansehen zu geben, so wurden Ehre und Geld verwechselt und pecuniäre Belohnungen mußten nun auch denjenigen gegeben werden, welche den höchsten Klassen der Gesellschaft angehörend, bisher für geleistete Dienste nur Ehrenauszeichnungen erhalten hatten. Mit dem französischen Nationalgeiste, meint Monthion, sey auf solche Weise eine unheilvolle Umwälzung vor sich gegangen. — Uebrigens beschränkte sich wenigstens eine andere Wirkung von Law's Unternehmung nicht auf Frankreich: ihr schmähliches Ende discreditirte auf lange Zeit alle Aktiencompagnien in den Augen der großen Menge.

In dieser Zeit nun verbreitete sich das Genuesische Lotto über Europa — als habe der nimmersatte Geist, der in allen diesen Unternehmungen umgeht, es herbeigerufen, um die Lücke auszufüllen, welche durch den verlornen Glauben an jene neue Art zum Glücke zu gelangen, entstanden war. Beim Lotto stand es jedem Einzelnen frei, selbst die Summe zu bestimmen, die er auf irgend welche Zahl unter den 90 im Glücksrad befindlichen setzen wollte, und indem man die kleinsten Einsätze zuließ öffnete man den Spielplatz auch dem Aermsten. Weil aber die Gewinnste im Verhältniß der Einsatzgröße stiegen, war jeder versucht, den Einsatz möglichst hoch zu machen. Dazu kam, daß die vielfache Vermehrung des Einsatzes, welche schon der einfachste Gewinnfall brachte, und die in steigender Progression zunahm, besonders reizen mußte. Kam nämlich eine einfach besetzte Zahl heraus, so erhielt man schon 14 bis 15 Mal den Einsatz; erschien die Zahl beim Auszug an einer bestimmten Stelle unter den fünf zu ziehenden Nummern, z. B. als dritte, vierte, und war auf diese Stelle gewettet worden, so ward der Einsatz 67 bis 70 Mal bezahlt; kamen zwei besetzte Zahlen heraus, so gewann diese sogenannte Ambe den 240- bis 270fachen Betrag; die Terne, oder wenn drei besetzte Zahlen herauskamen, stieg bis auf das 4800fache, oder bei sehr niedrigen Einsätzen zuweilen bis auf das 7100fache der Einlage; die Quaterne bis auf das 64,500fache und die Quinte, wo es gestattet war sie zu besetzen, noch bei weitem höher. Diese Einrichtung machte das Lotto schnell zu

einem Fluche für die Armuth: überall stehen, wo es gestattet ist, die lockenden Zahlen vor den Fenstern der zahlreichen Collecteure; der Handarbeiter und Taglöhner widersteht schwer dem Reize in die Bude zu tragen, was er Tag für Tag oder Woche für Woche erübrigen mag; er entzieht es nicht nur sich, er raubt es auch Weib und Kindern: da ist dann kein Aufkommen aus der untersten Lage der Dürftigkeit möglich. Und sollen für die ewige Täuschung, für diesen ewig unbefriedigten Hunger der Armen, denen in der Regel vom Schicksal gerade nur so viel hingeworfen wird, als jene zu verlängern und von Neuem zu reizen dient — sollen die Hoffnungsträume von dem Glücke, das der Gewinnst bringen wird, ihnen dafür Ersatz geben? Hoffnungsträume, welche erkauft werden um den Preis aller derjenigen einfachen Genüsse, die über die Noth des Daseyns erheben und deren Vorhandenseyn in gewissem Sinne Sittlichkeit erst möglich macht, — Träume, welche eben wegen des Mangels an diesen Bedingungen der Erhebung, die Seele unsittlichen oder albernen Genüssen der Zukunft nachjagen lassen, und die ruhige Arbeit, die weise Verwendung ihres Ertrages den Gepeinigten zum Ekel und selbst zur Unmöglichkeit machen? — Leider hat dieses Uebel, obgleich die neueste Zeit wieder in andern Formen der schnellen Erwerbung von Reichthum sich besser gefällt — da und dort sich noch erhalten. Im Jahre 1828 machte Baron Dupin der französischen Deputirtenkammer einige höchst interessante Mittheilungen über die Wirkungen des Lotto in Frankreich. In den 21 Departements, wo es besonderen Anklang fand, gingen im Durchschnitt 2,200,000 Franken jährlich aus den Händen der Armen in die Taschen der Collecteure. Diese Departements waren die mit Handel und Gewerbe vorzugsweise beschäftigten, und welche ungefähr ⅓ des gesammten Grundeinkommens von Frankreich beziehen; uneheliche und Findelkinder und mehrere schwere Verbrecher fanden sich in diesen 21 Departements fast in eben so großer Zahl, als in den 65 übrigen zusammen genommen, welche im Durchschnitt nicht mehr als 81,000 Franken jährlich in die Kassen des Lotto fließen ließen. Hierin zeigt sich neben dem moralisch und social Verderblichen des Lotto deutlich auch die Wahlverwandtschaft der modernen Industrie und des Handels zu diesen Spielen, von welchen der Ackerbauer sich ferner hält, wie sie auch das Mittelalter nicht kannte.

Während so im Verlaufe des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nach einander die Lotterie, die Aktienschwindelei, das Lotto auftraten, verdrängten sie einander nicht sowohl, als vielmehr immer die nachfolgende Form desselben Strebens irgend einen Mangel der früheren für eine bestimmte Zeit oder für eine bestimmte Klasse der Gesellschaft ergänzte. Wenn bei der Lotterie die Einlage für Viele zu groß war und in der Regel verloren ging, — so ward bei der Betheiligung in Aktien-Compagnien dieser letzte Mangel vermieden; das Lotto aber machte durch Beseitigung des ersten den letzten vergessen und öffnete die Rennbahn nach dem goldnen Ziele auch den Armen und Aermsten. Wenn die Lotterie noch hervorging aus dem alten Waarenhandel des Mittelalters, aber zur Geldlotterie wurde, wie die Geldverhältnisse mit der veränderten Richtung des Handels und dem Auffinden der amerikanischen Bergwerke sich änderten, so knüpften sich die Aktienunternehmungen an die neue Wendung, welche der Waarenhandel durch das Colonialwesen genommen und zugleich an eine neuere Umgestaltung der Geldverhältnisse, welche durch Benutzung des Credits im Großen dem innerlich werthvollen Metallgelde ein papiernes Tauschmittel entgegenstellte; jene Lawische Compagnie namentlich hatte zur Seite eine Bank, welche in großen Massen Papiergeld ausgab, auf welches wir jedoch erst unten zurückkommen werden. Beim Lotto dagegen ist nicht der zufällig politische Anknüpfungspunkt, sondern die, auch auf die untern Stufen und namentlich den mit den Gewerken und dem Handel beschäftigten Theil der Gesellschaft, sich erstreckende Wirkung, ein charakteristisches Merkmal.

Aber nicht bloß die neue Entwicklung der ökonomischen Interessen der Gesellschaft, auch die Umgestaltung der politischen Welt bot dem ungemeßnen Trachten nach raschgewonnenem Reichthum einen neuen Anhaltspunkt, — natürlich übrigens auf der ökonomischen Seite des politischen Lebens, denn wie könnte das Gelüste nach Vermögen von dieser sich losreißen? Es ist also die, mit der Consolidirung der kleinen Territorien des Mittelalters zu großen Staaten, und mit der Einwirkung der neueren Handels- und Geldverhältnisse auf den Staatshaushalt verbundene, Umgestaltung des Finanzwesens, welche ins Auge zu fassen ist. Nicht das Staatspapiergeld ist jedoch hier gemeint, welches als eigentliches

Geld zwangsweise coursirend, nur für die Regierungen, welche es ausgaben, nicht für die Einzelnen eine Einnahmsquelle werden konnte; auch nicht von den Banknoten wird hier zunächst zu sprechen seyn, welche erst später in so ausgedehnter Weise in den Bereich der Geldjägerei gezogen worden sind, daß sie unter den allgemein verbreiteten Werkzeugen derselben erscheinen, — sondern es müssen uns jetzt das Schuldenwesen der Staaten, und der sich daraus hervorbildende Staatspapierhandel beschäftigen.

Wenn früher die Regenten der kleinen Territorien Schulden machten, so thaten sie es entweder, indem sie Land und einträgliche Rechte verpfändeten, die zugleich mit der Sicherung für das Kapital dem Gläubiger durch die ihm gelassene Nutznießung Ersatz für die Zinsen gaben, welche das canonische Recht dem Christen zu nehmen verbot; oder sie borgten das Geld gegen bewegliches Pfand oder auf bloßen Credit von den Juden, den Geldmäklern des Mittelalters, welche sich im letzten Falle gegen die Gefahr des Verlustes am Kapital durch wucherliche Zinsen sicherten. Manche fürstliche Familie ist auf die erste Weise um ein Stück ihres Territoriums und ihrer Macht nach dem andern gekommen, indem sie die verpfändeten Güter, Städte und Rechte nicht mehr einzulösen vermochte; mit den Judenschulden machte man es sich leichter: man zahlte sie häufig gar nicht zurück, namentlich in Deutschland, wo der Kaiser, dessen Kammerknechte die Juden waren, den Reichsfürsten nicht selten die diesen zu zahlenden Schulden erließ; übrigens wußten die Juden in der Regel vorher schon oder bei künftigen Gelegenheiten ihr Schäfchen dennoch ins Trockne zu bringen. Als nun aber an die Stelle der patrimonialen Ansicht, welche das Land als Eigenthum des Herrschers betrachtete, allmählig die Staatsidee trat und damit der Grundsatz der Untheilbarkeit der Territorien (der übrigens mit altgermanischen Begriffen von Familieneigenthum zusammenhing und durch das Streben nach erblicher Hausmacht unterstützt ward) auch in größeren Kreisen sich immer fester begründete; als mit der hiedurch schon wachsenden Schwierigkeit für die Regierungen Geld zu entlehnen der Antrieb zum Schuldenmachen durch die steigenden Kosten, besonders der stehenden Heere und der Höfe, immer größer wurde; als der Geldreichthum nicht mehr bloß in den Händen der Juden, sondern überhaupt der handelnden Welt war,

gegen welche die despotischen Mittel, wie sie auch gegen Juden jetzt kaum mehr angewendet wurden, nicht so leicht durchzuführen waren: da sahen sich die Regierungen genöthigt, auf die unvortheilhafteste, den Grundsätzen der Privatwirthschaft geradezu widerstreitende Weise die zu ihren Ausgaben unentbehrlichen Gelder sich zu verschaffen. Gewaltstreiche gegen die Gläubiger, obgleich nicht so auffallend als die früher gegen die Juden geübten, blieben in der Noth auch nicht aus, und machten die Anlegung von Kapitalien bei Staaten noch unsicherer, als sie es ohnedieß schon war. Die Menge war froh, sich damit nicht befassen zu müssen, und nur einzelne Spekulanten zogen den Gewinn aus den Bedrängnissen des Staats. Erst als in neuester Zeit die Staaten einen sicheren Kredit sich zu verschaffen wußten, indem sie den Gläubigern beruhigende Garantieen boten, konnte die Anlegung von Kapitalien bei Regierungen, oder was das Nämliche ist, in Staatspapieren, von einer größeren Anzahl besonnener Kapitalisten zutrauensvoll geschehen. Allein diese haben wir nicht im Auge, sondern vielmehr die geldgierigen Leichtsinnigen, welche eben jene wechselnden Bedrängnisse der Staaten zu einer neuen Quelle mühelos erworbenen Reichthums zu machen wußten. Es geschah dies durch die Anwendung jenes Kunstgriffes, den wir beim Aktienhandel zuerst haben auftreten sehen, und vermöge dessen man durch Einsetzung geringer Kapitalien die Wechselfälle im Course der Staatsobligationen ebenso vortheilhaft ausbeuten konnte, wie es bei den Compagnieaktien geschehen war. Das Schwanken im Course eines Staatspapiers hängt aufs Engste zusammen mit der durch drängende Umstände veranlaßten Kreditlosigkeit desselben, mit der aus solcher hervorgehenden gesteigerten Nothwendigkeit, unter immer günstigeren Bedingungen für die Gläubiger Anlehen negoziiren zu müssen, und der Möglichkeit eines schnellen Glückswechsels, durch welchen jene Umstände und diese neuen Anlehen beseitigt werden könnten. Wo diese Verhältnisse sich finden, da ist die beste Gelegenheit, Schuldscheine eines Staates niedrig zu kaufen, da die größte Hoffnung, daß durch eine Aenderung in der Lage der Dinge der Cours bedeutend steigen und der Wiederverkauf der Papiere hohen Gewinn bringen könne. Das Schuldbuch eines Staates mit zerrüttetem Kredit in bewegten Zeitläuften, welche die Hoffnung eines Umschwungs seiner Lage nähren, ist

der beste Anhaltspunkt für jene Wetten um die Differenz der Staatspapiercourse, welche aus England stammend, mit dem englischen Namen der Stockjobberei bezeichnet werden. Wenn übrigens erst in dem großen Weltkriege, den die französische Revolution hervorgerufen, und während aller der noch dauernden Zuckungen im Innern der Staaten, die von ihr herrühren, der Staatspapierhandel zu einem Hauptmittel, sich schnell zu bereichern, auch bei der größeren Masse in den verschiedenen Ländern Europas geworden ist, so liegt der Grund hiervon theils darin, daß eben damals das Staatsschuldenwesen eine genügende Ausdehnung erreichte, um die Konkurrenz sehr vieler Gläubiger möglich zu machen, während zu gleicher Zeit der häufige Wechsel in den Regierungsformen und den äußeren Verhältnissen vieler Staaten, so wie die Verschiedenheit der Interessen und politischen Ansichten der in zwei Parteien gespaltenen Welt große Differenzen der Course nach Zeit und Ort hervorbrachten; theils aber — und darauf kommt am Ende Alles zurück — darin, daß die politische Umwälzung der civilisirten Erde in dieser Zeit alle andern Interessen verschlang, weil in ihr die große Krise der neuesten Geschichte sich durchführte, und daß sich daher auch die geldgierige, dem gefährlichen Glücke vertrauende Gewinnsucht vorzugsweise an die politisch-ökonomischen Interessen anknüpfte. So hatte im Uebergange vom Mittelalter zu der neueren Zeit diese Sucht zunächst im Waarenhandel und der neuerweckten Lust an edlen Metallen den Anknüpfungspunkt für ihr verwegenes Spiel gefunden, weil damals der Umschwung der socialen Verhältnisse durch Vermittlung eigentlich wirthschaftlicher Interessen, namentlich des Handels, vor sich ging. Nicht als ob die ganze Umwälzung sich je auf die angegebenen Kreise — den politischen, den ökonomischen — beschränkt hätte: aber die Umwälzung, die eine ökonomische Seite darbot, ging auf diesen verschiedenen Wegen; die religiöse und philosophische mögen wir hier bei Seite lassen. Insofern nun bis jetzt die politische Revolution von 1789 noch nicht vollendet, ja in einzelnen Ländern noch in vollem Gange ist, insoweit ist noch heutigen Tages, und zwar eben in Beziehung auf die Staatspapiere dieser Länder, Spaniens, Portugals, Frankreichs in Europa, der südlichen und mittleren Staaten von Amerika, die gefräßige Geldgier fortwährend auf dieses Feld angewiesen. Daher

füllen sich noch immer die Stockbörsen von London, Paris, Frankfurt mit Männern und selbst Frauen, die, ohne einerseits die erforderlichen Papiere, noch andrerseits die Mittel ihrer Deckung zu besitzen, um die Differenz der Course großer Quantitäten von Staatsobligationen wetten. Der einfachere und zugleich gewagtere dieser sogenannten Windhändel hat die Form eines gewöhnlichen Kaufes auf Lieferung oder Frist, und es verpflichtet sich dabei der Verkäufer, an einem bestimmten Tage eine bestimmte Quantität gewisser Staatspapiere zu einem festgesetzten Course dem Käufer zu liefern. Steigt nun z. B. der Cours, und jener wird durch die Unmöglichkeit, die versprochenen Summen in solchen Papieren zu liefern, oder durch die Verzichtleistung des Käufers, der sich mit dem Schadensersatz statt der Erfüllung des Vertrages begnügt, von der eigentlichen Leistung frei, so hat er dem Käufer nur noch die Differenz zwischen dem festgesetzten und dem Course des Verfalltags, als den Betrag des durch Nichtlieferung der versprochenen Papiere ihm zugefügten Schadens zu leisten. Das ist die Scheinform und formell rechtliche Begründung des Geschäftes: in Wahrheit aber ist es von Anfang an auf Nichts als diese Differenz abgesehen. Eine Modifikation dieses einfachen Geschäftes ist sodann das Prämiengeschäft, ganz mit dem Aktienhandel auf Prämie übereinstimmend, wie er uns zu Law's Zeiten schon begegnet ist. Dabei kommt aber auch vor, daß der Verkäufer seinerseits eine Prämie an den Käufer gibt, wenn er für den Fall, daß gegen seine Erwartung die Fonds im Course zu sehr steigen sollten, sich gegen allzugroßen Verlust sichern will. Statt nämlich dann am Verfalltage an der Stelle der versprochenen Papiere, welche es ihm nicht möglich ist zu liefern, den Aufschlag des Verfalltagscourses über den festgesetzten Cours dem Käufer zu bezahlen, läßt er die geringere Prämie zurück, die er auch in dem Falle nicht wieder erhält, wenn der Cours gefallen ist. Der Sinn eines solchen Geschäftes mit einer Empfangsprämie, welche der Verkäufer dem Käufer gibt, ist also der, daß jener um Sicherung gegen einen allzugroßen Verlust zu haben, für den Fall des Gewinnstes im Voraus an diesem auf den Betrag der Prämie verzichtet. Diese Hauptformen der Stockjobberei sind übrigens keineswegs die einzig möglichen oder einzig vorkommenden Arten des Staatspapierhandels. Neben ihnen kommen insbesondere

zahlreiche andere Geschäfte vor, welche, obgleich sie nicht bloß Scheinkäufe, sondern wirkliche Kaufgeschäfte sind, doch immer noch in engster Verbindung mit unserm Gegenstande stehen, und neben der Gefahr plötzlichen Verarmens auch die Hoffnung plötzlichen Reichwerdens bei günstig auf den Cours wirkenden Chancen gewähren. Der Umfang dieser Geschäfte im Einzelnen ist nothwendig geringer, als der Umfang der Differenzgeschäfte, weil sie den Besitz des vollen Kapitals der Staatsobligationen oder eines gleichhohen Kredits bei den darüber Handelnden voraussetzen; sie stehen zugleich dem soliden Handel näher, indem sie die wirkliche Herbeischaffung der verkauften Staatspapiere erfordern; allein ohne Zweifel ist die Zahl der auf diese letzte Weise durch wirklichen Kauf und Wiederverkauf in Staatspapieren Speculirenden weit größer, als die Zahl der eigentlichen Jobber. Es dürfen daher diese Geschäfte unserer Aufmerksamkeit im Allgemeinen nicht entgehen, denn es sind ja nicht die Hasardspiele als solche die uns beschäftigen. Doch würde es wenig Interesse darbieten, bei den einzelnen Formen dieser eigentlichen Käufe und Verkäufe von Staatspapieren länger zu verweilen; bei dem festen Zeitkauf, dem Stellgeschäft, dem Schluß auf fest und offen, dem Schluß mit noch und noch, dem auf späteres oder früheres Verlangen — und wie die rothwelschen Namen sonst alle heißen, welche dem Eingeweihten so verständlich und lieblich klingen, als dem Faro-spieler Paroli und Va banque, oder dem Alchymisten der grüne Löwe, der Stein Aibachest und die Jungfrau der Heimlichkeiten. An diesen, den Alchymisten des Mittelalters, erinnert jedoch so lebhaft eine Gattung von Spekulanten mit Staatspapieren, daß wir sie nicht ganz übergehen mögen. Es ist dieß der Spekulant durch Arbitrage, der einsam und heimlich in seinem Kämmerchen sitzt, die Differenzen der Course verschiedener Staatspapiere an verschiedenen Börsen und in verschiedenen Zeiten mit Beachtung aller auf den Coursstand einwirkender politischer und andrer Verhältnisse, die ihm Zeitungen und geheime Correspondenzen seiner Agenten gebracht haben, berechnet, auch wohl selbst durch im Dunkel ausgestreute Gerüchte die Coursveränderungen herbeizaubert; der dann auf diese Berechnungen und Veranstaltungen seine Konjunkturen baut, die in seinem Besitz befindlichen Obligationen verschiedener Staaten geschickt vertheilt, und, nachdem er sie zu

allen Thoren der Stadt hinaus mit der Abendpost an die verschiedenen Börsen, ein jedes Papier zu seiner Zeit, damit es im richtigen Moment eintreffe, gesendet hat, nun zu Hause harrt, ob die in den Tiegel geworfenen Effekten sich in Gold verwandeln werden, oder ob er durch irgend einen Unstern gezwungen werden soll, seine geheime Arbeit von vorne wieder zu beginnen.

Uebrigens begnügte sich der Staatspapierhandel, als er lebhafter wurde, nicht mit den Formen, welche ihm der Actienhandel überlieferte; er riß auch die Form, in der das Haschen nach Reichthum sich in der neueren Zeit zuerst bewegt hatte, an sich. Die Regierungen speculirten selbst, um unter vortheilhafteren Bedingungen Anlehen machen können, auf die Gier nach Reichthum und die Lust am Glückspiel. Sie wählten als Form der Rückzahlung von Anlehen die Lotterie in der Weise, daß der Gläubiger für einen gewissen Betrag als Inhaber eines Looses betrachtet wird, welches ihm, gegen Zurücklassung des größten Theils der Zinsen, außer seinem Capital einen größeren oder geringeren Gewinn unter dem Namen einer Prämie früher oder später bringt. Indem diese Gewinnste aus den zurückgehaltenen Zinsen und Zinseszinsen bezahlt werden, der mitspielende Gläubiger aber sein Capital in keinem Falle verliert, ist bei dieser neuen Form der Lotterie der Hauptmangel der alten Lotterie vermieden, und sie nähert sich darin der Einrichtung der Actiencompagnieen; mit dem Unterschiede jedoch, daß, weil der Staat als Unternehmer kein eigentlicher Producent ist, statt der Dividenden nur Prämien ausgezahlt werden können. Mit der einfachen Theilnahme an diesen Lotterieen ist aber die Stockjobberei nicht zufrieden gewesen, es hat sich vielmehr auf den Börsen, wo solche Lotteriepapiere mit den andern umlaufen, eine neue Art des Windhandels, das Heuergeschäft, an sie angeschlossen. Anstatt Loose, welche man wirklich besitzt, einem andern, gegen Vergütung der aufgegebenen Hoffnung des Gewinnstes durch einen Aufschlag, oder eine sogenannte Prämie, zu verkaufen, — oder ihm gewisse Loosnummern auf ähnliche Weise für einen bestimmten Zeitpunkt, Falls man sie bekommen könne, zu versprechen, — macht man sich bei diesem Geschäfte anheischig, gegen eine von dem andern Contrahenten zu zahlende Prämie, demselben die Gewinnste gewisser Loosnummern auszuzahlen, welche man weder besitzt, noch auch die Absicht hat, herbeizuschaffen. Unter der Form der Cession

einer Hoffnung, hat man hier eine bloße Wette zu ungleichen Bedingungen, sich anschließend an den Erfolg der Ziehung einer Staatspapierlotterie hinsichtlich einzelner Loose, und es erscheint der Verheurer als ein eigentlicher Lotterieunternehmer, der, statt selbst Loose zu verfertigen, auszugeben und die gewinnenden Nummern zu ziehen, sich von dieser Mühe und den damit verbundenen Kosten durch die einfache Erklärung befreit, daß, welche Nummern in einer gewissen Staatspapierlotterie mit Gewinnsten herauskommen, ebendieselben Gewinnste bei ihm tragen sollen, wenn sie mit einer bestimmten Prämie als Einsatz besetzt worden sind.

Während jedoch auch nach Beendigung des großen Revolutionskrieges in einem großen Theile von Südeuropa und Südamerika die revolutionären Bewegungen, an deren schnellen Wechsel sich die Stockjobberei fortwährend anheften konnte, nicht aufhörten, legten sich die Stürme der Zeit in einem andern Theile von Europa und dem nördlichen Amerika, und der Friede begann, außer dem Kredit der Regierungen, auch Handel und Gewerbe der Unterthanen außerordentlich zu heben. Eine mehr als zwanzigjährige Friedenszeit ließ die Kapitalien sich häufen, und brütete tausend Unternehmungen zu ihrer Anlegung aus. Die Dampfmaschine, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Fabriken in Anwendung gebracht, ward nach dem Frieden zuerst in ausgedehnter Weise bei der Schifffahrt, dann später auch beim Landtransport benutzt, und steigerte die Ausdehnung der Manufakturen, wie die Vervielfältigung der Transportmittel für den Handel ins Unglaubliche. Je größer aber die Unternehmungen in beiden Gebieten wurden, desto mehr bedurfte es des Zusammentretens vieler Einzelnen, um die nothwendigen ungeheuren Kapitalien aufzubringen, und so führten sich von selbst die Unternehmungen auf Aktien in steigender Progression wieder ein. Daran knüpfte sich dann sogleich wieder die Aktienschwindelei, auf eine Weise, welche, der Intensität nach, dem früheren Schwindel in Paris und London kaum nachgab, sich aber durch die unendlich weitere Verbreitung über verschiedene Länder sowohl, als Klassen der Gesellschaft, und durch die Objecte, woran sie sich heftete, sehr deutlich als ein ächtes Kind des neunzehnten Jahrhunderts kund gab. Es kam nun auf, zu Errichtung künftiger Unternehmungen, deren Erfolg nicht nur, sondern deren

Zustandekommen selbst noch von nicht zu lenkenden Umständen abhing, Unterschriften von Theilnehmern zu sammeln, und gegen einen Theil der baaren Einlage, die dann erst allmählig vollends eingefordert wird, die vollen Aktienscheine auszugeben. Nun kommen diese in den Handel und pflegen um so schleuniger umgesetzt zu werden, als man, wenn die Unternehmung die Stimme des Publikums für sich hat, auf der Stelle durch Verkauf einen Coursaufschlag gewinnen kann, indem der Cours nicht selten schon bedeutend über pari steht, ehe die Aktien ausgegeben sind. Je weniger Einzahlungen erst gemacht sind, desto leichter kann man ohne andres Kapital, als das Agio der Actien beträgt, große Gewinnste machen. Daher ist auch immer bei Eröffnung solcher Subscriptionen, wo nur Namensunterschrift verlangt wird, gleich im Anfange der Zudrang am größten: denn wer auch gar nicht im Sinne hat, nur einen Heller einzuzahlen, unterschreibt doch z. B. für 10,000 Thaler, und indem er seine Aktien von diesem Betrag vor der Thür wieder mit 10 Procent Agio verkauft, wenn der Cours so steht, hat er durch einen Gang und einen Federzug 1000 Thaler reinen Gewinn gemacht. Im Jahre 1838 erreichte diese Art der Betreibung des Aktienhandels ihren Höhepunkt. Im Frühjahr jenes Jahres, als der Vorsteher eines der bedeutendsten industriellen Etablissements, welche gegenwärtig existiren, eine Aktiensubscription für den Fall eröffnete, daß ihm gelinge, den Bau der Eisenbahn von Paris nach Brüssel zu übernehmen, deren Fonds 48 Millionen Franken betragen sollte, überließ er bei dieser Eröffnung einem Dritten, dem er wohlzuwollen Ursache hatte, für 1½ Millionen Aktien al pari, welche dieser sogleich wieder zu 10 Procent über pari verwerthen konnte, weil im Augenblick der Eröffnung der Preis sich so hoch gestellt hatte. Kam die Unternehmung zu Stande, so hatte dieser Dritte, ohne einen Sous Kapital und wenn die Aktien auch gar nicht mehr stiegen, 150,000 Franken gewonnen. Es ist zu bezweifeln, ob je zu Law's Zeiten die Straße Quincampoix zu Paris ein lebhafteres Bild der Aktienwuth dargeboten, als in eben jenem Frühjahr 1838 die Umgebung des Fürstlich Schwarzenbergischen Palais am Rennwege in Wien. Die Subscription auf 5500 Stück Aktien des von dem Handlungshause Sina vorbereiteten Unternehmens der Wien-Raaber Eisenbahn fand dort Statt. Nicht nur war der Menschenzufluß so ungeheuer, daß

neben Polizeiwachen zu Fuß und zu Pferde, reguläre Infanterie und Kavallerie in geschlossenen Reihen den Sturm des Volkes kaum abhalten konnte, sondern es hatte sich ein großer Theil der Menge schon am vorhergehenden Tage in der Nähe des Palais aufgehalten und die Nacht dort zugebracht, um des Zutritts gewiß zu seyn. Es wurde sogar behauptet, daß einige Leute ihre Gier so weit getrieben, sich die ganze Nacht über an unsaubern Orten verborgen zu halten, und daß man andere für todt aus dem Gedränge getragen habe. Immer häufiger waren Unternehmungen geworden, die nicht sowohl deswegen gegründet wurden, damit sie zu Stande kommen sollten, als damit die Unternehmer ihre Actien hoch verkaufen konnten, indem sie dieselben, von der Sucht des Publikums unterstützt, schnell in hohen Cours zu bringen wußten, — worauf man das Project aufgeben konnte, und die durch Agiotage gewonnene Summe als Profit in den Händen der Agioteurs blieb, wenn die Käufe nicht vorsichtig unter der auflösenden Bedingung des Geschäfts für den Fall des nicht Zustandekommens der Unternehmung geschlossen worden waren. Ein hiebei benutzter Kunstgriff war namentlich der, daß die Unternehmer mit dem größten Theil der Actien an sich hielten, und diese erst verkauften, nachdem durch das Mißverhältniß der kleinen Anzahl ins Publikum gelangter Actien zu der Menge der Begehrenden, jene unverhältnißmäßig im Preise gestiegen waren. Es versteht sich von selbst, daß in den Coursschwankungen der zahlreichen in den Verkehr kommenden Aktien verschiedener Unternehmungen die Differenzgeschäfte ebenfalls einen neuen Anhaltspunkt fanden. Was aber die Objekte dieser Aktienspekulationen betrifft, an welche sich in neuester Zeit die Erwerbswuth anklammerte, so sind es zwar zum Theil auch die Gegenstände der früheren Aktienschwindeleien, so z. B. die mexicanischen Bergwerke, allein nur zum bei weitem kleineren Theile. Die meisten Objekte dieser neuesten Unternehmungen sind neu und eigenthümlich. Kanäle, Dampfschifffahrt, Eisenbahnen, bitumisirte Straßen sind Hauptzweige des aktienmäßigen Betriebs geworden. Wenn nämlich auch, wie das nicht anders seyn kann, das Actienwesen sich auf alle Arten fabrikmäßiger Gewerke auszudehnen angefangen hat, so sind es doch nicht die Gewinnste der Industrie, welche die Phantasie der Zeit so entzündet haben, daß jener Aktienschwindel entstehen konnte. Die Agiotage, welche mit

Aktien eigentlich industrieller Unternehmungen getrieben wird, wird auch bei diesen formell mehr durch das Mittel der großen Manufakturen, die wunderbare Wirkung der Maschinen und des Dampfes, als durch die Gegenstände der Industrie gereizt, — allein dieser Reiz kommt demjenigen nicht gleich, den für die Phantasie unserer Zeitgenossen die Vervollkommnung der Transportmittel hat, bei welchen Gegenstand und Mittel ihr gleich sehr entsprechen. Im Gegensatze zu der concreten, geheimnißvollen und träumerischen Phantasie des Mittelalters ist die Phantasie unserer Zeit eine abstrakte, trockne, mechanische, die durch ungeheure Zahlen und Geschwindigkeitsberechnungen angeregt wird. Man könnte wohl am kürzesten jene mittelalterliche Phantasie als eine qualitative, die unsrige als quantitativ bezeichnen. Diese neue Form der Phantasie ist die natürliche Folge der verständigen Richtung der neueren Zeit. Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, daß die Phantasie, das regelloseste und willkürlichste Vermögen des Geistes, im Gebiete der geregeltsten Thätigkeit, der Mathematik, ihren Tummelplatz finden soll, — allein es ist das in der That nur ein scheinbarer Widerspruch. Die formellen Lehrsätze der Mathematik sind allerdings fest und unwandelbar und lassen der Einbildung keinen Spielraum; allein die Mathematik als Wissenschaft der Größen hat in ihrem Gegenstande ein unendliches Feld für die quantitative Phantasie. Mit Beobachtung aller Gesetze der Mathematik lassen sich die Größen und Zahlen ins Unendliche steigern, und gerade das Gesetzmäßige dieser Steigerung macht, daß ihr die verständige Richtung unsers Zeitalters nicht widersteht, während poetische, mystische Schwärmereien, wie sie das Mittelalter hingerissen haben, bei der Mehrzahl keine anklingende Saite mehr vorfinden. Ueber der formellen Richtigkeit der Berechnung ungeheurer Vortheile, über dem äußern Eindruck des Erstaunlichen, welchen die Vollendung der Maschine, die Geschwindigkeit des Dampfwagens macht, vergißt der hingerissene Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, daß jede Rechnung, wenn auf Verhältnisse der Wirklichkeit angewandt, nur dann richtig ist, wenn auch diese wirklichen Verhältnisse in ihrem wahren Werthe aufgefaßt werden, und daß weder die Schönheit der Maschine, noch die Schnelligkeit des Transportmittels an und für sich Quellen von Einkommen seyn können. Bei jedem neuen Eisenbahnprojekt in Deutschland dachte

der nicht unterrichtete Gewinnsüchtige an die Ergebnisse der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, und machte darnach seine Berechnung. Mit solcher falschen Grundlage, der richtigen Würdigung der Verhältnisse verschiedener Orte untergeschoben, mag man seine Rechnung durch die vier Species aufs gewissenhafteste machen, das Facit muß dennoch falsch seyn. Ueber die verderblichen Folgen dieser Illusionen und der daran sich schließenden Spekulationen in Aktien, namentlich insofern sie sich an die Eisenbahnen anknüpfen, hat sich manche Stimme erhoben, — besonders aber laut schlägt List's Ausruf an unser Ohr, weil er nicht, wie viele der andern Gegner, ein Feind der Unternehmungen selbst, sondern nur ihres Mißbrauchs ist. „Wirft man einen Blick" — so hörte man ihn im Jahre 1838 sagen — „auf das Kolossale dieser Papierspekulationen, wie sie jetzt schon in den meisten europäischen Staaten betrieben werden; berücksichtigt man dabei, daß wir uns erst am Eingange dieser neuen Periode der Papierspekulation befinden" (das verhüte Gott! —); „bedenkt man, daß die Meinung von dem Werth dieser Effekten überall auf bloßen vagen Hoffnungen und Ansichten, also nirgends auf einer sichern Basis ruht; daß Jahrzehente vorübergehen können, bis man zu denjenigen Resultaten gelangt, welche den eigentlichen Werth derselben firiren; daß in der Zwischenzeit allen Kunstmitteln der Spekulanten freies Feld eingeräumt ist; daß alle Zwischenfälle in der Politik, im Handel, in der Industrie, auf die Course Einfluß haben, und zwar unendlich größeren, wie auf jedes andere Papier; daß folglich die Hoffnungen auf Gewinn und die Furcht vor Verlusten den weitesten Spielraum haben, und die Fluctuationen in den Coursen von Tag zu Tag sich nicht bloß auf halbe, Drittels-, Fünftels- oder Zehntels-Procente beschränken, wie bei andern Papieren, sondern 20, 50 und noch mehr Procente betragen können; daß endlich diese ungeheuren Fluctuationen von einem europäischen Land in das andere spielen und sich wechselseitig steigern, und daß die Aktienkrisen bei jedem neuen Ereigniß, ja sogar bei jeder wirklich oder auch nur scheinbar vortheilhaften oder nachtheiligen Erfahrung oder neuen Erfindung zu allgemein europäischen werden — zieht man alle diese, nicht nur möglichen, sondern nothwendigen Folgen der unbeschränkten Eisenbahnpapier-Spekulationen in Erwägung, so erschrickt man vor der Masse des Unheils, welches dadurch über die Völker

kommen muß." — Seit jener Zeit, da diese gewichtigen Worte gesagt worden, ist die Fluth der nichtigen Spekulation auf diesem Felde glücklicherweise in Europa bedeutend gesunken, aber abgeflossen ist sie noch nicht, und sie kann schnell wieder wachsen.

Das Maaß der Mittel und Wege, sich schnell zu bereichern, und der Benutzung derselben könnte hiemit schon gerüttelt voll erscheinen, allein wo ist die Grenze dieser Seuche? Derselbe Boden des neuen Handelswesens, aus welchem fast alle die Formen, welche dieselbe in neuerer Zeit angenommen, emporgesproßt sind, trug noch andere Keime in sich, die zur Nahrung der nämlichen Begier aufgetrieben werden konnten. Von diesen sollte erst in neuester Zeit einer zur Blüthe in jener neuen Welt kommen, deren Auffindung von so entscheidendem Einflusse auf die ganze Gestaltung des uns beschäftigenden Strebens gewesen ist. Jenes Nordamerika, von Vielen noch jetzt als ein gesegnetes Paradies betrachtet, wie wir dagegen überzeugt sind, von Gott mit dem schweren Fluche der Geistlosigkeit und Unsittlichkeit belegt; jenes sogenannte Land der Vernunft und der Freiheit, wo die höchsten Repräsentanten der Nation in ihren geheiligtesten Versammlungen sich mit Fäusten schlagen und mit Messern erstechen, wo die farbige Haut ächtet und rothe Menschen mit Bluthunden zu Tode gehetzt werden; jenes neue Volk der Juden, das sich auch für ein auserwähltes Volk Gottes hält, und doch weil es den Herrn und Meister, den Geist, kreuzigt, ewig in der Materie umirren und mit seinen alttestamentlichen Brüdern dieselbe Bahn wandeln muß; jenes Land und Volk hat folgerecht die Jagdlust nach dem rollenden Gelde zur unsinnigsten und weitverbreitetsten Wuth ausgebildet, so sehr, daß ihm Erwerb der Mittel des Genusses (nicht Besitz dieser Mittel, wie beim Geizhals) zum einzigen Genusse werden zu wollen scheint, und alle Fähigkeit zu anderem Genusse darüber zu Grunde geht. Es ist auch alle Aussicht vorhanden, daß es eine geraume Zeit lang das Vergnügen haben wird, als moderner wilder Jäger in der Luft fortjagen zu müssen. Der abstrakte amerikanische Sinn will überall mit Nichts anfangen, weil ihm alles Gegebene und Historische ein Greuel ist. Mehr als sonst irgendwo hat sich daher in Amerika die Sucht, schnell reich zu werden, an die Abstraktion des Kredits und an die Escamotage der Ergänzung einer den Tauschgegenständen nicht äquivalenten Menge

von Tauschmitteln durch die Geschwindigkeit des Umlaufs angeknüpft, und es will der Glaube an die Allmacht des Kredits und die Hexerei der Schnelligkeit noch immer nicht aus dem Gehirn Jonathans weichen. Es kann und soll übrigens die hier einschlagende Geschichte des nordamerikanischen Bankwesens in seiner engen Verkettung mit dem politischen und commerciellen Leben der nordamerikanischen Staaten an dieser Stelle nicht gegeben werden, es kann hier nur auf das aufmerksam gemacht werden, worin der Trieb mit Nichts sich zu bereichern vor wenigen Jahren in höchster Höhe sich gezeigt.

Die Zettelbanken oder solche Banken, welche Scheine ausgeben, die sie stets auf Verlangen wieder einzulösen bereit sind, und die eben deßwegen im Verkehr bei allen denjenigen als Geld circuliren können, welche Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit der Bank haben, entstanden aus den Girobanken. Diese waren durch den wachsenden Handel hervorgerufene Anstalten, in welchen eine Gesellschaft von Kaufleuten ihre Kapitalien niederlegte, um die unter einander gemachten Geschäfte ohne beschwerlichen Austausch von Baarschaft durch bloßes Umschreiben des jedesmaligen Betrags von einem auf den andern ausgleichen zu können. Der wesentliche Unterschied beider ist, daß die Girobanken nur dem Verkehr der Deponenten, die Zettelbanken auch über diesen Kreis hinaus dem Verkehre dienen. Letztere, als eine Geburt des Kredits, konnten erst in der Zeit, da dieser eine Hauptrolle in der Handelswelt zu spielen anfing, im siebenzehnten Jahrhundert bedeutend werden, wenn auch einzelne früher vorkommen, und erst in der Scheide des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gelangten sie in Europa zu ausgedehnter Wichtigkeit. Um diese Zeit ward die Bank von England gegründet, nicht lange hernach errichtete Law, der eigentliche Gründer einer neuen Aera des Kreditwesens, seine Bank zu Paris. Law's Bank war es ausdrücklich verboten, Summen auszuleihen; die Bank von England macht erst seit 1823 Darlehen auf Hypotheken, und gewährt ohne solche auch denen, die mit ihr in laufender Rechnung stehen, keine Vorschüsse. Anders ist das bei andern Banken, namentlich den englischen und amerikanischen Privatbanken. Alle andere Thätigkeit der Banken, außer der Emission von Banknoten und dem Darleihen von Summen, mögen wir bei Seite lassen, denn diese beiden sind es, welche auf unsern Gegenstand allein Beziehung haben. Es ist einleuchtend,

daß ein Spekulant, dessen Scheine das Ansehen von baar Geld genießen, durch Ausgabe solcher Scheine nicht nur seine Kapitalien doppelt nutzen kann, indem er mit den Scheinen und dem Fonds, den sie repräsentiren, zugleich Geschäfte macht, sondern auch geradezu neue Kapitalien machen kann. Es mußte daher zu Errichtung von Banken, sich eine große Anzahl von Leuten gereizt finden, welche schnell reich zu werden wünschten, und so wurden jene zu Actien-Unternehmungen. Diese konnten aber nur so lange rentiren und selbst sich halten, als die Emissionen weder den Bedarf des Verkehrs überstiegen, noch im Mißverhältniß zu dem Kapital der Bank standen. In Zeiten lebhaft gesteigerten Verkehrs, da eben diese Lebhaftigkeit vermehrte Tauschmittel erfordert, ist der eigentliche Zeitpunkt der Vermehrung der Banknoten: wird hiebei jedoch die Grenze überschritten, so sinken die Banknoten im Course, weil sie bloß so weit gesucht sind, als sie die umlaufende Gütermenge repräsentiren helfen, und die Banken, welche sie nun im vollen Werthe einzulösen veranlaßt werden, müssen falliren, wenn sie nicht so viel Kapital in Kasse haben, um die zur Einlösung präsentirten Scheine unweigerlich zahlen zu können. Daß aber überhaupt eine Bank mehr Scheine emittiren kann, als sie Kapital hat, kommt daher, daß bei einem raschen Verkehr die zu Betreibung desselben nothwendigen Tauschzeichen in diesem festgehalten werden, und nur eine gewisse Anzahl derselben (je nach der größeren oder geringeren Lebhaftigkeit des Verkehrs eine kleinere oder größere) aus dem Kreislauf heraustreten und zur Umwechslung gegen baar Geld bei den Banken präsentirt werden wird. Auf der Einhaltung des richtigen Verhältnisses der baaren Fonds einer Bank zu ihren Emissionen und dieser Emissionen zu dem Bedürfniß des Verkehrs beruht die ganze Sicherheit einer Bank. Nun verleitet aber neben der Schwierigkeit der Ausmittlung des richtigen Verhältnisses sehr natürlicher Weise die Sucht nach großen Gewinnsten leicht zu einer Ausgabe von Papieren über dasselbe hinaus, und so lange dieß dem Publikum verborgen bleibt, wird sein Glaube an die Bank oder ihr Kredit nicht weichen. Aber früher oder später bringt der Lauf des Verkehrs, der die unnöthigen Tauschmittel auswirft, das Mißverhältniß an den Tag und mit der Benutzung des Kredits hat er ein Ende, weil es mißbraucht worden ist, die Fortdauer aber des guten Glaubens von

einer Seite die Einhaltung des guten Glaubens von der andern voraussetzt. Diese Wahrheiten sind so einfach, so oft durch die Erfahrung bewiesen, aber die Gier nach mühelos erworbenem Reichthum verhüllt sie immer wieder wissentlich oder unwissentlich mit Lug und Trug. Als mit dem Frieden von 1814 Gold wieder in England einströmte, verschwanden gegen 200 Landbanken, weil durch die Rückkehr des Goldes ein großer Theil der Banknoten dem Verkehr unnütz wurde, und jene nicht genug baares Capital hatten, um diese einzulösen, die nun in weit größerer Menge, als bisher zur Realisirung bei den Banken präsentirt wurden. Nachdem im Beginn der zwanziger Jahre ein Zusammenfluß von Umständen große Spekulationen begünstigt und eben dadurch eine Vermehrung von Noten auch der kleinen Banken herbeigeführt hatte, fielen in den Jahren 1825 und 1826 eben daselbst eine große Anzahl von Banken, sobald es offenbar wurde, daß der Bedarf des Verkehrs überschritten worden war. Aber Alles, was früher geschehen, verschwindet vor der großen nordamerikanischen Bankkrise des Winters 1836 auf 1837. In Nordamerika genügte bei dem ungeheuren Aufschwung, den der Handel daselbst gewonnen, das baare Geld längst nicht mehr den Erfordernissen des Verkehrs; auch die ältere und neuere Bank der vereinigten Staaten mit vorwiegend politischem Zwecke füllte die Lücke nicht aus. Mehr als zu viel dagegen thaten es die Privatbanken. Zwar fielen zwischen 1811 und 1830 eine große Anzahl solcher Banken wegen ihren unsoliden Grundlagen, aber immer neue tauchten wieder auf. Diese Banken emittirten nun nicht nur überhaupt mit größtem Leichtsinn Banknoten bis auf das Zehn-, ja Zwanzigfache ihres baaren Capitals, sondern sie gaben auch namentlich Kredit auf große Summen ohne Sicherheit, sehr erklärlicher Weise, weil sie im schlimmsten Falle, da sie auch diese Summen in Noten darliehen und wenig deckendes Capital hatten, außer ihrem Papier verhältnißmäßig wenig verloren, im günstigen Falle aber sehr viel gewinnen konnten, wenn nämlich kein hemmender Umstand in das mit sausender Schnelligkeit sich umdrehende Rad der Spekulation fiel, vielmehr der wachsende Umschwung der Geschäfte mit der täglich neu geschaffenen Masse der Circulationsmittel gleichen Schritt hielt. Durch diese Darlehen wurde über den Kreis der zahlreichen Banktheilhaber hinaus das Bankwesen noch einer großen Anzahl

anderer Erwerbsüchtigen zu einem Reiz und einer Gelegenheit des Beginnens weit aussehender Spekulationen. Die ausgedehnten Geschäfte konnten auf solche Weise eine Zeit lang wachsen; die Darlehen der Banken selbst vermehrten sie und machten auf solche Weise immer neue Emissionen von Noten möglich. Aber am Ende mußten sich diese Geschäfte doch auf irgend einen andern Gegenstand, als das Papier beziehen; man wollte kaufen und verkaufen; dabei war nicht vorauszusetzen, daß jeder Verkäufer ohne Ausnahme mit der papiernen Münze sich bezahlen zu lassen geneigt seyn werde, und man mußte darauf gefaßt seyn, ihm Gold und Silber oder Waaren von Werth gegenbieten zu können. Einer dieser Gegenstände der Spekulation waren Eisenbahnen und Kanäle, deren man so viele projectirte, daß man berechnet hat, wie die ganze Bevölkerung der vereinigten Staaten in 100 Jahren sie nicht hätte vollenden können; dieser Gegenstand war also selbst zum Theil nur Schaum, und es mußte noch andere geben. Zwei andere Hauptgegenstände nun, auf welche sich die Spekulation gerade damals vorzugsweise geworfen hatte, waren Baumwolle und Ländereien im Westen. Im Jahr 1836 betrug die Einnahme aus verkauften Ländereien 20 Millionen Dollars und kam so dem Betrage der ganzen jährlichen Staatsausgabe gleich. Man hatte übrigens hier mit Papier gekauft, und die Staatsregierung richtig voraussehend, daß dasselbe (wie verhextes Gold, wenn der Zauber gebrochen, sich in Kohlen verwandelt) wieder zu Lumpen werden könnte, sah sich zu dem sogenannten Münzcircular genöthigt, welches verordnete, daß die westlichen Ländereien nur in Gold und Silber bezahlt werden sollten. Uebers Meer her kam nun ein ähnliches, wie die Amerikaner freilich meinten, sehr altmodisches Verlangen. Die Einfuhr im Jahre 1836 hatte 150 Millionen Dollars betragen, die Ausfuhr 121 Millionen, daher die Handelsbilanz mit 29 Millionen gegen die Amerikaner war. Diese Bilanz sollte nun zum großen Theile mit baarem Geld gedeckt werden, woher es nehmen? Nur 28 Millionen Dollars baar circulirten nach dem Berichte des Staatssekretärs der Finanzen überhaupt in den vereinigten Staaten. Mit Baumwolle konnte man auch nicht mehr decken, wegen der ebenfalls durch unsinnige Spekulationen hervorgerufenen Ueberproduction von Baumwolle, mit welcher die europäischen Märkte überfüllt und die eben deßhalb so werthlos

geworden war, daß man amerikanische Baumwolle von Liverpool nach China führen und sie dort die Konkurrenz mit der ostindischen Baumwolle bestehen konnte. Wie die Banken, so hatten auch die einzelnen Handlungshäuser gewirthschaftet, und als man in Europa Mißtrauen zeigte, fiel in Amerika der künstlich aufgeblasene Reichthum noch schneller zusammen, als er entstanden war. Jeder forderte vom Andern die Erfüllung leichtsinnig eingegangener Verbindlichkeiten in vollgültigen Werthen, und da sie zu leisten sehr Vielen nicht möglich war, verbreiteten sich seit Anfangs März 1837 die Bauqueroute auf eine entsetzliche Weise. Man schrieb zu Anfang April aus Philadelphia von einer vollständigen Handels-Umwälzung; 88 Fallimente von ungeheurem Betrage wurden aus New-York berichtet; in New-Orleans warum die Mitte des Monats der Handelsstand in einem Zustande gänzlicher Zahlungs-Einstellung, nur 4—5 der größten Commissionshäuser standen dort noch, ein Viertheil der Bankdirektoren war zahlungsunfähig. Um diese Zeit erreichte der Sturm auch den Westen, der Arbeitslohn fiel überall, weil die Kapitalisten die Handwerker und Arbeiter nicht mehr beschäftigen konnten: die Nichtigkeit ihres papiernen Kapitals war an den Tag gekommen. Alle Arbeiter an der New-York- und Erie-Eisenbahn wurden entlassen, die Haupt-Ingenieure allein beibehalten. Zu Ende April war der allgemeine Ruin noch immer im Steigen: die New-Yorker Blätter verglichen den Handelszustand um diese Zeit der Pest, in deren ersten Stadien die Sterbelisten die Zahl der Todten angeben, dann aber erlahme das Gemüth beim Anblick des Unglücks und zähle die Opfer nicht mehr; so vermehren sich denn auch ungezählt die Zahlungs-Einstellungen, der höchste Handels-Kredit finde nur selten oder gar kein Vertrauen. Im Mai verbreiteten sich die Folgen dieser schrecklichen Lage auch auf England, erst Ende Mai kehrte allmählig das Vertrauen zurück, aber nach welcher Niederlage und durch welche Mittel! In New-York allein waren bis zum 19. Mai 352 Fallimente gezählt worden, das Mittel aber war ein verzweifeltes: die Einstellung aller Baarzahlungen der Banken auf ein Jahr. Die Einstellung dauerte nicht so lange, der Arbeitslohn stieg allmählig wieder, der Handel erholte sich, aber noch immer sind die Nachwehen der Krankheit fühlbar: und das Gift, das dieselbe hervorgerufen, ist keineswegs ausgeworfen. Mit Absicht ist in dieser Darstellung der

Weigerung Jacksons die baaren Ueberschüsse der Staatseinnahmen an die einzelnen Staaten zu vertheilen nicht gedacht worden; mit Absicht kein besondrer Werth darauf gelegt worden, daß das Münzcircular einen Theil der baaren Tauschmittel aus den östlichen Handelsprovinzen in den Westen zu ziehen beitrug: man hat auf diese Umstände von andrer Seite schon nur zu viel Gewicht gelegt. Auch die Ueberproduktion an Baumwolle konnte nur in zweiter Reihe als Grund des Unheils mit angeführt werden. Ein Beweis dafür, daß das Uebel nicht bloß durch Mangel an Geld und Produkten gegenüber von England erzeugt wurde, ist der Umstand, daß die ausführenden Häuser, welche keine Bilanz zu decken hatten, vor der Masse der einführenden fielen. Es mußte also das Uebel im Innern des amerikanischen Verkehrs begründet liegen, wohin auch alle übrigen Zeichen weisen. Das Mißverhältniß der Aus- und Einfuhr, die Baumwollenüberproduktion, waren selbst nur Symptome einer übertriebenen Spekulationswuth; die Zurückhaltung der Ueberschüsse der Staatskasse und das Münzcircular waren nothwendige und weise Vorsichtsmaßregeln und beschleunigten höchstens den Ausbruch einer tief in den amerikanischen Handelsgeist eingedrungenen Krankheit, die jedenfalls ihre Krise haben mußte und sie später, oder wenn die Regierung mit hineingerissen worden wäre, nur um so heftiger gehabt haben würde. Denn der Himmel zürnt der vermessenen Sucht aus Nichts im Fluge Alles machen, und mit Nichts im Nu Alles erwerben zu wollen. —

Hier nun sind wir an der Schwelle der Gegenwart angelangt, wo unser Ueberblick von selbst sich schließt, leider mit einem nicht erfreulichen Ergebniß: denn immer neue Formen der Jagd nach Reichthum haben wir auf den Schauplatz treten sehen; kaum eine darunter ist von demselben gänzlich zurückgetreten. Zwar ist anzuerkennen, daß nicht wenige Staaten in neuester Zeit Lotterie und Lotto, Windhandel in Staatspapieren und Aktien entweder als Staatsunternehmung aufgegeben oder durch Verbote als Privatunternehmung verpönt haben, und daß selbst die Gesetzgebung und Centralregierung in Nordamerika dem Unwesen der Bankschwindelei entgegen getreten ist: aber fast überall erscheint die Opposition der Regierungen als eine mehr formelle, die namentlich da keine Wirksamkeit hat, wo das wilde Streben im Kreise

von Privatunternehmungen sich bewegt, und das ist jetzt die Regel geworden. Der Grundsatz der absoluten Freiheit des Handels, in welche nicht eingegriffen werden dürfe, ist ein Hauptbeschützer jener, für den Einzelnen wie für den Staat, verderblichen Tendenz, — wie sein Zwillingsbruder: das Princip der unbeschränkten Freiheit der Gewerbe einen großen Theil des Elends unserer Tage auf einem andern Felde verschuldet. Noch ist es Ketzerei in den Augen Vieler an der Wahrheit beider Sätze zu zweifeln; aber mögen die Theoretiker sie noch eine Weile lang vertheidigen, die Praxis, welche nie und nirgends ganz von der Natur weicht, hat Beschränkungen des Handels und der Gewerbe immer und überall für unerläßlich zum Bestehen einer wohleingerichteten Gesellschaft gehalten, und die Zukunft wird es gewiß nicht für ihre Aufgabe ansehen, die Abstraktionen unserer Nationalökonomen noch weiter vom Grund und Boden der Wirklichkeit und Geschichte loszureißen, als sie es schon sind, sondern vielmehr sie auf diesen Boden zurückzuführen sich vorsetzen. Zwischen den allzugroßen Beschränkungen des Handels und der Gewerbe, welche die ältere Zeit beliebte, und der neuerdings für sie verlangten allzugroßen Willkür, welche sie aus den Gesammtinteressen des Staates zum Schaden des Ganzen losreißt, wird die Zukunft die Mittelstraße zu suchen haben und ihre Aufgabe wird seyn, die Verknüpfung des ökonomischen Kreises des gesellschaftlichen Lebens mit den politischen, intellektuellen und moralischen Interessen der Gesellschaft im Staate auf möglichst organische Weise zu bewirken. Da wird denn auch gegen die unmäßige, den Geist irreführende, den Charakter verderbende, und dadurch sowohl, als durch die Schwankungen im Besitzstande der Einzelnen, welche sie hervorbringt, für den Staat höchst gefährliche Sucht, sich schnell und mühelos zu bereichern, mit Kraft zu Felde gezogen werden, und wie alles Obige zeigt, wird die Hauptschlacht im Gebiete des Handels zu führen seyn. Daß wir damit nicht die Hoffnung aussprechen, jener Geist werde je ganz besiegt werden, brauchen wir das noch zu versichern? Wie ohne Unterlaß Krankheit an dem physischen Leben der Menschheit zehrt — in den nämlichen Grundformen, weil der Organismus des Körpers diese bedingt, doch vielfach verschieden, nach verschiedenem Ort und verschiedener Zeit, — in dieser Generation mit einem rheumatischen, in jener mit einem

entzündlichen Charakter auftretend, — dann nach Zwischenzeiten von Jahrhunderten in ungeheuren Krisen die Welt durchziehend als schwarzer Tod und Cholera, — daneben aber immerfort thätig in allen kleinen sich täglich wiederholenden Gestalten: so ist es mit den Krankheiten der Seele, die eben so wesentlich in ihrem innern Organismus begründet sind, als die des Körpers in dem seinigen, — die nicht nur nach der Nationalität wechseln, sondern auch in verschiedenen Menschenaltern in anderem Kleide auftreten, das ihnen der Genius der Zeit leiht, — hierauf in den großen Momenten der Krise, da die Weltgeschichte eine neue Wendung nimmt, mit der ganzen Seele des Menschen auch in diese Richtung hineingezogen und von ihr neu geformt werden, — neben her aber immer im Kleinen und Einzelnen mit allen möglichen Gesichtern der stillen Beobachter der Welt und ihres Treibens äffen. Aber wenn auch kein Vernünftiger hoffen wird, eine so tief wurzelnde Krankheit der Seele, wie jene Reichthumssucht ist, je ganz aus dem Treiben der Menschen verschwinden zu sehen, — wenn er es um so weniger hoffen wird, je gewisser er der Ueberzeugung ist, daß Krankheiten der Seele häufig nur umgekehrte Tugenden und verdrehte Schönheiten sind, die durch zweckmäßige Zucht und Bildung zum Besten des Einzelnen und der Gesellschaft gewendet und benutzt werden können: — so wird er doch, und zwar gerade um dieser letzteren Ueberzeugung willen, es nicht nur für möglich, sondern auch für Pflicht halten, daß der Staat, wenn geistige Epidemieen die Gesellschaft ergriffen haben, die von ihr Befallenen zu heilen suche, und ihrer Weiterverbreitung auf die Uebrigen, namentlich auf die künftige Generation, ernstlich entgegentrete, sofern er dabei als ein guter Arzt, dem Grundsatze treu bleibt: daß das Glied des Organismus, an welches sich die Krankheit angeheftet, nur im äußersten Nothfalle und wo die Erhaltung eines höheren Ganzen es erfordert, diesem geopfert werden dürfe. —

B. B.

Gedanken über die moderne schöne Literatur.

Des Menschen Wachsthum ist kein stetiges in dem Sinn, daß es vom Anfang bis zur Höhe seines Lebens in gleichem Zeitraum im Körperlichen und Geistigen immer in gleichem Maße und um gleiche Größen fortschritte. Der Mensch hat im Gegentheil Perioden beschleunigter Entwicklung, Zeitpunkte, in denen sich Körper und Geist überraschend schnell ausbilden. Unversehens sind dann die Umrisse der Gestalt, sind Miene und Haltung andere geworden, schlummernde Triebe erwachen auf einmal, das Saitenspiel der Brust verstimmt sich und stimmt sich wieder nach einem neuen Ton, und über ganzen bisher dunkeln Geistesgebieten geht schnell die innere Sonne auf. Nach diesen Revolutionen im Organismus scheint das Leben geraume Zeit wieder im unmerklichen vegetativen Wachsthum stille zu stehen. — Ein ganz ähnliches Gesetz beherrscht nun aber die Entwicklung der Menschheit selbst. Jenen Stromschnellen im Leben der Individuen entsprechen in der Geschichte die Momente, wo sich eine Masse von Entdeckungen und Erfindungen in einen kurzen Zeitraum zusammendrängt. Mit reißender Schnelligkeit werden da die allgemeinen Begriffe von Gott, von der Natur, vom Geschick und der Bestimmung des Menschen umgewandelt, und nach kurzer Frist ist auch die ganze äußere Physiognomie der Gesellschaft eine andere. Aber bei einem gewissen Punkte hemmt sich die aufwärts- und vorwärtsgehende Bewegung, der eine Zeitlang rasch sich erweiternde Horizont der Menschheit fixirt sich im Großen, und es tritt wieder der gemeine Lebenszug der Geschichte

ein, in dem nur nach längerem Zeitraum ein Fortschritt oder auch in mancher Richtung ein verhältnißmäßiger Rückschritt bemerklich wird.

Eine solche Zeit der Gährung war in der Geschichte das Jahrhundert vom Concil zu Basel bis zu dem zu Trient, das Wideraufleben der Wissenschaften, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung des Seewegs nach Indien und der neuen Welt, den großen Gedanken des Copernicus, die Kirchenreformation, die erste bedeutende Schwächung Roms und die Ausbildung der Fürstenmacht umfassend. Von diesem reichen Inhalt nährte und entwickelte sich der Geist zwei lange Jahrhunderte in relativer Ruhe und Abspannung; denn bei aller äußern Bewegung fällt in diesen Zeitraum doch kaum eine That des Geistes, die nicht unmittelbar aus jenen großen Gedanken und Offenbarungen geflossen wäre. — Da trat eine neue Krisis ein, die man von jenem politischen Concil im Ballhaus zu Versailles datiren kann, und deren Ruhepunkt noch in weiter Ferne zu liegen scheint. — Das Planetensystem war so ziemlich ausgemessen, der Erdball rings aufgeschlossen; durch die analytische Arbeit zweier Jahrhunderte hatte sich das Material für Natur- und Völkergeschichte hoch aufgehäuft; alle Vermögen des Menschen waren skeptisch secirt und discutirt, alle seine Rechte theoretisch vindicirt. Jetzt sollte auf einmal dieses Aggregat begeistigt, wie zu Organismen geballt werden. Als die Hauptbrennpunkte, um die Alles lebendig anschoß, lassen sich bezeichnen das ungeheure, übergreifende Experiment der französischen Staatsumwälzung, die Entdeckung des Sauerstoffs und der polarischen und Wahlverwandtschaftsverhältnisse der Körper und Kräfte, die Kantsche Philosophie mit ihren Töchtern, der Ideal- und Naturphilosophie. — Es war kein Continent mehr zu entdecken, kein unerwartetes Vehikel rascherer Gedankenmittheilung zu erfinden; aber man kann sagen, der Mensch hat in einem kurzen, glücklichen Feldzuge sich ein großes, weites Gebiet des Geistes erobert, und indem er seinen Geist und den der Natur ineinanderfließen ließ, von sich und der Natur einen weit höheren, umfassenderen Begriff gewonnen. In einem merkwürdigen Jahrzehent, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts, ist in vielen Beziehungen für den wahren Fortschritt nicht nur unendlich mehr als in zwei verflossenen Jahrhunderten, es ist ganz Anderes und Größeres geschehen und vorbereitet worden.

Die wichtigsten Entdeckungen in der innern und äußern Welt und die Schlag auf Schlag erfolgenden eindringlichen Lehren der großen Zeitgeschichte wirkten kräftig in einander, um die Meinungen und Ueberzeugungen, das Wollen und das Thun, die ganze äußere und innere Verfassung der Gesellschaft in sehr vielen und wesentlichen Punkten völlig umzugestalten. Die Betrachtung der Natur und der Geschichte haben sich in gleichem Maße vergeistigt: die Erde ist keine starre, von todten Kräften umspielte Kugel mehr, die Geschichte ist nicht mehr ein dürrer Rosenkranz von Ereignissen, an dem die Regentenwechsel die Paternoster bilden: beide sind lebendige Organismen mit analogen Gesetzen des Wachsthums und der von der Willkür verhüllten Nothwendigkeit. Mit dieser raschen Erhebung der Begriffe von der Natur und der Geschichte, vom Geschick der Erde und der Menschheit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gehen im Leben die überraschendsten Bildungen und Auflösungen Hand in Hand. Der Geist ist überall in voller Arbeit, um im Wissen und im Leben die Dogmen der verflossenen Jahrhunderte theils zu untergraben, theils zu überbauen. Das Gebäude des überlieferten historischen Rechts, soweit es nach der Sprengung durch die Revolution und die Aufhebung des Reichs aufrecht geblieben, wird emsig abgetragen; die alte Gliederung der Stände fällt mehr und mehr auseinander; Alles, was das Leben veredelt, indem es dasselbe schmückt und erleichtert, wird immer mehr Gemeingut; es fällt eine Schranke um die andere, welche die natürliche Gleichheit, die natürliche gleiche Berechtigung zu Erkenntniß und Genuß beeinträchtigte, und in gleichem Maße tritt die ebenso natürliche Ungleichheit des Talents und des Glücks in ihre Rechte ein. Der Kühnheit des Begriffs in der Wissenschaft entspricht im äußern Leben die Keckheit des Versuchs und der That. Im Maße als dem Menschen das Verständniß der Kräfte der Natur und seiner eigenen aufging, hat er auch beide zu Erwerb und Genuß besser und kräftiger nützen gelernt. Wie sich heutzutage die alten compakten Massen der Wissenschaften in eine Menge specieller Disciplinen verzweigen, deren jede ihren eigenen Mann fordert, so sind in Ackerbau, Industrie, Handel und Verkehr Theilung der Arbeit und Association die Haupttriebfedern einer erstaunlichen, sich fortwährend beschleunigenden Entwicklung geworden, welche auf eine völlige Umbildung der materiellen

Basis der Gesellschaft auszugehen scheint. Und wenn Manches in den Tendenzen und Meinungen des Jahrhunderts eine Rückkehr zum Geist des Alterthums andeutet, so wird in veränderter Gestalt auch das wesentliche Institut zurückgeführt, auf das sich die alte Welt stützte. Das Sklaventhum erlaubte dem Freien, sich der schwersten Handarbeit zu entziehen, sich den Händeln des Staats zu widmen, nach seinen äußern und innern Kräften sich die Bildung seiner Zeit und ihre Genüsse anzueignen. Einem ähnlichen Ziele scheint die Geschichte Europas und der neuen Welt zuzurücken; nur daß der Mensch nicht mehr den Menschen in Fesseln schlägt und zur Maschine stempelt; umgekehrt hat er dem sinnreichen Verband todter Naturkräfte wie eine Seele und einen Willen eingehaucht, und er vergrößert Tag für Tag das stehende Heer automatischer Titanen, die für ihn heben und schleppen, graben und pflügen, spinnen und weben und, auf die glatte Bahn gestellt, mit dampfenden Nüstern den Raum verschlingen. Wir schwimmen mitten in der gewaltigen Strömung; aber umblickend sehen wir bereits als Früchte einer providentiellen Beschleunigung der menschlichen Entwicklung die allgemeine Potenzirung aller Wissenschaften und damit der Gewerbe, die erstaunliche Beflügelung des Verkehrs, die Nivellirung der Gesellschaft, die Popularisirung des Wissens und die von der Pflicht der Selbsterhaltung gebotene „Sagesse“ der Fürsten, und Alles dieß wie mit Dampfkraft einem unbekannten Ziele zugetrieben.

Eine merkwürdige Zeit! Aber durch den Lärm des allgemeinen Fortschritts geht ein Laut schmerzlicher Klage; während der Geist der Menschheit rastlos keck vorwärtsstrebt, scheint ihre Seele krank und verdrossen. Bei seinem Forschen über Gott, sich selbst und den letzten Grund aller Dinge zieht der Mensch mit bitterem Lächeln ein trostloses Facit, er starrt bang in den halb geleerten Becher des Genusses, überwältigt vom Gefühl einer unaussprechlichen Oede, und greift er zur Leier, so entlockt er ihr fast nur Töne der Selbstverhöhnung und der Verzweiflung. — Wie ganz anders war es in der ähnlichen stürmischen Bewegung der Geister am Beginn der neuern Zeit! Auch im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erhielt das Bewußtseyn schnell einen andern, reichern Inhalt; wie jetzt, so gingen auch damals ganz neue Sternbilder am Horizont der Menschheit auf; auch damals wurde durch einen Riß

in alle Ueberlieferung der Frieden der Gemüther gewaltsam zerstört, brannte der Kampf zwischen den alten und neuen Gedanken in Kirche, Staat und Wissenschaft. Aber mit abentheuernder Lust, den muntern Kranz der Künste in den Locken, warf sich das Jahrhundert in seine neue Bahn, mit einer Freudigkeit und einem poetischen Schwung, womit die allgemeine Stimmung im jetzigen, sonst so verwandten Geisteskampfe in grellem Contraste steht. — Es ist nicht anders, als ob diese Verschiedenheit in der Gemüthsverfassung, die moralische Atmosphäre beider Zeitalter, ihrem Wesen nach auf einem physiologischen Momente, auf einem Entwicklungsgesetz beruhte.

Das Zeitalter der Reformation entsprach im Leben des Menschen der Periode, wo dem Kind der Jüngling entspringt. Die Dämmerung in der kindischen Seele wird zum Tage, hundert in der Tiefe der Brust schlummernde Gefühle erwachen und steigen auf, das bisher Erfahrene und Erlernte belebt sich wie durch Inspiration und gruppirt sich zu lebendigen, verständlichen Bildern, und den Gott, den das Kind nur fürchtete und anbetete, lernt der Jüngling erkennen und lieben. Er glaubt die Welt zu begreifen, weil sich ihm eben erst ihre leichtern Räthsel so freundlich gelöst; lebendig ahnt er das tief Geheimnißvolle im Geist und der Natur, aber es erregt ihm nur süße, poetische Schauer, und über die schweren, tiefen Fragen, welche das Leben an den reifern, enttäuschten Menschen stellt, wird er durch naive Voraussetzungen hinweggetragen. Nach unserem Gefühl ein treues Bild der Zeit, welche nach dem Traumleben des kindlichen Mittelalters in göttlichen und menschlichen Dingen zum halben Bewußtseyn erwachte und sich mit jugendlicher Leidenschaft auf dem frisch eröffneten Geistesfelde tummelte.

Aber wie beim Menschen mit vorrückenden Jahren die Einbildungskraft vom Verstand, die Anticipation vom Raisonnement verdrängt wird, und das Leben mit seinen Enttäuschungen ein schönes Gefühl, ein glückliches Vorurtheil um das andere aus der Brust wegnimmt, so wurde auch das Zeitalter, während es den geistigen Inhalt des sechzehnten Jahrhunderts verarbeitete und in seine Consequenzen auflöste, klüger und kühler. — Vor dem Uebergang der Jugend in das reife Alter hat der Mensch in der Regel eine Periode, wo er sich für ganz fertig hält und

wohlweise alle Lebensfragen hinter sich gebracht zu haben glaubt; er blickt lächelnd auf die Blendwerke und Scrupel seiner Jugend zurück und ist nie materialistischer, für alle tiefern Regungen verschlossener und selbstkluger als in dieser Zeit des leicht befriedigten Genusses und der egoistischen Selbstbefriedigung. — Dieser Zeitpunkt im Leben findet seinen trefflichen Repräsentanten am sensualistischen achtzehnten Jahrhundert, das alle bösen Träume der Menschheit verscheucht, alle Dämonen exorcisirt zu haben meinte und sich dem Ziel der Weisheit nahe erblickte, weil es alle bangen Fragen im Namen der Vernunft summarisch beseitigt hatte.

Beim Eintritt in das eigentliche Mannesalter schlägt nun aber häufig die Weltanschauung schnell um. Der gereifte Mann, ist er einmal ernstlich vom Strome des Lebens ergriffen, wird von zahlreichen, bisher unbekannten Sorgen und Besorgnissen angetreten. Das rationelle Verhältniß zwischen seiner Vergangenheit und seiner Zukunft, und die definitive Aufgabe seines Lebens liegen erst jetzt, da letzteres über die Hälfte abgesponnen ist, klar vor ihm. Er wirft sich mit selbstbewußtem Eifer in seinen Beruf, erweitert rastlos die Kreise seines Lebens, er greift ein in das Getriebe der Stadt und des Staates, er mehrt emsig seinen äußern und innern Besitz, und erst jetzt lernt er gleich sehr den Werth der Kenntnisse und des Geldes schätzen. Aber während sich so seine äußere und intellectuelle Thätigkeit steigert, ist er auch innerlich bewegter und moralisch unruhiger geworden. Erst jetzt schmeckt er in vollem Maaße die Qualen der Habsucht, des Ehrgeizes, der gekränkten Eitelkeit auf Geistesvorzüge; seine Sinnlichkeit wird innerlich heißer und gieriger, zugleich rücksichtsloser und bewußter, raffinirter. Mitten im Schaffen und Wirken überfällt ihn lähmend Faust's fressender Gedanke, „daß wir nichts wissen können," und den Becher der Lust vergällt ihm das öde Gefühl, daß er aus dem trostlosen Zirkel des Genusses nimmer herauskommt. Er sehnt sich wechselnd zurück in den skeptischen Leichtsinn seines reifern, in das tiefe Gottesgefühl seiner zartern Jugend; aber er fühlt es schmerzlich, daß in der Brust die Saiten zerrissen sind, auf denen die kindliche Seele beim Osterglockenklang so entzückende Akkorde spielte, und doch foltert ihn auch wieder wie ein Gewissensbiß der Gedanke, daß er einmal im Uebermuth der Vernunft den Gott in seiner Brust und in der Natur verläugnet. Er

empfindet es lebhaft, daß der Zwiespalt in seinem Innern durch die ganze Natur geht, und verzweifelt zu Zeiten an der Versöhnung für sich und die Welt. — Dieser Epoche im Leben des Menschen scheint nun unser Zeitalter zu entsprechen. Sein rastloser Wissens- und Thätigkeitsdrang, das schnelle Fortschreiten auf allen materiellen und intellectuellen Gebieten, der Demokratismus, der Gelddurst, die Genußsucht und Eigensucht, und mitten im äußern Gedeihen der Mangel an Selbstbefriedigung, die tiefe moralische Unruhe, das Schwanken zwischen Glauben und Verzweiflung, zwischen Gott und Nichts — Alles bezeichnet, nach unserer Ansicht, das Jahrhundert der Revolution als die Periode der reifen, bewegten Männlichkeit, gegenüber dem jugendlichen Zeitalter der Reformation, mit seinem frommen, ahnungsvollen Blick in die neu aufgethane Welt, und dem abgekühlten Jahrhundert der Aufklärung, mit dem naseweisen Verstandesstolze.

Unsere Zeit ist wie die der Reformation eine Zeit des Ueberganges, aus deren krampfhaften, nicht selten widersprechenden und widerstrebenden Bewegungen eine neue Weltanschauung, ein neuer gesellschaftlicher Zustand, eine neue Physiognomie der Menschheit hervorgehen sollen. Dießmal aber war die Aufhebung des Gleichgewichts noch rascher als damals, der Stoß noch heftiger, der die Menschheit in doppelter Bewegung unterhält, im Begriff und der Wissenschaft aufwärts, im Politischen und Materiellen vorwärts. Und darin scheint uns nun das verschiedene Verhältniß der beiden Epochen zur Poesie und Kunst und die eigenthümliche Schwäche der unsrigen in aller höhern Kunstproduktion gegründet. — Die folgenden Bemerkungen sollen sich zunächst nur über die schöne Literatur verbreiten.

Alle Poesie, das heißt alle Kunst, gedeiht nur in einer Gesellschaft, wo der Widerstreit der Meinungen und Leidenschaften sich um den ruhenden Kern einer socialen Gliederung dreht. Sie bedarf daneben eines festen Hintergrundes von moralischen und religiösen Ueberzeugungen oder Vorurtheilen. Ob nun der Poet ernst oder lachend in diesen Inhalt seiner Zeit greift, ob er im Raum und in der Zeit darüber hinausgeht, oder im Begriff darüber hinausstrebt, ob er ihm schmeichelt oder ihn verspottet, immer ist er die Fruchterde, in der der Künstler allein wurzeln kann. — Das Zeitalter von der Mitte des fünfzehnten bis zu der des

sechzehnten Jahrhunderts wurde nun durch die rasche Berichtigung so vieler Begriffe und Vorurtheile gemüthlich nicht ausgeleert, wie der bezeichnende moderne Ausdruck lautet; es war noch durch eine Masse von Voraussetzungen aller Art befangen, an welche die Poesie sich hängen konnte; auch blieb der gesellschaftliche Verband in den wesentlichen Beziehungen der alte. Ja dieses Zeitalter wurde durch die Offenbarung der antiken Kunst und Literatur herrlich befruchtet; seine Schöpfungen in den schönen Redekünsten wurden die Keime der spätern Entwicklung bis auf diesen Tag, in der bildenden Kunst wurden sie leider sogar ihre Blüthe.

Im vorigen Jahrhundert hatte die sogenannte Aufklärung alle bürgerlichen und moralischen Grundlagen skeptisch unterhöhlt; aber noch standen alle socialen und religiösen Formen, wenn auch häufig als leere Hülsen, aufrecht, und dieser Widerspruch zwischen dem Bestehenden und dem Begriff war der Poesie wenigstens in gewissen Richtungen günstig, und sie gedieh in Moder, der hoch aufgehäuft den Gesellschaftsboden deckte. Der großen, in der gesellschaftlichen, moralischen und religiösen Tradition noch befangenen Masse stand eine kleine Zahl Wissender und Regierender gegenüber, die freilich ausgeleert genug, aber dabei meist ganz befriedigt und unzerrissen waren. Und in diesem Spiele von dunkeln Schatten und grellen Lichtern bildete sich ja auch erst unsere, die deutsche Literatur, wie wir sie von Klopstock datiren. — Man konnte glauben, mit Goethe und Schiller beginne eine zweite, höhere Phase unserer Literatur; aber gleich im zweiten Jahrzehent dieses Jahrhunderts wurde es klar, daß sie die letzten, süßesten Früchte eines fruchtbaren Sommers, nicht die Blüthen eines neuen Frühlings waren. Die Katastrophe, welche den allgemeinen Geist schnell auf einen höhern Standpunkt hob, aber zugleich mit so vielen Schöpfungen der Vergangenheit auch das Gemüth zerriß, hat auch in der Literatur ein unwiderbringliches Jenseits abgeschlossen, und das Diesseits kann nicht anders als haltlos und chaotisch seyn, da überall noch, in der äußern und der innern Welt, der Boden schwankt, der, soll die Poesie darauf ihre Hütten bauen, fest seyn oder seine Oscillationen erst beginnen muß.

Ein Landstrich, durch den eben erst eine Eisenbahn gezogen wird, ist ein lebendiges Bild der innern und äußern Unruhe

welche gegenwärtig die Menschheit stürmisch vorwärts treibt, wobei es auch nicht an Wirbeln, an in sich zurückkehrenden Bewegungen fehlt. Auf allen Gebieten des Geistes, im Glauben, im Wissen, in der Industrie, in bürgerlicher Verfassung und Gesetzgebung, wird der Boden aufgerüttelt, hier erhöht, dort erniedrigt, Berge durchbohrt, Brücken und Viadukte gesprengt und nach allen Seiten die Lokomotive in Bewegung gesetzt. Durch diese allgemeine Umwühlung ist vorläufig überall gleichsam der Humus der Poesie weggerissen; sie kann nirgends Wurzel schlagen. In diesem Gewimmel neuer, aus der allgemeinen Auflösung des Alten anschließenden Bildungen, in dieser Verwirrung von dürrem Laub und jungen Keimen zeigen sich freilich bereits die ersten Linien einer künftigen neuen Bildung, eines neuen Rechts, eines neuen Glaubens, einer neuen Standesverfassung; aber noch ist nichts fertig, noch ist Alles im Fluß; der höhern Poesie wird überall der Stoff unter den Händen weggezogen, sie kann von der Wirklichkeit nur verschwommene, wie im Hohlspiegel verzerrte Bilder geben; sie flüchtet sich daher ungeduldig vorzugsweise in die Welt des Gedankens. Hier aber wird sie von der unruhigen Stimmung der gemüthlich zerworfenen und reformatorischen Zeit überhaucht.

Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt.

Dem Geist des vorigen Jahrhunderts, der Aufklärungsperiode, sagte vorzugsweise die didaktische Poesie zu. Diese ist, sehr bezeichnend, fast ganz verschwunden, und statt derselben herrscht gegenwärtig, als Ausdruck der höchsten und tiefsten Zeitideen, die Lyrik, und zwar eine Lyrik, welche beweist, daß die Weltanschauung nicht nur eine andere, sondern auch weit tiefere, ernstere, aber auch schwermüthigere und unruhigere geworden ist. Die Menschheit hat in kürzester Frist unendlich Vieles gelernt und erfahren; aber es ist, als hätte sie zu rasch vom Baume der Erkenntniß gegessen. Schon der Gedanke, daß sie mit dem Abstreifen von so vielen Vorurtheilen des Aberglaubens wie der Vernunft, mit dem Gewinn so vieler neuen Begriffe dem Wesen der Dinge um nichts näher gekommen, ist ein beängstigender; aber ein Blick in ihre Brust erfüllt sie vollends mit Grauen: die Brust ist entleert, oder mit Entleerung bedroht, eben durch die Erhebung, vielleicht

Ueberhebung des Geistes; alle Stützen, um welche das Gefühl und die Liebe sich ranken oder ranken möchten, sind daraus weggenommen oder doch erschüttert. Der Begriff ist auf so vielen Punkten dem Gefühl zu sehr vorausgeeilt; es strebt athemlos, sich mit dem allgemeinen intellektuellen und materiellen Fortschritt ins Gleichgewicht zu setzen; es kann aber nicht früher Beruhigung finden, als bis der Begriff die Segel einzieht und den Anker fallen läßt. Dieses tiefe Weh der Zeit findet seinen vollen Ausdruck in dem, was man die Zerrissenheit genannt hat, im Schwanken zwischen der Vergötterung der Sinnlichkeit und dem entsetzlichen Gefühl der vanitatum vanitas, der Wärme der religiösen Empfindung und dem Froste des Hohns, den Fieberschauern von Lebensübermuth und Lebensüberdruß. Alle diese entgegengesetzten Meinungen und Gelüste brechen nun in der modernen Lyrik zu Tag; die lyrischen Individuen und die verschiedenen Dichterkreise unterscheiden sich vorzüglich darnach, ob in ihnen die eine oder die andere Richtung vorherrscht, und diejenigen, welche stoßweise zwischen allen Stimmungen wechseln und die eine durch die andere verhöhnen, bezeichnen sich selbst als die Modernsten. Hier handelt es sich nur darum, das Gemeinschaftliche Aller im Allgemeinen zu bezeichnen.

Die Ideen von der Autonomie des Menschengeistes, vom innigen Rapport zwischen den Regungen unseres Innern und allen Lauten und Bildern der äußern Welt, alles dergleichen, was die neuere Philosophie als Pythia der Zeit ausgesprochen, ging schnell in die allgemeine geistige und moralische Atmosphäre über, und wirkte seiner Natur nach in der Poesie nicht nur überhaupt auf stärkere Entwicklung der Lyrik, sondern gab ihr auch ganz andere Farbe und Stimmung. Wenn sich der Lyriker des vorigen Jahrhunderts mit seinen Empfindungen den Erscheinungen der äußern Natur gegenüberstellte und mit jenen wie mit diesen nur tändelte, so läßt der jetzige die innere und die äußere Welt sich in einander spiegeln; nach einander zieht er Himmel und Erde in seine Brust herab oder gießt seinen Geist über die ganze Natur aus; er sieht in allen Erscheinungen der Welt Personificationen seiner Gefühle, und in seinen Gefühlen Sinnbilder dessen, was draußen ist, wird und vergeht. Aber das ewig wiederkehrende Gefühl, daß die Schwingungen des Gemüths nie zu den Grenzen des Begriffs reichen, läßt den Dichter selten oder nie zur eigentlichen Befriedigung

kommen, und so ist die Unruhe, der Schmerz der Grundton dieser Poesie.

Diese spiritualistische Lyrik, welche das Subjektive und Objektive in sich deckenden Bildern verschmilzt, ist, der so ungleich realistischeren und körperlicheren Lyrik der frühern Periode gegenüber, durch ihre Körperlosigkeit sehr bezeichnend für das Verhältniß der gegenwärtigen allgemeinen Entwicklung zur Poesie überhaupt. Sie ist als Ganzes ein charakteristisches, jedoch nirgends scharf umrissenes Gebilde, aber näher besehen ist sie der bunt schillernde Ausdruck der so verschiedenen Ansichten über die letzten und höchsten Fragen und Interessen. Man kann es wohl schon jetzt sagen, die unabsichtlichen Schöpfungen dieses lyrischen Triebs in der letzten und der laufenden Generation machen das aus, was vielleicht allein die poetische Ehre des Zeitalters vor der Nachwelt retten wird. Sie bilden den eigentlichen Kern unserer modernen Literatur, wenn er auch im Grunde die Natur eines Kometenkernes hat.

Wenn aber diese Geistesrichtung in ihrer Reinheit die Eigenthümlichkeit und die relative Höhe unserer Literatur bezeichnet, so ist sie andernseits auch die Quelle alles dessen, was dieselbe im Ganzen so schwach, haltlos und bei allem Ringen nach Poesie so unpoetisch macht. In der Lyrik selbst haben jene Ideen vom Aufgehen des Mikrokosmus im Mosrokosmus und dergleichen bei vielen, ja bei der Mehrzahl der poetisch Angeregten nur zu einem wesenlosen, abgeschmackten Spiel mit Gefühlen geführt, wobei der Gedanke stockt oder sich albern im Kreise dreht, in jedem Falle nicht vom Flecke kommt; sie haben aber auch in allen Fächern der Literatur den wahren Dämon erzeugt, von dem unsere Belletristik besessen ist und der so widrig aufdringlich aus ihr deklamirt und raisonnirt: die unverschämte Selbstvergötterung, die suffisante Koketterie mit dem eigenen Ich, den Trieb, Alles auf sich zu reflektiren und aus sich heraus zu construiren. Der Umstand, daß der Geist, wenn er nicht gerade den lyrischen Flug nimmt, auf dem schwankenden Terrain des Jahrhunderts sich poetisch nirgends recht verkörpern kann, in Verbindung mit dem ächten Kind der Zeit, der modernen Philosophie, gibt dem grübelnden, sich selbst bespiegelnden Gedanken das Uebergewicht, und damit erhält nicht nur die Kritik ex professo eine ganz eigene Färbung, es macht auch, daß sich die Literatur selbst fast ganz in Kritik auflöst.

Die Zeit sagt sich beständig selbst vor, sie sey wesentlich eine wissenschaftlich kritische, keine produktiv poetische; und dieses klare Bewußtseyn über ihre Stimmung und Tendenz beweist eben am besten, daß für Poesie und Kunst, soweit sie naive, unbewußte Produkte ihrer Zeit sind, in der gegenwärtigen Entwicklung wenig Raum ist. Unsere ganze schöne Tagesliteratur zerfällt am Ende in Produkte, welche geradezu raisonniren und analysiren, und in solche, bei denen der Stoff nur das leichte Lattenwerk bildet, an welchem das kritische Feuerwerk abgebrannt wird. Man hat unsere Lyrik, bei der der Sänger, statt wirklich zu singen, immer nur den poetischen Prozeß in seinem Innern protokollirt, eine Poesie der Poesie genannt: in gleichem Sinne ist der größte Theil unserer modernen epischen und beschreibenden Poesie eine Kritik der großen historischen Kritik des Jahrhunderts, indem sie, vom Boden der realen Welt, auf dem sie keinen festen Fuß fassen kann, abgleitend, beständig ins Raisonnement fällt, in die Discussion der zahllosen Streitfragen, welche die Zeit bewegen. Selbst der heutige Lyriker ist ja im Grunde nichts, als ein bald prahlender und sich überhebender, bald winselnder und sich verklagender Selbstkritiker.

Die zweite Gattung, welche heutzutage die literarische Herrschaft mit der Lyrik theilt und diese extensiv weit überwiegt, ist die Epik in der Form des vielgestaltigen Romans; und auf diesem seiner Natur nach der realen Welt angehörigen Gebiete zeigt sich vollends auffallend die Unmacht der heutigen Poesie und ihr vornehmster Charakter, die Unkörperlichkeit bei aller Materialität in gewissen Beziehungen. — Wie alle Poesie, so gedeiht auch der wahre Roman nur da, wo er ein fertiges und wieder abbröckelndes Gebäude von Sitten, Meinungen und Satzungen mit dem muntern Schmuck seiner Vegetation gemüthlich umspinnen kann; aber in einer gährenden Bewegung, wo das Abschied Nehmende mit dem Werdenden gestaltlos verschwimmt, entschlüpft gleichsam der Körper der Gesellschaft dem Poeten unter den Händen; so bleibt ihm nichts übrig, als blos ihren Geist, freilich auch nicht zu fassen, sondern, wie man es nennt, aufzufassen, und so wird unwillkürlich der Poet zum Raisonnirer, und statt aus dem Leben gegriffene Menschen und Stände bringt er meistens Personificationen von Zeitleidenschaften, Tendenzen und Ansichten in Conflikt,

gekünstelte Typen der politischen, philosophischen, socialen, künstlerischen, literarischen Meinungen und Bestrebungen. Der Sittenmaler kann die unruhige, petulante Gesellschaft nicht zum Sitzen bringen, und so zeichnet er sie aus dem Kopf, und was heraus kommt ist hundertmal gegen einmal eine Karrikatur, die, wenn irgend Jemand, noch am meisten dem Künstler selbst ähnlich sieht, und seinen nächsten Umgebungen, die so häufig nicht die saubersten Winkel der Gesellschaft repräsentiren. Der auffallendste Beweis dafür, daß die Schwäche des Geistes in der Produktion eine fatalistische, in der Zeit selbst begründete ist, liegt wohl darin, daß er episch nicht nur die sociale Gegenwart und unmittelbare Vergangenheit verzerrt, sondern sogar in verlebte, der frühern Geschichte entnommene Stoffe den ganzen doctrinären, skeptischen, desperaten Wust des Tages überträgt und historische Romane gewissermaßen — l'esprit à part — in der Weise macht, in der Voltaire Geschichte schrieb.

Neben dem Roman und der Novelle macht sich in der heutigen Literatur eine neu eingeführte Bastardgattung breit, die in den zeichnenden Künsten dem Plunder des Genre und der Landschaft und der ungeheuern Produktion der Lithographie entspricht. Wir meinen alle jene politisirenden, sentimentalen, frömmelnden oder gotteslästerlichen, spiritualistisch liederlichen oder plump mit dem Fleisch handthierenden Schildereien und Sudeleien aller Art in kleinen Rahmen, die man unter dem Namen des „Genre" und des „Reisebildes" zusammenfassen kann, welch letzteres zunächst aus der großen Beweglichkeit, dem Tourismus des lebenden Geschlechts geboren worden ist. Was vom Roman gesagt worden, gilt ganz auch von diesem narkotischen Schlinggewächs der Zeit. Sieht man bei beiden ganz ab von der moralischen Seite der Erscheinung, so zeigt sich auch beim Reisebild als hervorstechender Zug die Unfähigkeit, die reale Welt, den wirklichen Menschen zu fassen, und der Trieb, aus automatischen, meist elegant aufgeputzten und mit einem gewissen spiritualistischen Materialismus überhauchten Puppen die Discussionen über die sogenannten socialen Fragen plappern zu lassen. — Es gibt ein physikalisches Kunststück, wobei am Rande einer Papierscheibe eine Menge unfaßlicher, seltsam verzogener Figuren gezeichnet sind, von denen man gar nicht weiß, was sie vorstellen sollen; setzt man aber auf die Mitte einen polirten

Metallkegel und blickt auf die Spitze desselben, so ordnet sich auf der scheinbaren Basis das an der Peripherie des Papiers formlos Zerstreute optisch zu einem deutlichen Bilde zusammen. So verhält es sich auch mit der modernen Roman=, Novellen=, Genre= und Reiseliteratur: im einzelnen Produkt lauter monströse Menschen und Gesinnungen, so daß man sich bald in ein Dontansches Statuettenkabinet, bald in ein Swiftsches Laputa versetzt glaubt; erst wenn man aus der Vogelperspektive auf das Ganze herabblickt, gruppirt sich das Chaos falscher Striche zu einem ordentlichen Bilde unserer in vollem Werden begriffenen Gesellschaft mit ihren Widersprüchen zwischen geistigem Flug und materiellen Neigungen, zwischen Ascese und Cynismus, Prostitution und Heuchelei, Demokratismus und aristokratischer Raffinerie.

Haben wir noch das Drama genannt, so ist der Kreis der Literatur im Großen so ziemlich geschlossen. Der gegenwärtige Zustand der Bühne, nicht der deutschen Magd allein, sondern auch ihrer vornehmen Gebieterinnen, macht es vollends deutlich, daß am Mangel wahrer Produktivität, an der innern Sterilität der Literatur nicht die Menschen, nicht die Talente Schuld sind. Ist etwa alles Theatralische heutzutage aus einem andern Grund so ganz ungewöhnlich haltlos und in jeder Beziehung erbärmlich, als weil sich die Aufgabe, den wirklichen, zeitgenossischen und historischen Menschen zu ergreifen, die Menschheit nach Geist und Körper vor Augen zu stellen, auf dem dramatischen Gebiete nicht witzig illudiren läßt? Die heutige Poesie kann den Menschen nicht einmal zeichnen, wie sollte sie ihn in Scene setzen können? Haben wir das Verhältniß der beschleunigten geschichtlichen Bewegung unserer Tage zu aller Kunst richtig gefaßt, so ist es jedenfalls höchst charakteristisch, daß die deutschen literarischen Kreise, welche seit einer Reihe von Jahren auf ihre Zeitgerechtigkeit, auf ihre Modernität pochen, gerade in der Dramatik so gut wie nichts producirt haben, in dem sich irgend eine Eigenthümlichkeit, irgend ein Fortschritt bemerklich machte, während sich in den andern Fächern eine gewisse Potenzirung der frühern Literatur gegenüber nicht verkennen läßt.

Wir haben oben gesehen, wie die moderne Lyrik, als Produkt der eigenthümlichen Erhebung der Begriffe vom Geist und der Natur, sich zur ältern Lyrik verhält. Aus denselben Quellen wie

ihre größere Tiefe floß ihr aber auch eine neue, reichere, mannigfaltigere, tiefsinnigere Sprache zu. Der Unterschied nach Stoff und Form springt auffallend in die Augen, wenn man z. B. Dichter von Lenaus Gehalt und Färbung mit Poeten der Salis-Matthissonschen Gattung zusammenstellt. Derselbe Einfluß mußte nun nothwendig auch die andern Fächer wenigstens in der Form befruchten. Es konnte an sich schon nicht anders seyn, als daß in einer allgemeinen Reform der politischen, wissenschaftlichen und socialen Begriffe auch die alten sprachlichen Kunstformen umgegossen wurden, daß in einer Zeit, wo in allem Wissen ganz neue Aperçus eine veränderte Ausdrucksweise herbeiführten, auch in der Literatur von selbst ein neuer Sprachquell aufsprang. Dazu kam, daß mit den raschen Fortschritten aller Wissenschaften ein Durchdringen aller Geistesrichtungen und eine unendlich beschleunigte und erweiterte allgemeine Gedankenmittheilung Hand in Hand gingen. So strömte eine Menge philosophischer, politischer, naturwissenschaftlicher, historischer, artistischer Ideen in die Massen; es gab sich von selbst, daß auch die literarische Sprache mit diesen mannigfachen geistigen Elementen geschwängert wurde, daß unter so vielen Modernisirungen auch sie sich modernisirte. Der Dichter und Schriftsteller konnte jetzt, ja er mußte die ausgetretenen Pfade des Ausdrucks verlassen und sich durch den wie ein Wunder aufgeschossenen Wald der Gedanken Bahn brechen. Die tausend neuen, ins gemeine Bewußtseyn gedrungenen Ideenassociationen schufen der Literatur ein frisches Arsenal geschliffener Waffen, eine neue bunte Palette. Vom Körper der Sprache fiel die abgelebte, in starren Falten umhergegossene Hülle ab und entblößte eine neue, glatte, in allen Farben des Regenbogens schillernde Haut. Die Sprache ist freier, lebendiger, an Beziehungen und Bildern reicher, in mancher Rücksicht präciser und incisiver, in andern bequemer und laxer geworden.

Diese Reform der Sprache, als die unmittelbare Frucht der auf den verschiedensten Punkten rasch vorwärts gedrungenen Geisteskultur, ist sicher wenigstens ein formeller Fortschritt. Derselbe wird in seiner Eigenthümlichkeit klar, wenn man etwa einen modernen Roman wie Münchhausen mit Siegfried von Lindenberg, Heine mit Thümmel, einen Schriftsteller wie Laube mit Heinse u. s. w. vergleicht. Heine war der Herold dieser „Emancipation

des Subjekts von der Form," wie man es nennt; sie wurde auch alsbald vom jungen Deutschland, und wir meinen damit nicht nur das im engern Sinn sogenannte, heftig und keck ergriffen. Aber in der Art und Weise, wie dieß geschah, wie man die Bereicherung der Form überhaupt begriff, verrieth sich gleich die innere Unfruchtbarkeit derselben zu eigentlich poetischen Zwecken. Das Bewußtseyn, die Absichtlichkeit, womit man dabei zu Werke ging, deutete geradezu darauf hin, wie wenig Haltpunkte die radikale Unruhe unserer Zeit der poetischen Hervorbringung bietet, welche ihrer Natur nach in den Individuen wie in den Zeitaltern eine in gewissem Sinn unwillkührliche ist. Es muß dabei als sehr bezeichnend hervorgehoben werden, daß das eitle Renommiren mit den neuen Sprachformen erst mit der Julirevolution recht begann, durch welches „Ereigniß" die Bewegung, die aller Poesie den Boden entzieht, so bedeutend beschleunigt wurde.

Es war ganz charakteristisch und die poetische Unmacht vorbedeutend, daß das junge dichtende und schreibende Geschlecht das in der Sprache ausgedrückte Corollarium der geschichtlichen Entwicklung, die schnell umgebildete Sprache, die für Alle dichtet und denkt, gleichsam als seine eigene geniale Schöpfung in Anspruch nahm, daß es meinte, mit Einem Schlage eine ganz neue Literatur gezaubert zu haben, weil es, vom Geist der Zeit übergossen, auf einmal in unbekannten Zungen zu sprechen anfing und in sich die Fähigkeit fühlte, über alles und Jedes und noch etwas weiter zu raisonniren. Wir werden auf dieses Verhältniß unten zurückkommen müssen. — Diese literarische Prahlerei kündigte sich schon in Platen an, so wenig er den Kreisen angehört, die wir hier zunächst im Auge haben. Er war der Kukuk, der mit seinem: quos ego und seinem ewigen: „ich will, ich kann, ich muß" die Melodie angab, in die bald der ganze Chorus einfiel. Dieser unglückliche Dichter ist überhaupt eine sehr bezeichnende Gestalt in der heutigen Poesie, sofern in ihm der Trieb zur Produktion mit der Potenz in starkem Mißverhältniß stand und die Befriedigung in der Form immer wieder im Gefühl der Leere derselben unterging.

Die sogenannte junge Literatur, in der neuen sprachlichen Rüstung, warf sich mit ungestümem Drang in die Zeit, zunächst, ihrer Mission gemäß, zum kritisch zerstörenden Geschäft. Sie machte sich daran, mit den Waffen der neuen philosophischen,

historischen, ästhetischen Begriffe die literarische Tradition zu zertrümmern, und die Alles zersetzende Kraft des Jahrhunderts bewährte sich vollkommen auch auf ästhetischem Gebiete. Mit dem bloßen Negiren war man indessen nicht befriedigt; man wollte selbstständig produciren, man wollte nicht nur bewiesen haben, daß das alte Haus der Poesie unwohnlich geworden, sondern nach neuen, pikanten, unerwarteten Planen selbst aufbauen. Aber da wurde es nun klar, daß eine Uebergangsperiode, eben als eine von Natur kritische, keine wahrhaft produktive seyn kann. Man verfiel aus dem Produciren instinktiv immer wieder ins Reflektiren über das Produciren, aus dem Setzen ins Zersetzen, aus dem Schaffen ins Umschaffen. In der Luft des Jahrhunderts, wie sie bisher Alles durchdrang, werden die Hauptelemente aller Kunst, Phantasie und Verstand, statt sich zu durchdringen, starr auseinander gehalten, und so tragen fast alle modernen poetischen Gestalten nicht den Stempel der Kunst, welche Gott gleich ihren Gebilden den Charakter der Freiheit und der Nothwendigkeit zugleich gibt, sondern den einer süffisanten Künstlichkeit. In der epischen und beschreibenden Poesie, welche, die poetische Tradition absichtlich verlassend, ebenso absichtlich modern seyn will, liegen aufs Seltsamste Verstand und Unsinn, Klarheit und Verwirrung, Ebenmaß und Verzerrung neben und untereinander; und zwar kehrt sich die gute Seite vorzugsweise dann heraus, wenn der Schriftsteller das Gewesene und das Vorhandene bespricht, sichtet, durch das Sieb seiner Dialektik laufen läßt; aber der Revers kommt zu Tage, sobald er selbstständig zeichnet, kolorirt, meißelt. Mit dem abentheuernden Poeten, der um jeden Preis noch nicht Dagewesenes schaffen will, ist es im Grunde, wie mit dem armen Junker von La Mancha, der ein so verständiger, ja weiser Mann war, so lange er nicht auf seine eigenen Thaten zu sprechen kam. Die Produktion ist die Dulcinea von Toboso des Poeten: er fängt an zu radotiren, sobald sie aufs Tapet kommt.

Von Schriftstellern, die mitten im Kreise der jungen Literatur stehen, ist es selbst laut ausgesprochen worden, daß ihr Charakter wie ihre Wirkung bis jetzt in vorherrschendem Maaße formeller, negativer Natur ist; daß das Publikum in seiner rücksichtslosen Leserei nur am Lärm und Scandal, am Staub, der von der kritischen Staupe aufliegt, am Koth, womit die sich Prostituirenden

einander bewerfen, ein ödes Behagen findet, auch wohl das Lüsterne oder geradezu Unflätige, das Elegante und Pikante in manchen neuen Produkten sich gefallen läßt, dagegen gerade von den ernstlichst gemeinten Schöpfungen der jungen Poesie sich scheu und verlegen abwendet. Die poetisch nach Neuem Ringenden fühlen auch recht gut ihre Unmacht; sie sprechen seufzend zu sich selbst:

Des mois entiers ensemble nous pensâmes,
Lûmes beaucoup et rien n'imaginâmes.

Diese demüthigende Empfindung wechselt aber immer wieder mit dem Hochmuth auf die neu gewonnene, so wirksame Form und mit dem Gefühl der Kraft im Zersetzen, und aus diesem Durchdringen entgegengesetzter Stimmungen erklärt sich das Uebermaaß der kritischen, reformatorischen Hitze, der Grimm gegen die poetisch Altgläubigen, deren Einreden einem doch so gar nichts verschlügen, wenn man wirklich bauen könnte, statt immer nur zu miniren, und sicher erklärt sich daraus auch zum großen Theil die berufene Zerrissenheit und der Weltschmerz; denn es dürfte unzweifelhaft seyn, daß die tiefe Unruhe der jetzigen Menschheit, ihr herbes moralisches Weh meist am wenigsten zu den Herzen dringt, welche schreibend am reichlichsten davon überfließen.

Die Literatur sieht sich bei ihrer Stellung zur Gesellschaft, wie diese ist oder vielmehr wird, vorzugsweise auf kritische Bestrebungen angewiesen; aber hingerissen in all die hundert Streitfragen, begnügt sie sich nicht, den literarischen Acker umzubrechen und das Sprießen des neuen Samens abzuwarten. Da der poetische Waizen gar nicht kommen will, strömt sie ungeduldig ihre Hitze in den socialen Boden aus, um die Keime politischer und moralischer Reformen, die in der Zeit sind oder die sie in der Zeit voraussetzt, rascher zum Zeitigen zu bringen; sie baut sich kritisch ein sociales Luftgebäude so aus, wie sie meint, daß sie dereinst behaglich darin wohnen könnte. Da sie der Zeit einmal nicht seyn kann, was sie seyn sollte, Priesterin und Kränzewinderin, so drängt sie sich ihr als Wehmutter bei ihren politischen und socialen Geburten auf. — Durch die rasche Aufhebung des früher im Allgemeinen erträglich erhaltenen Gleichgewichts zwischen der Natur- und Weltanschauung und dem religiösen Gefühl, wie wir dieß oben geschildert, durch das rasche Fallen so vieler traditionellen Voraussetzungen in Religion, Moral, Politik, Industrie ist die

Centrifugalkraft des Gedankens über die Gebühr verstärkt worden. Es ist sehr begreiflich, daß man in einer Zeit, welche so viele, wie für die Ewigkeit gegründeten Ueberzeugungen und Satzungen zerfallen sah, vollends alle innern und äußern Grundlagen jeder Gesellschaft phantastisch grillenhaft in Frage stellt. Man hat faktisch so Manches hinter sich gebracht, woran das vorige Jahrhundert nur mit den Zähnen der Skepsis und des Spottes genagt: das göttliche Recht, die virtuelle Verschiedenheit des Blutes nach der Geburt, den dürren, beschränkten Kastengeist aller Arten, den Nimbus des Bonzenthums u. s. w.; jetzt hängt sich in manchen Köpfen der grübelnde, skeptische Gedanke an die Satzungen der Natur, an das Verhältniß zwischen Mann und Weib, an die Ehe, an den ewigen Widerstreit zwischen sinnlichem Trieb und Gewissen. Man bietet in der Literatur in unbewußter Perfidie dem Weibe eine Emancipation an, durch die es moralisch und bürgerlich vernichtet würde, man läugnet die Vernünftigkeit der Ehe und faselt davon, das Fleisch zu emancipiren, das sich von jeher so trefflich breit gemacht. Wie der Wein nichts erfindet, sondern nur ausschwatzt, so entspricht auch im poetischen Taumel jeder Literatur jeder einigermaßen ausgesprochenen Richtung immer eine Idee, ein Gefühl, eine Meinung, ein Gelüste ihrer Zeit. Wenn aber ein Theil der heutigen Belletristik jene, wie man sie nennt, antisocialen Dogmen predigt, so repräsentirt sie nichts als das krankhafte Gelüste des Gedankens, der im lebendigen und wahren Bewußtseyn, daß sich die ganze Verfassung der Gesellschaft umwandelt, sich überstürzt und seine willkührlichen, maaßlosen Anticipationen selbst schon für den Anfang von Reformen nimmt, welche die ganze Constitution der Menschennatur unmöglich macht.

Es liegt in der Natur der Sache, daß gerade die Novellen- und Genreliteratur, welche so in windiger Prophetik die vermeintliche Zukunft ausbeutet, die verzerrtesten Gestalten, die künstlichsten, erlogensten Zustände aufzuweisen hat. Man weiß, daß sich hysterische Weiber mit diesen Produkten calmiren, wie mit gewissen scharfen, übeln Gerüchen; aber den größten Theil des urtheilsfähigen Publikums berühren sie desto widriger, unheimlicher, je mehr darin Actualität gesucht und niemals gefunden wird, je mehr Gestalten und Zustände die Prätension haben, aus den nächsten Gesellschaftskreisen genommen zu seyn und das allerneueste

Zeitgewand zu tragen. — Wie in der didaktischen, moralisirenden Poesie des vorigen aufklärerischen Jahrhunderts, so ist es auch in der heutigen skeptischen Salonsepik die Absichtlichkeit, was vorweg die Poesie tödtet. Wollte damals der Poet politisiren, moralisiren, satirisiren, so wählte er für seine Erzählung einen im Raum oder in der Zeit fern liegenden Schauplatz. Nicht unmittelbar, sondern allegorisch suchte er die Zustände der ihn umgebenden Welt zu fassen; nicht modischen Figuren legte er seine Sarkasmen und Blasphemien in den Mund; er ließ aus den Worten und Handlungen von Persern und Türken, Göttern und Bestien das **fabula docet** für das Heil des heiligen römischen Reichs hervorgehen. Dagegen im Sittenroman aus der Gegenwart hütete sich der wahre Dichter wohl, dem Leser die politische, sociale und moralische Moral beständig plump unter die Augen zu rücken. Die moderne Poesie will nun aber mit aller Gewalt die Absichtlichkeit mit der Unmittelbarkeit verknüpfen, und über diesem Bestreben, einen ewigen Widerspruch zu versöhnen, wird ihr ganzes Schaffen zu einer Art Sisyphus= und Danaidenarbeit.

Kommt dieser flüchtigen Skizze vom allgemeinen Charakter der gegenwärtigen Belletristik, soweit er sich mitten in der Bewegung fassen läßt, einige Wahrheit zu, so muß man gestehen, daß das Bild kein freundliches ist. Es wird aber noch trüber und verzerrter, wenn man sieht, wie die Literatur durch dieselbe Fatalität, welche sie hindert, sich über oder doch neben die Bewegung zu stellen, nicht nur in alle Streitfragen, sondern auch in alle Gebrechen, Leidenschaften und Thorheiten des Tages hingerissen wird, wie sie von den mächtigen Evolutionen der Zeit so selten das Schöne und Große, fast immer nur die kleinliche, schwache, kränkliche Seite abspiegelt. — Wäre es auch nicht ein sehr schweres Geschäft, so würde es schon der Raum dieser Blätter verbieten, eine auch nur einigermaßen vollständige Parallele zwischen den politischen, socialen, industriellen Phänomenen und der Verfassung der schönen Literatur zu ziehen. Wir begnügen uns, einige der auffallendsten Erscheinungen herauszugreifen und nach unserer Weise zu betrachten.

Es ist klar, daß das Jahrhundert auf Auflösung fast der ganzen alten Standesverfassung ausgeht. Vor fünfzig Jahren wollte Frankreich die Republik dadurch improvisiren, daß es bei sich und

im Bereiche seiner Waffen die Gipfel der Gesellschaft gewaltsam abriß. Es zeigte sich gleich, daß sie wieder aufgesetzt werden mußten, wenn nicht der ganze Bau auseinanderfallen sollte. Aber ehe man es sich versah, war die Demokratie doch in die Welt gekommen, nur auf einem andern Wege, als man damals gefürchtet und gehofft. Man erkannte, daß jener revolutionäre Sturm nur die Einleitung zu einem langsamern, sicherern Prozesse gewesen war, durch den die Gesellschaft äußerlich und moralisch nivellirt werden sollte. Privilegien, Kasten, Corporationen, so vieles, was die geistigen und materiellen Strömungen, Wissenschaft, Industrie, Verkehr, Handel, Ackerbau hemmte, sind bereits vom Boden weggeschafft oder mit dem Waldhammer des Jahrhunderts zum Hieb gestempelt; Tausende, sonst fruges consumere nati, sind zu Arbeit und Erwerb, Millionen an die Scholle und das Bedürfniß Gefesselter zum höhern sinnlichen und geistigen Genusse berufen; alle Wissenschaften und Gewerbe durchdringen einander und machen sich wechselseitig flüssig; durch die immer weiter gehende Theilung der Arbeit in der Wissenschaft wie im Gewerb nimmt das Begreifen, das Vermögen und die Produktion in rasch steigenden Proportionen zu; Alles, was das Leben äußerlich erleichtert und schmückt, die Bequemlichkeit und der Luxus dringen, je wohlfeiler sie durch Concurrenz werden, zu immer tiefern Schichten der Gesellschaft; der Anblick der Menschenwelt wird nach Tracht, Sitten und Manieren immer gleichförmiger, und wenn sich auch die eigentliche Geistesbildung nicht in gleichem Verhältnisse verbreitet, so werden doch von unten herauf derjenigen mehr und mehr, welche auch hierin Niemanden etwas vorgeben mögen, weil mit Allem auch das Wissen unendlich zugänglicher geworden ist und eine gewisse Auszugsbildung mittelst des Encyclopädismus so mühelos erworben wird.

So freundlich dieses Gemälde scheint, so düster ist seine Schattenseite. Die frühere Gesellschaft war durch eine ganze Gliederung geachteter Autoritäten, von der Gottes bis zu der des Zunftmeisters, in zahlreichen Sphären auseinander gehalten, die nur an den Grenzen in einander übergriffen. Geist und Gemüth der Individuen wurden überwiegend vom Centrum des Kreises, dem sie angehörten, angezogen; jeder war dem, was seines Amtes und Berufes war, ganz hingegeben; er repräsentirte und

producirte auch in der Regel, sey es in der Wissenschaft oder im Gewerbe, ein Ganzes, und er war in seiner Beschränkung und auf seiner Stufe in der Hierarchie, welche Stufe sich für ihn von selbst verstand, ein ganzer Mensch. Nach seiner Qualität kam ihm ein ausgeschiedener Antheil an der öffentlichen Ehre, an der Zeitbildung, eine bestimmte Lebensweise und äußere Haltung zu. Wie die Geistes- und Körperkraft, so verzehrte sich in diesen geschlossenen Gebieten größtentheils auch der Ehrgeiz, die Eigensucht und Habsucht. Dieses Netz historischer Dämme ist durch die Ereignisse der letzten fünfzig Jahre an zahlreichen Stellen durchstochen worden, die abgesperrten Becken der Gesellschaft haben sich brausend in einander gestürzt, die Fluth schlägt schütternd über die noch stehenden Deiche, und bedroht selbst den höchsten und mächtigsten, an den sich alle andern anlehnen, den religiösen Glauben. Durch die Auflösung so vieler Autoritäten sind unendlich Viele zum meisten, wenn befähigt, auch berechtigt; die Meisten fühlen sich, gerade umgekehrt, wie früher, vor Allem nur als Glieder des großen Ganzen, und ihrer Eitelkeit, das Ganze auch zu begreifen, ist nirgends eine Schranke gesetzt. Durch die theils gesetzliche, theils faktische Auflösung der socialen Verfassung, in der Menschen und Stände einander streng unter- und übergeordnet waren, ist auch die Standesehre hier bereits ein leerer Begriff geworden, dort auf dem Wege, es zu werden, und so konnte sich fortan die Qualität der Menschen fast nur nach dem materiellen Besitz bestimmen: das Geld wurde das große Schwungrad des ungeheuern Getriebes, in dem gegenwärtig alle geistigen und materiellen Kräfte wetteifernd in einander greifen, und im Verhältniß mit der Entfeßlung aller Triebe und der Steigerung aller Produktion erscheinen auch jene bösen Leidenschaften der Eigensucht, des Golddurstes, die Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel entfesselt und in's Kolossale gesteigert.

Durch diese historische Krisis ist nun, wie man weiß, die ganze Literatur in allen ihren Gebieten außerordentlich befruchtet und ungeheuer geschwellt, in der einen Richtung tiefer, in der andern breiter und durch Popularisirung seichter geworden. Inwiefern dadurch auch der schönen Literatur Elemente neuer Bildung zugeflossen sind, haben wir oben zu bezeichnen versucht. Wohl ist in gewissen Beziehungen ein Fortschritt nicht zu verkennen, aber

dasselbe Moment, das, wie wir im Bisherigen darzuthun versucht, die intensive Entwicklung der Künste der Einbildungskraft hemmt, steigert extentiv ihre Produktion in immer wachsendem Verhältniß, je mehr sich die Massen zu dem Kulturpunkte hinaufdringen, wo der Mensch nicht nur im körperlichen Genuß und Schmuck, sondern auch im geistigen auf der Höhe seiner Zeit seyn und ihre Moden mitmachen will.

Mit der Sprengung des allgemeinen Zunftverbands hat auch die Literatur den Anstrich des Zunftmäßigen und Esoterischen, den sie früher hatte, fast ganz abgestreift. Vor sechzig Jahren war der Kreis derer, welche ex professo den holden Pieriden opferten, zehn- und zwanzigmal kleiner, als gegenwärtig. Damals, wo alle geistigen Gebiete weit mehr als jetzt gesondert waren, suchte sich auch der Poet und Schriftsteller eine gewisse specielle Bildung zu geben. In einer ruhigeren und abgelebteren Zeit war sein Gemüth noch nicht von so verschiedenartigen Schwingungen bewegt; seine innere Welt war eine beschränktere, aber in dieser Beschränkung kräftigere und reichere; er war mehr mit seinem Ich allein, und so trug auch das, was er hervorbrachte, einen subjectiveren Stempel. Aus denselben Gründen war aber auch die Sprache, die ihm zu Gebot stand, noch kein so flüssiges, in alle Formen sich schmiegendes Element, und er hatte viel mehr, als sein Nachfolger in einer bunteren, bewegteren Welt, mit dem Ausdruck zu ringen.

Heutzutage, seit dem wunderbaren Aufschwung in allen Wissenschaften, fließt in alle Köpfe, welche auch nur einigermaßen von der Strömung der Zeit ergriffen werden, aus allen Strichen der geistigen Windrose eine Masse von Ideen und Thatsachen. Dadurch haben sich im Individuum die Pole der Kraft verwechselt: es ist reicher an aufgedrungenem Inhalt, aber innerlich unselbstständiger und, schon intellectuell, zerrissener geworden. Wie durch die allgemeine geistige Entwicklung auch die Sprache befruchtet wurde, haben wir oben anzudeuten versucht. Die Sprache ist jetzt ein weit vielseitigeres Instrument mit unendlich mehr Tasten, Registern und Pedalen, und doch keineswegs schwerer, sondern ungleich leichter zu spielen. Soll es mit Virtuosität gehandhabt werden, so bedarf es freilich auch jetzt eines Meisters, und wohl eines größern; aber es ist so organisirt, daß immer noch für rohere Ohren eine leidliche Musik herauskommt, wenn der Stümper darauf herumhämmert.

Früher fiel ein junger Mann, der Verse machte und schriftstellerte, in seiner Umgebung als ein ungewöhnliches Wesen auf. Heutzutage ist fast die Ausnahme zur Regel geworden. Man geht unter das junge Deutschland, wie man sonst unter die Soldaten ging, wenn man nichts Gescheiteres zu thun weiß oder von andern Laufbahnen zurückgewiesen worden ist, und wem seine Amtsfeder in den Subsistenzmitteln eine Lücke läßt, der führt in verlorenen Stunden die Musenfeder spazieren, und wie der Appetit im Essen, so kommen im Schreiben die Gedanken. Es gibt heute in Deutschland kein Beamten- und Lehrercollegium, kein Comptoir eines Großhändlers oder Buchhändlers, keinen Regimentsstab, keine Adelscorporation, keine Schulbank, vor Allem keine Judengasse, die nicht fortwährend zum irregulären Milizheer der schönen Literatur ihre Rekruten lieferten, wo nicht wenigstens Einer mit einer Buchhandlung oder Redaktion in Briefwechsel stände, sey es als Lieferant von lyrischen Ergüssen, oder von Lesefrüchten, Gedankenspänen und anderm Dutzendkram, sey es als Novellist, Humorist, Genre-, Landschafts-, Vieh- und Porträtmaler; sey es als eigentlicher Kritiker oder nur als Correspondent, der die Kunstausstellung, Concert, Oper, Schauspiel und das Intendanzelend bespricht; sey es endlich, und meistens, als barbarischer Uebersetzer und Sprachschänder nach der Elle: ein die Sonne der Poesie verfinsterndes Heuschreckenheer, das Tag für Tag hundert Ballen weißes Papier besprenkelt. Die tausend modernen Ideen sind im Gehirn des Belletristen wie ein Zettel aufgezogen, durch den er oft mit halbem Bewußtseyn und auf Gerathewohl sein Schiff wirft; durch den reichen Inhalt der Zeit, und selbst wieder durch die ungeheure Ausdehnung der Literatar ist ihm auf's mannigfaltigste vorgearbeitet, und während er selbst etwas zu machen glaubt, rafft er borgend und stehlend von allen Seiten mit größter Unbefangenheit das Fremde zusammen.

Aus diesen Umständen erklärt sich nicht nur die ungeheure Menge der schöngeistigen Produkte aller Art, sondern auch die charakteristische Gleichförmigkeit derselben, zwei Momente, welche auf dem Gebiet geistiger Produktion an sich schon Geringhaltigkeit involviren. Es erklärt sich daraus aber auch die Scheintiefe so vieler Hervorbringungen, so wie die Ansprüche der Verfasser auf hohe, umfassende Bildung.

Das eben erwähnte Verhältniß der Individuen zum geistigen Inhalt der Zeit mußte nothwendig darauf hinwirken, daß ihrer immer mehrere von Allem wenigstens etwas wissen und mit dem zusammengerafften Auszug aus der Bildung des Tages diese Bildung ganz repräsentiren wollen. Dieß ist die Quelle, und zugleich wieder die Wirkung jenes Encyclopädismus, der schon jetzt in Literatur und Pädagogik so weit eingedrungen, jenes Universalismus, der den nach dem Geistesschema einer andern Welt entworfenen Universitäten den Untergang droht. Seit so Viele über Alles mitsprechen, weil sie von Allem einen Hieb haben, versteht es sich von selbst, daß der Schriftsteller über Alles schreibt, ohne irgend etwas recht gelernt zu haben. **Scribimus indocti doctique poemata passim.** — Es ist sehr bezeichnend, daß zugleich mit dem Trieb nach encyclopädischem Vielwissen die Humanitätsstudien ihr früheres entschiedenes Uebergewicht in der höhern Erziehung mehr und mehr verloren haben. Wie man von der formell und materiell bildenden Kraft dieser Studien denken mag, so viel ist gewiß, seit der Erziehung so vieler Gebildeten die classische Grundlage entzogen worden, hat sich der eitle Wissensdünkel und die suffisante Unbefangenheit in der Reproduction des im Kopf Zusammengeworfenen in's Unendliche gesteigert, und dieß bringt in der schönen Literatur, im Verein mit der wesentlichen Schwäche der Produktion und der herrschenden kritischen Richtung, täglich Erscheinungen hervor, die den oberflächlichen, leicht zu ängstigenden Beobachter eine völlige Zersetzung der alten Geisteskultur fürchten lassen könnten.

Die Bildung so Vieler, welche sich schreibend in unverschämtem Selbstvertrauen an die höchsten Aufgaben wagen, gleicht dem Anzug des Lumps, der wohl einen saubern Rock und Handschuhe, aber kein Hemd hat. Der vom öffentlichen Geistesfonds unterhaltene Bettler spielt, drapirt mit dem Mantel der Modernität, den reichen Mann, der sein Gold mit vornehmer Miene in die Menge auswirft, und er und sein Buchhändler sehen lachend, wie der geblendete Pöbel den glitzernden Regen in den Mützen auffängt und nicht weiß, daß er hohle Nüsse nach Hause trägt.

Für wie Viele ist das encyclopädische Wörterbuch und das Compendium das Arsenal, aus dem sie immer frisch für das augenblickliche Bedürfniß ihre philosophische Rüstung und ihre kritischen Offensivwaffen ziehen! Einer, dem das griechische Alphabet

chaldäisch ist, thut, als ob Aristoteles in der Ursprache sein Vademecum wäre; er citirt, zu Bekräftigung einer brillanten Behauptung, Stellen aus der Politik oder Poetik, schreibt aber, sich selbst richtend und registrirend, Arysthotheles; ein Anderer wirft auf ein Tagesereigniß ein überraschendes Licht durch Vergleichung mit einem großen historischen Faktum, das er eben erst aus dem Conversationslexikon erfahren.

Ist nun aber diese Schändung unserer Bildung etwas Anderes, als die schlimme, die schwache Seite einer großen Zeitentwicklung? Die gute, die schöne Seite des herrschenden Encyclopädismus fände ihren wahren Ausdruck in einer im besten Sinne populären Poesie und Literatur. Daß die heutige Literatur diese Seite so gar nicht zu fassen vermag, dieß zeugt eben wieder für ihre tiefe Schwäche. Man muß aber anerkennen, daß die ganze Stimmung der stürmisch von unten nach oben drängenden Gesellschaft der ächten Popularisirung der Poesie und der schönen Literatur überhaupt mächtig entgegenwirkt; und so sehen wir denn, daß dieselbe Belletristik, welche die politische und sociale Hebamme der Zeit spielt, sich der Gesellschaft als maître des plaisirs und als conseiller des graces anbietet.

Die Gesellschaft gleicht sich mehr und mehr aus, democratisirt sich; die Ansprüche der höhern Stände auf das Privilegium der Bildung, des Genusses, der politischen Herrschaft, des Tonangebens in der äußern Sitte werden immer mehr herabgestimmt, die Ansprüche der niedern Stände stimmen sich hinauf. Aber diese doppelte Bewegung geht keineswegs einem in der Mitte liegenden Punkt entgegen; nicht etwa dem Ideal des schlichten Bürgers sollen die Hohen und die Niedern gleichmäßig genähert werden. Nichts weniger; die meisten Stände dringen unaufhaltsam über den Schwerpunkt der Gesellschaft hinauf der höchsten Vornehmheit und Raffinerie zu, und das Ideal der modernen socialen Welt ist der Gentleman und die Lady. Zugleich mit dem mächtigen Aufschwung der Industrie ist auch dieser Trieb aus der Auflösung fast aller hergebrachten Standesgliederung entsprungen; er wirkt seinerseits kräftig auf Beflügelung des Gewerbfleißes zurück, ist aber auch die Hauptursache dessen, was man als die schlimmste Wunde der Zeit betrachten muß, der gewissenlosen Eigensucht und Habsucht, der Vergötterung des Geldes und der nobilisirenden Kraft desselben.

Die Gesellschaft wird auf's Sonderbarste immer aristokratischer, je mehr sie sich demokratisirt, und es ist, als wollte sich der frühere tiefe Widerspruch zwischen der alten und neuen, d. h. der europäischen und der nordamerikanischen Welt in einer gemeinschaftlichen Constitution ausgleichen, in der ein allgemeiner Götze, das Geld, regiert und gouvernirt und fast lauter feine und vornehme Unterthanen hat. Der Amerikaner kann sich, oft zu seinem großen Verdruß, nicht mit den äußern Attributen der Aristokratie blähen, wie unsere Dienstritter, geadelten Juden aller Konfessionen und Ladendiener, die mit der Nelke im Knopfloch auf zehn Schritte den Ordensmann lügen. Aber mit dieser Ausnahme äußert sich der Drang nach Vornehmheit und der Kultus des Goldes diesseits und jenseits des Oceans auf ganz gleiche Weise. Man verhöhnt und verachtet den Geburtsadel als solchen, soweit er sich noch als ein Hemmniß des allgemeinen Nivellements geltend macht; aber mit äußern Mitteln, d. h. mit Geld und Gut gepaart, hat die Aristokratie in den Augen der Meisten einen poetischeren Nimbus als je; bei denselben versteht es sich auch von selbst, daß die reich und vornehm gewordene Roture die ganze Haltung des Geburtsadels annimmt. Wenn zu allen Zeiten das Leben und Treiben der höchsten Stände, ihre Comforts und geistigen Genüsse, ihre Laster, Moden und Thorheiten die besondere Aufmerksamkeit des großen Publikums in Anspruch genommen, wenn demgemäß von jeher ein großer Theil der Roman- und Theaterliteratur sich um Interessen und Handlungen der Hochgebornen und Hochgestellten gedreht hat, so hat sich Beides heutzutage maßlos gesteigert. Die Literatur, unvermögend, das bunte, verschwimmende Bild der Gesellschaft poetisch zu fassen, weiß instinktmäßig nichts Besseres zu thun, als diesem rohen Trieb nach Raffinerie eben so roh zu schmeicheln, und daher kommt es, daß auch die Putzladen- und Wachstuben-Belletristik, daß namentlich die Journalistik für den großen Haufen vor Allem fashionabel seyn will.

Es zeigt sich offenbar, daß mit der Gesellschaft auch die schöne Literatur zugleich demokratischer und aristokratischer geworden ist. Es gibt keine, oder fast keine dem Geburtsadel entsprechenden genialen Autoritäten, keine Subordination der Talente mehr; wie alle Bürger unter dem Gesetz, so stehen alle Schreibenden als

Gleiche unter dem Zeitgeist; wie aber in der Gesellschaft Alles elegant und vornehm seyn will, so sind alle Schriftsteller als solche geistreich, und als Menschen elegant und vornehm noch dazu. Namentlich in dem bei weitem umfangreichsten Gebiete, im Erzählungsfache im weitesten Sinn und in der unterhaltenden Journalistik, ist zwischen den Schriftstellern, welche sich mit ihren Produkten vorzugsweise an die Gebildetsten, und denen, welche sich an die Menge wenden, bei weitem nicht mehr der große formelle Unterschied wie früher. Sie schreiben Alle so ziemlich in derselben Sprache über dieselben Dinge so, daß am Ende häufig so gut wie über nichts geschrieben ist; und man kann nur so viel sagen: bei den verschiedenen Sorten aller dieser Modernen entspricht der Geist nach Qualität, Grazie, Geschmack und verständiger Anlage ungefähr der Toilette der Gesellschaftskreise, die sie als Leser vorzugsweise im Auge haben. — Der beste Beweis, daß wir bei dieser ganzen Darstellung weder die Producenten noch die Konsumenten verleumden, liegt für uns darin, daß sich, unseres Wissens, nirgends ein Blatt gebildet, oder, was auf Eins hinausläuft, gehalten hat, das die Lesesucht der mittlern und niedern Stände mit Verstand und Liebe zu Befriedigung ihrer wahren geistigen Bedürfnisse zu nützen und bei ihnen dem utile durch das dulce Eingang zu verschaffen wüßte. Aber allerdings müßte das Uebel, über das wir klagen, die allgemeine krankhafte Gier nach den Genüssen und Eindrücken des high life, alle Versuche der Art im Keime ersticken.

Wie in den Ständen die Tracht, die Manieren, die ganze äußere Sitte und Lebensweise immer gleichförmiger werden, so wollen auch Alle vor der Kunst und der Poesie, oder was sie dafür halten, gleich seyn. Aber die Geistesbildung, der Sinn für das Schöne fliegt einem nicht so an, wie die materiellen Verbesserungen. Der Ungebildete und Rohe fügt sich trefflich in die Comforts, welche der industrielle Fortschritt ihm bietet. Ist es einmal an der Zeit, daß er schneller und bequemer reist, besser ißt und trinkt und sich kleidet, so versteht sich dieß Alles gleich von selbst, und zu dergleichen braucht es keine Lehrjahre. Aber bei geistigen Gütern folgt, wie die Vertheilung, so auch der Erwerb ganz andern Gesetzen als bei den leiblichen Gaben, und es ist wohl zu keiner Zeit so auffallend gewesen als im jetzigen

Gedränge ungezügelter Ansprüche, daß sich Apoll, die Musen und Grazien nie zwingen lassen, mit Hermes und Hephästos, mit Ceres und Bacchus gleichen Schritt zu halten; ja daß sich jene scheu zurückziehen, wo sich die göttlichen Repräsentanten der sogenannten materiellen Interessen zu breit machen. Wie die Sachen stehen, dünken sich nun aber sehr viele Kreise der Gesellschaft geradezu auf der ästhetischen Höhe des Jahrhunderts, wenn sie sich bei ihrer belletristischen Leserei von denselben vornehmen Dingen unterhalten lassen wie die höchsten Kreise. So macht es sich ganz natürlich, daß namentlich in die Unterhaltungsblätter für den großen Haufen all der fashionable Plunder eindringt, der überhaupt die hohle Form unserer heutigen Literatur großentheils ausstopft. Der Unternehmer oder Redakteur eines solchen Blattes verspricht im Prospektus das Ersprießlichste „für Geist und Herz" seiner Leser; er bespricht aber, wie er es vermag und wie es ihnen gütlich thut, Maskenball, Oper, Ballet, Schauspiel, Concert, Kunstausstellung, die matinée dansante im Schloß, den fabelhaften Succeß der Rahel, den durch die Elsler erregten Furore, das neue Kleid der Königin Victoria, die literarischen Katzbalgereien und Prostitutionen, kurz alles Moderne, Alles, was man sich im magischen Zwielicht des Salons als Gesprächsstoff vorstellt. Er entlehnt nachdruckend den höhern Journalen Novellen, Genremalerei, Humor und Modekram aller Art, und da greift er immer das Materiellste und Unsauberste heraus, die verzerrtesten, am greulichsten kolorirten Bilder. Sein vornehmstes Handwerkszeug, der Grundstock seiner Bildung, sein Stecken und Stab ist ein wenig Französisch; er schöpft mit Lust aus den schmutzigsten Pfützen der französischen Literatnr in ein höchst unreinliches Gefäß: immer nur die widrigste Koketterie mit Menschen und Dingen, mit Gegenwart und Vergangenheit, die blutigsten Greuel, die heißeste Unzucht, den gehäuftesten Ehebruch, und seine Uebersetzungen sind noch elender als die, welche ein höheres Publikum leider arglos hinnimmt; aber wohl gemerkt, sie sind es nur in dem Verhältniß, in dem beim burlesken medicinischen Examen in Molières malade imaginaire die Barbierer noch ein miserablerers Latein sprechen als die Aerzte. — In selbst verfertigten Artikeln macht der Volksbelletrist seinem Publikum all die Kunststücke vor, welche für Hauptelemente moderner Aesthetik gelten: das Unerwartete,

Abgerissene, Herumschweifende des Styls, die Keckheit der Bilder und Gegensätze, die tiefsinnigen Zweifel an der Vernünftigkeit alles Bestehenden, das freche Brandmarken von Personen blos um des Spasses willen, vor Allem aber das Umstülpen und Bloslegen der eigenen Brust, wobei er bald einen Faust oder Manfred, bald einen Don Juan oder Lovelace, bald einen Tasso oder Werther, immer aber einen aufdringlichen Gecken herausblicken läßt. Kurz, der Afterbelletrist, der zur geistreichen Unterhaltung von Schreibern und Ladendienern, von Putzmamsells und Wittwen niederer Beamten alles im Himmel und auf Erden unverschämt lorgnettirt, und am Ende doch nur mit sich selbst liebäugelt, ist nichts als die gehudelte, etwas inkorrekte Ausgabe des Schöngeists, der das Privilegium hat, auf dem Nervensystem von Gräfinnen, Professorenweibern und müßigen Lebemännern zu spielen.

Die Figur, bei der wir hier länger verweilt, ist die gemeinste Species des an Spielarten reichen Geschlechts der mit Bewußtseyn und Absicht modernen Belletristen. Wir glauben damit die Hauptmerkmale desselben bezeichnet zu haben; auf etwas mehr oder weniger Eleganz und Anstand, auf mehr oder weniger reinliche Wäsche und Handschuhe kommt wenig an. Der Geist, der sonst auf diesem Gebiete trennt, ist es, was hier gleich macht. Wollte man uns vorwerfen, wir haben bei dieser Schilderung übertrieben, so sagen wir, es sey schwer, eine Karrikatur beim Kopiren nicht noch mehr zu verzerren, und am Ende geben wir zu bedenken, daß ja auch wir in die Atmosphäre der Zeit getaucht sind, in der von selbst alle Gedanken seltsam zu schwellen und sich phantastisch auszuranken scheinen.

Ehe wir auf die Mißheirath der Literatur mit der Industrie kommen, haben wir noch Einiges über die charakteristische Selbstbespiegelung und das Haschen nach dem Pikanten und Effektreichen zu sagen. Wir erinnern an das, was oben über die Bereicherung der geistigen Persönlichkeit durch den Aufschwung und die Verbreitung der Geisteskultur bemerkt worden. Es ist, als müßten sich die Gemüther an diesen mannigfaltigen Inhalt erst gewöhnen, als müßten sich der überfüllte Geist und das entleerte Gemüth erst mit dem neuen Lauf der Welt ins Gleichgewicht setzen. Bis dahin verwechselt Mancher, wie schon oben gesagt, das aus der allgemeinen, elektrisch geladenen Atmosphäre ihm Angeflogene mit originellen

Aeußerungen seines Innern. Man lernt heutzutage so früh unendlich viel und Mannigfaltiges; so mancher Jüngling, wenn er, zum Bewußtseyn erwacht, auf die im Ganzen so matte, farblose Literatur der Generation vor 1830 zurückblickt, fühlt in sich die Kraft, die Phänomene des Geistes und der Natur lebendiger und tiefer zu fassen; er fühlt daneben die Befähigung zu einer geistigeren, ausdrucksreicheren Sprache. So meint er nicht anders, als Gott habe nur ihm das Auge gerührt, zu sehen, und die Zunge, zu sprechen, und er hält sich für den poetischen Messias, während er nach dem Maaß seines wirklichen Talents vielleicht noch lange keiner der Apostel ist, über welche sich der heilige Geist ausgießt, damit sie in der feindlichen Zeit die Keime eines neuen poetischen Glaubens pflanzen. Den jugendlichen Poeten in seinem eiteln Selbstgefühl drängt es vor Allem, die Offenbarungen seines Innern auszubreiten. Da sie größtentheils darauf hinauslaufen, daß er Alles besser weiß, als man es bisher gemacht und gesagt, und somit rein formeller und negativer Natur sind, so versteht es sich, daß er immer per Ich spricht, oder per Wir von Gottes Gnaden. Wohl möchte er seine reformatorischen Gedanken an eigenen objektiven Schöpfungen bethätigen; er greift auch hastig und ungeduldig nach Stoffen in der Außenwelt, aber sie zerfließen ihm unter den Händen, und so treibt es ihn immer wieder zum Stoff zurück, der ihm der befreundetste, ihm, und ohne Zweifel auch der Welt der interessanteste ist, zur eigenen merkwürdigen Persönlichkeit, und er läßt in lyrischen oder epischen Ergüssen „die Thatsachen seines Innern", seine eigensten Schmerzen und Entzückungen, Gelüste und Wagnisse, Zweifel und Verzweiflungen in Sprachformen ausströmen, die er auch ganz für seine Schöpfung nimmt und hoch genug anschlägt, um sie nur zu oft hohl klingen zu lassen und doch des bedeutendsten Effekts gewiß zu seyn. Aus der selbstgefälligen Lust an den neuen Formen fließt es nun zum Theil auch her, wenn der moderne Poet immer nach der Pointe, der Antithese, dem Wortspiel hascht, wenn er seine Hauptwirksamkeit im Unerwarteten, im Pikanten und Frappanten sucht. All die philosophischen, politischen, historischen, physikalischen, socialen Ideen, welche mit so vielem Andern erst in neuerer Zeit Gemeingut, geistige Scheidemünze geworden sind, bilden im Gehirn des Talentvollen und schnell Begreifenden eine Art von Kaleidoscop. Er spielt

damit und freut sich kindisch, wenn er nur zu schütteln braucht, um immer wieder eine frische, unerwartete Kombination, eine neue, ansprechende, bedeutungsvolle Figur erscheinen zu sehen. Wie viele geistreiche Bücher gibt es heutzutage, die im Grunde nichts sind, als eine Sammlung solcher kaleidoscopischen Arabesken, mit dem Faden einer schwachen Erfindung lose und unordentlich zusammengeknüpft! Aber dieses Blättern im Bilderbuche des Innern bleibt nie lang eine naive Lust, wenn es dieß je war; es wird bald zur absichtlichen Thätigkeit, es wird, da nun einmal im Klima der Zeit die eigentliche Produktion und Erfindung nicht gedeihen will, zum Hauptsurrogat der Produktion und Erfindung. Und dieß, neben dem sogleich zu besprechenden Industrialismus ist nach unserer Ansicht die wahre literarhistorische Bedeutung der so charakteristischen Herrschaft der Form, wodurch ein so großer Theil der heutigen Literatur ganz das Ansehen, einerseits von baroken Stylexercitien, andernseits von Industrieprodukten erhält.

Die gegenwärtige Epoche zwischen einer produktiveren Vergangenheit und einer, so Gott will, poetisch fruchtbareren Zukunft kommt einem oft vor wie ein Intermède de ballet zwischen zwei Akten eines Schauspiels. Die Fabel des Stücks ist zu einem Ruhepunkt gekommen, und bis die Handlung weiterschreitet, wird die Pause mit einer Episode voll Spektakel und Nuditäten ausgefüllt, darauf berechnet, die Sinne und die niedere Einbildungskraft zu kitzeln, mit einem Quasidrama, in dem die kokette Grazie auf der Zehenspitze und die Virtuosität in der Kreiseldrehung, in Verrenkungen und Purzelbäumen sich anspruchsvoll entfalten, und wo eine schaale Erfindung all diese tumultuarische, fieberhafte Bewegung albern motivirt. Und wie von der Poesie, so gilt dieses Gleichniß von aller heutigen Kunst, zumal von Musik, Malerei, und vom Tanze selbst. Die Künste treten nicht mehr zum gemessenen, sittigen Menuett miteinander an, sie tanzen einen stürmischen pas de quatre mit obligaten Pirouetten und Entblößungen. Den Producenten und den Genießenden ist es in Allem nur um das sinnlich Ergreifende, um das Unerwartete, Taschenspielerartige, um die Hexerei in Styl und Ausführung zu thun. In aller Kunst wird meist nur gemacht, in einem ganz andern Sinn, als in welchem Poesie etymologisch auch ein Machen bedeutet. Es ist ein kritisches, absichtlich zusammenlesendes, industrielles Machen

bei kühlem Blute, und es zeigt sich nur auch, daß Literatur und Kunst, ergriffen vom gewaltigen Wetteifer der Gewerbe, viele Merkmale der herrschenden Industrie angenommen, ja auf vielen Punkten einen innigen Bund mit ihr geschlossen haben.

Tausenderlei Fabrikate zu Bedürfniß und Ueberfluß sind heutzutage kunstreicher, handlicher, leichter, zierlicher, aber auch innerlich unsolider, vergänglicher geworden, weil im rascheren Leben der Gegenwart, beim ewigen Schwanken des Geschmacks und der Mode, fast nichts auf längern Dienst berechnet ist. Dabei spielt die weitverbreitete Kunst, um geringe Preise ins Auge fallende Nachahmungen des Kostbaren, Soliden herzustellen, in Allem, besonders in Weberei und Bijouterie, eine sehr große Rolle. Ganz ebenso sind die schöngeistigen Produkte im Maaß, als ihre Masse sich geschwellt, flüchtiger, ungründlicher, gehudelter, und doch dabei anspruchsvoller und häufig auch äußerlich glänzender geworden. Es gibt in der Literatur Gegenstücke genug zum buntgedruckten Baumwollenshawl, der das mühsame, kostbare Wollengewebe nachahmt und, von ferne angesehen, dafür gelten kann. Wie mancher Lyriker, der nach Uhlands oder Byrons Dessins arbeitet, wie mancher poetische Weber und Färber in der Gattung, zu der Heines Reisebilder das Muster gegeben, erzeugt zum Staat für die Afterästhetik, der die ächten Stoffe nicht zugänglich sind, dergleichen buntscheckige Surrogate, und ist im Grund selbst ein solches! Auch in der Literatur ist es dem großen Haufen der Producenten nur um augenblicklichen Effekt und augenblicklichen Gewinn zu thun, und sie sind vor Allem darauf aus, recht wohlfeil zu produciren. Die schweren, schönen Stoffe unserer Großmütter, welche sich auf Kinder und Kindeskinder vererbten, waren mühsame Erzeugnisse eines einfachen Webstuhls und umständlicher manueller Kunst; wollte man noch jetzt dergleichen herstellen, so könnte oder wollte es kein Mensch bezahlen. Ebenso spinnt jetzt der Schriftsteller selten ein Werk langsam, mit Bedacht und ästhetischem Gewissen aus sich heraus, mit dem Anspruch, wo nicht für alle Zeiten, doch für ein Paar Geschlechter seines Volks zu arbeiten; dergleichen macht Niemand mehr, denn Niemand bezahlts. Auch hier ist die Losung, in möglichst kurzer Zeit und mit möglichst geringem Aufwand möglichst viel und möglichst in die Augen Fallendes hervorzubringen. Die Alleswisserei gibt dabei die

Maschine ab; die Ideenassociationen laufen von selbst hin und her wie die Stifte am Bildweberstuhl, und der Arbeiter braucht nur die abgerissenen Fäden zusammenzuknüpfen.

Was ein Franzose von der Eisenbahnfahrt gesagt: „on n'y va pas, on arrive," das gilt vom meisten, was heutzutage gefertigt wird, und auch von der industriell gewordenen Belletristik. Wie bald der Handwerksbursche, selbst mit Fechten, das Geld nicht mehr wird auftreiben können, um zu Fuß zu gehen, so kann der Schriftsteller nicht mehr gemächlich und gemüthlich seinem Ziele zuschlendern; der Gang käme ihn zu theuer zu stehen.

Mancher stellt mit seinem Kopf für sich allein eine ganze Fabrik hervor. Sein Atelier liefert untereinander Lyrik, Dramen, Romane, Novellen, Genre, Kritik, alle Sorten von literarischer kurzer und langer Waare, Alles nach den neuesten Rococomustern hergestellt, elegant appretirt, sauber satinirt oder gefirnißt. Wie lang die Leute am Kram haben — was kümmert's ihn? Die Hauptsache ist, daß sie kaufen, und dazu muß seine ganze Anstrengung dahin gerichtet seyn, daß er im Kreise seiner Kunden in der Mode bleibt oder darein kommt, was beides seine bedeutenden Schwierigkeiten hat; und gelingt es nicht, so wird der Galanteriehändler geistesbankerott. Hinc illae lacrymae! Daher zum Theil wieder der Weltschmerz, für den wir im Lauf dieser Bemerkungen schon mehr als eine Quelle gefunden haben, die keineswegs aus der granitischen Tiefe der Brust, sondern aus dem Moor der Selbstsucht und Eitelkeit entsprungen. — Andernseits sind aber in die Belletristik auch die großen Prinzipe der heutigen Industrie, die Theilung der Arbeit und die Association, eingedrungen. Und Manufakturen und Fabriken, Unterhaltungsblätter und kritische Institute haben sich ja so ziemlich in gleichem Maaße vermehrt. Wie dort der körperliche Stoff, so wird hier das Geistesmaterial gedreht und gezerrt, gesägt und gebohrt, polirt und gekräuselt, gequält auf hundertfache Art, und in beiderlei Anstalten wird die zarte Jugend unverantwortlich mißbraucht und vom Lernen abgehalten. Wie der Fabrikarbeiter, so macht oft genug der Mitarbeiter des schöngeistigen oder kritischen Journals Jahr aus Jahr ein Ein Ding, den gleichen Schnörkel, dasselbe Fragment, das für sich gar nichts ist und im Verband mit den übrigen Gliedern so gut wie nichts, weil es im Ganzen untergeht. So viele Industriezweige sind

ganz auf die Erzeugnisse fremder Zonen gegründet. Wie ohne Baumwolle, ohne Indigo auf unserm Continent Tausende von Färbereien und Webstühlen, Millionen Spindeln stille ständen, so lebt dieser und jener Unterhaltungsunternehmer ganz allein vom Geist der großen Nation; laßt die Zufuhr französischer Literatur eine Woche stocken, und alle die Stühle haben nichts mehr zu thun, auf denen der Patron französischen Esprit, zu so und soviel die Elle, in barbarisches Salonsdeutsch umarbeiten läßt. — Der Mensch versichert heutzutage seine Habe gegen Feuer, sein Feld gegen Hagel, und sein Leben selbst; in der Literatur gibt es Lobassecuranzen und entrepreneurs de succès.

Durch die industrielle Richtung, in welche die schöne Literatur hineingezogen worden, in Verbindung mit der Ungunst der Zeit überhaupt, sieht sie sich auf einen Weg gestellt, von dem Niemand weiß, wohin er führen soll, während nur soviel gewiß ist, daß er von der Poesie geradezu abwärts leitet. Einem großen Theil der wassersüchtig riesenhaft geschwollenen Epik ist jedoch sein Schicksal unschwer vorauszusagen: indem sie, alle vernünftigen Wegweiser verschmähend, dem Irrwisch der sogenannten guten Gesellschaft nachläuft, wird sie im Sumpf des Unsinns ersticken. Der Trieb, der in so vielen Schreibenden lebt, nicht modern im vernünftigen Sinn, sondern modisch zu seyn, macht, daß sie vor allem darauf aus sind, den Leidenschaften, von denen die meisten Stände verzehrt werden, dem Materialismus und Skepticismus, der Genuß- und Habsucht, dem Jagen nach Vornehmheit zu schmeicheln. Daher jene Salonsepik mit dem unbeschreiblich widerlichen Duft von fader Vornehmheit und affektirter Grazie, mit den durchgehenden Triebfedern der rücksichtslosesten Eigensucht und Geldsucht, des poetisch seyn sollenden Lebensüberdrusses, der Buhlerei und des Ehebruchs in philosophischem Gewand; daher die ewigen albern koketten Schilderungen eines idealen Salonslebens, in das sich die an der Bewunderungssucht krankende Seele des schwachen Lesers wie in ein irdisches Paradies hineinträumt; darum macht man die gespenstischen Figuren so entzückender, schwärmerischer, zerrissener und vornehmer Jünglinge, so hinreißender, buhlerischer und eleganter Weiber zu Trägern all des skeptischen, politischen, antisocialen Schnickschnacks, in dem vielleicht für den Liebhaber viel Geist, aber sicher desto weniger Menschenverstand ist. Wir haben oben gesehen,

warum man bei diesem plumpen Ringen nach Realität nicht einmal die platte, noch viel weniger die poetische Wahrheit findet, warum man statt Menschen immer nur Larven, immer nur erlogene, gemachte, parfümirte Zustände hinstellt: nichts als Ideal, aber das Ideal der Wachsfigur.

Dadurch, daß geistiger Genuß durch Lectüre sich so vielen Menschensorten, denen er früher fremd war, als Luxus, d. h. als Bedürfniß aufdrängt, hat sich auch für die schöne Literatur der Markt sehr bedeutend vergrößert. Durch Wegräumung oder Schwächung der religiösen, moralischen und politischen Autoritäten ist der Schriftsteller, gerade wie der Gewerbfleißige durch analoge Entfeßlung, von einer Menge von Hemmnissen und Bedenklichkeiten befreit; durch den Encyclopädismus ist sein Wissen und Wirken seichter, aber unendlich breiter geworden, und so geht aus denselben Ursachen, welche die Gesellschaft in Allem flüssiger gemacht, auch das literarische Produciren heutzutage weit leichter und rascher von der Hand. In alle dem, und noch in so Vielem, assimilirt sich die Literatur auffallend der heutigen Industrie, und so ist jene im Schriftsteller und Buchhändler auch weit speculativer geworden als früher. — Ein Buch wird jetzt nach Stoff, Farbe und Schnitt bestellt, gerade wie ein Rock, und durch den Puff vertrieben, wie jedes Fabrikat. Ein Kapitalist, oder wer eine wohlhabende Erbin heimführt, weiß nicht, ob er in vier Wochen einer Spinnerei oder einem literarischen Comptoir vorstehen wird, und der junge Mann, der in der Lyrik fallirt hat, eröffnet als Publizist eine neue Boutike. Mit dieser an merkwürdigen Erscheinungen reichen Seite des Gegenstandes befassen wir uns für jetzt nicht; sie soll in einem spätern Hefte dieser Blätter besprochen werden. Hier nur noch Weniges zur Vervollständigung des skizzenhaften Bildes.

Der traditionelle Begriff vom Schriftsteller im Allgemeinen, als einer moralischen Person, war bei uns und überall, wo es Schriftsteller und Poeten gibt, von jeher durchaus kein günstiger. Sie waren immer, neben einem andern, gleich nothwendigen Stande, den Aerzten, eine Hauptzielscheibe des öffentlichen Witzes und Spottes, und seit Rabener, am frühen Morgen unserer neuern Literatur, blieb es Liebhaberei der Zunft, sich über sich selbst lustig zu machen. Man beschuldigte die Jünger der Musen eines

Uebermaßes von Eitelkeit, Neid und Eifersucht, des unruhigen Intriguengeistes, der Unredlichkeit und Parteilichkeit im Urtheil, in Tadel und Lob; man verhöhnte sie wegen der Bettelhaftigkeit und Hungerleiderei, welche ihnen von Zeus selbst zu Lehen gegeben schien; der ideale Lorbeer ums Haupt und das reale Loch im Ellbogen waren das burleske Symbol des grellen Widerspruchs zwischen dem befreienden göttlichen Funken und dem bittern, zwingenden Bedürfniß. Die guten Eigenschaften, welche diesen Gebrechen die Wage hielten, die unbornirte Lebensansicht, der joviale, muthige Leichtsinn, die Gesinnung, welche die Güter dieser Welt nicht um ihrer selbst willen liebt, sondern sie immer frisch nur als das Oel begehrt, durch das die Lebensflamme lustig lodert — all dieß war in kein so concretes Bild zu fassen und fand nur im Individuum Anerkennung. — Man muß es leider sagen, durch die rasche allgemeine Entwickelung der neuern Zeit sind in der Schriftstellerwelt die alten Tugenden bedeutend getrübt, die alten bösen Leidenschaften wenigstens extensiv gewaltig gesteigert worden. Die Dämonen des Neids, der Eifersucht und der Kabale stehen jedenfalls in der Erscheinung weit riesenhafter und tückischer da, seit der Circus, wo die von ihnen beseelten Gladiatoren sich zerfleischen, immer weiter und voller geworden ist. Durch die ganze heutige Bewegung, durch die Entfeßlung und Durchdringung aller Leidenschaften und Interessen, durch die Steigerung des Verkehrs, vor Allem durch die Publicität, welche Allem gegeben wird, ist ja überhaupt das menschliche Gemüth weit bloßer gelegt worden, als in einer Welt, deren sociale und moralische Verfassung wir oben flüchtig geschildert haben. Alle die Würmer und Larven, die im Herzen der Menschheit nisten, hat die Pflugschaar der Geschichte offen zu Tage geworfen. Aus der gewaltigen Reibung auf allen Gebieten der geistigen Thätigkeit entsteht überall eine siedende Hitze aller selbstsüchtigen Triebe, und so ist auch der literarische Kampf hitziger, ausgedehnter, verworrener, rücksichtsloser und hinterlistiger zugleich geworden, als z. B. der Gottschedsche Krieg vor hundert, oder die Xenienschlacht vor fünfzig Jahren war. Man könnte sagen, wie die Erfindung des Schießpulvers den Einzelnen wehrloser und unfreier gemacht hat, und den Tod unpoetischer, plumper, aber grausenhafter über das Schlachtfeld schreiten läßt, so hat sich nicht nur aus der Literatur selbst, sondern auch

aus dem Conflikt ihrer Interessen die Poesie zurückgezogen, hat sich die Würde und Selbstständigkeit der Einzelnen verloren, seit die Literatur den materialistischen Bund mit der Industrie geschlossen hat, seit geistig wie mit Dampf und Maschinen producirt wird, seit der Schriftsteller nicht nur von dem ihm natürlichen Neid beseelt ist, sondern auch vom Krämerneid. Es bleibe unentschieden, ob im heutigen Poeten und Schriftsteller die dem Stande eigenthümlichen Laster sich in höherem Maaße gesteigert haben, als der heutige Mensch überhaupt selbstsüchtiger, rücksichtsloser geworden ist; jedenfalls haben sich in ihm die Tugenden bedeutend verwischt, sogar der zweideutige Leichtsinn; dagegen hat er sich mit manchen Lastern des Gewerbstandes beladen, und sind auch gute Eigenschaften desselben in ihn übergeflossen, so können sie wohl das Geschäft fördern, aber desto weniger die Poesie.

Aus einer Welt, wo vom Handwerksburschen aufwärts Alles Gentleman ist, mußte auch die traurige Figur des Magisters mit der kläglichen Perrüke und den zerrissenen Strümpfen so ziemlich verschwinden. Die von Natur und Glück begünstigteren Literaten haben sich zu der Stufe von Eleganz und Vornehmheit aufgeschwungen, auf der die höheren Schauspieler schon im vorigen Jahrhundert standen, und der geringste literarische Fabrikarbeiter und Kleinmacher kann ohne einen passabeln Rock, ganze Stiefeln und erträgliche Handschuhe nicht existiren. Doch dieß und Alles auf die äußern Verhältnisse, auf das Gewerb und den Erwerb Bezügliche muß der besondern Besprechung vorbehalten bleiben.

Eine der häßlichsten Finnen im Antlitz unserer Belletristik, das so Manches entstellt, ist die weit verbreitete Mode, die Persönlichkeit des Schriftstellers und Künstlers als kritisches Moment herbeizuziehen und schonungslos preiszugeben. Statt vernünftigerweise nach den Werken des Mannes ein Bild seines Geistes zu entwerfen, leitet man umgekehrt seine Produkte aus seiner Seele und seinem Körper her, weil ja die Seele ihren Körper baut; und so ist in den modernsten Literaturkreisen die Kritik eine unverschämt zudringliche Physiognomik, und meist Pathognomik geworden. Der Mann schielt, er trägt falsches Haar und eine bunte Weste, im Sprechen reckt er den Hals oder schüttelt mit dem Kopf — alles dieß zeigt sich in seinen Schriften oder Compositionen für den, der den wahren Blick hat, frappant ausgeprägt. Wie und was

er ißt und trinkt, und wieviel, seine galanten Campagnen, seine Thaten und Blessuren auf diesem Felde der Ehre, dieß und Alles dergleichen muß man wissen und besprechen, soll der öffentliche Charakter so recht in seiner Tiefe aufgefaßt werden. Diese Sucht, die Persönlichkeit bald schmeichlerisch, bald fratzenhaft zu porträtiren, immer aber zu prostituiren, hat in den letzten zehn Jahren unglaublich um sich gegriffen. Ein großer Theil der Prosa ist zu einem mit eleganten Puppen bevölkerten Salon geworden, worin Alles auf vermeintlich vornehmes Geschwätz und die sociale Klatscherei hinausläuft; dem ganz entsprechend dreht sich die Kritik in den sogenannten Feuilletons und Korrespondenzen von hundert Zeitschriften um Schönthuerei und Persiflage, um heuchlerische Complimente und giftige Verläumdung. Es ist jammervoll anzusehen, wie die Journalistik über das Befinden, das Thun und Lassen, die häuslichen Freuden und Sorgen, die Sitten und Unsitten, die Tugenden und Schwächen von Poeten, Schriftstellern, Schauspielern, Sängern, Tänzern, Musikern beiderlei Geschlechts und aller Sorten Tag für Tag ihre fashionabeln Bulletins ausgibt. In dieser tausendstimmigen school of scandal macht aber die böswilligste Verspottung, das grimmigste Herunterreißen bei Weitem keinen so widerlichen Eindruck, als wenn so ein Berühmter gravitätisch dem Gevatter Porträtmaler sitzt, und dieser nun die bedeutende Persönlichkeit, das Auge voll Tiefe, die strebende Nase, den graziösen Mund, alle Liebenswürdigkeiten und Schwächen, die selbst wider Liebenswürdigkeiten sind, con amore zu Papier bringt und das Ganze effektreich mit dem roth gefütterten Mantel drapirt.

Diese häßliche Erscheinung hängt mit allem bisher Besprochenen genau zusammen. Das Ueberwiegen der kritischen Richtung, das Haschen nach Effekt als einem Surrogat für die Erfindung, die Auflösung des Analogon von Zunft, wodurch sich früher die Schriftsteller immer noch eine gewisse Standesehre und Standeswürde bewahrten, das Einreißen von Sitten und Kniffen, wie sie der entfesselten Industrie eigen sind, namentlich das Ehr- und Creditabschneiden im unmittelbaren Gewerbsinteresse — Alles dieß sind Momente, die innerhalb der literarischen Entwicklung selbst dazu ineinander gewirkt haben. Im Grunde aber ist die Literatur an diesem moralischen Gebrechen nur insofern Schuld, als sie, wie immer, der Ausdruck der Gesellschaft ist, und nur durch die

Fatalität der Zeit nicht der poetische Ausdruck derselben seyn kann. Nach unserer Ansicht liegt die wahre Quelle des Phänomens darin, daß durch die Umgestaltung der Gesellschaft die Stellung der Persönlichkeit überhaupt eine andere geworden ist als früher. Auch hierüber möchten wir unsere unmaßgeblichen Gedanken ein andermal mittheilen.

Ganz abgesehen von seinem eigenthümlichen Talente ist H. Heine in unserer neuesten Literatur eine sehr merkwürdige Gestalt. Einmal sind ihm theils seine reformatorischen moralischen, ästhetischen, socialen oder antisocialen Ideen selbst, theils ist ihm der Muth, sie auszusprechen, einerseits von Byron, andernseits von den modernen Franzosen inoculirt worden. Und so erfüllte sich auch an ihm das alte Geschick der deutschen Poesie, dem zufolge sie seit Beginn der neuern Zeit fast zu allen entschiedenen Richtungen den Anstoß von Außen erhalten hat. Zweitens hat er mit Börne, aber noch weit mehr als dieser, seinen Racegenossen die Augen über ihre literarische Mission in der heutigen Welt geöffnet und ihnen in der industriellen Literatur ein Stück gelobtes Land aufgethan. Zu den socialen Charakteren, welche das jüdische Volk nach und nach unter uns geliefert, zum Pfandleiher, Trödler, Taschenspieler, Juwelier, Ellenkrämer, Großhändler und Geldprinzen, ist heutzutage ein ganz neuer gekommen, der jüdische Schöngeist, Virtuos, Publizist. Es ist äußerst bezeichnend, daß der eigenthümlich sichtende und spaltende, grübelnde und mäkelnde, die fremden Schwächen und den eigenen Vortheil wie durch Inspiration erkennende Geist dieses Volks sich erst dann in Poesie und Literatur ergoß, als sie einerseits in der herrschenden kritischen Richtung körperlos, andernseits, von der Industrie angesteckt, materialistisch wurde. Seit man im Gefühl, daß es mit allen eigentlichen Künsten gegenwärtig nicht recht fort will, neue Bauplane für alle entwirft und spitzfindig darüber debattirt, seit der Poet viel zu theuer producirt und sich daher in den Macher, den Faiseur verkehrt hat, seitdem ist der Israelit in der Literatur ein so gefährlicher Concurrent als in Bijouterie, in Roß- und Viehhandel. Das Erfinden war ja nie Sache dieses Volkes, aber desto mehr das Finden von Mitteln und Wegen zu einem bestimmten Zweck, das Umdrehen des Begriffs und des Groschen, bis aus jenem nichts und aus diesem der Thaler geworden, das Flicken, Herausputzen, Anpreisen der Waare, die Kunst, die Mängel zu

verstecken, aus einem Alten ein Neues, aus einem Verdorbenen ein Ganzes zu machen. Welch kostbare Eigenschaften in einer Zeit, wo der literarische Puff mit dem industriellen Hand in Hand geht! Ein gescheuter Junge dieser Race lernt gegenwärtig das Geistmachen gerade so, wie er sich unter andern Umständen auf irgend eine andere forensische Kunst verlegt hätte, etwa aufs Volteschlagen und Escamotiren. Er macht abgedroschene Geisteswaare pikant und interessant, während er sonst einem alten Rock eine künstliche Jugendfrische gegeben hätte; es kommt auf Eins hinaus, ob er die Krokodilsthränen des Weltschmerzes oder die falsche Perlenschnur vor den Augen der Liebhaber spielen läßt, und dem Pegasus, den er zu Markte reitet, sieht keiner die Hauptmängel an, der's nicht versteht. — Wer möchte ein Volk gering achten, das einen Spinoza und einen Rothschild hervorgebracht, Fürsten der Speculation in doppeltem Sinn! Der Verfasser dieser Bemerkungen zählt unter seinen Bekannten israelitische Schriftsteller, vor deren Talenten er die größte Achtung hat; seine Ansichten sind aber durch das Studium dieser wirklich interessanten Persönlichkeiten vielmehr bestärkt als erschüttert worden. Ja, er kennt mehrere, jenem Volke angehörende kluge Männer, die ihm stillschweigend beistimmen werden, wenn er sagt: so lange die Literatur speculativ bleibt in jener zweifachen Bedeutung, so lange der jüdische Geist — keineswegs der der Juden allein — an der poetischen Börse auf Pari und drüber steht, so lange werden unter den Geistesentreprisen des Jahrhunderts die Aktien der Poesie niedrig notirt bleiben.

An der Halt- und Körperlosigkeit unserer schönen Literatur sind nicht die Menschen, ist nicht der Mangel an Talenten Schuld. Im Gegentheil sind ihrer in der letzten halben Generation ungleich mehr und bedeutendere aufgetreten als in der vorhergehenden, in der die Schwingungen unserer frühern Literaturepoche in einer öden Windstille erstarben. Seit einer Reihe von Jahren gährt es wieder gewaltig in der Literatur, und wir sind weit entfernt vom Pessimismus, der diese Gährung geradezu für eine faule erklärt. Die gegenwärtige eigenthümliche Schwäche aller höhern Kunst ist nach der bisher entwickelten Ansicht ein kulturhistorisches Moment. Mit der Literatur verhält es sich wie mit der Gesellschaft selbst, welche sie fassen möchte und nicht fassen kann. In der gesellschaftlichen Gährung und Verwirrung sind für das aufmerksame Auge

bereits gleichsam die Winkel der neuen Bildungen und Richtungen angedeutet; gerade so erkennt der Billige und Partheilose in der Literatur, außer einem allgemeinen formellen Fortschritt, die Rudimente einer neuen poetischen Conception, einer neuen Charakteristik, einer neuen Erfindung. Ist einmal die Gesellschaft fertig, so wird es auf einmal auch die Poesie seyn. Die gegenwärtige allgemeine rastlose Bewegung wird über kurz oder lang zum Stillstand kommen, der Gesichtskreis der Menschheit wird sich im Großen wieder fixiren und der centrifugale Gedanke, vielleicht erst spät, aber gewiß wieder eine geschlossene Bahn um eine Sonne des Gemüths beschreiben. Erst dann wird auch wieder der wahre Fruchtboden für Poesie und Kunst vorhanden seyn, und dann mag Alles, was gegenwärtig, und vielleicht noch lange in allen Künsten mit Absicht und großem Lärm hervorgebracht und wieder umgerissen wird, als Skizze und Studium erscheinen. — Haben wir am Eingang dieser Bemerkungen die Altersstufe der gegenwärtigen Menschheit richtig bezeichnet, so stände der Zukunft eine Poesie und eine Kunst bevor, welche den Schöpfungen des reifen, nach dem Faustischen Sturm zur Beruhigung gekommenen Mannes entsprächen. Das einzige, was bedenklich machen kann, was einen oft nicht dazu kommen läßt, den jetzigen Zustand der Literatur für eine wahre Drangperiode zu nehmen, ist der Industrialismus, der die Poesie nicht nur niederzuhalten, sondern ihr innerstes Mark auszudörren scheint. Wer weiß aber, wie sich einst die ewig kräftigen Musen von der Industrie emancipiren? wenn sie sich nicht gar in der Weise daran gewöhnen, wie sie sich in der Christenheit schon an so manches ihnen feindliche Element gewöhnt und es wunderbar geadelt haben.

Es scheint uns natürlich, daß in einer Zeit, wo es an der Grundlage aller wahren poetischen Produktion, an der Autorität der Kultur und des Glaubens fehlt, wo die Masse kaum mehr eine andere Superstition hat als die der Eleganz, daß in einer solchen Zeit nicht nur die Talente nichts vermögen, sondern selbst das Genie, wenn es auch da ist, seine natürliche Herrschaft nicht geltend machen kann. „Es soll der Dichter mit dem König gehen;" wohl, wo aber der König, als der Repräsentant alles socialen Glaubens, die Poesie verloren hat, da kann sie selbst der Poet nicht finden. — Ein talentvoller Kritiker, der, obgleich selbst

den Kreisen der jungen, modernen Literatur angehörend, an der Sache derselben fast verzweifelt und sie noch weit schwärzer malt, als wir gethan, ist ganz anderer Meinung. Er ruft: „Ich weiß bestimmt, daß das Genie, eben als solches, nicht an Zeit und Ort in seiner Entstehung gebunden ist, obgleich ein Kritiker neulich alles Ernstes meinte, jetzt z. B. könne es einmal nicht auftreten. Guter Mann und schlechter Geniekenner! Morgen, heute, im nächsten Augenblick vielleicht tritt es, ohne an deine Pforte geklopft und einen Passierzettel von deiner gewandten Feder erbeten zu haben, vor dich Läugnenden und Erstaunten hin, springt geharnischt und ganz Göttin aus dem kreisenden Jupitersschädel der Gegenwart auf, steigt in vollendeter Formschöne aus der gährenden Woge Schäumen!" — Es hat unserer Periode keineswegs an poetischen Talenten, es hat ihr gewiß auch nicht an Genie gefehlt; nur hat sich nach unserer Ueberzeugung die wahre Poesie der Zeit weit mehr in der Wissenschaft, in Natur- und Geschichtsbetrachtung ausgesprochen als in der Poesie selbst. Jener Schriftsteller hat seinem Aufsatz die Ueberschrift gegeben: Δός μοι ποῦ στῶ! und es mit diesen Worten ausgesprochen, warum in einer Epoche, wo Alles erst gemacht wird, selbst der Genius wahrhaft künstlerisch nichts machen kann. Das Genie wendet sich dahin, wo es Grund und Boden findet.

Die schöne Blüthe der Wissenschaften ist es vor Allem, was uns beruhigt über das Geschick unserer Kultur, an dem man verzweifeln könnte, so lange man nur in das hineinblickt, was wir auch in diesen Blättern immer die schöne Literatur genannt haben, weil es gerade keinen andern Namen dafür gibt. Im Tempel der Wissenschaft ist aber zugleich das ewige Licht der Poesie sicher geborgen bis zur Zeit, wo es zum Kultus der Künste wieder daraus abgeholt werden kann. — Der Vulkan des Kriegs gebiert die großen Feldherrn; nicht der noch heißen Lava der Geschichte, sondern der verwitterten, dem fertigen Kulturboden entwachsen die Dichter. Ohne die Revolution lebte vielleicht Bonaparte noch als Obrist auf halbem Solde; ohne dieselbe, noch nicht vollendete Revolution hätte vielleicht längst einer das poetische Imperium an sich gerissen, der so ruhiger, in minder „frappanter" Weise, seinen Genius in die Wissenschaft strömen ließ oder noch läßt.

Ueber das deutsche Vereinswesen.

Seit einem halben Jahrhundert haben sich unsere politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse wesentlich verändert; durch die fast unaufhörlichen Kriege vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum Sturze des napoleonischen Reiches wurde unser früheres Staatswesen zu Grunde gerichtet und andere Zustände herbeigeführt. Der 25jährige Frieden, der seit jener Umwälzungsperiode andauert, hat nun die Folgen des veränderten Staatswesens auch im Volksleben immer mehr zum Vorschein gebracht. Ich kann hier diese Thatsache nicht in allen Beziehungen nachweisen, aber ich will eine Erscheinung herausheben, die geeignet ist, unser jetziges Volksleben in seiner geistigen Ausbildung gegen die frühere Zeit zu charakterisiren und daraus Ergebnisse zu gewinnen, die für Theorie und Praxis gleich fruchtbar werden können. Das Vereinswesen hat in Deutschland eine Ausbildung erhalten, wie sie nicht leicht bei einem andern Volke vorkommt, und diese Entwicklung zeigt uns deßwegen einen nationalen Grundzug des deutschen Charakters, weil sie ungezwungen sich begründet, ungestört verbreitet und durch eigene Kraft erhalten hat. Von der ältesten bis zur neuesten Zeit liegt das Vereinswesen tief im deutschen Charakter; lasse man die Beweise aus der Vorzeit ganz außer Acht und sehe nur auf die neuesten Erscheinungen unseres Staatslebens. Nach der Umwälzungsperiode wurde der deutsche Bund gegründet, welchem die Militärvereinigung, der Zoll- und Münzverein folgten; große Beispiele, welche dem Volksleben, wenn

es auch keinen nationalen Sinn zur Vereinigung hätte, von selbst die Anleitung geben müßten, gemeinsame Bedürfnisse durch vereinte Kräfte zu befriedigen.

Wenn nun das Vereinswesen in unserer Natur liegt, so hat es doch nicht zu jeder Zeit eine gleich große Ausbildung erhalten; es müssen also gewisse Bedingungen obwalten, unter welchen das Vereinswesen sich entwickeln und gedeihen kann. Eine zahlreiche Bevölkerung führt Vereine herbei, eine hinreichende Bildung entwickelt sie. Körperliche und geistige Bedürfnisse entstehen und vervielfältigen sich mit dem Wachsthum der Bevölkerung und führen zur Vereinigung der Kräfte, um dasjenige zu erreichen, was dem Einzelnen nicht mehr möglich ist; die Menge und Verschiedenheit der Vereine hängt jedoch von der Stufe der Bildung ab, die in dem Volke verbreitet ist. Gewöhnliche, körperliche und geistige Zwecke sind jedem gesunden Verstande einleuchtend und finden Mitwirkung auch bei einem geringeren Grade der Bildung; höhere geistige Bedürfnisse werden aber nur von solchen gefühlt, die eine größere Bildung haben, und Vereine dieser Art können nur entstehen und gedeihen, wenn eine hinlängliche Anzahl von Menschen höherer Bildung vorhanden ist. Nach der Abtheilung der Vereine für körperliche und geistige Zwecke läßt sich eine geschichtliche Vergleichung des Vereinswesens im Volke anstellen, woraus hervorgeht, ob zeitenweis die beiden Zwecke gleichmäßig bedacht oder einer derselben vorgezogen wurde, ob die Vereinsbedürfnisse nur im Ganzen und Großen gefühlt oder auch besonders aufgefaßt wurden, so wie auch in diesen Beziehungen sich ein Volk mit dem andern vergleichen läßt.

Ich beschränke den Begriff der Vereine auf dauernde Zwecke. Vorübergehende Bedürfnisse können auch Vereinigung bewirken, doch gewöhnlich ohne nachhaltige Folgen auf das Leben. Zu den vorübergehenden Erscheinungen dieser Art gehören viele Vereine für materielle Zwecke des Handels und der Industrie, welche unter dem Namen der Associationen bekannt sind. Die bestimmte, oft nur kurze Dauer solcher Gesellschaften unterscheidet diesen Associationsgeist von dem Zweck anderer Vereine, welcher ein fortwährendes Bedürfniß zu befriedigen sucht. Es gibt allerdings auch materielle Gesellschaften, die einen anhaltenden Zweck verfolgen und dann ebenfalls in meine Betrachtung gehören.

In Deutschland haben sich die Vereine in der Eigenthümlichkeit ausgebildet, daß sie wandernd geworden, und dieses Beispiel hat in Frankreich, England, Skandinavien und Italien Nachahmung gefunden. Im vorigen Jahrhundert gab es nur seßhafte Vereine, die an einen Ort gebunden waren, und diese Grundbedingung bleibt noch jetzt bei allen Vereinen, die ein Material haben, das sich nicht herumführen läßt, und welche geschlossene Gesellschaften sind. In neuerer Zeit haben jedoch die persönlichen Beziehungen im Vereinswesen sich geltend gemacht; gleiche Beschäftigung, gleiche Zwecke fanden an vielen Orten Anklang, ohne daß es möglich war, alle Theilnehmer ständig an einem Platze zu vereinigen oder die Vorzüge aller Orte an einem einzigen zusammen zu bringen. Da wechselte man alljährlich in der Wahl des Ortes ab, und wanderte von einem zum andern, wie mit den alten Hof- und Reichstagen. Unsere alte Zeit hatte keine herrschende Residenz, unsere jetzige kennt keine herrschende Universität; damals waren die politischen Versammlungen, jetzt sind die wissenschaftlichen an keinen Ort gebunden. Durch die wandernden Vereine wird die Verbindung unserer verschiedenen Völkerschaften erhalten, ohne deren Eigenthümlichkeit zu gefährden, und da sie hauptsächlich die persönliche Bekanntschaft befördern, so begründen sie für die Wissenschaft eine Anwendung im Leben, die nicht ohne mannigfache Wirkung bleiben kann. Wandernde Vereine sind wandernde Fakultäten und Fächer, freie Gesellschaften, wozu Jeder, der sich mit dem Zweck der Versammlung abgibt, Eingang findet, und durch gegenseitige Gedankenmittheilung bereichert in seinem Fache schneller den neuesten Standpunkt erringt, als ihm durch einsames Studium und anhaltendes Lesen möglich würde. Die Zahl der nöthigen Hülfsmittel für jeden Zweig des menschlichen Wissens und Strebens ist gegenwärtig so groß, daß der Einzelne nicht mehr in den vollständigen Besitz derselben gelangen kann, aber das ist eben der Zweck jedes Vereines, also auch der wandernden Versammlungen, daß Viele beitragen, um ein Ganzes zu liefern, was der Einzelne nicht erreichen kann.

Seßhafte und wandernde Vereine sind zwar im Begriff, nicht aber im Leben, streng gesondert, jede Art hat von der andern angenommen, mit Vortheil und mit Nachtheil. Wenn Kunst- und Gewerbsvereine, die ihrer Natur nach seßhaft sind, ihre Ausstellungen

wandern lassen, so kann das nur als ein Fortschritt betrachtet werden, wenn aber wandernde Vereine Preisfragen, besonders theoretische und historische, entscheiden wollen, so fehlt ihnen dazu die Einrichtung. Denn für solche Geschäfte eignen sich nur die seßhaften Vereine, weil sie Zeit und Mittel dazu haben; wandernde Versammlungen, ohnehin auf ein kurzes Beisammenseyn beschränkt, sollten sich jener Entscheidungen enthalten. In Frankreich haben die **Congrès littéraires** solche Fragen zur Entscheidung gebracht, bei uns die Versammlung der Landwirthe; ich halte beides für unzweckmäßig, da es der Natur solcher Vereine zuwider ist. Dagegen sind bei den wandernden Versammlungen die Abtheilungen (Sektionen) aus der Organisation der seßhaften Vereine mit Recht beibehalten, da der zahlreiche Besuch solcher Versammlungen es nicht nur wünschenswerth, sondern auch nothwendig macht, einzelne Zweige und besondere Zwecke durch eigene Abtheilungen der Mitglieder verhandeln zu lassen. Bei den seßhaften Vereinen zeigen sich solche Abtheilungen ständig, und zwar als Filialvereine. Ist nämlich der Zweck des Vereines auf ein größeres Gebiet ausgedehnt und soll er direkt auf alle Landestheile wirken, wie dieß bei landwirthschaftlichen und Gewerbsvereinen vorkommt, so ist es nicht möglich, die Mitglieder so oft und so zahlreich zu versammeln, als der Zweck erfordert, und eben so unthunlich, in solchen allgemeinen Versammlungen die Bedürfnisse aller einzelnen Landestheile gehörig zu würdigen und zu befriedigen. Es theilen sich daher solche Vereine in Bezirks- und Ortsvereine, wenn eine hinlängliche Anzahl Mitglieder und ein Bedürfniß vorhanden ist. Aber nicht nur landschaftlich, sondern auch wissenschaftlich gibt es Untervereine, gleichsam ständige Sektionen, wenn sich einzelne Theile eines größeren Zweckes zu besondern Vereinen ausbilden, wie z. B. aus der Landwirthschaft, als dem Ganzen, sich Gartenbau, Obstkultur, Weinbau u. dgl. in eigenthümliche Vereine konstituiren können. Bleiben die einzelnen Theile in wirksamer Verbindung mit dem Ganzen, so stellen sie eine organisirte Körperschaft dar, die ihr Leben von einem Mittelpunkte in alle Gliederungen verbreitet, und weil die Glieder denkende Organe sind, neue Kräfte von ihnen zurück empfängt.

Diese wechselseitige Verbindung mit dem Ganzen, welche bei Theilvereinen stattfindet, ist überhaupt eine wesentliche Eigenschaft

der Vereine. Alle Mitglieder tragen zum gemeinschaftlichen Zwecke bei und nehmen dagegen Theil an der gemeinsamen Errungenschaft. Das Vermögen der Vereine, sey es körperlich oder geistig, ist größer, als daß es der Einzelne besitzen oder erreichen kann, es wird darum durch die Beiträge der Mitglieder gebildet, damit es in seiner Vereinigung eine größere Wirkung hervorbringe, als dem vereinzelten Beitrag des Mitgliedes möglich wäre. Das materielle Vereinsvermögen wird, wie der Staatsschatz, durch die Abgaben der Einzelnen hervorgebracht, mögen sie jährlich oder nur einmal geleistet werden. Der Vermögensstock entsteht gleichsam aus Rentenbeiträgen und seine Errungenschaft geht wieder an die Mitglieder zurück. Die meisten Vereine bringen materielles Vermögen zusammen, es ist aber nicht immer für materielle Zwecke der Vereinsglieder bestimmt, sondern diese überlassen manchmal den Genuß ihres Vermögens und ihrer Arbeit Andern und begnügen sich mit dem Gefühl ihrer guten Handlung, wie das bei vielen Wohlthätigkeitsvereinen der Fall ist, oder es wird auch das körperliche Vereinsvermögen für die gesellschaftliche Unterhaltung der Mitglieder verwendet und zu andern geistigen Zwecken benutzt, wie zum Unterricht ihrer Mitglieder in denjenigen Fächern, die zu deren Beruf gehören, z. B. bei den Gewerbsvereinen.

Da der Zweck der Vereine ein fortdauerndes Streben ist, um die vorgesetzte Absicht zu erreichen, so haben sie eine Verwaltung nöthig, die in einer leitenden und häufig auch in einer überwachenden Behörde besteht. Haben die Vereine materielles Vermögen, so muß die Verwaltung von Zeit zu Zeit der Gesammtheit der Mitglieder Rechenschaft ablegen. Nicht nur dieser Umstand, sondern überhaupt die Nothwendigkeit, zu wissen, ob und in wie fern die Zwecke des Vereins erreicht werden, führen periodische Generalversammlungen der Mitglieder herbei, welche die Befugniß haben, grundgesetzliche Bestimmungen der Gesellschaft zu erklären und zu verändern, so wie auch für die wirksamere Ausführung der Vereinszwecke Vorsorge zu treffen und Anordnungen zu machen. Daher werden mit diesen Versammlungen manchmal Feste verbunden, nämlich Ausstellungen von Natur- und Kunst-Produkten, Preisvertheilungen, Ankauf oder Verlosung werthvoller Gegenstände u. dgl., um durch solche Aufmunterung die Vereinszwecke in und außerhalb dem Kreise der Mitglieder thätiger zu fördern.

Nur durch freiwillige Theilnahme der Mitglieder entstehen Vereine, sie sind daher in ihrem Ursprung republikanisch und behalten diesen Charakter in ihrer ganzen Ausbildung. Von Einem oder Wenigen geht freilich die schöpferische Idee aus, sie kann sich aber ohne Theilnahme nicht verwirklichen, und dadurch wird sie Gemeingut des Vereines, worauf der erste Begründer keinen ausschließlichen Einfluß mehr hat. Aber obgleich alle Mitglieder am Vereine Theil nehmen, so sind doch nicht alle im Stande, dessen Zwecke gleichmäßig zu fördern, und daher gedeihen jene Vereine am meisten, bei welchen die Aristokratie des Geistes in angemessener Thätigkeit wirkt. Auf eine weise Grundeinrichtung kommt Alles an, das Interesse der Mitglieder muß mit dem Ganzen so vortheilhaft und dauernd verbunden werden, daß die thätige Theilnahme derselben stets rege bleibt und eine Verwaltung gebildet wird, die durch Fleiß, Kenntniß und Gewissenhaftigkeit sich auszeichnet. Nicht alle Vereine handeln nach diesen Grundsätzen, bei manchen materiellen Gesellschaften ist die Gleichheit der Mitglieder beschränkt und die Aristokratie des Geldes gibt den Einen mehr Rechte als den Andern, indem man von der Voraussetzung ausgeht, daß derjenige, welcher mehr zur Bildung einer Gesellschaft materiell beiträgt, auch ein größeres Interesse an ihrem Gedeihen nehme, als ein Anderer, dessen Beitrag geringer ist. Diese Regel hat Ausnahmen und darf nicht streng befolgt werden, weil sie die Intelligenz ausschließt, welche doch die erste Macht jedes Vereines ist und bleibt, besonders wenn sie mit Moralität vereinigt auftritt. Bei gleichen Beiträgen zu den Vereinszwecken gibt es keine rechtlichen Unterschiede der Mitglieder, als diejenigen, welche aus örtlichen Verhältnissen entspringen, indem solche Mitglieder, welche nicht am Vereinsort wohnen, sich auch bescheiden müssen, ihre persönliche und unmittelbare Theilnahme an der Verwaltung ruhen zu lassen. Daher die Unterscheidung in ordentliche und außerordentliche Mitglieder, womit die auswärtigen manchmal gleichbedeutend sind, und wozu die Ehrenmitglieder kommen, die ohne Beiträge und Stimmrecht nur den Namen tragen.

Die Ausbildung der neuern Staatsverwaltung hat auf die Behandlung der laufenden Vereinsgeschäfte maßgabend eingewirkt. Die meisten Direktionen der Vereine haben die collegialische Einrichtung der Staatsbehörden, erledigen die Geschäfte durch Vorträge

der Referenten und Beschlüsse der Sitzungen oder büreaukratisch, ernennen für besondere Vorfälle Commissionen u. dgl. Nur für die stete Verbindung der Vereinsmitglieder und für die Mittheilung dessen, was zum Vereinszwecke gehört, haben viele Direktionen die Journalistik zu Hülfe genommen und besondere Zeitschriften für ihre Vereine gegründet. Sowohl dadurch als durch die Sitte vieler Gesellschaften, zu bestimmten Zeiten Vorträge ihrer Mitglieder anzuhören, hat die Vereinsverwaltung eine Eigenthümlichkeit erhalten, die ungezwungen aus der Natur der Vereine hervorging. Die Vorträge und Vereinsschriften sind aus der Einrichtung der älteren wissenschaftlichen Akademien angenommen, die Journalistik aus dem rascheren Lebensverkehr der heutigen Zeit.

Bei der Begründung der Vereine und am Anfang ihrer Wirksamkeit zeigt sich gewöhnlich eine größere Theilnahme und thätigere Mitwirkung als in späterer Zeit, wenn es klar wird, daß sich der Zweck des Vereins nicht so schnell und leicht erreichen läßt, als man Anfangs gehofft, oder wenn der Eindruck der ergreifenden Grundidee in der Gewohnheit des Lebens abnimmt. Manche Thätigkeit des jungen Eifers ist übereilt und erfolglos, und geht daher in Lauheit und Gleichgültigkeit über, manche blendende Hoffnung erscheint als Täuschung und hat Muthlosigkeit zur Folge. Während durch solche Erfahrungen Zweck und Mittel eines Vereines deutlicher erkannt und schärfer bestimmt werden, so daß Geist und Willenskraft sicherer wirken können, fehlt doch vielen Mitgliedern die Ausdauer, sie treten zurück oder werden sonst theilnahmlos, der Verein wird schwach, bis er durch neue Kraft gestärkt oder hülflos aufgelöst wird. Nicht alle Vereine enthalten Bestimmungen über ihre Auflösung, nur die industriellen haben diesen Fall immer vorgesehen, weil sie nach ihrem Aufhören das Vereinsvermögen unter die letzten Mitglieder theilen; die übrigen Gesellschaften, welche nur allmählig durch Sammlungen und Beiträge ein Vermögen bilden, und ihrem Zwecke nach nicht an eine bestimmte Dauer gebunden sind wie die industriellen Vereine, lassen diesen Gegenstand oft unerörtert, oder verwenden im Fall der Auflösung ihr Vermögen zu Stiftungen. Dieß geschieht, weil entweder das Vermögen in gewisser Rücksicht untheilbar ist und daher besser beisammen bleibt, oder weil die letzten Mitglieder

keinen rechtlichen Anspruch an dasselbe haben, da es nicht von ihren Beiträgen herrührt.

Stiftungen können ähnliche und gleiche Zwecke haben wie die Vereine, aber ihr Ursprung, ihre Verwaltung und Wirksamkeit ist eine andere. Sie werden immer von einer Person, einer physischen oder moralischen, gegründet, und behalten diesen monarchischen Charakter in ihrer ganzen Ausbildung. Sie unterscheiden sich dadurch von dem gesellschaftlichen Wesen der Vereine. Die Verwaltung der Stiftung liegt außerhalb derselben, sie hat zu ihrer Sicherstellung den Beistand des Staates oder sonst einer Obrigkeit nöthig; die Vereine brauchen beides nicht, sondern verwalten sich aus ihrer Mitte. Endlich ist die Wirksamkeit der Stiftungen allzeit materiell oder wenigstens an materielle Mittel gebunden, die Vereine aber können unmittelbar geistig wirken. Wer eine Stiftung machen will, braucht sich nicht um Gleichgesinnte umzusehen, er gibt das Kapital, bestimmt dessen Verwaltung und Verwendung und kümmert sich darum nicht, ob die Zeitgenossen seinen Zweck würdigen und unterstützen oder nicht. Wer aber einen Verein gründet, hat dazu in aller Hinsicht die Mitwirkung gleichgesinnter Menschen nöthig und kann den Zweck und die Verwaltung des Vereines nur gemeinschaftlich bestimmen. Dadurch sind die Vereine vom Zeitgeist abhängig, die Stiftungen nicht; man findet daher diese in jeder Zeit besonders häufig in den früheren Jahrhunderten, die Vereine dagegen sind vorzüglich eine Erscheinung der heutigen Welt, und viele derselben haben kein Beispiel in der Vorzeit.

Jeder Verein ist in seinem Gründungsakte separatistisch, denn seine Mitglieder scheiden sich aus dem Volke zu besondern Zwecken aus und regieren sich dafür selbst. Die Vereine müssen sich daher, wie alle Körperschaften, den Gesetzen der Kirche und des Staates fügen. Korporationen sind natürliche, Vereine dagegen künstliche Gesellschaften; jene beruhen auf einer Nothwendigkeit, diese gehen aus der Freiheit hervor. Gleicher Glauben gibt Confessionen, gleicher Wohnort Gemeinden, gleiche Gewerbe Zünfte als natürliche, nothwendige Gesellschaften oder Korporationen; die Vereine nehmen aber ihre Mitglieder ohne Unterschied aus jeder Confession, jeder Gemeinde, jeder Innung; diese Vereinigung geht also nicht aus naturnothwendiger Gemeinschaft hervor, sondern aus

freier Wahl. Es ist hieraus offenbar, daß der Separatismus des Vereinswesens, wenn er unbeschränkt wirkt, die Korporationen auflösen kann; dadurch würde die natürliche Eintheilung des Volkes aufgehoben und eine künstliche an deren Stelle gesetzt. Dieser Zustand darf nicht eintreten, er ist eine Umwälzung, es muß daher auch naturnothwendige Schranken geben, innerhalb welchen das Vereinswesen wirken kann. Diese Schranken sind die Glaubenslehre in religiöser Hinsicht und das positive Recht der Korporationen in politischer Beziehung. Was nicht zu diesen Grundlagen des Volkslebens gehört, kann dem Vereinswesen überlassen werden, aber darum sind auch Kirche und Staat berechtigt, den Zweck der Vereine zu prüfen, sie zu erlauben oder zu verbieten. Obgleich der Staat und die Kirche ohne Vereine bestehen, so können diese doch in so vielfacher Beziehung und auf so manchfaltige Weise zum Wohle des Ganzen beitragen, wie es der Staatsregierung weder mit ihrer Verwaltung möglich ist, noch wozu ihre Geldmittel hinreichen. Erlaubniß und Verbot der Vereine hängen von deren Nützlichkeit und Schädlichkeit ab, doch soll man jener zu Liebe Vereine nicht hervorrufen, weil sie nicht nachhaltig wirken, wenn die erforderliche Bildung und Gesinnung fehlt, auf der andern Seite das Verbot nicht weiter ausdehnen, als die Entfernung des Schädlichen fordert. Wer dem Bedürfniß näher steht, kennt es besser, als wer es nicht fühlt; Leute, welche Vereine gründen, können über deren Nothwendigkeit in ihrem bestimmten Kreise richtiger urtheilen, als die Staatsregierung, die außerhalb diesen Verhältnissen steht und sich daher nicht auf die eigene Beurtheilung einlassen soll, ob ein Bedürfniß zu einem gegebenen Vereine vorhanden sey oder nicht. Geringschätzung der Vereinszwecke von oben, weil sie beliebten Systemen und Ansichten nicht entsprechen, ist eine große Verkehrtheit, denn es läßt sich die Vielheit und Verschiedenheit der menschlichen Verhältnisse nicht in eine vorgefaßte Meinung einschränken, sondern es ist dafür eine Entwickelung nöthig, deren Art und Weise in den Verhältnissen selber, nicht in gemachten Ansichten liegt. Auch enthalte sich Jeder, die Wirkungen des Vereinswesens zu ermessen oder ihnen eine beliebige Richtung zu geben, denn zu jenem gehört ein so umfassender Geist und zu diesem eine so große Macht, daß beides kaum sich in einem Menschen vereinigt. Nur die Beobachtung ist

hier angemessen und die Erfahrung gibt das richtige Verhalten an.

Da jeder Verein wirken will, und jede Wirkung offenbar, d. h. erkannt wird, so soll auch jeder Verein öffentlich auftreten. Sein Zweck muß bekannt seyn, weil nur dadurch eine freiwillige Vereinigung statt findet, was zur Natur des Vereines gehört. Geheime Gesellschaften können nur durch Anwerbung der Mitglieder sich bilden, wobei die Freiheit derselben wegfällt. Solche Gesellschaften haben keinen andern Zweck, als die religiösen und politischen Schranken, welche den Vereinen gesetzt sind, ganz oder theilweis aufzuheben, und weil sie bei dieser Absicht ein Hinderniß in der Positivität der Kirche und des Staates finden, so suchen sie durch allmählige Schwächung, die vom kleinen anfängt, Kirche und Staat zu untergraben. Dergleichen Vereine sind in der Regel nur darin einig, daß sie das Positive umstürzen wollen, also in ihrer Negation, sie können daher nicht schaffen, und zerfallen meist in ihren Leidenschaften. Die persönlichen Absichten, welche diesen Vereinen zu Grunde liegen, verbergen sich unter dem Scheine des Bedürfnisses und widerstreiten dem gemeinsamen Zweck, den jeder Verein, seinem Begriffe nach, haben soll. Es ist Weisheit, von oben herab nicht durch verkehrte Handlungen bei den Untergebenen den Wahn zu veranlassen, als müßten sie den Oberen die Richtung geben oder sie stürzen, wenn sie dem Willen der Unteren nicht folgen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen möchte ich die deutschen Vereine im Einzelnen darstellen, aber es fehlt uns noch eine Statistik dieses Vereinswesens, darum kann ich die Anzahl und geographische Vertheilung so wie den Umfang der Wirksamkeit der Vereine nach allen ihren Richtungen nicht angeben. Doch läßt sich ein Umriß der Vereinszwecke darlegen und daraus die manchfaltige Thätigkeit abnehmen, welche das Vereinswesen zur Erreichung seines Zieles bedarf. Um die Masse zu ordnen, unterscheide ich Vereine für leibliche und geistige Zwecke, ohne zu verkennen, daß oft beide in einander übergehen, je nachdem der Leib oder Geist zum Mittel gemacht wird. Für die materiellen Zwecke gibt es Kapital- und Aufmunterungsvereine; jene beabsichtigen einen direkten, diese einen indirekten Nutzen der Mitglieder. Bei den Kapitalvereinen ist nur die Verwaltung thätig, und die

Mitglieder haben die Theilnahme an dem Ertrage anzusprechen, bei den Aufmunterungsvereinen sorgt aber die Verwaltung für die Kenntniß, Sammlung und Mittheilung der Erfahrungen und Fortschritte und es liegt dann in der Arbeit der Mitglieder, sich das Mitgetheilte durch Fleiß und Achtsamkeit nützlich zu machen. Beide Arten sind in mancher Gesellschaft zugleich vorhanden, besonders in solchen, welche einen sehr umfassenden Zweck und mehrere Abtheilungen haben. Je nach der Ausdehnung des Zweckes bleiben die materiellen Vereine auch nicht bei einer Arbeit stehen, sondern verbinden oft mehrere mit einander, wie z. B. manche gewerblichen Vereine zugleich merkantilische sind. Diese manchfaltige Ausbildung der Vereine läßt sich bei der Betrachtung der einzelnen am besten erkennen und beurtheilen.

Unter allen materiellen Vereinen stehen die landwirthschaftlichen oben an, die unter verschiedenen Namen als Ackerbaugesellschaften, landwirthschaftliche Gesellschaften u. dgl. in ganz Deutschland verbreitet sind und eine weit größere Wirksamkeit erhalten haben, als ihre Vorläufer, die landwirthschaftlichen Institute, Akademien und Musterwirthschaften erreichen konnten. Das Bedürfniß zur Bildung dieser Vereine war überall vorhanden und unabweisbar. Die Zunahme der Bevölkerung, der steigende Preis des Grundeigenthums und der Pacht, die Belastung desselben durch erhöhte Abgaben und Umlagen, die darauf haftenden Schulden in Folge der Kriege und der Theurung, das Alles drängte zur Erzielung eines höheren Bodenertrages, was ohne rationelle Landwirthschaft nicht geschehen kann, wozu aber der mittlere und kleine Bauer weder Gelegenheit noch Hülfsmittel hat und dafür nur in einem gut eingerichteten Ackerbauverein seine Stütze findet. In diesen Verhältnissen liegt schon die örtliche und provinzielle Eintheilung der landwirthschaftlichen Vereine; sie sollen ihrem Zwecke nach für den Einzelnen wirken, also in letzter Beziehung örtlich seyn, dazu gehört aber eine Summe von Erfahrung, die aus einem größeren Kreise zusammen kommt, also Gesellschaften größerer Bezirke nothwendig macht. Es erstrecken sich daher die landwirthschaftlichen Vereine meistens über ein ganzes Land, theilen sich in ihre Bezirks-, Amts- und Ortsvereine, stehen unter einander im organischen oder Geschäftszusammenhang, so wie in Verbindung mit auswärtigen Vereinen, und diese beständige

Wechselwirkung der Kenntnisse und Mittheilungen befördert die Fortschritte. Belehrung, Beispiel und Aufmunterung sind hier wie überall nothwendig, wo ein Verein auf seine Mitglieder wirken will. Zur Belehrung geben manche Vereine ein landwirthschaftliches Wochen- oder Correspondenzblatt heraus, andere stellen einen Preis auf das zweckmäßigste Lehrbuch der Landwirthschaft oder vertheilen dahin einschlägige Schriften. Bibliotheken und Sammlungen von landwirthschaftlichen Modellen und Geräthen besitzt fast jeder größere Verein. Die zeitweisen Versammlungen der Vereine sind durch die mündliche Mittheilung der Erfahrungen und durch die praktische Anleitung auf einem Musterfelde für die Mitglieder sehr nützlich, weil sie dadurch ihre Belehrung kurz und ohne Mühe bekommen. Als Beispiel und Aufmunterung dienen vorzüglich die Ausstellung landwirthschaftlicher Produkte und die damit verbundene Preisvertheilung und landwirthschaftlichen Feste. Zur Beförderung eines vernachläßigten Zweiges der Landwirthschaft vertheilen die Vereine unentgeldlich Saamen und Setzlinge, z. B. Reben und Bäumchen, so wie auch Eier der Seidenwürmer, und verbinden mit den Ausstellungen des Viehes, der Geräthschaften, Weinproben, Obstsorten, Cocons 2c. namhafte Ankäufe oder Preise, um nebst der Anerkennung den Landwirthen einen Gewinn zu verschaffen und dadurch die Nacheiferung hervorzurufen. Die jährlichen Weinproben, welche am Rhein vorgenommen werden, bringen manches Gewächs im Handel zu Ansehen, welches ohne den Ausspruch der Kenner seiner Güte sich nicht so schnell Eingang und Absatz verschaffen könnte. Die Preisvertheilung hat sich in neuester Zeit auch auf die Belohnung treuer Dienstboten der Landwirthe erstreckt, die eine Reihe von Jahren bei der nämlichen Herrschaft geblieben sind. Es ist in unserer wechselvollen Zeit tröstlich, noch so viele Beispiele langer Anhänglichkeit zwischen Hausvätern und Dienstboten zu sehen.

Die Ortsvereine haben mehrere besondere Einrichtungen nöthig, welche durch Unterstützung der größeren Vereine auch allmählig ins Leben treten. Es sind dieß Viehleihkassen gegen den Wucher des Viehverstellens, gemeinschaftliche Backöfen, Waschküchen und Obstdarren zur Ersparung des Brennmaterials, Fohlengärten und Gänsweiden zur Beförderung der Pferdezucht und zum Schutze des Saatfeldes, Baumschulen zur Erleichterung des Obstbaues.

Wo ein besonderer Zweig der Landwirthschaft durch Verhältnisse geboten ist, da bilden sich auch besondere Vereine, wie für die Forstmänner in Baden, Würtemberg und Hessen, für den Wein- und Obstbau am Rhein und für den Gartenbau in Preußen, ohne daß solche Vereine Unterabtheilungen der Ackerbaugesellschaften eines Landes sind.

Um die wechselseitige Mittheilung noch mehr zu beleben, hat man nach dem Beispiele der Naturforscher und Aerzte vor drei Jahren den Versuch gemacht, auch die deutschen Landwirthe in einer jährlichen wandernden Versammlung zu vereinigen, welche in Dresden begann, seitdem in Karlsruhe und Potsdam fortgesetzt wurde und für dieses Jahr nach Brünn bestimmt ist. Die Theilnahme an dieser Versammlung stieg mit jedem Jahre und entsprach der vielverbreiteten landwirthschaftlichen Bildung in Deutschland. Außer der persönlichen Bekanntschaft, welche die fortdauernde Verbindung der Einzelnen erleichtert, haben solche Versammlungen noch den Nutzen, daß sie eine Menge von Erfahrungen zum Austausch bringen, die man vergebens in Schriften sucht oder die auch nie in Bücher kommen. Um alle Zweige des Landbaues zu besprechen und zu berücksichtigen, theilen sie sich in Sektionen für bestimmte Fächer und in allgemeine Sitzungen. Allerdings können nur vermögende und gebildetere Landwirthe solche Versammlungen besuchen, aber sie werden dann die Vermittler, welche die empfangene Belehrung und die angeknüpfte Verbindung in ihren heimathlichen Gegenden und Vereinen verbreiten.

Die Gewerbsvereine haben in unserer Zeit einen großen Aufschwung genommen. Sie sind allgemeine und besondere, für einzelne Arten, z. B. Bergbau, bestimmt, sie bezwecken Ermunterung oder Kapitalvereinigung, sie beschränken sich entweder auf das Gewerbswesen oder ziehen auch die Kunst in ihr Bereich, wie die sächsischen, oder bilden zugleich Handelsgesellschaften, wie die österreichischen. Sie sind auch örtlich und landschaftlich und vereinigen sich, wie in Sachsen, zu einer Centralversammlung. Ihre Zwecke haben daher große Manchfaltigkeit, und eben so vielfach entwickelt ist auch ihre Einrichtung und Wirksamkeit. Die örtlichen Vereine kommen in ordentlichen Sitzungen zusammen, um die Fortschritte im Gewerbswesen kennen zu lernen, zu prüfen und anzuwenden. Bei dem großen Einfluß, welchen die

Ausbildung der Chemie und Mechanik auf alle Theile des Gewerbswesens ausübt und bei der Unmöglichkeit für den Einzelnen, mit allen diesen Entdeckungen gleichen Schritt zu gehen oder Versuche auf eigene Kosten zu machen, ist ein Verein zur gegenseitigen Mittheilung und Unterstützung offenbar nothwendig und von unbestrittenem Nutzen. Beides hat manche Gewerbsvereine veranlaßt, auch ihren Gehülfen und Gesellen Gelegenheit zur weiteren Ausbildung zu geben, indem hie und da Lesevereine gebildet sind, worin sich Sonntags die Gewerbsgehülfen durch Bücher, Zeichnungen und Modelle unentgeldlich unterrichten können. Diese theoretische Vorbereitung wird praktisch durch Industrieausstellungen oder Gewerbslauben bethätigt, wenn unter der Leitung der Gewerbsvereine die Erzeugnisse ihres Fleißes und ihrer Kenntniß von Zeit zu Zeit der öffentlichen Prüfung unterworfen werden. Güte, Zweckmäßigkeit und Geschmack der Arbeiten bestimmen ihren Werth und dieser gibt den Maßstab des Fortschrittes an.

Vereine für einzelne Gewerbe sind in der Regel Kapitalgesellschaften und entstehen für solche Gewerbe, deren Geldbedarf das gewöhnliche Privatvermögen übersteigt, oder für solche, die in größerer Ausdehnung betrieben werden, als es dem einzelnen Privatmann möglich ist. Es gehört zur Grundbedingung solcher Gewerbsgesellschaften, daß sie einen ausgebreiteten Markt für ihren Absatz und einen verhältnißmäßigen Preis für ihre Fabrikate haben. Sie kommen nur in größeren Staaten zum Vorschein und in kleineren, wenn sie ihr Zollwesen vereinigen, wie sich dieß seit der Ausdehnung des deutschen Zollvereins bei uns gezeigt hat. Da die großen Gewerbsvereine durch die Menge ihrer Fabrikate die Bezugsquellen des Handels in das Inland verlegen, so gerathen sie nicht selten mit den Staatsfinanzen in Conflikt, wenn diese entweder auf hohe Zolleinnahmen angewiesen sind, oder kein anderes Mittel wissen, verminderte Zolleinkünfte zu ersetzen. Das vereinigte Gewerbswesen muß daher nach festen Grundsätzen von vorn herein behandelt werden, damit es sich nur in soweit entwickelt, als die Verhältnisse gestatten. Wer aber die Verhältnisse beherrschen kann oder in denselben seine Mittel zum Zwecke findet, wird durch den Aufschwung großer Gewerbsgesellschaften nicht auf falsche Maßregeln kommen; unheilvoll ist immer die anfängliche Begünstigung und dann die ängstliche Bedrückung der Industrie,

und beweist, daß es ein Unglück für ein Land ist, wenn seine Regierung nur Geschäftsleute und keine Staatsmänner hat. Manche Zweige der Industrie, z. B. der Bergbau und besonders die Steinkohlen, werden durch Prämien ermuntert und dadurch Vereine hervorgerufen, die sich gewöhnlich auf eine längere Zeit bilden können, andere Gesellschaften müssen mehr die günstigen Verhältnisse benutzen und sich auf eine kürzere Dauer vereinigen, wodurch sie mehr ein vorübergehendes Daseyn haben und selten eine nachhaltige Wirkung hinterlassen. Im großen Gewerbsbetriebe werden Entdeckungen und Erfahrungen gemacht, die im Kleinen nicht vorkommen und welche mit ihm der Nation verloren gehen.

Für den Verkehr und Handel haben sich in unserer Zeit bedeutende Vereine nöthig gemacht, die den Regierungen gegenüber in einer besseren Lage sich befinden, als die Gewerbsvereine überhaupt, weil die Regierungen selbst anerkennen, daß ihre Kräfte zur Erreichung des Zweckes nicht hinlänglich sind, sie also der Beihülfe der Privaten bedürfen. Es ist dieß der Fall mit den Eisenbahnen, die man überall den Gesellschaften überlassen hat oder überlassen muß, weil die Staaten das Geld dazu nicht haben, ferner bei der Dampfschifffahrt, die durch Vereine auf dem Bodensee, dem Rhein und seinen Nebenflüssen, der Donau und Elbe betrieben wird, endlich bei dem Kanalbau zwischen dem Main und der Donau, dem die Landesregierung einen besondern Schutz verleiht. Demungeachtet haben diese Gesellschaften kostspielige Erfahrungen gemacht, oder sind noch in der Periode, wo sie Opfer bringen müssen. Diese gedrückten Verhältnisse werden gewöhnlich weniger bekannt, als der Flor solcher Gesellschaften in die Augen fällt, der Privatleute und Regierungen zu falschen Urtheilen verleitet. Durch das Beispiel einiger glücklichen Unternehmungen ist man geneigt, jeden derartigen Kapitalverein sofort für ein durchaus gewinnreiches Geschäft zu halten und man vergißt oder übersieht den dornigen Weg der Ausdauer, auf welchem allein zum Ziele gelangt wird. Dadurch entsteht sowohl unüberlegte Theilnahme an solchen Gesellschaften, Aktienspekulationen zum schnellen Gewinn, als auch Begründung solcher Vereine ohne gehörige Voraussicht und Erwägung der Mittel und Bedürfnisse. Neu sind in Deutschland solche großartigen Vereine, Vorbilder haben uns dafür in fremden Ländern nicht gefehlt, wohl aber eigene Erfahrung und

eigene Mittel. Meistentheils mußte man für die Gewerbs- und Verkehrsvereine die Maschinen, Geräthschaften, Arbeiter und Construkteurs aus der Fremde holen, die Vorauslagen und der Zeitverlust waren viel größer, als man veranschlagt hatte, fast alle solche Gesellschaften haben sich mit zu kleinem Kapital gegründet, sie waren genöthigt, Anleihen zu machen, Kredite anzusprechen oder ihr Kapital zu erhöhen. Diese Opfer haben oft das Vertrauen erschüttert und dergleichen Vereine in eine kritische Lage versetzt, und die Ungeduld des Publikums wirkte durch ihre Absprecherei nichts weniger als günstig ein. Es ist daher nicht zu wundern, daß mehrere solcher Gesellschaften zu Grunde gingen, denn es gehört eine große Kraft dazu, die vielen und bedeutenden anfänglichen Hindernisse zu überwinden, und man beurtheilt einen neu gegründeten Gewerbs- und Verkehrsverein nur dann richtig, wenn man darin eine Aufgabe erblickt, mit Verläugnung seiner selbst sich dem Zweck zu widmen und zu dessen Erreichung keine Mühe und Arbeit zu scheuen. Nur ein so fester Willen kann zum Ziele kommen und wird bis dahin das thörichte Verlangen mancher Theilnehmer nach schnellem und großem Gewinn im Zaume halten, damit nicht der Gesellschaft die kaum erworbenen Mittel wieder nutzlos entzogen werden.

Die Erfahrung scheint nur für die Handels- und Gewerbsvereine, die sich auf Deutschland beschränken, zu sprechen, denn Gesellschaften für ausländischen Zweck haben nicht gedeihen können, wie dieß mit dem Absatz unserer Industrieerzeugnisse nach Westindien und mit der Ausbeutung der merikanischen Bergwerke der Fall war. Man darf nämlich nur auf das sicher zählen, was man kennt, das sind die inländischen Verhältnisse, für die ausländischen erscheint eine große Unternehmung immer gewagt. Man hat es mit fremden Menschen, fremden Gesetzen und Gewohnheiten in großer Entfernung zu thun, was Alles der Sicherheit des Geschäftes nachtheilig ist und selten zum Gedeihen geführt wird.

Die Gesellschaften für Ackerbau, Gewerbe und Handel sind **Arbeits**vereine für die materiellen Stände des Volkes, weil sie den Zweck haben, Erzeugnisse, Produkte hervorzubringen, durch deren Verkauf und Gebrauch sie ihr Kapital nutzbringend machen. Es gibt ausserdem materielle Vereine, die nicht auf einzelne Stände beschränkt sind, die keine Produkte hervorbringen, die ihr Geld

durch sich selbst vermehren, indem sie es andern Personen zur Produktion leihen. Diese Kapitalvereine im engern Sinn treiben ihr Geschäft durch Darleihen, entweder auf Grund und Boden, Hypothekarvereine, oder auf Faustpfänder, Leihkassen. Auch diese Vereine haben sich vielseitig ausgebildet und ihre doppelte Wirksamkeit wird fühlbarer, je länger sie bestehen. Denn einerseits erhalten die Mitglieder den zuwachsenden Genuß der Renten, anderseits wirken die Kapitaldarleihen zum vermehrten Umsatz des Geldes. Da gewöhnlich nur kleine Beiträge für solche Vereine gefordert werden, der Einzelne aber kleine Gelder nicht anlegen kann, so bleiben sie in der Kasse des Einzelnen entweder unbenützt, todte Gelder, oder sie bringen keine zinstragende Ausgabe hervor. Der Zusammenfluß kleiner Summen begründet dagegen eine große Kapitalwirthschaft, welche durch fortwährende Beiträge auf den Geldumlauf einen bedeutenden Einfluß ausübt, nicht nur, daß sie den Zinswucher erschwert und einen gleichmäßigen Zinsfuß herbeiführt, sondern auch, daß sie die auswärtigen Privatgläubiger eines Landes vermindert oder gar verdrängt, wenn der Kapitalverein seine Gelder im eigenen Lande anlegt. Die Bedingungen des Vereins für den inländischen Schuldner sind leichter, als sie der auswärtige Gläubiger gewähren kann, und je mehr Kapitalvereine bestehen, desto mehr wird die Rückzahlung auswärtiger Anleihen befördert.

Um die Zwecke der Kapitalvereine gehörig zu würdigen, muß man den Erfolg der Arbeit erwägen. Alle Arbeit ist ein Wagstück, sie kann viel, wenig, gar nichts eintragen, also keinen Nutzen gewähren und manchmal auch das Arbeitskapital selbst angreifen. Sicherung des Erfolgs der Arbeit ist daher ein Bedürfniß, welches dringender wird, je mehr die Bevölkerung steigt. Zu dieser Sicherung sind die Kapitalvereine für materielle Zwecke bestimmt, sie enthalten sich der produktiven Arbeit, um den Wechselfällen derselben auszuweichen, sie nehmen mit einem geringeren Ertrag ihres Geldes vorlieb, der sich im Zinsfuß ausdrückt, um die ausgeliehenen Kapitalien in den Händen der Arbeitenden lukrativ zu erhalten. Die Sicherung der Arbeit wird bewirkt entweder durch Reservefonds, die sich der Einzelne bildet, wodurch Spargesellschaften entstehen, oder für größere Bedürfnisse durch Versicherungen, was die mancherlei Assekuranzen hervorruft.

Die Sparkassen sind unter verschiedenen Namen in ganz Deutschland verbreitet, haben überall denselben Zweck und eine ähnliche Einrichtung. Sie sollen den Unbemittelten zuerst Gelegenheit geben und sie dann nöthigen, durch regelmäßige kleine Ersparnisse sich eine größere Kapitalsumme zu sammeln. Darum nehmen die Sparkassen ein Minimum und Maximum der Beiträge an, und bestimmen jenes so nieder, daß auch dem Aermeren möglich ist, es zu erschwingen, und fixiren das Maximum ebenfalls nicht hoch, weil die Reichen der Sparkassen wenig bedürfen und diese durch bedeutende Rückzahlungen nicht genöthigt seyn wollen, einen großen Theil ihrer Kapitalien schwebend, auf Faustpfänder anzulegen. Die kleinen Beiträge machen die Sparkassen für das ärmere Volk am wohlthätigsten, denn diese Beiträge müssen regelmäßig wiederholt werden. Der Zweck dieser Kassen ist, die Mitglieder zu nöthigen, nicht einmal, sondern fortwährend zu sparen, nicht einen Beitrag zu leisten, sondern periodisch nach Wochen oder Monaten den Beitrag zu wiederholen, so daß derjenige, welcher ihn nicht entrichtet, dadurch von selbst aus dem Vereine tritt und dessen Vortheile verliert. Mit diesen Vortheilen wird bezweckt, die Mitglieder zusammen zu halten und dadurch den Sinn zum Sparen fortzupflanzen. Es werden nämlich den Mitgliedern, welche eine bestimmte Anzahl Jahre im Vereine geblieben sind, die Zinsüberschüsse auf ihre Sparguthaben vertheilt, wodurch sie einen höheren Zinsfuß erhalten als die vorübergehenden Theilnehmer, oder man gibt den älteren Mitgliedern Prämien und läßt sie in die Prämienkasse vorrücken. Ein weiterer Vortheil besteht darin, daß die Sparkasse die Zinsen der bleibenden Kapitalien nicht baar ausbezahlt, sondern sie den Kapitalien zinstragend beischlägt, wodurch die Mitglieder verhindert werden, die anfänglichen kleinen Renten ihres Sparguthabens zu verzehren. Die Einsammlung der periodischen Beiträge nöthigt die Sparkassen, ihre Wirksamkeit auf einen einzelnen Ort zu beschränken und Mitglieder aus andern Gemeinden nur ausnahmsweise zuzulassen. Daher die große Anzahl der Sparkassen, weil sie örtlich bleiben müssen, aber auch die Nothwendigkeit, auf Oertlichkeiten Bedacht zu nehmen, wo sich keine besondern Sparkassen bilden können. Nicht die Einsammlung, sondern die schnelle Rückzahlung der Beiträge macht diese Ausdehnung der Sparkassen schwierig.

Eine Wahrnehmung in größeren Städten, daß mit dem Tode des Familienhauptes die Hinterlassenen oft in einer drückenden Lage sind, die schnelle Hülfe erfordert, hat die Vereine zu Sterbkassen hervorgebracht, deren Zweck ist, den Hinterbliebenen des verstorbenen Mitgliedes sogleich nach seinem Tode eine Summe von mehreren hundert Gulden oder Thalern aus der Vereinskasse zu schenken, womit sie die dringendsten Ausgaben bestreiten können. Auch diese Vereine sind in der Regel örtlich und ihre einfachste Einrichtung ist diese. Es wird ein Alter festgesetzt, über welchem Niemand mehr Mitglied werden kann, jeder Theilnehmer zahlt einen bestimmten Beitrag, dieser wird in einer Kasse hinterlegt, die Familie des verstorbenen Mitgliedes erhält die ganze Summe der Beiträge und die übrigen Mitglieder sind verbunden, ihren Beitrag so oft zu leisten, als ein Todesfall in dem Vereine vorkommt. Diese Einrichtung kann nicht mehrfachen Anforderungen genügen, man hat sie daher in andern Gesellschaften dadurch vollkommener gemacht, daß man Altersstufen der Mitglieder mit verschiedenem Eintrittsgeld bestimmte, die Beiträge monatlich festsetzte, das Beneficium für die Hinterbliebenen in einer Summe fixirte, und sowohl den Rest als die Beiträge selbst auf Zinsen legte. Durch diese Kapitalwirthschaft sollen bei größerer Sterblichkeit die ausserordentlichen Beiträge der Mitglieder vermindert oder nachgelassen werden, sowie diejenigen Mitglieder, welche am längsten in der Gesellschaft sind, für ein Jahr von ihren ordentlichen Beiträgen befreit werden, wenn es der Stand der Kasse erlaubt. In diesen Bestimmungen liegen die gegenseitigen Vortheile der Mitglieder und der Gesellschaft, jener, weil sie auch bei verminderten oder ganz aufgehobenen Beiträgen ihren Erben dennoch das ganze Beneficium hinterlassen, dieser, weil es die Mitglieder bewegt, in früherem Lebensalter beizutreten und in der Gesellschaft zu bleiben. Denn weil in diesen, wie bei den Spargesellschaften, freiwilliger Austritt stattfindet, so müssen den bleibenden Mitgliedern Vortheile gewährt werden, um die Gesellschaft auf einem zahlreichen Stand zu erhalten, indem sie nur dadurch größere Bedürfnisse befriedigen kann.

Eine weitere Art solcher Gesellschaften sind die Rekrutenvereine, welche sich in mehreren Orten und Bezirken Süddeutschlands gebildet haben, in der Absicht, denjenigen Militärpflichtigen, welche

durch den persönlichen Dienst in ihrem Berufe oder Gewerbe gehindert werden, die Stellung eines Mannes zu erleichtern, indem sie ein Kapital vom Verein erhalten, wodurch sie einen Einsteher bekommen können. Die Einrichtung solcher Vereine ist zweierlei, die eine nähert sich den Spargesellschaften, die andere den Lotterien. Bei jener Art, die nur örtlich ist, wird ein Maximum der Summe bestimmt, welche derjenige erhält, der vom Loos getroffen ist, und sich einen Mann stellen will. Diese Summe reicht gewöhnlich nicht ganz zum Einstandskapitale hin, erleichtert aber doch die Aufbringung desselben. Die Väter dürfen ihre Söhne nicht über dem zwölften Lebensjahre in den Verein aufnehmen lassen; von da bis zum zwanzigsten Jahre, wo die Loosziehung geschieht, zahlen sie einen jährlichen Beitrag, welcher nicht nur für einen, sondern für alle nachfolgenden Söhne gilt, indem der einfache Beitrag für den zweiten Sohn fortbezahlt wird, wenn das Loosungsjahr des ersten Sohnes vorüber ist, und so weiter für die folgenden Söhne. Diese Beiträge sind als eine jährliche Ersparniß zu betrachten, welche durch die Kapitalwirthschaft des Vereins mehr abwirft, als wenn sie für sich allein geschieht. Die andere Art der Einstandsvereine besteht darin, daß sich die Militärpflichtigen eines Conscriptionsjahres vereinigen und diejenige Summe zusammenschießen, welche nöthig ist, um die eintretenden Ersatzmänner zu bezahlen. Die Vereinsmitglieder, welche das Loos trifft, erhalten von dem Verein nicht nur das Einstandskapital, sondern dafür auch den Ersatzmann, und diejenigen Mitglieder, welche vom Loose verschont bleiben, geben ihren Beitrag für die Stellvertretung der andern. Reicht der erste Beitrag nicht, um die Ersatzmannschaft zu bezahlen, so müssen sämmtliche Mitglieder des Vereins die fehlende Summe nach Köpfen zuschießen. Will ein Gelooster selbst dienen, so bekommt er das Einstandskapital wie ein Ersatzmann. Für Nachziehungen, Desertion des Stellvertreters und andere Verluste bleibt der Verein ebenfalls sammtverbindlich und das einzelne Mitglied kann nicht weiter in Anspruch genommen werden, als für die erforderliche Nachzahlung. Jeder Jahresverein löst sich mit der abgelaufenen Dienstzeit der Ersatzmänner auf, und jedes nachfolgende Jahr bildet eine neue Gesellschaft. Ein solcher Verein ist nicht auf einen Ort beschränkt und erstreckt sich in Baden auf das ganze Land.

Die Ersparniß hat nicht nur den Zweck, ein Kapital durch kleine Beiträge zu sammeln, sondern auch, ein bereits empfangenes Kapital, eine Schuld, allmählig abzutragen. In dieser Beziehung haben die Gesellschaften die Grundsätze und Anordnungen, wonach die Staaten ihre Schulden tilgen, ihren Verhältnissen angepaßt und die großen Gewerbs- und Verkehrsvereine, welche bedeutende Kapitalien in Gebäuden und Geräthschaften bedürfen, amortisiren die allmählige Entwerthung derselben, um ihr Kapital auf dem ursprünglichen Stande zu erhalten. Aber auch in reinen Kapitalwirthschaften wendet man die allmählige Schuldentilgung an, und besonders kommt eine Art derselben mehr in Uebung, die Tilgung durch Rentenzahlung oder Annuität. Diese Rückzahlung kann nur an Vereine statt finden, welche jederzeit Geld ausleihen und durch steten Zufluß kleiner Beträge größere Kapitalien bilden können. Aus beiden Gründen läßt sich der Privatmann seine ausgeliehenen Gelder in der Regel nicht durch Annuitäten heimzahlen, sondern bedingt größere Abschlagssummen, die er wieder ausleihen kann. Die Vereine als Gläubiger und die Schuldner stehen dadurch in folgendem Verhältniß. Es wird der landläufige Zinsfuß festgesetzt. Der Schuldner zahlt nach Uebereinkunft jährlich etwas mehr, und dieser Mehrbetrag geht ihm an seinem Schuldkapital ab, so daß es nach einer bestimmten Reihe von Jahren getilgt wird. Ein größerer Mehrbetrag befreit den Schuldner in kürzerer Zeit, mit einem kleineren hat er länger zu thun, die Einrichtung erleichtert aber alle Schuldner, welche nur kleine Summen jährlich erübrigen können, so wie Gemeinden und andere Körperschaften, die keine besondere Anstalt zur Schuldentilgung haben, und man macht daher von dieser Tilgungsart häufig Gebrauch, selbst wenn die Zwischen- und Zinseszinse nicht vollständig zum Vortheil des Schuldners angerechnet werden und er also nach Verlauf seiner Zeit eigentlich mehr bezahlt hat, als er schuldig war. Bei dem württembergischen Creditverein ist die Einrichtung der Annuitäten im Großen ausgeführt, nicht als Zweck, sondern als Mittel. Denn der Zweck des Vereines ist, den Grund- und Gefälleigenthümern die Abzahlung ihrer Schulden zu erleichtern, indem er ihnen Kapitalien darleiht, welche sie durch Annuitäten abtragen. Diesen Eigenthümern gegenüber ist der Verein Gläubiger, da er aber sein Geld auch leihen muß, so ist er in Bezug auf die

Kapitalisten Schuldner. Der Verein tilgt seine Schuld ebenfalls durch Annuitäten, er hat das Recht der Aufkündung, indem er die heimzuzahlenden Obligationen wählt oder verloost. Bei dem Beginne wurde dem Vereine das Geld durch Credit gegeben, daher sein Namen, sobald er aber dieses Geld angelegt hatte, konnten die Hypotheken seiner Schuldner als Unterpfand dienen. Auf die Gesammtheit dieser Unterpfänder stellt der Verein für die Gelder, die er aufnimmt, Obligationen aus, und die Schuldner des Vereins sind verbunden, wenn der Sicherheitsfonds erschöpft werden sollte, ihre Rentenzahlung noch eine bestimmte Reihe von Jahren fortzuleisten, bis die Vereinsschuld getilgt ist. Die öffentliche Geschäftsführung und die ständige Aufsicht und Mitwirkung der Staatsbehörden ist bei einem solchen Vereine nothwendig, denn seine Gesammtheit, welche Geld auf Annuitäten lehnt, um es ebenso wieder an ihre Mitglieder abzugeben, ist dem Wechsel eben der Mitglieder unterworfen, hat also keine ständige Größe des Unterpfandes. Den Kapitalisten muß aber Sicherheit gegeben werden, daß der Verein die Geldaufnahme nicht über sein Vermögen ausdehnt, denn in diesem Falle würde der Credit erschüttert, weil die Obligationen des Vereins zum Theil ihren Werth verlieren müßten. Bei fester Verwaltung wirkt ein solcher Verein sehr wohlthätig auf die Schuldenbefreiung der Grundeigenthümer, da ihnen außer den Vortheilen der allmähligen Tilgung auch der bedeutende Reservefonds zu gut kommt.

Zu den Sparanstalten gehören auch Hinterlegungskassen, die aber gewöhnlich nicht für sich selbst bestehen, sondern als ein Beigeschäft mit andern Gesellschaften verbunden sind. Vereine, die viel Grund und Boden eigenthümlich oder pfandweis besitzen, sind im Stande, für hinterlegte Gelder Sicherheit zu leisten; sie nehmen solche Gelder zu jeder Größe an, und zwar in einem niedern Zinsfuß, und zahlen sie jederzeit wieder zurück in der Art, daß sie für kurze Dauer, z. B. drei Monate, keine Zinse bezahlen und für größere Summen Fristen bestimmen, die aber kürzer sind als bei gewöhnlicher Aufkündigung. Durch solche Kassen hat das Publikum den Vortheil, Gelder, die es im Augenblick nicht unterbringen oder verwahren kann, gegen mäßigen Zins sicher zu begeben, und die Kasse gewinnt dabei, weil sie zu höheren Zinsen ausleiht als sie selber gibt. Die Hinterlegungskasse unterscheidet sich von

der Sparkasse hauptsächlich durch die unbestimmte Größe der Summen, die sie annimmt, während die Sparkasse die Größe der Einlagen beschränken muß, um Rückzahlung und Kapitalanlage zu erleichtern.

Die Versicherungsanstalten haben sehr zugenommen und einen ausserordentlichen Umfang erhalten; denn die nachtheiligen Wechselfälle des Glücks werden empfindlicher bei großer Bevölkerung und dadurch bewirkter Vertheilung der Vermögen. Darum suchen sich Viele sicher zu stellen, und das hat dergleichen Anstalten emporgebracht. Sie theilen sich in Versicherung der Personen und Sachen; jene nähert sich den Sparkassen, diese den Lotterien, denn bei jenen ist eine Berechnung möglich, bei diesen nicht. Von den Personalversicherungen haben wir zwei Arten, Lebensversicherung und Rentenanstalt; jene gibt ein Kapital nach dem Tode, diese eine jährliche Rente während des Lebens. Die jährlichen Beiträge (Prämien) des Versicherten gehen fort bis zu seinem Tode; betrachtet man diese Beiträge als Ersparnisse und berechnet ihre Zinseszinse, so geben sie zwar auch ein Kapital, das aber geringer ist, als das Versicherungskapital für dieselben Beiträge, weil dem einzelnen Ersparniß die Vortheile abgehen, welche die vereinigte Kapitalwirthschaft der Lebensversicherung den Mitgliedern bietet. So ist es auch bei den Renten. Ein Kapital, auf Renten angelegt, gibt, ohne Rücksicht auf die Schwankungen des Zinsfußes, immer denselben Ertrag, dieser aber steigt beträchtlich bei der Kapitalwirthschaft eines Rentenvereins.

Unter den Lebensversicherungen haben die Gothaer und Leipziger seit den letzten zehn Jahren eine große Wirksamkeit entwickelt, denn sie erhielten viel Vertrauen, weil sie auf Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit gegründet sind. Solche Assecuranzen werfen nämlich bedeutenden Gewinn ab; kommt dieser nur den einzelnen Unternehmern zu gut und die übrigen Mitglieder erhalten wenig oder nichts davon, so hängen diese mehr oder minder von der Gnade der Direktoren ab: die Gleichheit des Rechtes ist aufgehoben und die Solidität der Verwaltung kann nicht Jedem dargelegt werden, weil sie nicht öffentlich zu seyn braucht, indem man auf die Kaution der Direktoren verweist. Besser ist allzeit eine öffentliche Rechnung, worin keine andern Kosten erscheinen, als die der Verwaltung, und die Beamten dürfen gut bezahlt seyn, wenn sie gut verwalten, denn solche Auslagen bringen sich der Gesellschaft wieder reichlich ein.

Die Aufnahme in eine Lebensversicherung richtet sich nach dem Gesetze der Sterblichkeit; die Gothaer und Leipziger Gesellschaft nehmen kein Mitglied unter 15 und keines über 60 Jahren auf, weil außerhalb dieser beiden Lebensalter die Sterblichkeit größer, mithin die Anzahl der jährlichen Beiträge kleiner ist, und die baldige Auszahlung des versicherten Kapitals bevorsteht. Beide Anstalten sind durch ihre Statuten einem Vorwurfe begegnet, den man zuweilen solchen Vereinen macht, daß sie den Leichtsinn befördern, indem bei der Aufnahme gute Gesundheit und sittlicher Lebenswandel bedungen wird, und während der Versicherung die rücksichtlose Begebung in Lebensgefahr untersagt ist, und daher weder den Erben des Selbstmörders noch dessen, der durch die Hand der Gerechtigkeit oder im Zweikampf stirbt, das Versicherungskapital ausbezahlt wird. Gleicherweise geht die Versicherung durch unredliche Angaben bei der Aufnahme verloren, und durch eine muthwillige Aufopferung des Lebens, sey es durch lasterhaften Lebenswandel oder auf andere Art. Die Versicherungssumme kann nicht unter 300 Thalern betragen, darf aber bei der Gothaer Versicherungsbank bis auf 7000 Thaler steigen, ohne damit abgeschlossen zu seyn, indem die Erlaubniß zu einer größeren Summe in dem Ermessen des Vorstandes liegt. Der Tarif der jährlichen Prämie bestimmt Jeden, seine Versicherungssumme nur so hoch zu stellen, als er voraussichtlich die Größe der Prämie bezahlen kann. Diese richtet sich nach dem Lebensalter und ist bei der Leipziger Gesellschaft etwas billiger, als bei der Gothaer. Das jüngere Alter zahlt weniger für Prämien, als das höhere, weil mit diesem die Sterblichkeit zunimmt; die Prämiensätze sind auf die mittlere Lebensdauer jedes Alters berechnet und auf die Zahl der Jahre dieser Lebensdauer vertheilt; daher bleibt der Prämiensatz des Jahres, in welchem man eintritt, durch das ganze Leben, und wer in jüngeren Jahren Mitglied der Anstalt wird, kann für den gleichen jährlichen Beitrag eine höhere Versicherungssumme bedingen als derjenige, welcher bedeutend älter ist. Mit dem 90sten Lebensjahre hört bei der Gothaer Bank, mit dem 85sten bei der Leipziger Gesellschaft der jährliche Beitrag der Mitglieder auf; diese bekommen auch nach den fünf ersten Jahren der Aufnahme ihre Antrittsgelder zurück, und es werden unter sie die reinen Ueberschüsse des Sicherheitsfonds als Dividende jährlich vertheilt.

Diese betragen 20 und mehr Procente, die entweder baar bezahlt oder an der Prämie abgezogen werden. Dadurch ermäßigt sich die Prämie merklich, und wenn sie zur Versicherungssumme in den mittleren Lebensjahren im Verhältniß steht, wie der gewöhnliche Zins zum Kapital, so wird dieser Zins durch die Dividende so erniedrigt, daß die Prämie im Vergleich mit ihrer Versicherungssumme weit billiger ist, als jedweder Zinsfuß. Eheleute und nahe Verwandte können sich gegenseitig versichern, und zahlen für die Doppelversicherung eine geringere Prämie als für die beiden einzelnen Versicherungen; auch kann man das Leben Anderer versichern und demgemäß das Eigenthum der Police (des Versicherungsscheins) auf eine andere Person übertragen. Mitglieder, die wenigstens vier Jahre im Vereine sind, können von demselben ein Darleihen im Betrage einer Prämie erhalten.

Diese Vortheile kommen nur denjenigen Mitgliedern zu gut, welche auf Lebenszeit versichert sind, und die Anstalten können solche Vortheile gewähren, weil sie auch Versicherungen auf ein und fünf Jahre abschließen, Versicherungsscheine rückkaufen, jedem Mitglied freistellen, jederzeit auszutreten, oder seinen Vertrag in Dauer und Summe zu verändern. Alle diese Geschäfte werfen der Anstalt Gewinn ab, der sich wieder auf die Mitglieder vertheilt.

In die Leipziger Gesellschaft können Mitglieder aus allen Ländern aufgenommen werden, die Gothaer hat sich auf die deutschen Bundesstaaten, auf ganz Preußen und die deutsche Schweiz beschränkt. Die Verwaltung mußte daher aus denjenigen Mitgliedern gewählt werden, die zunächst am Sitze der Gesellschaft wohnen. Die Leipziger Gesellschaft beaufsichtigt ihre Direktion durch einen Deputirten des Magistrats in Leipzig, durch einen Ausschuß von sieben Mitgliedern, welcher aus der Gesellschaft gewählt und alle drei Jahre zu einem Drittel erneuert wird, endlich durch einen beeidigten Revisor. Die Gothaer Bank bildet ihre Verwaltung durch drei unabhängige Bankausschüsse in Erfurt, Weimar und Gotha, welche durch die lebenslänglichen Mitglieder der Anstalt in Thüringen gewählt werden. Der Präsident eines jeden der drei Ausschüsse ist der Bankvorstand, der einen Vorstandsdirigenten ernennt, welcher mit den Unterbeamten die laufenden Geschäfte besorgt. Der Bankvorstand wählt auch jährlich aus den Mitgliedern in Thüringen eine Revisionskommission und einen Specialrevisor in

Gotha. Das Ausleihen der Gelder wird mit Hülfe von Agentur-Ausschüssen in allen deutschen Ländern besorgt, wo eine hinlängliche Anzahl lebenslänglicher Mitglieder wohnt. Beide Gesellschaften lassen ihre Streitigkeiten mit einzelnen Mitgliedern durch Schiedsgerichte entscheiden, welche bei der Leipziger Gesellschaft die letzte Instanz bilden, während bei der Gothaer Bank noch an das Justizkollegium in Gotha appellirt werden kann. Die Garantie für die Mitglieder der Leipziger Gesellschaft liegt in der verwaltenden Mitwirkung des Magistrats von Leipzig, bei der Gothaer Bank aber, die keine Mitwirkung einer politischen Behörde bei der Verwaltung zuläßt, wird die Garantie durch die richterliche Entscheidung des Justizkollegiums in Gotha gegeben. Die Gewähr bei Kapitalwirthschaften ist eine Lebensfrage, bei welcher die meisten Vereine die Mitwirkung des Staates in Anspruch nehmen, einige aber sich auch darin nur auf sich selbst beschränken und gar keinen Einfluß der Staatsbehörden zulassen. Diese stufenweise Annäherung und Entfernung der Vereine von der Staatsgewalt rührt von den politischen Grundsätzen her, die sich unter dem Volke geltend machen, und wird im Verfolge besonders erwogen.

Ich übergehe Wittwen- und Waisenkassen, die auch zu den Lebensversicherungen gehören, weil sie meist von den Regierungen eingerichtet sind, also nicht aus dem freien Willen der Mitglieder hervorgehen, indem ich nur freiwillige Vereine zu betrachten habe, und komme zu den Renten- oder Versorgungsanstalten. Sie sind zweierlei, eigentliche Rentenanstalten, wie sie zu Wien, Stuttgart, Karlsruhe, Berlin, Tübingen und München seit 15 Jahren ins Leben getreten sind, und Tontinen, welche zu Rostock und Darmstadt errichtet wurden. Die Grundlage der Rentenanstalten ist einfach, die Ausbildung sehr verwickelt. Es treten nämlich die Mitglieder mit ihren Einlagen nach Altersklassen und Jahresgesellschaften in abgeschlossene Vereine zusammen, lassen ihr Kapital gemeinschaftlich verwalten, ziehen davon ihre jährlichen Renten, und die abgehenden Mitglieder verzichten auf ihren Zinsenbezug zu Gunsten der bleibenden. Die Zinsvererbung geschlossener Vereine ist also das Wesen der Rentenanstalt, woraus hervorgeht, daß die Renten der bleibenden Mitglieder nach Verhältniß der abgehenden jährlich steigen. Da der Abgang meistens durch den Tod der Mitglieder erfolgt, so muß das Gesetz der Sterblichkeit

beobachtet werden. Die Erbvereine werden daher in Altersklassen eingetheilt, deren mittlere Lebensdauer keinen großen Unterschied macht, und geschlossen werden diese Vereine, sobald die Zahl ihrer Mitglieder oder ihr Aufnahmsjahr vollendet ist, denn eine Erbvereinigung hat keine steigende Rente zur Folge, wenn der Verein stets neue Mitglieder aufnimmt. Die Versorgungsanstalt besteht nun aus 6 bis 7 Altersklassen, jede von 10 bis 15 Jahren, und die Klassen, welche in einem Jahre zusammen kommen, bilden eine Jahresgesellschaft und stehen in folgendem Erbverhältniß. Die Mitglieder jeder Klasse erben die Renten der Abgehenden derselben Klasse, das hinterlassene Vermögen der ausgestorbenen Klasse fällt auf die nächst folgende Klasse, und ebenso, wenn alle Klassen ausgestorben sind, kommt das Vermögen der verlebten Jahresgesellschaft an die folgende, weil in der Regel jedes Jahr eine neue Gesellschaft gebildet wird. Um bei diesem Uebergang des Vermögens die Mitglieder so viel als thunlich in gleicher Weise zu berücksichtigen, so ist ein Maximum der Jahresrente auf 200 fl., 300 fl. oder 500 fl. festgesetzt. Kein Mitglied kann mehr als diese Rente erben, und ist eine Klasse im Besitz derselben, so geht das überschüssige Vermögen in die nächste Klasse über, deren Mitglieder noch nicht die höchste Rente haben, damit durch den Zuschuß ihre Rente ebenfalls auf den höchsten Stand gebracht wird. Das Kapital, welches die Mitglieder zur Anstalt beitragen, wird in volle und theilweise Einlagen oder Aktien unterschieden; jene bestehen in 100 fl. oder Thlr. oder in 200 fl., die theilweisen aber unter diesen Summen. Man läßt solche theilweisen Einlagen, die allmählig durch Nachzahlung und Rentengutschrift ergänzt werden, zur Erleichterung der Unbemittelten zu, jedoch mit gewissen Beschränkungen. Da die älteren Klassen einer Jahresgesellschaft eher sterben als die jüngeren und diesen ihr Vermögen hinterlassen, so muß auch die Rente der älteren Mitglieder schon anfänglich größer seyn und schneller steigen, als der jüngeren, sonst hätten sie keinen Vortheil. Um diese Absicht zu erreichen, wird das Einlagekapital jeder Jahresgesellschaft in der Art verwendet, daß die jüngeren Klassen einen bestimmten Theil ihres Kapitals an die älteren Klassen abtreten. Durch diese Vertheilung wird das Rentenkapital gebildet, welches in den älteren Klassen größer, in den jüngeren kleiner ist, als das Einlagekapital, und woher es kommt, daß die älteren

Klassen gleich anfangs eine höhere Rente beziehen, als die jüngeren.

Die Tontinen unterscheiden sich in mehreren Stücken von den Versorgungsanstalten. In der Rostocker Anstalt werden fünf Altersklassen festgesetzt und jede geschlossen, sobald sie eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern hat. Diese bilden unter sich einen Erbverein, indem sie für eine Reihe von Jahren, welche für jede Klasse besonders festgesetzt wird, einen jährlichen Beitrag oder ein Kapital hergeben, welches der Summe der jährlichen Beiträge entspricht. Aus diesem Vermögen werden Leibrenten gebildet und jährlich unter die Mitglieder verloost. Die Leibrenten sind ungleich, darum erhalten die niedersten bei jeder Verloosung eine Prämie. Jedes Jahr wird die gleiche Anzahl der Loose gezogen und am Schlusse der Jahresreihe haben alle Mitblieder eine Leibrente. Diese steigt durch den Nachlaß abgehender Mitglieder bis auf 1400 fl., und wenn die Mitglieder bis auf eine bestimmte kleinste Anzahl in jeder Klasse eingehen, so theilen diese Ueberlebenden das ganze Vermögen ihrer Klasse unter sich und ihr Erbverein ist dann aufgelöst. Bei der Darmstädter Tontine werden Gesellschaften von 125 Mitgliedern gebildet und das längstlebende erhält das Gesellschaftskapital.

Aus der Einrichtung dieser Anstalten geht hervor, daß die geleisteten Beiträge nicht zurückgefordert werden können, wodurch sie sich von den Sparkassen wesentlich unterscheiden. Nur aus den Tontinen kann das Mitglied gegen den Verlust seiner Rechte austreten wie aus der Lebensversicherung. Der große Zudrang des Publikums zu den Versorgungsanstalten, besonders in Wien und Karlsruhe, die Gründung mehrerer andern in kurzer Zeit und die Ausdehnung der bestehenden, wie der Karlsruher für Deutschland, Schweiz und Elsaß, sind Thatsachen, die ein Bedürfniß solcher Anstalten beweisen. Sie haben daher verschiedene Urtheile hervorgerufen, und es ist bei der großen Wichtigkeit dieser Anstalten nothwendig, sie aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten, um die schädliche Einseitigkeit zu vermeiden. Die erste Hauptfrage ist die: Mit welcher Sicherheit wird das Kapital und die Rente gewährt? Wenn man bedenkt, daß bei Rentenanstalten das Kapital gleich anfangs, bei Versicherungen aber durch allmählige Beiträge zusammenkommt, so wird die Frage nach der Garantie der Rentenanstalten

in ihrer ganzen Wichtigkeit erscheinen. Diese Gewähr wird verschieden geleistet, je nachdem die Anstalt von einzelnen Unternehmern oder von Vereinen gegründet ist. Die Unternehmer der Stuttgarter Anstalt hinterlegen eine Kaution, welche mit dem Wachsen des Gesellschaftsvermögens bis zu einer bestimmten Größe zunimmt, ein Staatsbeamter als Regierungskommissär prüft die Jahresrechnung, und ein Kuratorium von 7 Mitgliedern wird aus den in Stuttgart wohnhaften Aktionären gewählt, welches die Verwaltung zu beaufsichtigen hat. Zur Wahl des Kuratoriums oder sind nur solche Aktionäre berechtigt, die drei volle Einlagen gemacht haben, aus denselben besteht auch die Generalversammlung, deren Geschäftskreis sich auf die Abhör des Rechenschaftsberichts und die Abänderung der Statuten beschränkt. Ueber die Entscheidung der Streitigkeiten ist nichts bestimmt. Die Vereine, welche Rentenanstalten gründen, suchen deren Garantie durch Anschließung an bestehende Anstalten, an den Staat oder durch sich selbst zu bewirken. Die Münchener Anstalt ist mit der bayerischen Hypotheken- und Wechselbank verbunden, die Mitglieder haben gar keine Mitwirkung zur Verwaltung des Gesellschaftsvermögens, es gibt keinen Ausschuß, keine Generalversammlung derselben, es ist nicht bestimmt, welche Garantie die Bank für das steigende Vermögen der Rentenanstalt leistet; die Erben der abgegangenen Mitglieder müssen sich mit dem Rechnungsauszug begnügen, und die Regierung überwacht das Geschäft durch einen Bankkommissär. Die Wiener Anstalt ist mit der ersten österreichischen Sparkasse verbunden und wird von derselben verwaltet. Die Behörden der Sparkasse bestehen aus einem Oberkurator und dessen Stellvertreter, aus einem Präsidenten, Kanzleivorstehern, aus einem zahlreichen Kuratorium, einem großen Ausschuß von 74 und einem kleinen von 55 Mitgliedern. Diese Ausschüsse repräsentiren die Gesammtheit der Anstalt, daher ist keine Generalversammlung der Gesellschafter angeordnet. Die Berliner Anstalt steht unter dem Einfluß der Regierung. Diese ernennt einen beständigen Kommissär zur Oberaufsicht der Rechnungsführung, das Kuratorium ist die leitende Behörde der Anstalt, der Präsident desselben wird vom König ernannt und die Mitglieder der Direktion werden auf den Vorschlag des Kuratoriums von dem Ministerium bestätigt. Die Generalversammlung hat keine andere Befugniß, als 6 Mitglieder

des Kuratoriums und 4 Revisionskommissäre nach einer ihr vorgelegten Kandidatenliste zu wählen. Diese Kandidatenliste wird zur Hälfte von dem Kuratorium, zur andern Hälfte von dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg aus den zu Berlin wohnhaften Mitgliedern der Anstalt gebildet. Von der Karlsruher Anstalt ist jeder direkte Einfluß der Regierung ausgeschlossen, diese behält nur das allgemeine Oberaufsichtsrecht und die Bestätigung der Statuten; die Anstalt führt aber ihre Geschäfte ganz allein und vermeidet sorgfältig jeden Schein der Mitwirkung des Staates. Sie wählt ihren Verwaltungsrath und Ausschuß aus den in und um Karlsruhe wohnenden Mitgliedern; für diese Wahlen haben auch auswärtige Mitglieder schriftliches Stimmrecht und die Generalversammlung kann über alle Verhältnisse der Anstalt entscheiden. Eine gerichtliche Klage der Mitglieder gegen die Anstalt findet nicht statt, sie müssen sich dem Bescheid des Ausschusses unterwerfen.

Der Unternehmer einer Rentenanstalt, sey er Privatmann oder Verein, braucht die Mitwirkung des Staates als Garantie, um Vertrauen zu erwecken, und räumt der Gesammtheit der Mitglieder weniger Rechte ein, damit er durch ihre Beschlüsse nicht etwa in seinem Gewinne verkürzt wird. Denn die Unternehmer in Stuttgart, die Bank in München und die Sparkasse in Wien ziehen von ihren Rentenanstalten 10 Procent vom Nachlaß abgegangener Mitglieder, Klassen und Jahresgesellschaften als Gewinn für sich ein und überlassen der Anstalt 90 Procent jener Nachlässe. Dafür bestreiten sie die Verwaltung, deren Kosten jedoch weit geringer sind, als der einstige Erbschaftsabzug von 10 Procent. Die Berliner und Karlsruher Anstalt bezahlen ihre Verwaltung und ziehen weiter nichts vom Vermögen der Mitglieder ab; beide Verwaltungen brauchen also den Schutz des Staates nicht für ihren Gewinn, denn sie machen keinen; beide können der Generalversammlung ihrer Mitglieder die ausgedehntesten Rechte einräumen; dennoch hat sich die Berliner Anstalt dem Staate ganz übergeben und die Rechte ihrer Generalversammlung sehr beschränkt, während die Karlsruher sich am weitesten vom Staate entfernt und ihre Generalversammlung alle Macht über die Anstalt besitzt. Hier tritt der Grundsatz deutlich hervor und ist praktisch durchgeführt, daß Privatgelder in keiner Weise mit dem Staate in Berührung

kommen sollen, damit sie durchaus für sich allein bestehen und über ihren Ursprung niemals ein Zweifel obwalten kann. Bei einer ewigen Gesellschaft, wie die Rentenanstalten sind, ist diese Vorsicht für die Wahrung der Anstalt nothwendig, nicht aus Mißtrauen gegen den Staat, sondern aus der Ueberzeugung, daß Niemand die Unglücksfälle desselben voraussehen kann, Jeder aber wünschen muß, daß die Ersparnisse der Privaten, die in der Versorgungsanstalt gesammelt sind, nicht damit zu Grunde gehen. Darum ist auch das Vermögen der Anstalt gegen doppelte Sicherheit auf Grundstücke ausgeliehen und nur vorübergehend können dafür öffentliche Geldpapiere angeschafft werden. Deponirung der Gelder in einer Bank, wie zu Berlin, oder Behandlung derselben als Bankvermögen, wie in München, schmälert das Vertrauen solcher Anstalten, weil sie ihr Vermögen und dessen Anlage stets unabhängig haben wollen.

Eine zweite Frage ergibt sich aus dem Standpunkte der Staatswirthschaft. Werden nämlich die Rentenanstalten, da sie mit der Zeit ein sehr großes Kapital sammeln, nicht alle Grundhypotheken an sich ziehen? Welche Folgen wird dieser Umschlag des Vereinsvermögens auf die Anlage oder den Umsatz der Privatvermögen haben? Wie werden die Uebergänge der Erbschaften ganzer Klassen und Jahresgesellschaften und die höchste Rente der Ueberlebenden auf die bürgerlichen Verhältnisse wirken? Diese Fragen beantworten sich mit einer andern, welche das allmählige Steigen der Rente und den Eintritt ihres höchsten Standes wissen will. In dieser Hinsicht haben einige Rentenanstalten eine Wahrscheinlichkeitsberechnung über das Steigen der Renten bekannt gemacht, andere es unterlassen, auch fehlte es nicht an Kritiken, welche die Hoffnung auf die ansehnliche Zunahme der Renten herabstimmten und in einer sehr fernen Zeit, die Wenige erleben werden, das ersehnte Ziel erblickten. Die Wirklichkeit gibt in gut eingerichteten Rentenanstalten bessere Resultate; der Berechner kennt nicht alle Hülfsmittel der Anstalten, z. B. ihren Gewinn von den mit ihnen hie und da verbundenen Hinterlegungskassen und die jährliche Anzahl ihrer Mitglieder, was auf die Operationen einen wesentlichen Einfluß ausübt. Ohne Kenntniß aller dieser Umstände läßt sich keine annähernde Berechnung aufstellen. Braucht man noch dazu die Süßmilch-Baumannschen Sterblichkeitstabellen, ohne

auf die neueren Erfahrungen Stelzels und Anderer Rücksicht zu nehmen, so kann die Wahrscheinlichkeit noch weniger erreicht werden. Um aber die außerordentliche Anhäufuug der Rentenkapitalien bis zum Aussterben ganzer Klassen und Jahresgesellschaften zu vermeiden und den Mitgliedern der ersten Jahresgesellschaften, welche die Anstalt gegründet haben, den Genuß ihres gesammelten Vermögens nicht dadurch zu verkümmern, daß sie es ganz ihren Nachfolgern überlassen müssen, wird nichts anders übrig bleiben, als die Rentenkapitalien nach einer bestimmten Zeit allmählig aufzulösen, und damit jährlich die Renten derjenigen, welche das Kapital gebildet haben, zu erhöhen. Dadurch würden, wie bei den Tontinen, die Klassenvermögen mit dem Aussterben der Klassen auch großentheils an diese zurückerstattet seyn, und der Rest den Ueberlebenden als Erbschaft zufallen, die Kapitalien könnten nicht zu außerordentlicher Größe anwachsen, daher leichter und sicherer verwaltet werden und die staatswirthschaftliche Besorgniß vor einer Geldmacht der Rentenanstalten müßte aufhören.

Die Versicherungen für Sachen haben in ihren Ansätzen etwas Willkührliches, weil die Naturereignisse, gegen welche man versichert, nicht regelmäßig eintreten, und daher die Versicherung eine Lotterie ist, die ihren Verpflichtungen nur bei vielen oder hohen Beiträgen und seltenen Unglücksfällen nachkommen kann. Diese Versicherungen erstrecken sich auf liegende und fahrende Güter; bei jenen wird nicht der Boden, sondern dasjenige, was damit verbunden und durch Naturkräfte gefährdet ist, versichert, wie Gebäude und Früchte; bei diesen ist die Versicherung hauptsächlich für den Verkehr bestimmt. Die Gebäudeversicherung ist in einigen Ländern eine Staatsanstalt, wozu die Beiträge durch gesetzlichen Zwang gegeben werden; da ein solcher Verein nicht freiwillig ist, so bleibt er außerhalb meiner Betrachtung. Es gibt aber auch Privatgesellschaften zur Versicherung der unbeweglichen Güter, wie die Aachen-Münchener, Elberfelder, Gothaer, Kölner und andere Assekuranzen. Auch die Hagelversicherungen gehören zur Assekuranz der Immobilien, und dafür gibt es in Sachsen, Kurhessen, Baden und anderwärts Vereine. Viehversicherung, namentlich für Heerden, die nicht so leicht beweglich sind, wenn sie in Gebäuden sich befinden, mag man auch dieser Art beizählen. Versicherung beweglicher Sachen ist gegen Feuer- und Wasserschaden gerichtet;

für Wasserassekuranz bestehen in vielen Fluß- und Seestädten Vereine. Die Versicherungsgesellschaften, besonders gegen Feuer, sind von den Unternehmern auf Gewinn und Verlust gegründet; zur Deckung müssen sie ein Stockkapital zusammenschießen und trachten darnach, wo möglich jeden Schaden von sich abzuwenden und denselben durch die eingegangenen Prämien zu vergüten. Die Bedingungen zur Aufnahme in die Assekuranz sind mehr oder weniger schwierig, je nachdem eine Gesellschaft bereits viel gewonnen hat oder erst anfängt, und daher den Versicherten schonend behandelt oder ihm lästig wird. Vorsichtig muß jede Versicherung seyn, denn eine leichtsinnige Assekuranz gereicht den Unternehmern und Versicherten zum Nachtheil oder Verderben, indem jene ihr Stockkapital, diese ihre Versicherungssumme verlieren können; aber wenn die Vorsicht in eine solche Beschränkung ausartet, daß die Gesellschaft nur Gegenstände versichert, bei welchen sie fast gar kein Risico hat, so sorgt sie zwar ausschließlich für ihren Gewinn, ist aber dem Publikum weniger nützlich. Dieses monopolistische Streben mancher Assekuranzen hat neue Gesellschaften hervorgerufen, welche den Versicherten theils billiger behandeln, theils ihre Verträge auf gefährlichere Gegenstände ausdehnen oder sie in größeren Summen annehmen. Die hinreichende Anzahl solcher Gesellschaften für Deutschland läßt sich nicht bestimmen; so viel lehrt die Erfahrung, daß man die französischen und englischen Assekuranzen noch nicht entbehren kann. Wenn die Fabrikindustrie steigt, so sind die deutschen Gesellschaften noch weniger als jetzt im Stande, die ganze Versicherungssumme zu übernehmen. Denn schon jetzt müssen bei großen Gewerben und Fabriken mehrere in- und ausländische Assekuranzen zusammentreten, um das Versicherungskapital unter sich zu vertheilen; bei der Ausdehnung der Gewerbe wird dieß noch mehr der Fall seyn, besonders wenn die Assekuranzen, wie es einige thun, für Fabriken, Theater u. dgl. nur eine kleine Summe oder gar nichts versichern. Das Interesse der Gesellschaft und des Versicherten muß allerdings gegenseitig gewahrt seyn; dieß geschieht auf mehrfache Weise dadurch, daß der Gesellschaft freisteht, von der angetragenen Versicherung nur auf diejenigen Gegenstände und Summen einzugehen, die ihr annehmbar scheinen, ferner dadurch, daß ein Theil der Summe, in einigen Ländern ein Fünftel, nicht versichert werden darf, sodann, daß die Gesellschaft,

schaft, wie manche französischen, für mehrjährige Versicherungen periodische Freijahre gibt, für welche der Versicherte keine Prämie bezahlt, oder daß die Gesellschaft, wie die Gothaer, auf Gegenseitigkeit gegründet ist, den Gewinn unter die Versicherten vertheilt und an ihrer jährlichen Prämie abzieht, sie dafür aber auch verbindlich macht, bestimmte größere Beiträge zu zahlen, wenn die Mittel der Gesellschaft für die Entschädigungen nicht hinreichen. Die Bedingungen, welche die Gesellschaft dem Versicherten auferlegt, sollen nicht weiter gehen, als zur Ausmittelung der gehörigen Sicherheit nöthig ist; die feste Handhabung solcher Bedingnisse gewährt auch dem Publikum großen Nutzen, indem sie den Leichtsinn und Betrug der Versicherten im Zaume hält, was sehr wichtig wird, wenn sich die Versicherungen so stark vermehren, daß der Nichtversicherte durch nachbarliche Verhältnisse sich genöthigt fühlt, seine Habe gleichfalls zu assecuriren. Bei den Gewerben gerathen die Versicherungen manchmal in Streit mit den technischen Fortschritten, wenn sie diesen eine größere Gefahr beilegen, als sie wirklich haben und dadurch den Gewerbsmann entweder an Verbesserungen hindern oder sie ihm erschweren. Es ist noch der weiteren Entwickelung des Assecuranzwesens vorbehalten, in solchen Fällen die Interessen auszugleichen, denn der Mangel an gewerblichen Kenntnissen kann der Assecuranzgesellschaft keine Vortheile bringen.

Betrachtet man die Vereine zu geistigen Zwecken, so läßt sich nicht verkennen, daß ihnen ein dauerhafter Frieden zum Entstehen und Gedeihen nöthig ist. Denn körperliche Bedürfnisse sind dringender als geistige, werden eher befriedigt, hören in Kriegszeiten nicht auf, nehmen vielmehr zu, die geistigen aber treten in Zeiten der Noth zurück oder verschwinden auch gänzlich. So können örtliche geistige Vereine auch unter unfriedlichen Verhältnissen ihre Wirksamkeit fortsetzen, wandernde aber müssen sie aufgeben. Zweck und Umfang geistiger Vereine werden durch das Bedürfniß der Mitglieder bestimmt, beides mag beschränkt seyn, ohne Tadel, wenn die Kräfte des Vereines nicht weiter reichen; wenn er aber größere Mittel besitzt, und doch nur einen Zweck verfolgt, der hinter der Entwickelung der Wissenschaft und Kunst zurückbleibt, so fehlt ihm die Einsicht dessen, was der Stand der Wissenschaft und Kunst erfordert. Im Allgemeinen haben die intellektuellen

Vereine die Absicht, Geist und Gemüth zu veredeln, einen geistigen Erwerb oder Genuß zu verschaffen und die materiellen Mittel der Gesellschaft dafür anzuwenden. Insofern für diese Zwecke die Kenntniß eines bestimmten wissenschaftlichen Faches nicht nothwendig ist und nur Beiträge erfordert werden, steht es entweder Jedem frei, in solche Vereine zu treten, oder die Aufnahme ist an wenige Bedingnisse gebunden. Es gibt daher hinsichtlich der Aufnahme allgemeine intellektuelle Vereine, hinsichtlich der wissenschaftlichen Fächer besondere; unter jenen sind die Wohlthätigkeitsvereine eine sehr erfreuliche Erscheinung, und verdienen Würdigung und Anerkennung. Ihrer Natur nach auf einzelne Orte und Bezirke beschränkt, obgleich in ganz Deutschland allgemein verbreitet, treten sie im öffentlichen Leben wenig hervor, sind aber darum in ihrer bescheidenen Zurückgezogenheit durch Gesinnung und That ein schönes Zeugniß des sittlichen und religiösen Strebens der Nation, das in seiner ganzen Ausdehnung durch eine statistische Aufnahme gekannt zu seyn verdient. Eine Menge solcher Vereine entsteht alljährlich, bestimmt seine einmaligen Beiträge zu einem wohlthätigen Zwecke und löst sich dafür in eine Stiftung auf, andere setzen ihre jährlichen Beiträge fort, behalten damit den Charakter der Vereine und müssen hier besonders erwähnt werden.

Armen- und Krankenpflege haben überall Vereine, sowohl zur Unterstützung, als auch um den Armen Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Häufig findet man dabei Frauenvereine thätig, welche durch Beiträge die Stoffe ankaufen, daraus weibliche Arbeiten fertigen lassen, sie auf mancherlei Weise, durch Verloosung, Marktbezug, Niederlage u. dgl. verwerthen und aus dem Erlöse den Arbeitslohn und neuen Ankauf der rohen Stoffe besorgen. Zuweilen sind damit Suppenanstalten verbunden. Hospitalvereine haben denselben Zweck der Krankenpflege; die Mitglieder übergeben gegen einen jährlichen Beitrag ihre kranken Dienstboten der ärztlichen Pflege einer bestehenden Anstalt. Der Armuth Verdienst zu verschaffen, ist das Hauptaugenmerk der Wohlthätigkeitsvereine. Denn Verdienstlosigkeit der Armen führt zu Verbrechen, und die Vereine stellen sich zur Aufgabe, die Verwilderung der Armuth an Leib und Seele von unten herauf zu heilen. Sie fangen an mit Bewahrungsanstalten für kleine Kinder armer Eltern, die den ganzen Tag ihrer Arbeit außer dem Hause nachgehen und daher ihre

Kinder daheim ohne Aufsicht lassen müssen, wodurch diese nur zu oft körperlich und geistig verkrüppelt werden. Unter der Obsorge einer Kindsfrau werden die Kleinen den Tag über spielend beschäftigt, an Körper und Geist vor Schaden bewahrt und jeden Abend ihren Eltern zurückgegeben. Andere Anstalten sind für sittlich verwahrloste Kinder von etwas vorgerücktem Alter bestimmt. Solche Kinder unsittlicher oder gleichgültiger und armer Eltern, die auf dem Wege sind, Schamgefühl und religiöse Scheu abzulegen und junge Verbrecher zu werden, haben allerdings die väterlich-strenge Aufsicht einer besondern Anstalt nöthig, bedürfen eindringlichen Religionsunterricht und müssen durch Handarbeit zum Fleiß und zur Ordnung, so wie zu einem Lebensberufe gebracht werden. Es ist zweckmäßig, diese Vereine auf ganze Länder auszudehnen und nach Bezirken Filialvereine zu bilden, welche in Ermangelung einer Anstalt die verwahrlosten Kinder bei braven Familien unterbringen. Um Erwachsene vor körperlichem und geistigem Verderben zu bewahren, sind Mäßigkeitsvereine zur Enthaltung von gegohrenen Getränken, vorzüglich vom Branntwein, bestimmt und haben im nördlichen Deutschland Wurzel gefaßt. Nicht unerwähnt darf auch ein Versuch bleiben, dem Luxus der Mode zu steuern, der in anderer Art eine nicht weniger verderbliche Unmäßigkeit ist, gegen welche der Frauensittenverein zu Berlin gegründet wurde. Vereine zur Besserung der Strafgefangenen hat die neueste Zeit auch hervorgebracht; sie können durch Unterricht, Vertheilung zweckmäßiger religiöser Schriften und prüfende Theilnahme mit dem Pönitentiarsystem der Gefängnisse Hand in Hand arbeiten, wenn diese selbst durch Absonderung der Gefangenen so eingerichtet sind, daß die Bemühungen des Vereins nicht durch den Einfluß unverbesserlicher Verbrecher wieder vereitelt werden. Denn nicht selten täuscht man solche Vereine durch heuchlerische Besserung, wie überhaupt Wohlthaten oft mit Undank belohnt werden, was aber die Vereine vom Wohlthun nicht abhalten soll. Es ist um so erhebender, wenn neben den vielfachen Bemühungen der Vereine, dem Uebel zu steuern und das Elend zu mildern, sie auch wieder Gelegenheit haben, treuen, ausdauernden Fleiß zu belohnen, was sich die Vereine zur Belohnung treuer Dienstboten zum Ziele setzen, welche der dienenden Klasse eine sehr nützliche Aufmunterung und Anerkennung geben. Eine Reihe von sechs Dienstjahren bei einer

Herrschaft wird schon durch ein Buch und eine silberne Denkmünze belohnt, und die Preise steigen mit der längeren Dienstzeit. Die feierliche Preisvertheilung gibt dem Dienstboten, der oft ein Menschenalter und länger ausgehalten, und den sein Geschäft stets hintenan stellt, das Gefühl seiner Würde als Mensch und söhnt ihn durch die Anerkennung des Vereines mit dem Leben und seiner oft drückenden Lage wieder aus.

Ich komme zu den religiösen Vereinen. Ihr Wesen ist nach dem Geiste der beiden christlichen Hauptconfessionen sehr verschieden. Die katholische Kirche duldet keine religiösen Vereine, welche nicht von der Kirchenbehörde erlaubt sind; sie hat von früherer Zeit her Orden und Brüderschaften als Andachtsvereine, und von jenen haben sich die barmherzigen Schwestern in der Krankenpflege durch ihre menschenfreundliche und hülfreiche Wirksamkeit allgemeine Anerkennung erworben und in Norddeutschland den Versuch veranlaßt, eine ähnliche protestantische Gesellschaft zu bilden. Bibelgesellschaften und Missionsvereine sind in unserer Zeit auch in Deutschland emporgekommen, wozu England das Beispiel gegeben. Uebersetzung der heiligen Schrift in verschiedene Sprachen, Vertheilung dieser Bücher mit Hülfe der Missionsvereine unter mancherlei Völker, um dieselben zum Christenthum zu bekehren, ist der Zweck dieser Gesellschaften, welche für die Katholiken von ihrer Kirche verboten sind, weil diese allein das Recht hat, Uebersetzungen der Bibel zu prüfen und gut zu heißen, so wie auch Missionen anzuordnen, und für beide Geschäfte Vereine von Laien nicht anerkennt. In unsern Tagen sind die pietistischen Vereine, welche sich im ganzen protestantischen Deutschland geheim und öffentlich verbreitet haben, in mehrfacher Beziehung bemerkenswerth geworden. Sie sind nämlich zweierlei, Andachtsvereine, welche mit dem bestehenden Kultus unzufrieden sind und sich von ihm absondern, und Lehrvereine, welche die jetzige Ausbildung des Dogmas verwerfen und nach einer in ihrem Sinne positiveren Dogmatik streben, sey es, daß sie dieselbe im sogenannten alten Lutherthum oder in einem selbst gewählten Lehrbegriffe finden. Wie diese Vereine die bürgerlichen Verhältnisse empfindlich gestört haben, ist einestheils von der Muckergesellschaft, anderntheils von der Auswanderung vieler Altlutheraner nach Nordamerika bekannt. Es liegt etwas in den pietistischen Vereinen, was

ihnen fortwährend Nahrung und Bestand gibt und auch eine gewisse Wichtigkeit verleiht, die nicht abzuläugnen ist, nämlich ihr Streben zum Positiven in der Religion, wodurch sie gegen den religiösen Rationalismus ankämpfen. Freilich, was diese Vereine für positiv halten, wie weit sie es ausdehnen, welche Folgerungen sie daraus ziehen, darüber gibt es weder allgemeine Grundsätze, noch stimmen die Vereine in den einzelnen Glaubenslehren und Anordnungen zusammen. Alle finden die bestehende Confession ungenügend, jeder aber sucht sie auf seine Art zu verbessern, und da nach dem Grundsatz freier Bibelforschung keine leitende Behörde eine Ueberzeugung als allgemein gültig befehlen, noch auch die Widerstrebenden von der Kirchengemeinschaft ausschließen kann, so droht der bestehenden Confession eine Auflösung in separatistische Vereine, wenn es ihr nicht gelingt, durch umfassendere Positivität in Kultus und Lehre das Verlangen solcher Vereine zu beschwichtigen. Die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten, welche in mehreren Ländern vorgenommen wurde, hat auf die Verminderung der pietistischen Vereine nicht gewirkt, im Gegentheil sind diejenigen Confessionsverwandten, deren Lehrsätze bei der Vereinigung nicht berücksichtigt wurden, wie sie verlangten, dadurch beunruhigt und gekränkt worden, so daß die Vereinigung erst nach dem Absterben der alten Generation eigentlich bewerkstelligt ist. Zur Besprechung und Berathung kirchlicher Gegenstände haben sich seit Kurzem gemischte Vereine von Geistlichen und Laien gebildet, welche, wie in Baden, alljährlich an verschiedenen Orten zusammen kommen. Predigervereine zum Austausch der Bücher und zur Lektüre sind zahlreich und es genügt ihre Erwähnung.

Zu den allgemeinen intellektuellen Gesellschaften gehören auch die Lesevereine, die zur Belehrung, Unterhaltung, zum geselligen Vergnügen bestimmt und nach ihren verschiedenen Namen als Museen, Harmonien u. dgl. bekannt sind. Da von ihnen bereits in diesen Blättern die Rede war, so kann ich sie übergehen und mich zu den Kunstvereinen wenden, welche in neuester Zeit viele Theilnahme gefunden haben und sowohl für zeichnende Künste als auch für Musik und Gesang gegründet wurden. Kunstvereine kommen in größeren Städten auf, Musikvereine können sich auch auf kleine Orte ausdehnen und sind wirklich so ausgebreitet, daß man sie als etwas Nationales betrachten darf. Die Kunstvereine

geben jährlich ihren Mitgliedern einen Steindruck oder Kupferstich, sie verloosen auch angekaufte Gemälde unter dieselben, unterstützen Künstler durch bestellte Arbeiten und bewirken alle zwei oder drei Jahre eine größere Kunstausstellung. Um diese reicher und vollkommener zu machen, haben sich die Kunstvereine zu Mainz, Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe und Straßburg entschlossen, die Ausstellungen von einer Stadt zur andern zu senden, wodurch der rheinische Kunstverein entstand. Der Besitz oder die Benützung einer Gallerie ist den Kunstvereinen nöthig, um Urtheil und Geschmack zu bilden, sie bleiben sonst nur auf die neuere Kunst angewiesen und werden der Geschichte derselben fremd. Wie dauerhaft könnten diese Vereine wirken, wenn sie Sammlungen alter Kunstwerke in Gemälden, Schnitzbildern, Metallarbeiten u. dgl. anlegten, wenn sie einen Theil ihrer Einkünfte dazu hergäben, um die alten Gebäude und Skulpturen ihres Landes in treuen Umrissen mit erklärendem Texte abdrucken und sowohl ihren Mitgliedern vertheilen, als auch ins Publikum kommen zu lassen. Diese historische Richtung fehlt den Kunstvereinen, ohne dieselbe bleiben sie einseitig und dem Wechsel der oberflächlichen Mode unterworfen, wobei für die wahre Kunstbildung wenig gewonnen wird.

Die Musikvereine haben sich mehr des Gesanges als der Instrumentalmusik angenommen und dadurch mit einem sicheren Gefühle das Rechte getroffen. Zwar sind die Instrumente nicht ausgeschlossen, da sie derselben zur Aufführung größerer Gesänge bedürfen, aber bei allen Vereinen ist der Gesang die Hauptsache. Dieser ist entweder Volksgesang, der seine Pflege in den Liedervereinen findet, oder Opern-, überhaupt fugirter Gesang, welcher mehr in größeren Städten unter dem Namen der Cäcilienvereine vorherrscht. Die beiden Arten sind in der Uebung nicht streng gesondert, und auch die Vereine für ernste Chormusik nehmen ihre Stücke aus der weltlichen und geistlichen Tonkunst. Die Liedervereine haben meist vierstimmige Gesänge, sie sind in Oberdeutschland sehr verbreitet; alljährlich im Mai oder Juni kommen sie in einer Stadt zu einer sogenannten Liedertafel zusammen und führen die Gesänge in Chören von hundert und mehr Personen auf. Diese wandernden Versammlungen der Sänger sind zugleich Volksfeste und üben durch ihre Lieder einen großen und erhebenden

Einfluß auf die Mittelklassen der Nation aus. Kleinere Liederfeste kommen während des Jahrs mehrere vor, und nicht leicht treffen an Sonn- und Feiertagen einige Sänger zusammen, ohne ein Lied ertönen zu lassen. Text und Melodie sind meistentheils gut gewählt, und das Bestreben, schöne Melodien alter Zeit, die zum Theil ihre Texte verloren haben, durch entsprechende neue Worte zu erhalten, verdient Beifall. Was im Mittelalter in den Meistersängerschulen nur Vorrecht der Zünfte war, ist in den heutigen Liedervereinen Sache des Volkes geworden, und so hat sich auch der letzte Ueberrest der Meistersängerschule in Ulm neulich in den dortigen Liederverein aufgelöst. Es ist freilich eine innere Verwandtschaft zwischen beiden, die Liebe zum Volksgesang hat die alten Sängerschulen hervorgebracht und die neuen Vereine wiedergeboren. Auch in Norddeutschland haben sich diese Gesellschaften vermehrt; sie halten ihre jährlichen Liederfeste abwechselnd in verschiedenen Städten, dagegen sind die rheinischen Musikfeste zur Aufführung großer Oratorien im Abnehmen begriffen, da es zu schwer fällt, eine so zahlreiche Versammlung für Instrumente und Gesang aus weiter Ferne zu vereinigen. Kleine Bezirke und geringe Kosten sind für musikalische Vereine so förderlich, daß man diese Grundbedingungen nicht vergessen darf. Gesangvereine für ernste Chormusik bedürfen der Instrumentirung gar nicht und könnten an ihren Orten vortrefflich wirken, wenn sie sich auch der Pflege des alten Kirchenchorals unterziehen würden. Davon sind wir weit abgekommen durch Entfremdung und Vernachlässigung, und wenn auch diese tiefen und innigen Gesänge der Vorzeit nicht mehr in den Kirchen ertönen, so werden sie doch niemals ihren erhebenden und bildenden Einfluß auf denjenigen verfehlen, der sie praktisch kennen lernt.

Die besondern intellektuellen Vereine sind Gesellschaften für bestimmte Fächer, welchen sich die Mitglieder entweder aus Beruf widmen, oder wozu sie durch ihre Studien sich eignen. Dadurch entstehen intellektuelle Berufsvereine und gelehrte Gesellschaften überhaupt. Jene sind meistens für Fächer gegründet, welche mit der Naturwissenschaft zusammenhängen, weil diese in neuester Zeit sehr gepflegt wird und durch ihren Einfluß auf das Leben mehr als ein anderer Zweig des Wissens materielle und geistige Zwecke verbindet. Vereine für Naturwissenschaft und Heilkunde, so wie

für besondere Theile derselben, als Botanik, Mineralogie u. s. w. sind an vielen Orten gegründet; für die Liebhaber, auch wenn sie nicht zum Fach gehören, gibt es in manchen Städten Vereine für Naturgeschichte, die sich entweder an ein vorhandenes Naturalienkabinet anschließen, oder durch Beiträge, Schenkungen und Austausch eine naturhistorische Sammlung zu Stande bringen. Ausser diesen seßhaften Vereinen haben diese Studien auch wandernde hervorgerufen, was bei diesen Wissenschaften besonders nützlich ist. Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, die jährlich an einem andern Orte zusammen kommt, ist der älteste und bedeutendste Wanderverein, dessen Beispiel auf mehrere Länder Europas zur Nachahmung gewirkt hat, der fortwährend von ausländischen Gelehrten besucht wird und in Deutschland selbst eine große Theilnahme findet. Nicht nur verknüpft er die deutschen Naturforscher und Aerzte in persönlicher Bekanntschaft und durch Austausch der Wissenschaft und Erfahrung, sondern verbreitet auch, wie jeder Wanderverein, die Kenntniß und Liebe seines Faches in ganz Deutschland und steht den besuchenden Ausländern als die große Körperschaft der Naturkundigen Deutschlands gegenüber, welche zu diesen Jahresversammlungen aus ihrer oft unscheinbaren Vereinzelung hingezogen werden. Träfen sie jedesmal an einem Orte zusammen, welcher für seinen Bezirk ein vollständiges Kabinet der drei Naturreiche besäße, so würde die Naturgeschichte Deutschlands die höchste Vollkommenheit erreichen.

Vereine für Staatsarzneikunde sind nur der Sache, nicht dem Zusammenhang nach Unterabtheilungen der allgemeinen ärztlichen Gesellschaften. Die Erfahrung bei diesen Vereinen geht allerdings aus der Privatpraxis der Mitglieder hervor, die Benützung und die Resultate dieser Erfahrung sind aber dem Staate gewidmet. Ein Verein für Staatsarzneikunde kann eine Statistik der sittlichen Zustände eines Volkes liefern, wie sie der Regierung von keiner andern Seite geboten wird. Daß solche gesammelte Erfahrungen einestheils auf die öffentliche Gesundheitspflege, anderntheils auf die Gesetzgebung eine bedeutende Wirkung äußern können und sollen, ist so einleuchtend, daß man es nur zu erwähnen braucht.

Pharmaceutische oder Apothekervereine bestehen in Nord- und Süddeutschland, auch für einige Länder besonders, und kommen ebenfalls alljährlich an verschiedenen Orten zusammen, um

Entdeckungen und Fortschritte ihrer Wissenschaft sich gegenseitig mitzutheilen. Zweckmäßig wäre ein Zusammenhang derselben mit den Vereinen für Staatsarzneikunde, weil ihre Geschäfte mancherlei Beziehungen zu einander haben.

Für spekulative Wissenschaften sind die Schulvereine bemerkenswerth geworden. Sie fangen auf der unteren Stufe an mit den Conventen der Schullehrer, welche zu gewissen Zeiten sich in Angelegenheiten des Volksschulwesens versammeln, weiter ausgebildet wurden sie in den Uebereinkünften der Mittelschulen, die sich ihre Programme, und der hohen Schulen, die sich ihre Dissertationen und Universitätsschriften gegenseitig zusenden; endlich sind zwei Wandervereine der Gymnasial- und Universitätslehrer, hauptsächlich der Philologen entstanden, wovon der eine der norddeutschen Schulmänner schon längere Zeit existirt, der allgemeindeutsche aber erst seit drei Jahren ins Leben getreten ist. Da von dem Unterricht Wohl und Weh einer Generation großentheils abhängt, so ist die Wichtigkeit der Schulvereine nicht zu verkennen. Die Grundsätze, welche sie im Lehren und Bilden befolgen oder einführen, die Systeme und Ansichten der Zeit, welche sich im Schulwesen geltend machen und durch die Vereine der Lehrer zur gemeinschaftlichen Anwendung kommen, sind daher nicht gleichgültig, und namentlich muß das Verhältniß der Volksschule zur Kirche festgehalten werden. Von der Volksschule geht die religiöse Bildung des größten Theils der Nation aus, sie darf daher von der Kirche weder unabhängig seyn, noch viel weniger über ihr stehen. Schulgesetze, welche die Lehrer, besonders der niederen Schulen, völlig unabhängig machen, öffnen jeder verderblichen Richtung die Volksschule, und machen sie zum Uebungsplatze der Systemsucht, der literarischen und politischen Moden, und verdrängen den religiösen Einfluß, der aller Jugendbildung zu Grund liegen muß, wenn man redliche Menschen und nicht rücksichtslose Egoisten erziehen will. Der Verein der norddeutschen Schulmänner hat die angemessene Einrichtung, daß er die Gegenstände in einer Versammlung bestimmt, über welche in der nächsten berathen werden soll, wodurch eine vorbereitete und gründliche Erörterung herbeigeführt wird, die, auf Erfahrung gestützt, auch wieder fruchtbar auf die Praxis wirken kann. Denn praktische Fragen halte ich bei solchen Versammlungen für die Hauptsache, gelehrte

Vorlesungen über wissenschaftliche Punkte gehören vor Akademien. Für die Stätigkeit des Unterrichts, zur Vermeidung des Ueberfüllens der Schüler, zur Verminderung des Methoden- und Bücherwechsels, der Fortschrittsjagd u. dgl. ist noch Arbeit genug vorhanden, die gemeinsame Verständigung über das wahrhaft Nöthige und Nützliche fordert.

Noch andere Berufsvereine sind thätig, werden aber weniger bekannt, weil sie sich manchmal auf Orte und kleine Bezirke beschränken. Von größerem Umfang ist der Verein der untergeordneten Staatsschreiber in Baden (Theilungs-Commissäre genannt); anderwärts gibt es Vereine von Rechtsgelehrten &c., was mit dem Vorhergehenden beweist, daß eben das Vereinswesen in alle Klassen und Stände Eingang gefunden hat.

Unter den gelehrten Gesellschaften neuerer Zeit, welche für speculative Zweige des Wissens gebildet wurden, hat sich in Deutschland vorzüglich die historische Richtung bemerklich gemacht; die Vereine für Geschichte und Alterthümer, für deutsche Sprache und ältere Literatur sind zahlreich aufgekommen und haben zum großen Theil eine lobenswerthe Thätigkeit entwickelt. Die Erforschung unserer Geschichte ist völkerschaftlich und landschaftlich geworden; mit der Auflösung des Reiches und der Gründung des Bundes wurde äußerlich diese partikulare Richtung vorgezeichnet, sie hat aber auch einen inneren Grund in der Ueberzeugung, daß die Landesgeschichte besonders geeignet ist, um die Bedürfnisse einzelner Völker nach ihrem Ursprunge richtig zu beurtheilen und zu würdigen. Solche landschaftliche Geschichtsvereine bestehen in allen deutschen Staaten, in Oesterreich vertreten ihre Stelle die Museen größerer Städte, wie zu Innsbruck, Linz, Grätz, Prag &c., welche zugleich für die Geschichte ihrer Provinzen thätig sind, in Bayern hat jeder Kreis seinen historischen Verein, Länder von geringerem Umfang haben nur eine Gesellschaft, und die Geschichtforscher kleiner Staaten vereinigen sich völkerschaftlich, wie in Thüringen. Die Einrichtung dieser Vereine unterscheidet sich auffallend von den gelehrten Gesellschaften des vorigen Jahrhunderts. Sie sind einem gemischten Publikum zugänglich, Liebhabern und Männern vom Fache, und erreichen dadurch eine doppelte Absicht, größere Einnahmen des Vereins und Verbreitung der Liebe zur vaterländischen Geschichte. Der Männer vom Fache sind zu wenige,

als daß sie in den einzelnen Ländern oder Bezirken hinlängliche materielle Hülfsmittel zusammen brächten, und die Liebhaber allein haben weder Zeit noch auch manchmal die wissenschaftliche Bildung, welche für die Sache nöthig ist, beide aber vereinigt, unterstützen sich gegenseitig. Die historischen Vereine stehen auch unter sich in Verbindung durch ihren Briefwechsel und den Austausch ihrer Schriften; beschäftigen sie sich mit denselben Arbeiten, z. B. Ausgrabungen von Alterthümern, so lassen sich durch ihre gesammelten Beobachtungen solche Theile der historischen Wissenschaften durch Feststellung der allgemeinen Merkmale und durch die Kenntniß der einzelnen Unterschiede gründlich ausbilden. Ich halte es für keinen geringen Nutzen, den die Vereine der Wissenschaft gewähren, daß sie die in ihrem Bezirke gefundenen Alterthümer sammeln und erhalten. Denn diese Gegenstände haben nur örtlichen und historischen Werth, es soll keine Kunst- und Antiquitäten-Jagd auf sie gemacht werden, um sie in alle Welt zu zerstreuen, sondern sie sollen da zum Studium und Beweise der Forschung dienen, wo sie gefunden werden. Was die Vereine noch sonst an Büchern und Handschriften, an Münzen, Geräthen und Kunstsachen für die Geschichte ihres Landes sammeln, ist aller Anerkennung werth, denn sie geben dadurch dem Forscher eine Menge von Hülfsmitteln, die er anderwärts nicht so beisammen findet, und es gibt Geschichtsvereine, welche in dieser Hinsicht reiche und schätzbare Sammlungen besitzen. In ihren Jahresberichten machen sie gewöhnlich den Zuwachs derselben bekannt, und jedes Mitglied wird dadurch belehrt, wie viel vorhanden ist und was noch fehlt. So können sie zur Vollständigkeit gelangen, und wenn sie ihre Ausgrabungen und Denkmäler genau beschreiben und zeichnen lassen, ohne sich viel mit Forschungen darüber abzugeben, was oft unnöthig und unthunlich ist, so liefern sie der Wissenschaft wesentliche Beiträge. Allgemeinen historischen Gesellschaften fehlt das heimathliche Interesse, man hat wenige in Deutschland und ihre Wirksamkeit ist geringer, als der landschaftlichen Vereine, wodurch es eben deutlich wird, daß die besondern Geschichtsvereine an der Zeit sind.

Wenn sich die früheren deutschen Sprachgesellschaften hauptsächlich mit der Sprache ihrer Zeit und mit der Tändelei ihrer Dichtkunst abgaben und ohne geschichtliche Grundlage der Lebenskraft entbehrten, so ist auch diese Einseitigkeit durch die heutige

Pflege der historischen Sprachwissenschaft überwunden, und die Vereine erkennen auch ihrerseits das regere Leben in der Volksliteratur des Mittelalters an, deren Studium sie deßwegen in den Kreis ihrer Beschäftigung aufgenommen haben. Man war lange Zeit in dem Irrthum befangen, daß die Sprachgeschichte mit der Religionsgeschichte gleichen Schritt halte, und wollte daher in der Sprachforschung nicht weiter als auf Luther zurückgehen, weil seine Ausbildung der Prosa auf die folgende Zeit gewirkt hat und auf diesen Grundlagen unsere heutige Sprache entwickelt wurde, die man, dünkelhaft genug, als Muster der Vollkommenheit rühmte, und vom Standpunkte des modischen Klassicismus aus die altdeutschen Studien anfangs verhöhnte. Mir genügt ein Wort und ein Blick auf diese Verkehrtheit, um sie da, wo sie todt ist, ohne Vorwurf zu begraben, und da, wo sie noch lebt, an ihre Sterblichkeit zu mahnen.

Noch muß ich den literarischen Verein erwähnen, der sich neulich in Stuttgart gegründet hat und mit der historischen Richtung der Wissenschaften zusammenhängt. Die Wahrnehmung, daß werthvolle alte Handschriften und Bücher, die sehr selten geworden, weder gedruckt noch wieder aufgelegt werden können, weil ihr Publikum zu klein ist, um die Kosten zu decken, hat zu dem Gedanken geführt, einen Verein zu bilden, der durch seine jährlichen Beiträge es möglich macht, alte historische und literarische Werke für die Mitglieder herauszugeben. Aehnliche Vereine bestehen in Frankreich unter den Bibliophilen und in England in der Camden Society u. A., welche in der Wahl der Schriften, die sie drucken lassen, nicht allzeit auf deren wissenschaftliche Wichtigkeit, sondern oft auf untergeordnete Umstände sehen, weil eben diese Auflagen nicht vom Absatz im Publikum abhängen. Besser ist es doch jedenfalls, die Wahl der Schriften nach ihrem wissenschaftlichen Werthe zu treffen und die Ausgaben mit der größten Genauigkeit zu veranstalten, damit dasjenige, was aus der Liebhaberei des Vereins hervorgeht, auch nach seinem Aufhören den Dank der Nachwelt verdient.

Obgleich meine Darstellung der deutschen Vereine als Uebersicht unvollständig ist und ich auf das örtliche Verzeichniß derselben von vorn herein verzichtet habe, so wird diese Arbeit doch schon das viel verzweigte Streben der Vereine erkennen lassen. Dieses

Streben hat seine Befriedigung noch nicht erreicht, es werden bestehende Vereine ab- und zunehmen, an anderen Orten sich neue gründen und Bedürfnisse Vereinigung herbeiführen, die es sonst nicht gethan haben. Im Ganzen ist daher das Vereinswesen im Wachsthum begriffen, und man kann noch nicht angeben, welchen Einfluß es in aller Hinsicht auf das Volksleben äußern werde, wenn es einmal seine vollkommene Ausbildung erlangt hat. Aber eine andere Frage verdient Erwägung: wie sollen nämlich die Vereine vom politischen Standpunkt aus betrachtet und behandelt werden? Eine Regierung, welche dem Vereinswesen gleichgültig zusieht, versteht dessen Wichtigkeit nicht, eine andere, welche dadurch eine Schmälerung ihrer Machtvollkommenheit fürchtet, beurtheilt den Gegenstand falsch. Die Vereine stehen unter der Regierung und müssen stets in diesem Verhältniß bleiben; darum braucht die Regierung den Vereinen nur die allgemeinen Schranken in Kirche und Staat entgegen zu setzen, die ich oben erwähnt habe. Die politische Betrachtung geht aus von der Frage: kann die Regierung mit ihren materiellen Mitteln, ihrer Verwaltung und ihrer Intelligenz dasselbe erreichen, was die Vereine sich zum Ziele setzen? Die Antwort fällt verneinend aus. Man braucht das Vermögen der Vereine nur oberflächlich zu summiren, um einzusehen, daß die Staatsfinanzen nicht im Stande sind, dem Vereinsvermögen ein Aequivalent gegenüberzustellen. Die Verwaltung des Staates wird bezahlt, die der Vereine nicht immer: die Regierung würde daher mit ihrer Verwaltung die Vereinszwecke nur mit größeren Kosten erreichen können, als die Privaten. Sodann reicht die Intelligenz der Regierung für die Vereinszwecke nicht aus; diese erfordern eine solche Menge technischer und Detailkenntnisse, wie sie das Verwaltungspersonal der Regierung nicht nöthig hat. Die Regierung kann ihre Diener nicht in dem Maaße vermehren und besolden, daß sie die Vereinszwecke besorgen könnten, sie dürfte auch, der Controle wegen, die Verwaltung nicht so einfach und schnell einrichten, wie die Vereine. Dem Vereinswesen gegenüber zeigt sich daher die Maxime des Allregierens und Centralisirens in ihrer ganzen Schwäche und Unhaltbarkeit. Hieraus folgt die zweite Frage: wenn auch die Regierung nicht im Stande ist, die Vereinszwecke zu erreichen, sind denn überhaupt diese Zwecke, und mithin Vereine nöthig? Darauf gibt es nur eine triftige

Antwort. Wo reelle Bedürfnisse vorhanden sind, zeigt sich auch das Streben zu ihrer Befriedigung; kann sie der Einzelne nicht erreichen, so sucht er mit Hülfe Anderer zum Ziele zu kommen. Vereine hängen immer von der Wirklichkeit und Dringlichkeit der Bedürfnisse ab, sie entstehen und fallen mit ihnen, und der Staatsmann beurtheilt die Vereine nach der Natur und dem Umfang der Bedürfnisse. Die politische Behandlung der Vereine soll sich nach den gesetzlichen Schranken richten, innerhalb welcher sie erlaubt werden können. Ich habe diesen Gegenstand schon oben berührt und brauche ihn hier nicht weiter zu besprechen, weil dessen Beurtheilung sich von selbst aus der Beantwortung vorstehender Fragen ergibt.

Mone.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Die Akademie der Wissenschaften in Berlin hat mit Bestätigung des Königs den Professor Dr. Magnus zum ordentlichen Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse ernannt.

Die königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen hat das durch den Tod Blumenbachs erledigte Sekretariat dem Professor Dr. Hausmann übertragen.

Universitäten.

Berlin. Der Präsident Rust hat seine Stelle als Lehrer der Klinik aufgegeben, und wird sich, wie man sagt, auch von seinen übrigen Aemtern zurückziehen. Die Leitung der chirurgischen Klinik ist dem Leibchirurg des Königs, Dr. Grimm, übertragen worden.

Der Professor Mädler, bekannt durch seine Mondkarte und ausgezeichneter Astronom, hat, dem Vernehmen nach, einen Ruf nach Dorpat als Direktor der dortigen Sternwarte erhalten, den er wahrscheinlich annehmen wird, da ihm in Berlin eine ähnliche Stellung kaum geboten werden kann.

Bonn. Der Privatdocent und Pfarrer Dr. Hilgers ist zum außerordentlichen Professor der katholisch-theologischen, der bisherige Gymnasialoberlehrer Prof. Dr. Schoper zum außerordentlichen Professor der philosophischen Fakultät ernannt, der außerordentliche Professor Karl Snell aus Darmstadt als ordentlicher Professor der juristischen Fakultät berufen worden.

Erlangen. An die durch den Tod des geheimen Kirchenraths Olshausen erledigte theologische Lehrstelle ist durch königliches Rescript der bisherige Dekan und gräflich Giech'sche Konsistorialrath R. Ranke, Bruder des berühmten Historikers, ernannt worden.

Freiburg. Der bisherige Professor des kanonischen Rechts, Hofrath Dr. Ammann, hat die Stelle eines Oberbibliothekars an der hiesigen Universitäts-Bibliothek erhalten.

Für das Studienjahr 18$^{40}/_{41}$ ist zum Prorektor ernannt worden der großherzogl. Hofrath und Professor J. A. Fritz, die Dekane sind für dieses Jahr die Professoren Dr. F. A. Staudenmaier, geheimer Hofrath Dr. L. A. Warnkönig, Dr. Fr. Leuckardt und Hofrath Dr. K. J. Perleb.

Gießen. Die philosophische Fakultät hat dem vormaligen großherzogl. hessischen Oekonomie-Rath, jetzt Direktor der königl. preuß. staats- und landwirthschaftlichen Akademie in Eldena bei Greifswald, Heinr. Wilh. Pabst, das Doctordiplom geschickt.

Halle. Am 22. März starb der Professor der Medicin und Direktor der Entbindungs-Anstalt, Dr. W. Niemeyer, Sohn des durch seine Schriften über Erziehung so berühmten Kanzlers Niemeyer im 52. Jahre seines Lebens.

Heidelberg. Der Professor honorarius, Dr. Ch. Kapp (früher Professor in Erlangen) ist zum ordentlichen Professor der Philosophie mit dem Charakter als Hofrath, und der bisherige außerordentliche Professor Dr. Freiherr von Reichlin-Meldegg ebenfalls zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt worden.

Dem Vernehmen nach soll Professor Kortum in Bonn einen Ruf nach Heidelberg erhalten, um mit Schlosser das Fach der Geschichte zu übernehmen.

Nach dem neuesten Adreßbuch der Universität sind daselbst 28 ordentliche, 11 außerordentliche Professoren, 1 Prof. honorar. und 21 Privatdocenten. Immatrikulirt waren in diesem Halbjahr 622 Studirende, wovon 195 In- und 427 Ausländer, wobei 8 Mitglieder des theologischen Seminariums. Es sind 22 Theologen, 364 Juristen, 148 Mediciner, 59 Kameralisten und Mineralogen, 29 Philologen und Philosophen. Der Tod des Geheimenraths Thibaut, der am 28. März im 69. Jahre seines Lebens erfolgte, scheint bis jetzt der Frequenz der Fakultät noch nicht Eintrag gethan zu haben.

Königsberg. Das Prorektorat der Universität ist auf den Professor Dr. Voigt übergegangen.

Der Schiffskapitain Bannasch hält Vorlesungen über populäre Nautik, die vielen Anklang finden.

Leipzig. Der Rektor an der Thomasschule, M. Stallbaum, ist zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Universität ernannt worden.

Tübingen. Das Rectorat der Universität für 18⁴⁰/₄₁ ist dem Professor der staatswirthschaftlichen Fakultät Dr. von Mohl übertragen worden.

Kirche.

Eine großherzogl. badische Verordnung stellt, in Bezug auf die Prüfung katholischer Geistlichen für Kirchenpfründen, unter andern folgende Bestimmungen auf: „Jeder katholische, nicht definitiv angestellte Geistliche, der zu einer Kirchenpfründe befördert zu werden wünscht, hat sich der unten bezeichneten Concurs- oder Dienstprüfung zu unterziehen. — Um zu dieser Prüfung zugelassen zu werden, wird erfordert: 1) daß der Geistliche die Seelsorge schon wenigstens zwei Jahre ausgeübt habe und gute Zeugnisse seiner Vorgesetzten über seinen Wandel vorlege; 2) daß derselbe wenigstens sechs Wochen vor dem bestimmten Prüfungstermin unter Vorlage der erforderlichen Zeugnisse bei der katholischen Kirchensektion des Ministeriums des Innern um Zulassung schriftlich nachgesucht habe. — Ueber die Zulassung entscheidet die genannte Kirchensektion im Einverständniß mit dem erzbischöflichen Ordinariat. — Die Prüfungscommission wird von der Staats- und Kirchenbehörde gemeinsam niedergesetzt, indem nämlich die katholische Kirchensektion einen landesherrlichen Prüfungscommissär und 2 geistliche Examinatoren und das Ordinariat einen erzbischöflichen Prüfungscommissär und ebenfalls 2 geistliche Examinatoren ernennt, und indem von beiden Behörden gemeinschaftlich ein landesherrlicher Dekan oder Bezirks-Schulvisitator dazu berufen wird. Die Leitung und der Vorsitz steht der landesherrlichen Commission zu. — Geistliche, welche in der Concursprüfung eine der geringern Noten erhalten haben, dürfen sich zur Erlangung einer bessern Note einer zweiten und selbst einer dritten Prüfung unterziehen; Geistliche, welche in der Concursprüfung als befähigt nicht erklärt worden sind, können eine zweite, und wenn auch diese mißglücken sollte, noch eine dritte Dienstprüfung bestehen. Eine vierte Prüfung findet nicht statt.

Der König von Bayern hat dem Domkapitular, Georg Anton Stahl, Dr. der Theologie und Professor an der Universität Würzburg, zum Bischof von Würzburg designirt.

Die Oberin des evangelischen Instituts in Nymphenburg, Katharina di Gracho, ist vom König von Bayern zur General-Oberin für die in Bayern bestehenden englischen Erziehungs- und Bildungsinstitute ernannt worden.

Die Bibelgesellschaft im Königreich Hannover hat im Jahr 1838 3188 vollständige Bibeln und 424 neue Testamente theils unentgeldlich, theils zu geringern, theils zu vollen Preisen verbreitet. Seit ihrem Bestehen hat sie schon 54,062 vollständige Bibeln und 7744 neue Testamente ausgetheilt.

Die großherzogl. badensche Regierung hat durch Erlaß vom 21. März sämmtliche großherzogliche Oberämter und Aemter, so wie die Lokalstellen strengstens angewiesen, an Sonn- und Feiertagen keine die Feier und Ruhe dieser Tage störende Dienstgeschäfte (ausgenommen in den Fällen besonderer Dringlichkeit der einzelnen Handlungen) selbst vorzunehmen oder auf solche Tage zu verordnen.

Die Judenschaft der Stadt Rosenberg in Preußen hat unaufgefordert eine Collekte zum Bau einer daselbst zu errichtenden evangelischen Kirche veranstaltet, und die gesammelte Summe den Kirchenvorstehern übersandt.

Der General-Superintendent Dr. Bretschneider ist zum Direktor des Ober-Consistoriums im Herzogthum Sachsen-Coburg ernannt worden.

Schulen.

Nach einer königlichen Verordnung sind die bisherigen halbjährigen Prüfungen der Junker rc. in der bayer'schen Armee aufgehoben und dafür festgesetzt worden, daß künftig jährlich nur Eine Prüfung der Junker, Kadetten und Unteroffiziere in sämmtlichen Garnisonen, und zwar an demselben Tage (26. März), zu gleicher Stunde und in dem nämlichen Gegenstande zu beginnen habe. Die Bestimmung der Prüfungsfragen wird künftig unmittelbar von dem Kriegsministerium ausgehen und es werden wenigstens zwei Fragen aus jedem der folgenden Prüfungsgegenstände gegeben, nämlich aus der Stereometrie, Trigonometrie, Waffenlehre, reinen Taktik, angewandten Taktik, verbunden mit der Terrainbeurtheilung, Terrainlehre, Feldbefestigung und Militärstyl.

In Bezug auf die Kinder, welche in Fabriken beschäftigt werden, hat das großherzoglich badensche Ministerium des Innern folgende Bestimmungen erlassen:

Schulpflichtige Kinder können von dem ordentlichen Besuche der Volksschule nicht befreit werden, um in Fabriken zu arbeiten, es wäre denn, daß sie besondere Fabrikschulen besuchten. Die Fabrikschulen können nur mit Genehmigung der Oberschulbehörde und mit der Bestimmung errichtet werden, daß Kinder vor dem eilften Lebensjahre, und diejenigen, welche die beiden untern Unterrichtsstufen noch nicht zurückgelegt haben, nicht in die Fabrikschule aufgenommen werden. Ein Lehrer darf zu gleicher Zeit nicht über 70 Schüler unterrichten; der Lehrer muß die Befähigung besitzen, auch in einer Volksschule angestellt werden zu können, oder daselbst schon angestellt gewesen seyn; der Unterricht muß wenigstens 2 Stunden für jede Abtheilung umfassen, doch kann mit Erlaubniß der Oberschulbehörde an einem Tage der Woche der Unterricht auf eine Stunde beschränkt oder ganz eingestellt werden, sobald für andere Wochentage der Unterricht in gleichem Maße vermehrt wird. Die Arbeits- und Unterrichtsstunden dürfen bei schulpflichtigen Kindern 12 Stunden nicht überschreiten; die Beschäftigung junger Leute vor 5 Uhr des Morgens und nach 9 Uhr des Abends, so wie an Sonn- und Feiertagen, ist nicht erlaubt rc.

Zu Bensheim im Großherzogthum Hessen-Darmstadt ist eine Unterrichtsanstalt für taubstumme katholische Kinder und ein Seminar für künftige Taubstummenlehrer errichtet worden.

Die nassauische Regierung hat verordnet, daß die Kandidaten der Philologie, nach bestandener theoretischer Staatsprüfung, ein halbes oder ganzes Jahr bei dem Landes-Gymnasium zu Weilburg für ihren künftigen Wirkungskreis sich vorüben sollen.

Die philosophische Fakultät der Universität Würzburg hat dem um Jugendbildung, Wissenschaft und Kunst vielfach verdienten Studienrektor Fr. X. Eisenhofer den philosophischen Doktorgrad ertheilt.

Professor Kapff ist Rektor des Gymnasiums in Heilbronn geworden.

Der Direktor des rheinischen Justizdepartements, Herr Ruppenthal, hat eine Bekanntmachung erlassen, der zufolge in Köln eine aus Mitgliedern des Appellationshofs und der General-Prokuratur bestehende Kommission gebildet worden ist, von welcher diejenigen Assessoren, die aus den sogenannten altländischen Provinzen in den rheinländischen Justizdienst übertreten wollen, sich einem besondern Examen unterwerfen müssen; doch müssen sie vorher schon mindestens ein Jahr lang in der dortigen Provinz gearbeitet, und durch ihre Leistungen sich ausgezeichnet haben.

Literatur.

Der König von Preußen hat dem jetzt verstorbenen Minister von Altenstein aufgetragen, die Herausgabe der Schriften Königs Friedrich II., und zwar in einer des großen Verfassers würdigen Gestalt zu besorgen, und zunächst mit den historischen Schriften den Anfang zu machen. Die besondere Redaktion ist dem mit der Zeit Friedrichs eben so vertrauten, als um die Darstellung seiner Geschichte verdienten Professor Dr. Preuß übertragen; der als Gelehrter, wie als Förderer der Wissenschaft in Preußen ausgezeichnete Geheime Ober-Regierungsrath Dr. Joh. Schulze wird die gesammten technischen Angelegenheiten des Unternehmens leiten und über den Fortgang des Unternehmens dem Minister berichten. Der König hat eine Quartausgabe angeordnet, die in 7 Bänden die historischen Werke enthalten soll.

Der Kronprinz von Preußen hat dem Dr. von der Hagen, Professor der vaterländischen Sprache und Alterthumskunde an der Universität Berlin, nach Ueberreichung der großen Sammlung der altdeutschen Liederdichter mit einem sehr gnädigen Handschreiben eine goldene Denkmünze mit seinem Bildnisse verliehen.

Der König von Preußen hat dem Gehülfen der königlichen Sternwarte zu Berlin, Galle, die große goldne Verdienstmedaille ertheilt, als Belohnung der von ihm bewiesenen ausgezeichneten Thätigkeit bei Gelegenheit der so schnell auf einander folgenden Entdeckungen dreier Kometen.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung hat der königl. bayerschen botanischen Gesellschaft in Regensburg an ihrem 50jährigen Stiftungstage sämmtliche Verlagsartikel, die auf Botanik Bezug haben, zum Geschenk gemacht.

Der königl. bayersche Reichs-Archiv-Sekretär, Dr. Lommel, der in einem Werke „die alten Franken" als Vertheidiger des Huß auftrat, ist, als er sich wegen der Entwendung aus der Druckerei zu Amberg der darauf bezüglichen Bogen und ihrer Auslieferung an den Censor beim Staatsrath beklagte, seines Amtes entlassen worden, nachdem schon früher sein Werk confiscirt war.

Der Chef eines ansehnlichen Handlungshauses in Berlin hat Vorlesungen über Rosetti's Auffassung des Dante herausgegeben.

Der preußische Minister von Kamptz macht bekannt, daß die für die Geschichte und den Rechtszustand der Mark Brandenburg so wichtigen Statuten und Rechtssammlungen der märkischen Städte und Ortsobrigkeiten sämmtlich verloren gegangen sind, und zwar in zwei Epochen, als ein Theil jener Dokumente im Jahr 1728, und ein anderer im Jahr 1749 auf höhere Anordnung nach Berlin eingesandt wurden. Da nun vermuthet wird, daß alle diese wichtigen Aktenstücke gleich dem Berliner Stadtbuch, das sich in der Stadtbibliothek zu Bremen vorfand, in Privatarchiven und auswärtigen Bibliotheken verstreut seyn könnten, so wird eine Prämie von 500 Thlr. auf die Nachweisung derselben gesetzt.

An die Stelle des verstorbenen Ober-Finanzraths von Memminger ist der Ober-Finanzrath von Schmidlin zum Vorstand des statistisch-topographischen Bureaus in Stuttgart ernannt; die Leitung der Kartenarbeiten wurde dem Ober-Finanzrath von Mittnacht übertragen, für die historische Abtheilung des Bureau wurden Rektor Ubelen und Professor Pauly, beide am Obergymnasium in Stuttgart, berufen.

Der k. k. Obrist und General-Adjutant des Kaisers von Oestreich, Freiherr von Moll und sein Bruder, der k. k. Kämmerer und Gutsbesitzer, haben als Erben des reichen Bücherschatzes ihres verstorbenen Oheims, des Geheimenraths und Mitglieds der Münchener Akademie der Wissenschaften, Freiherrn von Moll, der königl. Hof- und Central-Bibliothek zu München eine Auswahl kostbarer und seltner Bücher und Handschriften zum Geschenk gemacht.

Der königl. würtembergische Staatsrath von Kielmeyer ist in seiner bisherigen Eigenschaft als Direktor der königlichen Bibliothek und der damit verbundenen wissenschaftlichen Sammlungen des Staats, wegen vorgerückten Alters, in Pensionsstand versetzt und an seine Stelle der Ober-Regierungsrath von Köstlin ernannt worden.

Dem königl. würtembergischen Bergrath Dr. Hehl in Stuttgart ist die Aufsicht über die mineralogisch-geognostische Abtheilung des königl. Naturaliencabinets übertragen worden.

Kunst.

Zu dem vom deutschen Nationalverein für Musik und ihre Wissenschaft im September v. J. ausgeschriebenen Preise von 20 Dukaten für die beste Composition des 120. Psalm waren 35 Arbeiten eingegangen, unter denen sich selbst welche aus Paris, Petersburg, Wien 2c. befanden. Preisrichter waren Dr. Spohr in Kassel, Dr. Schröder in Dessau, Kapellmeister Reissiger in Dresden, Ritter von Seyfried in Wien, Schnyder von Wartenberg in Frankfurt a. M., Ritter von Rinck in Darmstadt, Hofrath Dr. Schilling in Stuttgart. Gekrönt wurde die Arbeit des Musikdirektors F. Hetsch in Heidelberg.

Die Großherzogin von Weimar hat mehrere Zimmer des Residenzschlosses dem Andenken der einst daselbst lebenden großen Dichter gewidmet. Das Schillerzimmer ist vor Kurzem fertig geworden, wo Näher aus München in jedem der drei Hauptfelder, in die das Zimmer getheilt ist, einen bedeutsamen Moment eines Schiller'schen Drama's ausgeführt hat, welchen andere Scenen in kleinern darüber angebrachten Feldern sich anschließen. Die Freskogemälde zeichnen sich durch kräftige Zeichnung und frische Farbengebung aus. Nächstens wird Näher das Goethezimmer anfangen. Preller, ein ausgezeichneter Landschaftsmaler und mit der Ausführung des Wieland bestimmten Zimmers beauftragt, hat die Scenen aus Oberon fertig; besonders interessant sind die Arabesken, die der Maler Simon zu diesem Zimmer entworfen hat, und in deren Ausführung er eben begriffen ist. Die liebliche Laune und Schalkhaftigkeit des Gedichts zur Anschauung bringend, sind sie dabei so sinnig, so bedeutungsvoll, daß sie in ihrer geistvollen Fülle dem Beschauer immer Neues zu denken und zu rathen geben.

Der Hofmaler und Professor Wilh. Wach ist zum Vicedirektor der königl. Akademie der Künste in Berlin für das Studienjahr 18⁴⁰/₄₁ ernannt worden.

Der Historienmaler Turner in Rom, ein geborner Steyermärker, ist vom Kaiser von Oestreich zum Direktor der Gemäldegallerie in Gräz ernannt worden.

Der in Dresden sich aufhaltende Prinz von Java, Raden Salih, widmet sich eifrig der Malerei, für die er bedeutendes Talent zeigt.

Der König der Franzosen hat dem vom Banquier Städel in Frankfurt a. M. gegründeten Museum und freien Zeichnenschule die Gypsabdrücke der berühmten Basreliefs in Bronze geschenkt, die die Thore des Baptisteriums der Kathedrale in Florenz schmücken und von Lorenzo Ghiberti und Andrea Pisano gefertigt wurden.

Der zweite Band der neuern deutschen Kunstgeschichte des Grafen A. Raczynsky, von F. H. von der Hagen ins Deutsche übertragen, enthält über die Kunstschätze und Schulen in München, Stuttgart, Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Prag, Wien, wie überhaupt über das Kunststreben des südlichen und mittlern Deutschlands interessante Notizen.

Dem im Fache der Genremalerei ausgezeichneten Künstler, Baron Ernst von Byser in Dresden, ist es nach mehrjährigen Versuchen gelungen, ein Instrument zu komponiren,

welches die camera obscura dadurch vervollkommnet, daß es die Bilder, ohne Beihilfe doppelter Spiegel, rechts, deutlich beleuchtet wiedergibt. Die Wirkung wird auf rein dioptrischem Wege hervorgebracht, vermittelst durchgehender gebrochener Lichtstrahlen, welche auf einer perpendikulären Fläche die Bilder entwerfen.

In der Sitzung der bayerschen Akademie der Wissenschaften in München vom 14. März theilte Professor von Kobell Bemerkungen über das Verfahren mit, Gemälde durch den Kupferdruck ohne Radiren, Aetzen u. dgl. in Tuschmanier vervielfältigen zu können. Das Malen geschieht mit Spicköl in einer Porzellanfarbe auf Silber, so daß die blanken Stellen die höchsten Lichter, die mehr oder weniger gedeckten die Schatten geben. Die bemalte Platte wird in ein Gefäß mit ebenem Boden gelegt, welches eine Auflösung von Kupfervitriol und Krystalle desselben Salzes enthält, und darüber auf einige Linien Abstand ein mit Pergament überspannter Holzrahmen befestigt, in welchen eine Zinkplatte und verdünnte Schwefelsäure gebracht wird. Die Verbindung wird mit einem an der Silberplatte befestigten Kupferstreifen hergestellt, der in den Rahmen zur Berührung der Zinkplatte eingebogen wird. In 3 — 4 Tagen ist eine hinlänglich dicke Kupferplatte gebildet, um durch Abfeilen des Randes von der Silberplatte getrennt und zum Drucke gebraucht zu werden. Die Abdrücke geben die genaueste Copie des Originals und sehen wie getuscht aus.

Dem königl. Conservator und Professor Heideloff in Nürnberg ist es gelungen, für die harmonische Polychromie an den Gebäuden eine dauerhafte, ja unverwüstliche und wohlfeile Malerei auf hydraulischem und anderem Kalk, Gips und Stein zu erzielen, indem er in einem eigenen Verfahren in besonderer Mischung und Zubereitung des fetten weißen Kalks mit Milch eine unauslöschliche, der Hitze, Kälte und Nässe, überhaupt jedem Einfluß der Witterung widerstehende Malerei auf Kalk hervorbringt. Es ist ihm sogar möglich, die mit hydraulischem Kalk ausgelegten Bassins zu bemalen, ohne daß die Farben vom Wasser aufgelöst werden. Solche Malereien lassen sich mit Wasser reinigen, ohne den Glanz zu verlieren, und diese Kalkmalerei springt ohne den Mörtel nie ab und läßt auch mehr Farben als die Freskomalerei zu. Versuche unter Heideloffs Leitung sind an dem restaurirten Dom in Bamberg und in der alterthümlichen, malerisch gelegenen Festung Coburg gemacht worden.

Die berühmte Antikensammlung des verstorbenen Dodwell, deren Verkauf seit mehreren Jahren wegen des dafür geforderten hohen Preises Schwierigkeiten fand, ist vom König von Bayern für 10000 fl. angekauft worden.

Preßangelegenheiten.

In Hannover ist den Buch- und Sortimentshandlungen, so wie allen inländischen Inhabern von Lesebibliotheken und Leseinstituten der Beschluß des Ministeriums eröffnet worden, daß sie künftig keine im Auslande gedruckten und ihnen zugegangenen Schriften, welche die hannoversche Verfassungsfrage behandeln oder die Maßregeln der Regierung besprechen, früher im Königreich debitiren, verkaufen, an andere inländische Buchhandlungen und Personen weiter versenden oder ausleihen dürfen, bis ihnen die Erlaubniß dazu ertheilt ist. Sie haben daher ein Exemplar der Schrift der polizeilichen Ortsobrigkeit vorzulegen, und unter Angabe der Anzahl der erhaltenen Exemplare, um solche Erlaubniß anzuhalten. Die polizeiliche Obrigkeit hat das eingelieferte Exemplar mittelst Berichts unmittelbar an das königl. Ministerium des Innern zu weiterer Beschlußnahme einzusenden. Vertrieb vor eingegangener Ermächtigung wird mit 20 — 25 Rthlr. und Confiskation der Schriften, und falsche Angabe der Exemplare mit gleicher Geldstrafe geahndet. Im Falle der vom königl. Ministerium des Innern verweigerten Erlaubniß sollen die vorhandenen Exemplare unter polizeilicher Aufsicht verpackt und auf Kosten der betreffenden inländischen Buchhändler und Bücherverleiher unter den von ihnen angegebenen Adressen in das Ausland zurückgesendet werden.

Die Kammer der Abgeordneten in Bayern beschloß, die Regierung zu bitten, die Censur der periodisch erscheinenden Schriften und Zeitungen, in Ansehung der Mittheilungen über innere Angelegenheiten, aufzuheben. Der Minister des Innern, Hr. v. Abel, überzeugte aber die Kammer, daß dieß eine sehr nutzlose Anordnung seyn würde.

Die Feier des vierten Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunst ist in Bayern nach einem kürzlich erschienenen Rescript nur den Buchhändlern und Buchdruckern erlaubt, alle andern Stände sind davon ausgeschlossen worden.

Ein Rescript der königl. Regierung in Hannover gestattet die öffentliche festliche Begehung des Buchdruckerjubiläums unbedingt.

Denkmale.

Die Statue Göthe's von Marchesi, ein Geschenk der Frankfurter Bürger Dr. Rüppel, Marquard Seufferheld und Heinr. Mylius in Mayland, ist in der Vorhalle des Bibliothekgebäudes aufgestellt und von genannten drei Bürgern der Bücherinspektion für die Stadt übergeben worden. Göthe ist, in einem Sessel sitzend, in einer seinem Charakter entsprechenden, würdevollen und doch behaglichen Haltung dargestellt. Das Werk zeichnet sich durch großartige Auffassung, Aehnlichkeit der Gesichtszüge und Vollendung in der Ausführung aus.

Nachdem das Comité für Jean Paul's Denkmal, das man ihm in Baireuth errichten wollte, mit Mühe ein Kapital von 1273 fl. zusammengebracht hatte, und Schwanthaler und Stiglmair versprochen hatten, das beabsichtigte Bronzestandbild ohne Honorar und nur mit Berechnung der baaren Ausgaben zu liefern, hat der König von Bayern beschlossen, dem Dichter eine Kolossale Statue von 10 Fuß Höhe errichten zu lassen und Schwanthaler mit dem Entwurf beauftragt, der dann von Stiglmair in Erz gegossen werden soll, so daß das Ganze bis zum Jahr 1841 zur Aufstellung fertig werden wird.

Am 24. Mai, als am Geburtstag Albrecht Dürer's, ward in Nürnberg sein Standbild feierlich enthüllt, das von Rauch gefertigt und von Burgschmidt in Erz gegossen ist.

Zu dem Denkmal, das in Braunschweig dem deutschen Freiheitskampfe errichtet werden soll, hat der König von Bayern die Büste Schill's geschickt, die von Stiglmair nach der Todtenmaske in Erz gegossen wurde. Die Büste, in halb kolossaler Größe, wird, auf drei Kanonen ruhend, neben den lebensgroßen Brustbildern des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig, des Erzherzogs Karl und des Sandwirths Andreas Hofer, umgeben von den Namen und Wappen der Schill begleitenden Offiziere in der Kapelle aufgestellt werden, welche zum Denkmal mit einem Invalidenhause bei St. Leonhard erbaut werden.

In Thorn hat sich mit Genehmigung des Königs ein Verein gebildet, der die Absicht hat, durch Einladung zur allgemeinen Theilnahme im In- und Auslande die Geldmittel aufzubringen, um dem großen Astronomen Copernicus in seiner Vaterstadt Thorn bei Gelegenheit der dritten Säkularfeier der Veröffentlichung seines Werkes De orbium celestium revolutionibus ein Denkmal zu errichten.

Der Bau des von dem Berg- und Hüttenpersonal des Erzgebirges dem verstorbenen Ober-Berghauptmann Freiherrn von Herder in Freyberg errichteten Denkmals ist bis auf die Einsetzung der bronzenen Inschriftplatte vollendet.

Auf dem Schlachtfelde von Leipzig soll ein kolossales Denkmal errichtet werden, zu dessen Verherrlichung jeder deutsche Staat seine ersten Künstler aufbieten wird.

Das Ludwigsmonument in Darmstadt wird nach einem neuern Plane bedeutend niedriger werden, als der erste Plan vorschrieb. Der disponible Fonds von 40000 fl. ist verzinslich angelegt.

Stiftungen.

In Ulm wird am Tage des vierten Jubiläums der Buchduckerkunst eine Stiftung ins Leben treten, welche, nach Guttenberg und dem großen ersten Ulmer Meister der Buchdrucker- und Holzschneidekunst, Ludwig Hohenwang, benannt, in ihrem jährlichen Ertrag von 300 fl. der Vermehrung und Vervollständigung der dasigen, durch die politischen Veränderungen zu Anfang dieses Jahrhunderts mittellos gewordenen Stadtbibliothek gewidmet seyn soll.

Der im Jahr 1839 in Weinheim verstorbene Dr. Georg Anton Batt hat der Universität Heidelberg seine Sammlung aller, auf die Pfalz sich beziehenden Bücher, Schriften, Karten und Kupferstiche testamentlich vermacht, im Ganzen 473 Werke in 1038 Bänden,

nebst 245 Nummern von Landkarten, Zeichnungen, Kupferstichen rc., welche der Universitäts-Bibliothek einverleibt und unter dem Titel Bibliotheca Battiana besonders aufgestellt und katalogisirt worden sind.

Der auf seiner Reise zu Meran in Tyrol verstorbene Dr. Platner hat dem naturhistorischen Museum in Leipzig ein Legat von 1000 Rthlr. vermacht.

Zur Unterstützung der Armen haben mehrere Personen milde Stiftungen ausgesetzt, wie die Frau des Zimmermeisters Flechsel zu Frankfurt a. M. 3000 fl.; Georg Wilhelm Bögner der Armenkinderschule in Mainz 9000 fl. und dem Waisenhause daselbst 4000 fl.; der großherz. badensche Staatsminister Freiherr von Andlaw den Armen in Hugstetten 1000 fl.; der Domkapitular Joh. G. Flad in Freiburg in Baden den Armen und Kranken in den Gemeinden Urach und Schellach 1580 fl.

Eine Anzahl Offiziere der Garnison Carlsruhe haben eine Stiftung zur Unterstützung bedürftiger Kinder von Unteroffizieren und Soldaten der Kavallerie gemacht, die die Genehmigung des Großherzogs und den Namen Alexandrinenstiftung erhalten hat.

Vereine.

Am 15. April feierte die königl. botanische Gesellschaft zu Regensburg ihr 50jähriges Bestehen. Seine königl. Hoheit der Kronprinz von Bayern übernahm an diesem Tage das Protektorat der Gesellschaft. Hofrath Ritter von Martius ward an die Stelle des verstorbenen Grafen von Bray zum Präsidenten ernannt. Die Gesellschaft beschloß, zum Andenken dieses Tages eine besondere Gelegenheitsschrift, Abhandlungen mehrerer Mitglieder enthaltend, herauszugeben, und überdieß die Bearbeitung eines Repertorium botanicum der letzten 50 Jahre von 1790 bis 1840 durch eines ihrer Mitglieder besorgen zu lassen.

Der historische Verein für Niedersachsen hielt seine erste Ausschußversammlung am 18. Jan., wo ein Ausschreiben der königl. Landdrostei zu Lüneburg mitgetheilt wurde, das allen Bezirksobrigkeiten aufträgt, eine Verzeichnung, Beschreibung und Sicherstellung der aus den ältesten heidnischen Zeiten auf uns gekommene Denkmäler der Provinz zu besorgen.

Der Gewerbeverein in der Gesellschaft „Eintracht" in Carlsruhe hat einen Leseverein für Gewerbsgehülfen gebildet, wo Sonntag Nachmittags die Gesellen, welche sich unterrichten wollen, in dem geheizten freundlichen Lokale die in ihr Fach einschlagenden Bücher und Schriften finden, und ihnen die Modellirung nach Mustern und das Copiren von Zeichnungen und Plänen gestattet ist.

In Dresden hat sich ein Verein von Frauen gebildet, dessen Vorsteherin eine Frau von Kirnbach ist, zur Beförderung wahrer Frömmigkeit. Er besteht jetzt aus 183 Mitgliedern, von denen manche arme Wittwen monatlich nur 1 Gr. beitragen, und doch hat er im vorigen Jahre 130 Bibeln und 88 neue Testamente (darunter 10 wendische Bibeln und 23 wendische neue Testamente) vertheilen können. Der Verein versammelt sich allmonatlich in einem Schulgebäude, wo der Geistliche einen Bibelabschnitt und Bericht über die Thätigkeit des Vereins vorträgt. Der Verein soll entfernt von aller Pietisterei und Betschwesterei seyn.

Industrie.

Preußen hat mit Griechenland einen Handels- und Schifffahrtsvertrag abgeschlossen.

Zur Einführung von Papiergeld in Braunschweig ist die Einwilliguneg der Stände nachgesucht worden. Für den Anfang ist eine Summe von 600,000 Thlr. festgesetzt worden, die in Scheinen von 1, 10 und 20 Thlr. ausgegeben und in Umlauf gebracht werden sollen.

Der Minister des Innern in Sachsen hat eine Verordnung erlassen, wodurch vom Jahre 1841 an allen ausländischen Juden der Handel in Schafwolle im Königreich Sachsen verboten wird.

Zum Präsidenten der großherz. hessischen Centralbehörde des landwirthschaftlichen Vereins des Großherzogthums Hessen ist der Geheimerath Schenk erwählt worden; zum

beständigen Sekretär, an die Stelle des in preußische Staatsdienste getretenen Oekonomieraths Pabst, wurde der großherz. hessische Oekonomierath, Dr. Zeller berufen.

Preisaufgaben.

Ein Freund der Geschichte hat die historisch-theologische Gesellschaft zu Leipzig veranlaßt, einen Preis von 20 Friedrichsd'or auf die gelungenste Vertheidigung der Echtheit des Chronicon Corbejense auszusetzen, dessen Unechtheit durch die von der königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen gekrönte Schrift der HH. Dr. Siegfried Hirsch und Dr. Georg Waitz erwiesen wurde. Die Beurtheilung der eingehenden Preisschriften werden außer dem Domherrn und Prof. Dr. Illgen (an den sie eingesandt werden müssen) die Professoren Wachsmuth, Bülau, Hasse und Oberbibliothekar Gersdorf übernehmen. — Termin der Einsendung: 30. Juni 1841.

Der Tuchfabrikant Friedrich Lachner in Burtscheid bei Aachen setzt einen Preis von 150 Thlr. pr. Cour. oder ein Stück seines schwarzes Tuch im selben Preis für die beste und untrüglichste Methode aus, die bekannte Kinderkrankheit, den Croup, zu heilen, die trotz des in Paris gekrönten Heilverfahrens noch immer Tausende von Kindern wegrafft. Die Gesellschaft der deutschen Naturforscher und Aerzte wird während ihrer Versammlung in Erlangen die eingehenden Preisschriften prüfen.

Der Kronprinz von Bayern hat bei Gelegenheit der Feier des 50jährigen Bestehens der königl. botanischen Gesellschaft in Regensburg einen Preis von 100 Dukaten auf die beste Bearbeitung einer botanischen Statistik von Bayern oder eines der natürlichen Hauptgebiete dieses Landes ausgesetzt.

Die hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe hat in ihrer Sitzung vom 8. März 1838 die Aufstellung folgender Preisaufgabe beschlossen: „Welche Beförderungsmittel für die Bildung des Gewerbestandes haben sich im In- und Auslande als vorzüglich erfolgreich bewährt? und welche Einrichtungen empfehlen sich in Folge der auf diesem Felde gewonnenen Erfahrungen als besonders anwendbar für deutsche Verhältnisse bei der vorbereitenden Jugendbildung sowohl, als auch bei der erforderlichen Nachhülfe für Meister und Gesellen, und zwar mit Bezug auf die speciellen Verhältnisse a) der Fabrikanten und Techniker, b) der eigentlichen Handwerker." Preis 100 Dukaten. Die Gesellschaft übernimmt die Herausgabe der Schrift nach gepflogener Rücksprache mit dem Verfasser. Zeit der Einlieferung: vor dem 1. Sept. 1840. Adresse: „An die Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe in Hamburg."

Der mecklenburgische patriotische Verein für Ackerbau rc. hat für die beste, den Anforderungen der erwählten Prüfungscommission genügende Beantwortung der Frage: „Ob der Kartoffelbau, in großen Massen betrieben, zur Bereicherung oder Verarmung des Bodens führe?" einen Preis von 150 Thlr. ausgesetzt. Eine nähere officielle Erörterung und Zerlegung dieser Frage enthält das prakt. Wochenblatt des Neuesten und Wissenswürdigsten für Landwirthschaft rc. (Neubrandenburg und Neustrelitz, Dümmler) Jahrg. 1839, No. 52, und die neuen Annalen der mecklenb. landwirthschaftl. Gesellschaft (Rostock, 8.) 1840. Jahrgang 24, Heft 3, 4. Termin der Einsendung der Bewerbungsschriften: 1. Jan. 1842. Adresse: „An den Hauptsekretär Präpositus Karsten zu Vilz.

Der deutsche Nationalverein für Musik und ihre Wissenschaft hat für dieses Jahr einen Preis von 20 Dukaten auf die beste Composition einer Claviersonate von vier Sätzen ausgesetzt. Die Concurrenzarbeiten müssen spätestens bis 1. Sept. an den permanenten Sekretär des Vereins, Hrn. Hofrath Dr. Schilling in Stuttgart eingeschickt werden. Die Preisrichter werden später öffentlich genannt werden.

Der Michael Beer'sche Preis für Concurrenten jüdischer Religion ist für Werke der Geschichtsmalerei für dieses Jahr bestimmt. Die Wahl des Gegenstandes überläßt die Akademie dem Ermessen der Concurrenten, doch müssen die Bilder ganze Figuren enthalten, 3 Fuß hoch, 2⅓ bis 2½ Fuß breit, in Oel ausgeführt, und akademische Studien aus denselben ersichtlich seyn. Die zur Bewerbung zugelassenen Bilder werden in die diesjährige

Kunstausstellung der Akademie, doch ohne Nennung der Urheber, aufgenommen, und die Bekanntmachung des zuerkannten Preises, ein Reisestipendium von 500 Thlr. auf 1 Jahr, erfolgt vor Ende Septembers.

Der Verein für volksthümliche Dichtung in Abergavenny in der Grafschaft Monmouth hat folgende Preisfrage aufgestellt, zu deren Lösung sie namentlich auch deutsche Gelehrte auffordert: „Ueber den Einfluß, welchen die wallisischen Ueberlieferungen (traditions) auf die Literatur von Frankreich, Deutschland und Scandinavien geübt haben." Die Bewerbungsschriften können in wallisischer, englischer, deutscher oder französischer Sprache seyn; doch wird bei wallisischer oder deutscher Sprache die Hinzufügung einer englischen oder französischen Uebersetzung erwartet. Preis 80 Guineen und ein Siegelring von 10 Guineen Werth. Die Preisschriften müssen bis zum 1. August 1840 an den königl. preußischen Gesandten in Bern, Geheimenrath Bunsen, eingesandt werden, der das Richteramt übernommen. Gekrönt wird die beste Schrift in der öffentlichen Versammlung der Cymrigydion-Gesellschaft im Oktober 1840. Sollte bis zu dieser Zeit keine genügende Beantwortung eingehen, so wird der Termin bis zum October 1841 verlängert. Der Verfasser der gekrönten Preisschrift erhält das volle Eigenthums- und Verlagsrecht.

Die königl. Akademie der Wissenschaften zu Brüssel stellt für das Jahr 1841 folgende zwei Preisaufgaben: 1) Décrire les coquilles et les polypiers fossiles des terrains ardoisier, anthraxifère et houiller de la Belgique et donner l'indication précise des localités et des systèmes de roches dans lesquels ils se trouvent. — 2) Etudier les vapeurs, qu'émettent les métaux et le rôle que quelques physiciens leur assignent dans certains phénomènes météorologiques. Termin: 1. Febr. 1841. — Preis: eine goldene Medaille von 600 fr. Werth. — Sprache: lateinisch, französisch oder flamändisch.

Die königl. Commission der Geschichte im Königreich Belgien ist vom Grafen J. Coghem beauftragt worden, der besten und gründlichsten Abhandlung „Ueber die Geschichte Belgiens unter dem Hause Oestreich von der Verheirathung Maximilians I. mit Maria von Burgund an bis zur Abdankung Carls V." den Preis von 2000 Fr. zu ertheilen. Es wird darauf hingewiesen, daß man nur die Beziehungen der Glieder des Hauses Oestreich zu Belgien behandelt wissen will. — Termin: Ende Juli 1841. — Sprache: französisch oder flamändisch. — Adresse: „An das Sekretariat der Commission in Brüssel." —

Die medicinische Gesellschaft in Gent hat für 1840 folgende Preisaufgaben gestellt: Sie verlangt 1) eine medicinische Topographie der beiden Flandern, Einfluß derselben auf die Entwicklung, die Ursachen oder den Charakter und die Behandlung der Krankheiten. — Preis 600 fr. — 2) Die Angabe und Beschreibung alles dessen, was auf die Autoplastik Bezug hat; Feststellung genereller und specieller Regeln (mit Berücksichtigung und Hinweisung auf die bereits bekannt gewordenen Autoplastieen) für die Fälle, wo die Wiederherstellung verlorner Theile möglich ist. — Preis 500 fr. — Die Abhandlungen bleiben Eigenthum der Gesellschaft; sie können in lateinischer, französischer, flamändischer, englischer oder deutscher Sprache geschrieben seyn (bei letzterer jedoch mit römischen Schriftzeichen). Adresse: „An den Sekretär der Gesellschaft Hr. E. de Noble.

Der Marquis D'Argenteuil hat der königl. Akademie der Wissenschaften eine Summe von 300,000 fr. vermacht, damit die gesammelten Zinsen von je 6 Jahren Demjenigen gegeben werden, welcher während dieser Zeit die wichtigste Vervollkommnung der Heilmittel für die Verengerung der Harnröhre gemacht hat. Nur in dem Falle, daß während dieser Zeit dieser Theil der Heilkunst keine erhebliche Vervollkommnung erfahren hat, kann die Akademie den Preis den Urhebern der wichtigsten Vervollkommnung ertheilen, welche während dieser sechs Jahre die Behandlung der übrigen Krankheiten der Harnwege erfahren hat. Dieser Preis wird im Jahre 1841 ertheilt werden und dann 8238 Fr. betragen.

Die Redaction der Annales d'hygiène publique et de médecine légale hat den für 1839 ausgesetzten Preis für gerichtliche Medicin (eine goldene Medaille von 300 fr. Werth) Hrn. Dr. Henri Bayard in Paris ertheilt für seine Abhandlung „Mikroskopische Untersuchung des auf Leinen oder andern Stoffen von verschiedenen Farben getrockneten Samens." Hr. Dr. W. A. Riecke in Stuttgart erhielt eine silberne Medaille nebst Belobung für seine Abhandlung: „Ueber den Einfluß der fauligen Gasarten und der Begräbnißplätze auf die Gesundheit des Menschen aus dem medicinisch-polizeilichen Gesichtspunkte."

Dieselbe Redaction hat folgende neue Preise ausgeschrieben: Für 1840 zwei Preise, jeden zu 300 Fr., einen über einen gerichtlich-medicinischen Gegenstand und einen über einen Gegenstand des öffentlichen Gesundheitswohls; die Wahl bleibt den Concurrenten überlassen. Einen Preis von 500 Fr. über die Statistik der Geisteskranken aus einem der Departements Frankreichs. Für 1841: Einen Preis von 600 Fr. für die Angabe der Mittel, wie man bei der Analyse giftiger mineralischer und vegetabilischer Substanzen dieselben von den animalischen Theile trennen und entfernen kann. — Die Abhandlungen, in französischer oder lateinischer Sprache, müssen vor dem 1. Jan. des betreffenden Jahres an Hrn. Leuret, Redacteur en chef, eingesendet werden. Richter sind für die Hygiène publique die Herren Andral, d'Arcet, Chevallier, Gaultier de Chaubry, Guérard, Kéraudren und Villerme; für die Médecine légale die HH. Adelon, Devergie, Esquirol, Leuret, Marc, Ollivier (d'Angers) und Orfila.

Die Akademie der Medicin in Paris verlangt die physiologische Geschichte der Monstruation und die Ermittlung des Einflusses, den diese Verrichtung auf die Krankheiten und diese auf sie ausüben. Der Preis von 1200 Fr. wird in der öffentlichen Sitzung von 1840 ertheilt.

Der Baron Portal bestimmt einen Preis von 1200 Fr. für die beste Geschichte der Entdeckungen, die das Venensystem seit Morgagni bis jetzt betroffen, und die Bestimmung des Einflusses, den dieselben auf die Kenntniß und Behandlung der Krankheiten dieses Systems ausgeübt haben.

Preis der Madame Marie Elisabeth Bernard de Civrieux. Man soll den Einfluß der physischen und moralischen Erziehung auf die Erzeugung der übermäßigen Aufregung des Nervensystems und der Krankheiten, die eine Folge der letztern sind, bestimmen. Preis 2000 Fr.

Die Société d'Emulation patriotique (vaterländische Nacheiferungsgesellschaft) in Neufchatel hat für das Jahr 1841 einen Preis von 20 Dukaten für die beste Beantwortung folgender Frage ausgesetzt. „Entstehung, fortschreitende Entwicklung, gegenwärtige Beschaffenheit des Communalsystems im Fürstenthum Neufchatel und Valangin; administrativer, politischer und moralischer Einfluß desselben auf die Bevölkerung."

Die Akademie in Metz verspricht dem Verfasser der besten Schrift über das politische und literarische Leben des Hrn. Barbé-Marbois eine goldne Medaille von 200 Fr. Werth.

Die Société des Antiquaires de la Morinie zu St. Omer hat folgende Preisaufgaben ausgeschrieben: 1) Quelle a été l'influence des croisades sur les sciences, les arts, le commerce, la littérature et la civilisation dans le comté de Flandre aux onzième, douzième et treizième siècle." — 2) „Rechercher et décrire les établissements militaires désignés sous les dénominations de mansiones, castra stativa etc. fondés par les Romains près des voies qu'ils avaient construites dans la partie de la Gaule Belgique entre la Cariche, la Scarpe, l'Escau et la mer du Nord, pays dont l'ancienne cité des Morins occupait la plus grande portion et dont le reste était habité par des Atrébates et des Ménapiens. Faire ressortir le système de domination qui a guidé les Romains dans ces travaux du communication et de défense." — Für die beste Bearbeitung der ersten Frage ist eine goldne Medaille von 300 Fr. für die zweite eine dergleichen von 200 Fr. Werth ausgesetzt. — Termin: 1. Jan. 1841. Adresse: M. de Givenchy, Sekretär der Gesellschaft.

Die Académie des Sciences et Lettres d'Arras stellt für 1840 als Preisfragen auf: 1) „Quels sont les intérèts opposés de l'agriculture et de l'industrie? Quel serait le moyen de les concilier?" — Preis eine goldene Medaille von 400 Fr. Werth. — 2) „Un mémoire traitant les avantages qui resulteraient de l'introduction de la culture des arbres forestiers de l'Amerique du Nord dans les départements du nord de la France." — Preis: eine goldne Medaille von 300 Fr. Werth. — Termin: 1. Juli 1840. Adresse: M. le secrétaire perpétuel de l'Académie d'Arras.

Die Akademie von Mâcon bringt folgende Frage zum öffentlichen Concurs: „Rechercher les moyens de faire renaitre dans nos moeurs le respect envers les supériorités naturelles, sociales et religieuses, sans sortir de l'esprit de la législation et de la civilisation actuelles, afin de resserrer et fortifier par l'autorité morale les tiens de la famille, de la société et de l'état."

Die Société d'Encouragement pour l'industrie nationale hat von Neuem einen Preis von 10,000 Fr. Demjenigen versprochen, der $^8/_{10}$ Zuckerstoff aus der Runkelrübe gewinnen kann (qui réussira à extraire les huit dixièmes du sucre contenu dans la betterave); ferner stellt sie von Neuem das Problem, die Rübe zu trocknen und diesen Stoff zu behandeln (la dessication de la betterave et le traitement de ce produit); der Preis für diese Aufgabe ist 4000 Fr.; da der Preis der découverte d'un procédé saccharimétrique noch nicht gewonnen wurde, setzt sie ihn von Neuem zum Concurs aus; er beträgt 3000 Fr. — Noch hat sie folgende neue Preisaufgaben gestellt: „4000 Fr. für das beste Mittel, die photographischen Zeichnungen zu vervielfältigen und wenigstens 200 Exemplare durch ein eben so leichtes und sicheres Verfahren, als der Kupferstich ist, zu erhalten" (pour le meilleur moyen de reproduise les dessins photographiques et d'en obtenir au moins 200 exemplaires par des procédés aussi sûrs et faciles que pour les gravures). — 4000 Fr. pour le meilleur moyen de recueillir les images sur le papier dans leur aspect naturel et avec toute facilité de conservation. — Außerdem hat sie Medaillen für verschiedene Vervollkommnungen, namentlich für ein vereinfachtes Verfahren und einen einfachern Apparat, für die Reproduktion der Farben und ein geringeres Gewicht des Apparats ꝛc. ausgesetzt. — 2000 Fr. pour le meilleur moyen de panifier la pomme de terre cuite; — 2000 Fr. pour le meilleur mode d'égrenage des tubercules cuits. — 2000 Fr. pour le meilleur mode de dessication de ces tubercules égrénés. — 1000 Fr. pour le meilleur mode de lessivage à la vapeur. — 2000 Fr. pour l'étude des causes et des moyens d'obvier à l'altération des tissus de la part des lissives alcalines, pour déterminer l'action des alcalis, de la vapeur et de l'air chaud sur les tissus et les étoffes. — 500 Fr. pour le perfectionnement des roues et autres machines propres à laver le linge." Aehnliche Preise für die Vervollkommnung der Apparate und Maschinen zum Rollen, Plätten und Trocknen (calandrer, repasser et sécher) der Wäsche. — — 2000 Fr. pour un moyen assuré de reproduire et multiplier les sangsues, dans les étangs et dans les mares. — 1500 pour des moyens économiques de faire degorger les sangsues et de les rendre de nouveau propres au service. — Medaillen für Einführung neuer Arten Blutegel. — — 5000 Fr. pour la fabrication courante et économique d'une faïence fine dure ou demi-porcelaine. — 2000 Fr. pour celle d'un grès-cérame semblable à ceux des Anglais et des Chinois. — 3000 Fr. pour celle d'un grès-cérame propre à confectionner des vases et des ustensiles qui puissent contenir les acides et autres agents chimiques, sans subir d'altération et sans les laisser couler. — 3000 Fr. pour l'imitation de la porcelaine anglaise. — Für die Bepflanzung schroffer dürrer Anhöhen setzt die Gesellschaft 2000, 1000 und 500 Fr. aus, je nachdem 25, 15 oder wenigstens 10 Hektaren bepflanzt wurden. — Endlich setzt die Gesellschaft noch einen Preis von 2000 Fr. aus: „pour le mémoire qui fera le mieux connaitre les effets de l'association des douanes allemandes sur le commerce de l'Europe et de la France, ainsi que son origine, son but et ses progrès. —

Die päpstliche Akademie der Alterthumswissenschaften in Rom ladet durch ihren Präsidenten, den Fürsten D. Pietro Odescalchi, die Gelehrten jeder Nation zur Concurrenz bei Beantwortung folgender Preisfragen ein: 1) La moneta di aes grave, non romano e mancante di epigrafe, fu unicamente segnata dei populi, ch'ebbero stanza fia il Severe e il Liri? (Wurde das aes grave, welches nicht römisch und ohne Aufschrift ist, nur bei den zwischen Tiberis und Liris wohnenden Völkerschaften gefertigt?) 2) Lo fu essa anterior mente al secolo IV. di Roma? (Geschah das vor dem vierten Jahrhundert Roms?) Quali sono le consequenze del raffronto di tali monete coi monumenti d'arte degli altri populi d'Italia e d'oltre mare, per istabilire onde furono le origine a l'avanzamento delle arti stesse? (Welches sind die Ergebnisse des Vergleichs solcher Münzen mit den Kunstdenkmälern anderer italischer und nicht italischer Völker für die Bestimmung des Ursprungs und des Fortschritts der Künste selber?) — Termin: Ende November 1840. Sprache: französisch, italienisch und lateinisch. Preis: 40 Zecchinen = 40 holländischen Dukaten. Adresse: An den zeitigen Sekretär der Akademie, Cavaliere Pietro Ercole Visconti, in Rom. Die gekrönte Abhandlung wird auf Kosten der Akademie in ihren Akten gedruckt.

Die königl. norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim hat folgende theoretische Fragen, deren Beantwortung schon für das Jahr 1837 ausgesetzt war, da binnen der dazu festgesetzten Zeit keine genügende Arbeit eingegangen ist, 1839 erneuert: 1) „In wiefern ist es Pflicht des Staats, als solcher in die Erziehung seiner Bürger einzugreifen?" 2) „Welchen Einfluß hat die philosophische Spekulation auf die Entwicklung der Naturwissenschaften geäußert?" Wer eine dieser Fragen befriedigend beantwortet, wird mit der

größten goldnen Metaille, 18 Speciesthaler an Werth, belohnt und erhält außerdem, falls er nicht schon Mitglied der Gesellschaft, das Diplom zur Aufnahme in dieselbe. Die Abhandlung bleibt Eigenthum der Gesellschaft und wird in ihren Schriften aufgenommen; doch erhält der Verfasser auf Verlangen besondere Exemplare. Weniger befriedigende Arbeiten erhalten die kleinere goldene Medaille und die Abhandlung bleibt ungedruckt im Archiv der Gesellschaft. Termin: Ende Juni 1841. Sprache: lateinisch, deutsch, französisch, schwedisch oder norwegisch. Adresse: „An die Direction der königl. norwegischen Gesellschaft.

Die panonische Akademie in Ungarn setzt folgende Preisaufgabe: „In welchem Zustande waren Handel und Industrie im Vaterlande unter den Königen aus Orpad und den spätern Monarchen aus gemischten Fürstenhäusern; was geschah zur Belebung beider Zweige von Seiten der Könige und der inländischen Gesetzgebung, und welchen Einfluß übten sie endlich auf die sittliche und geistige Entwicklung der Nation?"

Schweiz.

Universitäten. Der ordentliche Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Zürich, Dr. Arnold, ist einem Rufe nach Freiburg im Breisgau gefolgt; an seine Stelle ist der seitherige Prosektor Professor Dr. Jac. Haid von Berlin berufen worden.

Kirche. Der Antistes Hurter in Schaffhausen, bekannt durch seine Geschichte Papst Innocenz III., hat sich von der Anklage des Kryptokatholicismus, die man gegen ihn ausgesprochen, nicht ganz gereinigt.

Schule. Der Züricher Erziehungsrath hat Hrn. Beuch, Vorsteher eines Erziehungsinstituts zu Lusanne, zum Director des Seminars erwählt.

Das neue Niederlassungsgesetz des Cantons Zürich hat die aus dem Auslande berufenen Professoren nicht nur in den Gebühren den sich Niederlassenden gleich gestellt, sondern auch darin, daß es in den Händen der Regierung liegt, eine Niederlassung zu bewilligen.

Der Erziehungsrath desselben Cantons hat die Lebenslänglichkeit der Lehrstellen beschlossen.

Denkmale. Unter der Leitung des Schultheiß Scheller hat sich in Freiburg in der Schweiz ein Comité zur Errichtung eines Denkmals für den berühmten Orgelbauer Moser gebildet.

Industrie. Der große Rath von Zürich hat den Juden die Niederlassung im Canton unter der Bedingung zugelassen, daß sie nachweisen, nie bankerott gewesen zu seyn, nicht accordirt zu haben, und daß sie dem Schacher-, Trödel-, Hausier- und Viehhandel, so wie dem Leihen auf Pfänder entsagen.

Niederlande.

Kunst. Der Verwaltungsrath der königlichen Kunstakademie in Rotterdam für Malerei, Zeichenkunst, Bau- und Bildhauerkunst hat am 5. Mai die Erbprinzessin, geb. Prinzessin von Württemberg, ferner Mdme Luden, geb. Toe Laer, die Herren Huidekoper und Kockoek und andere Künstler zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Industrie. Der König hat Unterhandlungen angeknüpft, um die Aufnahme des Herzogthums Luxemburg in den deutschen Zollverein zu bewirken.

Belgien.

Universitäten. Der König hat dem Dr. der Philosophie und Jurisprudenz, Professor A. Michaelis in Tübingen, und dem Professor Fr. Thiersch in München wegen ihrer Verdienste um Belgien das Ritterkreuz des Leopoldordens verliehen.

Die belgische Repräsentantenkammer hat folgende Bestimmungen über das Duell angenommen: 1) Die Provocation zum Zweikampf wird mit Gefängniß von 1 — 3 Monaten und einer Geldbuße von 100 bis 500 fr. bestraft; 2) dieselbe Strafe trifft diejenigen Personen, welche öffentlich eine Person verschreien (décrient) oder beschimpfen, weil sie einen Zweikampf ausgeschlagen; 3) wer zum Duell angereizt oder durch irgend eine Injurie Anlaß zur Provacation gegeben hat, wird mit Gefängniß von 1 bis 12 Monaten und einer Geldbuße von 100 bis 1000 fr. bestraft; 4) ist es bis zum Kampf gekommen, doch weder Tod noch Verwundung erfolgt, so steht darauf Gefängniß von 2 bis 18 Monaten, und eine Geldbuße von 200 bis 1500 fr.

Dänemark.

Künste. Durch königliches Rescript der dänischen Kanzlei sind die finanziellen Verhältnisse der königl. Akademie der schönen Künste also geordnet worden: Aus dem Staatsschatz erhält sie jährlich 5900 R. B. Thaler, für Stipendien sind jährlich 3800 Rthlr., für den Ankauf von Kunstwerken 3000 Rthlr. ausgesetzt.

Denkmale. Man will dem verstorbenen Könige ein Denkmal errichten, und zwar auf derselben Stelle, wo jetzt die Bleistatue Christians V. steht.

Schweden.

Künste. Die Akademie der schönen Künste in Stockholm hat den Oberlandesbaudirektor Schinkel, den Bildhauer Thorwaldsen, den Maler Hor. Vernet, den Professor Rauch, den Oberbaudirektor Hausen und den Architektor Professor Hetsch zu auswärtigen Mitgliedern ernannt.

Literatur. Der Buchhändler Bonnier in Stockholm hat die ersten zwei Hefte seiner Bilderbibel ausgegeben (jedes Heft enthält zwei Stahlstiche), die sehr viel Beifall finden.

Vor Kurzem ist der 12. Theil des schätzbaren „De la Gardiana Arkivet" erschienen. Er enthält mehrere Urkunden aus der Zeit Karls X. und XI., nebst verschiedenen topographischen und statistischen Aufsätzen. Auch befindet sich eine Abhandlung über die bekannte „Vision Karls XI." darin, die der Graf de la Gardie aus Anlaß eines Artikels in der Revue de Paris von 1829 mitgetheilt hat, und welche beweist, daß das Ganze nur ein Hofmährchen gewesen ist.

Auch Almanache sind mehrere erschienen und mehrere Jugendschriften. Lainy's Schweden ist ins Schwedische übersetzt und in Stockholm ausgegeben worden."

Preßangelegenheiten. Unter den von sämmtlichen Ständen genehmigten grundgesetzlichen Aenderungen sind verschiedene, die Buchdruckerei und die Preßfreiheit betreffende Artikel, namentlich folgende: „wenn Erben oder Rechtsinhaber eines Verfassers nicht innerhalb 20 Jahren nach dessen Tode ihr Recht zu einer Herausgabe benutzen, oder es innerhalb jedes 20sten Jahres nicht erneuern lassen, so dürfen die von einem solchen hinterlassenen Schriften von jedem Andern im Druck herausgegeben werden."

Denkmale. Herr Heurlin hat im Reichstag den Vorschlag gemacht, dem großen Linné ein Denkmal zu errichten, indem der Staat das Gut, auf dem er geboren, erkaufen, dort einen botanischen Garten anlegen und ein einfaches Monument aufrichten solle.

Industrie. Der Staatsausschuß hat auf Aufhebung der Zahlenlotterie und alles mit derselben in Verbindung stehenden Unwesens mit dem Schlusse dieses Jahrs angetragen.

England.

Kirche. Die ungleiche Vertheilung der Kircheneinkünfte Englands geht am besten aus einer statistischen Uebersicht der Pfarreien nach ihren Einkünften hervor. Es gibt nämlich 297 Pfarreien von weniger als 50 Pfd., darunter mehr als 11 von 10 bis 20 Pfd., 1986 Pfarreien von weniger als 100 Pfd, 1602 Pfarreien von weniger als 150 Pfd. und 1351 von weniger als 200 Pfd. Einkünfte; außerdem zählt England 5230 Vicarstellen mit 40 bis 160 Pfd. Einkünften, aber 5728 Pfarreien, Präbenden und Bisthümer von 200 bis 20,000 Pfd. Einkünften.

Literatur. Der Katalog der im vorigen Jahre in London erschienenen Werke enthält 2759 Titel, nennt aber die ungeheure Menge Flugschriften nicht, nicht einmal alle neue Auflagen größerer Werke. Besonders reichhaltig ist die theologische und religiöse Literatur.

Der unermüdliche Botaniker und Reisende, Allan Cunngham, starb am 27. Juni 1839 in Sydney in Neu-Süd-Wales, nach einer längeren Krankheit, die er sich auf einer botanischen Excursion in Neuseeland während der Regenzeit des Jahres 1838 zugezogen, nach deren Beendigung er mit den Ergebnissen seiner vieljährigen Reisen nach England hatte zurückkehren wollen.

Die berühmte Schriftstellerin Lady Morgan, welche fast erblindet war, ist jetzt in soweit hergestellt, daß sie ihre literarischen Arbeiten wieder vornehmen kann.

Der gelehrte Sinologe, Hr. Morris, der mehr als 15 Jahre in Canton lebte, ist nach London zurückgekehrt, und hat das Manuscript zu einem chinesisch-lateinischen Lexicon mitgebracht, in dem seiner Behauptung zufolge sämmtliche Zeichen oder Charaktere enthalten sind, deren sich die Chinesen in ihrer Schriftsprache bedienen. Das Manuscript besteht aus 32 Foliobänden.

Die königl. geographische Gesellschaft in London hat vom König von Bayern die große Specielkarte des Königreichs Bayern in 100 Blättern, die in München im topographischen Institut gefertigt wird und von der schon 70 Karten vollendet sind, zum Geschenk erhalten.

Nach einem Bericht der Herren Dease und Simpson vom 30. Oktober 1839 ist die nordwestliche Durchfahrt zwischen Amerika und Asien außer Zweifel gestellt.

Vereine. Der Pater Matthew macht mit seinem Mäßigkeitsverein in Irland große Fortschritte. Ueber eine Million Personen haben ihm das feierliche Gelübde der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken gegeben. In Fermoy ist die Zahl der Branntweinschenken von 80 auf 5 gesunken.

Es ist im Werk, unter dem Namen Sanatorium in London eine umfassende Heilanstalt zu gründen, deren Grundzüge von Dr. Southward Smith entworfen worden sind.

Der englische landwirthschaftliche Verein (English Agricultural-Society) hat von der Königin, die Patronin der Gesellschaft wird und den Herzog von Richmond zum ersten Präsidenten ernannt hat, einen königlichen Freibrief erhalten, durch den sie den Titel „Königliche landwirthschaftliche Gesellschaft für England" annimmt, doch unter der Bedingung, alle politischen Verhandlungen und Materien von ihren Debatten auszuschließen und sich nur mit Verbesserung der englischen Agricultur zu befassen. Der Verein besteht jetzt erst seit 18 Monaten und zählt schon 2370 Mitglieder.

Kunst. England hat mehrere bedeutende Künstler durch den Tod verloren, am 19. März den berühmten Maler orientalischer Scenerien, Hrn. Daniell im 92. Jahre seines Lebens — am 1. Oktober 1839 den bekannten Kupferstecher Joseph Goodyear — den ausgezeichneten Historienmaler Henry Singleton — der Bildhauer Pitts nahm Gift, weil seine Zeichnung des Nelson-Monuments nicht angenommen wurde.

Denkmale. Zu einem Denkmal für den Herzog von Wellington wurden in Glasgow 3500 Pfd. bei einem Meeting unterzeichnet, obgleich die Chartisten sich sehr dagegen setzten.

Industrie. Aus einer statistischen Uebersicht der Manufakturen in Großbritannien im Courier geht hervor, daß 259,962 Arbeiter in den verschiedenen Baumwollenmanufakturen, 54,620 Arbeiter in den Wollenmanufakturen, 31,909 in den Seilerwerkstätten, 43,483 in den Hanfspinnereien und 34,235 in den Seidenfabriken, zusammen — 424,209 Arbeiter beschäftigt sind.

Frankreich.

Akademien. In die Académie française ist, an die Stelle des verstorbenen Erzbischofs Quélen Graf Molé, an Michauds Stelle, statt Victor Hugo, der Naturforscher Flourens gewählt worden; die Akademie der Wissenschaften hat an des verstorbenen Blumenbachs Stelle Leopold von Buch zum auswärtigen Mitglied gewählt. Noch hat das Institut durch den Tod des Dr. Robiquet, eines der ausgezeichnetsten Chemiker der neueren Zeit, und des Präsidenten Poisson, Mitglieds des Conseil für den öffentlichen Unterricht, zwei bedeutende Mitglieder verloren.

Universitäten. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat einer königlichen Ordonnanz vom 23. März zufolge bei den Fakultäten der Wissenschaften drei Classen von Privatdocenten eingerichtet, die den verschiedenen Unterrichtszweigen entsprechen: Privatdocenten für Philosophie, Privatdocenteu für alte und neuere Literatur und Privatdocenten für Geschichte und Geographie. Diese Aemter werden in Folge eines Concurses vergeben. Die Concurse werden alle drei Jahre, vom gegenwärtigen Jahre an gerechnet, am Hauptsitz der Akademie, Paris, stattfinden. Alle Doctoren der Wissenschaften werden zugelassen, sich als Candidaten einzuschreiben. Nur Privatdocenten der Fakultät der Wissenschaften können jene Professoren vertreten, die durch irgend einen rechtmäßigen Grund am Lehren verhindert werden. Im Falle der Erledigung eines Lehrstuhls können sie allein mit der Vorlesung beauftragt werden.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts beabsichtigt, an der Sorbonne einen Lehrstuhl der slavischen Literatur und in Rennes eine Fakultät der Arzneikunde und der physikalischen und Naturwissenschaften zu errichten.

Literatur. Die schöne Manuscriptensammlung von Paul Lacroix (Jacob le Bibliophile), bezüglich auf die Geschichte der Gemeinden im Mittelalter, 100 Bände Fol., ist an den Buchhändler A. Polain verkauft worden.

Savigny's Lehrbuch vom Besitz ist nicht nur die Grundlage eines besondern Cursus in Paris geworden, den ein deutscher Jurist einem französischen Auditorium über diese Materie des römischen Rechts hält, sondern erscheint auch in einer französischen Uebersetzung, wobei man nur bedauern muß, daß diese Arbeit in so ungeschickte Hände gefallen ist, da aus den uns vorliegenden Heften eine völlige Unkenntniß des Uebersetzers mit der deutschen Sprache, ein gänzliches Mißverstehen des Originals hervorgeht.

Der Herzog von Luynes hat mit seltener Gelehrsamkeit eine treffliche Geschichtsquelle zugänglich gemacht, in seinem Commentaire historique et chronologique sur les Ephémérides intituleés Diurnali di Messer Matteo di Giovenazzo — Paris 1839, 4.

Der italienische Dichter Manzoni, Verfasser der Promessi sposi, ist vom König der Franzosen zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat Hrn. Galle, Gehülfen an der Sternwarte zu Berlin, für die Entdeckung von drei Kometen die große goldene Medaille des von Lalande gestifteten astronomischen Preises zuerkannt.

Kunst. Der Optiker Lerebours in Paris hat die Daguerreotypie mit Erfolg auf die Reproduktion alter werthvoller Stiche angewendet, z. B. eines sehr kostbaren

Marc-Antonio und mehrerer Rembrandt'schen Zeichnungen. Er gebraucht dazu sogenanntes Papier von Verignan und die Kupferstiche leiden durchaus nicht durch das Verfahren.

In Paris erscheint ein Werk, Paris und seine Umgebungen, in 200 Lieferungen, wozu die Abbildungen nach Abdrücken des Daguerrotyp, und von einer Gesellschaft ausgezeichneter Künstler in Paris gefertigt werden, der beschreibende und historische Text von mehreren Mitgliedern der königl. Bibliothek und andern bekannten Schriftstellern verfaßt wird.

In einem alten Schlosse der Normandie sind noch ungedruckte Briefe J. J. Rousseau's aufgefunden worden, die sich vorzüglich über Musik verbreiten sollen.

Hr. Dutel hat eine Maschine erfunden, welche die rohe Arbeit des Bildhauers verrichtet und zwar in acht Tagen liefert, was eine Arbeit von 5 bis 6 Wochen erfordert, wenn es der Meister selbst machen wollte, der jetzt die Statue nur auszuarbeiten hat. Die Maschine kann von einem Kinde gelenkt werden.

Der König der Franzosen hat dem berühmten Pianisten Cramer das Kreuz der Ehrenlegion verliehen. Diese Gunst wurde für ihn von den H. H. Cherubini, Bertram, Auber, Baillot, Kalkbrenner, Chopin, Herz u. A. nachgesucht.

Stiftung. Hr. Donand, ein reicher Kaufmann in Paris, hat die Summe von 855,000 fr. zur Errichtung eines Versorgungshauses für die Kassenbedienten an der Börse in Paris (maison d'asile des garçons de caisse) testamentlich vermacht.

Denkmale zum Andenken an die tapfern Vertheidiger von Mazagran soll in Algier errichtet werden, wie auch in Paris, wozu eine Subscription eröffnet worden. Die Einwohner von Malesherbes, wo Capitän Lelièvre, der Held von Mazagran, geboren ist, haben eine Subscription für ein ihm dort zu errichtendes Denkmal eröffnet.

In Albi, dem Hauptort des Departement du Tarn, wird dem unglücklichen Weltumsegler Lapeyrouse, der dort geboren, ein Denkmal errichtet, wozu die Regierung eine Beisteuer von 4000 fr. bewilligt hat.

Der Kriegsminister hat 1000 fr. für das Denkmal unterzeichnet, das dem in Ostindien verstorbenen General Allard in St. Tropez im Var Departement errichtet werden soll.

Industrie. Hr. Menotti hat eine Seife erfunden, mittelst der man jeden beliebigen Stoff wasserdicht machen kann, ohne daß der Luft der Durchgang versagt würde. Die Akademie der Wissenschaften, deren Prüfung die Erfindung unterworfen wurde, hat einen sehr günstigen Bericht darüber erstattet.

Die Pariser Post hat in den ersten drei Vierteljahren des Jahres 1839 79 Millionen Briefe vertheilt.

Nach einer kürzlich von der Akademie der moralischen Wissenschaften gekrönten Preisschrift, deren Verfasser als Beamter seine Nachrichten aus der Quelle schöpfte, leben in Paris allein 63,000 Menschen von unredlichen oder insamirenden Beschäftigungen.

Hr. Schützenberger, Maire von Straßburg, hat der Municipalität dieser Stadt als Mittel gegen die wachsende Verarmung vorgeschlagen, eine Landcolonie zu gründen, worin diejenigen, die keine andern Subsistenzmittel haben, eintreten können, um sich eine Existenz zu sichern. Zu diesem Etablissement soll ein Wald von 140 Hektaren genommen werden, den die Stadt ausrotten und bebauen lassen soll.

Hr. Feldeau in Paris fertigt Damencorsets aus Spiegelgläsern, die man gleich Spensern über die Kleider trägt.

Spanien.

Akademien und Vereine. Unter den gelehrten Gesellschaften zeichnet sich das Ateneo cientifico vortheilhaft durch sein Streben aus, ein reges wissenschaftliches Leben hervorzurufen und zu befördern. Es enthält ein Lesekabinet für einheimische und fremde

Zeitungen und hat Lehrstühle für fremde Sprachen und solche Wissenschaften, deren Kenntniß für einen constitutionellen Staat besonders nothwendig ist. Anfangs aus nur 293 Subscribenten bestehend, zählt es jetzt deren 2000 aus allen Ständen und Parteien. Es werden Vorträge über deutsche, englische, französische und arabische Sprache, Geographie, spanische Literatur, Physik, Chemie, politische Oekonomie und Staatsrecht gehalten.

Der Dichter Zorillo hat seit Kurzem mit seinen gelehrten Freunden eine literarische Akademie gegründet, die aber noch wenig Fortschritte macht.

Der literarische Verein Liceo widmet sich besonders den schönen Künsten und hat mit sich auch ein Liebhabertheater vereinigt, auf welchem die ersten Dichter der Nation wetteifern, ihre Werke zur Aufführung zu bringen.

Einige eifrige Patrioten haben sich in Madrid zur Gründung einer Gesellschaft vereinigt, um die Gefängnisse und die Behandlung der Gefangenen in Spanien zu verbessern. In der allgemeinen Sitzung dieses Jahres hielt Don Ramon de la Sagra einen Vortrag, worin er seine Erfahrungen auf einer Reise durch Belgien und Holland im Jahre 1839 in Bezug auf Schulen, Gefängnisse und Zuchthäuser vorlegte und die Mittel an die Hand gab, wie die Gefängnisse Spaniens nach dem Muster der Vereinigten Staaten verbessert werden könnten.

Schulen. Seit Kurzem ist unter dem Schutze der Regierung und der constitutionellen Staatsbehörde eine Gewerbeschule in Madrid errichtet worden, wo Mathematik, Zeichnen, Handelswissenschaften 2c. gelehrt werden.

Literatur. Don Francisco de la Cueva hat angefangen, die 29 Bände starke Geschichte Spaniens des Jesuiten Masden in einen Auszug umzuarbeiten und sie bis auf den Tod Ferdinands VII. fortzusetzen.

Der junge Dichter Gil y Zarato, der bekannte Verfasser des Trauerspiels Carlos segundo u. s. w. hat ein neues Trauerspiel, Rosamunda, nach der bekannten englischen Sage vollendet; sein Schauspiel Don Alvaro de Luna ist sehr beliebt. Ueberhaupt wird das Drama am meisten in Spanien angebaut. Die ausgezeichnetsten Dichter sind in dieser Dichtart Gorostiza, Martinez de la Rosa, Antonio Gil de Zarato und Manuel Breton de los Herreros; doch auch Andere, wie Joseph Garcia Villalta, Gregorio Romero de Larragnaga, Ramon Campoamor, Jose Maria Rias und Francesco Diaz sind sehr beliebte dramatische Schriftsteller.

Die periodischen Schriften und Journale sind in großer Anzahl vorhanden. Als werthvolle Magazine der Literatur werden gerühmt der in Cadix erscheinende Tiempo, dessen Tendenz die neuere französische Schule verdrängen und die Dichter zu den alten Meistern Calderon, Moreto, Lope de Vega 2c. zurückführen möchte. — (Zu gleicher Zeit hat der Buchhändler Escamillo eine Sammlung alter Theaterdichter veranstaltet.) Ferner die Revista de Madrid, als die beste Erscheinung ihrer Art, La Esperanza, El Semanario pintoresco und die militärische Zeitschrift, welche General Don Evarista San Miguel herausgibt.

Kunst. Das Theater ist sehr besucht durch ganz Spanien. In Madrid sind neben den beiden großen „Del Principe" und „De la Cruz" noch mehrere kleinere, wie Bella Vista, Las Tres Musas; mehrere Privatgesellschaften haben ihre Darstellungen halb öffentlich gemacht, wie die philharmonische Gesellschaft, das Lyceum, das Conservatorium; selbst das Gefängniß soll als Theater bisweilen gebraucht und vermiethet werden.

Das Conservatorio de Maria Cristina ist eine Unterrichtsanstalt in der Musik. Sie zählt jetzt 211 Schüler und Schülerinnen.

Die besten lebenden Componisten Spaniens sind Doygne von Salamanca, Nielfa von Madrid, Gomez. Als vorzügliche Meister auf der Guitarre rühmt ein englisches Journal Sor, Desoa und Aguado.

In Sevilla hat sich unter der Leitung des Deputirten Don José Maria Amoz ein Kunstmuseum gebildet, das am 10. Dec. v. J. geöffnet wurde und wo Alles, was in Spanien an Malerei, Sculptur, Schnitzwerk 2c. sich Gutes findet, gesammelt werden soll.

Denkmale. Man beabsichtigt in Saragossa dem Espartero eine kolossale Denksäule aus Marmor zu errichten, deren Aufschrift die schon auf einer Medaille geprägten Worte seyn werden: „Spaniens Pacificator."

Portugal.

Kirche. Die portugiesische Regierung hat den Grafen Carrera nach Rom geschickt, um die kirchlichen Verhältnisse des Landes mit dem heiligen Stuhle zu ordnen.

Italien.

Akademien. Der k. k. Kämmerer und Geheimerath, Graf L. Manin, ist zum unbesoldeten, wirklichen Mitglied und Präsidenten, und der Astronom und Professor Santini zum Vicepräsidenten des Instituts der Wissenschaften und Künste in Venedig ernannt worden.

Die Turiner Akademie verlor am 24. Januar ein Mitglied, die Gräfin Diotata di Novello, Tochter des Grafen Angelo Saluzzo, des Gründers jener Akademie.

Schule. Die Lombardei besitzt bei einer Bevölkerung von 1,235,480 Seelen 2633 Schulen, worin 124,328 Knaben, und 1929 Schulen, worin 79,395 Mädchen unterrichtet werden.

Die Universität Padua zählt 1400, Pavia 1500 Studenten.

Die Regierung beabsichtigt die Gründung technischer Schulen in Mailand und Venedig, um dem Bedürfniß industrieller Bildung entgegen zu kommen.

Kunst. Der Papst hat den Lateran zur Errichtung eines Museums bestimmt, worin alle Fragmente von Kunstdenkmälern, welche jetzt in Gärten, Weinbergen, Klosterhöfen, verlassenen Gebäuden ꝛc. der Vernichtung Preis gegeben werden, gesammelt und aufbewahrt werden sollen.

Das archäologische korrespondirende Institut in Rom, durch deutsche Gelehrte begründet und geleitet, verlor durch den Tod des Herzogs von Blacas ihren seitherigen Präsidenten. An seine Stelle ist der Fürst von Metternich erwählt worden und hat die Wahl angenommen.

Stiftungen. Der im März in Rom verstorbene Maler Pellegrini, der letzte dieses Namens aus der bekannten venetianischen Künstlerfamilie, hat sein beträchtliches Vermögen der Malerakademie S. Luca, deren Mitglied er war, vermacht.

Industrie. Am 7. Dec. wurde in Rom an allen Straßenecken eine große lateinische Verordnung gegen den Sklavenhandel angeschlagen, worin die frühern Verordnungen der Päpste Pius II., Paul III., Urban VIII., Benedikt XIV., Pius VII. erneuert und allen Geistlichen und Layen untersagt wird, öffentlich oder privatim zu lehren, daß dieser Handel erlaubt sey.

Die Zahl der Sparkassen in Italien belief sich am Schluß des vergangenen Jahres auf 28, von denen 2 in den sardinischen Staaten, in Turin und Chambéry, 9 in der Lombardey, 11 in Toskana, 1 in Lucca, 4 im Kirchenstaate und 1 in Neapel sich befinden. Das Capital in der Centralbank zu Florenz beträgt 3½ Millionen toskanischer Liren.

Illyrien.

In Agram wird jetzt ein Nationaltheater errichtet, zu welchem selbst ein Bischof einen monatlichen Beitrag von 40 fl. gezeichnet hat.

Ungarn.

Literatur. Die königl. Resolution in Bezug auf den von dem ungarischen Reichstage unterbreiteten Gesetzesentwurf wegen der Einführung der ungarischen Sprache bestimmt zwar, daß der König die ungarische Sprache anerkennt, aber die lateinische nicht gewaltsam vertilgt zu sehen wünscht und sich dieselbe für seine königl. Rescripte; und Resolutionen vorbehält. In dem vereinigten Königreiche soll zwar zur Verbreitung der ungarischen Sprache durch Lehrstühle vorgesorgt, doch jeder Zwang in dieser Hinsicht vermieden werden.

Industrie. Auf Antrag des Reichstags ist ein Gesetzesentwurf verfaßt worden, wonach die Juden zwar vom adligen Güterbesitz in Ungarn zur Zeit noch ausgeschlossen bleiben, aber in Bezug auf ihre bürgerliche Gleichstellung folgende Punkte zu bemerken sind: 1) Abstellung der Toleranztaxe, 2) gesetzliche Erlaubniß, daß die Juden in allen Städten und Gegenden des Landes in Zukunft frei wohnen dürfen, 3) in wiefern sie hinsichtlich der erforderlichen Fähigkeit zu Professionen, Innungen oder Handelskörperschaften geeignet sind, soll ihre Religion bei Aufnahme in dieselbe kein Hinderniß seyn; 4) in Zukunft sollen die Juden nicht nur Urbarialansäßigkeit, sondern auch bürgerliche Gründe in allen königlichen freien, wie auch privilegirten Städten ohne Anstand erwerben können. In Bezug auf den Zudrang der Juden soll bei Einwanderung und Ansäßigmachung der Juden, nebst der Rücksicht auf ihre Moralität, auch noch der Vermögensbesitz und die Befähigung, dem Lande durch Gewerbs- oder Kunstkenntnisse nützlich zu werden, in Betracht kommen.

Böhmen und Mähren.

Literatur. Das literarische Streben in diesen Ländern nimmt immer mehr die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa in Anspruch. Mehrere der czechoslavischen Dichter haben sich durch ihre Werke überwiegenden Einfluß auf ihre Landsleute verschafft und haben in dieser Hinsicht auch Bedeutung fürs Ausland.

Johann Kollár wird als der größte Dichter der neuern czechischen Literatur genannt. Er ist evangelischer Prediger in Pesth und hat sich schon als Gelehrter in Hinsicht auf Geschichte und Philologie Ruhm erworben; doch größer ist sein Ruhm als Dichter. Seine „Tochter des Ruhms" ist voll tiefer Poesie und Gedankenreichthum und Patriotismus. Nicht so kräftig und gedankenreich, doch voll lyrischer Weichheit und Anmuth ist sein Landsmann Johann Holy. Sein groses episches Gedicht Swatopluck (Tyrnau 1813) behandelt eine der schönsten Perioden der Slowaken; in einem andern Epos feiert er die Verbreitung der christlichen Lehre durch den Griechen Constantin (Cyrill); in einem dritten, Slaw, besingt er wieder den Heldensinn der Väter. Holy ist katholischer Pfarrer zu Madunitz im Graner Erzbisthum, und schreibt im slavonischen Dialekt, Kollár im böhmischen.

Nächst ihnen nennen wir den Augustinermönch und Professor der Philosophie in Brünn, Matthäus Klecel. Der erste Band seiner lyrischen Gedichte erschien Brünn 1836. Feiner gebildet, phantasie- und gemüthreicher, weicher ist Erasmus Wocel, doch nicht so tief. Sein episches Gedicht „Prémyslowci" (die Premysliden), sein Hauptwerk, erschien Prag 1839. Fr. Ladislav Colakowsky in Prag hat durch Uebersetzungen und Nachahmungen und in diesem Jahre durch seine „Nachklänge böhmischer Lieder" gezeigt, wie tief er das Wesen des böhmischen Volksliedes erkannt hat und wie meisterhaft er es nachzubilden versteht. Auch der dramatische Dichter Klicpena und mehrere Andere erregen bedeutende Hoffnungen für die Zukunft.

In Brünn ist eine novellenartige Abhandlung über Johann Gutenberg mit kritischen Reflexionen von Witiatko erschienen, deren Tendenz ist, den Erfinder der Buchdruckerkunst als einen gebornen Böhmen zu vindiciren.

Polen.

Während der letzten 4 Jahre wurden in Krakau 83 Werke ausgegeben, von denen 2 der Geschichte, 10 der Theologie und 27 der Literatur und Poesie angehören.

Joseph Muczkowski, der als Bibliothekar bei der Universität angestellt war, ist jetzt mit einer Geschichte der Universität Krakau beschäftigt.

Eine neue vollständige Geschichte der polnischen Literatur in drei Theilen wird nächstens von Professor Wisniewski erscheinen, der durch seine „Denkwürdigkeiten zur Geschichte Polens" und andere Werke sich bekannt gemacht hat.

Eine treffliche Sammlung älterer polnischer Religionsgesänge und Hymnen ist unter dem Titel Spiewnik koscielny erschienen; die Melodien sind sorgfältig beigesetzt und geben dem Werke besondern Werth.

Rußland.

Universitäten. Die Universität in Dorpat zählt im gegenwärtigen Semester 565 Studirende, worunter 41 Ausländer.

Die Alexanders-Universität in Helsingfors zählte im vergangenen Winter 444 Studirende, von denen 183 der Philosophie, 128 der Jurisprudenz, 96 der Theologie und 37 der Medicin angehörten. Docenten sind 32, ohne die Lehrer der Sprachen und freien Künste, 18 ordentl., 2 außerord. Professoren, 12 Adjunkten. Erledigt sind noch die ordentl. Professuren für Exegese, Kirchengeschichte, Chemie und Astronomie, dann 3 Adjunktstellen für finnisches, römisches und russisches Recht, für Staatsrecht und Staatsökonomie und für Chemie.

Auf die Anfrage der Universität Dorpat hat der dirigirende Senat entschieden, daß den inländischen Juden, welche einen gelehrten Grad erlangen, das Diplom darüber ertheilt werden darf; doch müssen sie vorher die Befreiung von der Kopfsteuer, welcher die Graduirten nicht unterworfen sind, ausdrücklich nachgesucht und durch Dokumente das Gesuch unterstützt haben. Ausländische Juden dürfen auf russischen Universitäten weder zur Anhörung der Vorlesungen, noch zur Abhaltung des Examens zugelassen werden, da ihnen unter allen Umständen verboten bleibt, sich in Rußland anzusiedeln und in russische Unterthanenschaft zu treten.

Kirche. Ein königlicher Befehl hat folgende Abänderungen in der künftigen geistlichen Gerichtsbarkeit der jetzt rechtgläubigen russisch-griechischen Kirche in den westlichen Provinzen des Reichs angeordnet. Der bisherige Bischof von Minsk und Grodno wird sich künftig Bischof von Minsk und Bobruisk nennen, der bisherige Bischof von Pinsk, Vikar der litthauischen Eparchie, Bischof von Brzesk. Die im Gouvernement Minsk befindlichen, bisher zur litthauischen Eparchie gehörigen Kirchen gehen zur minskischen, dagegen die in der Eparchie Minsk liegenden, zu den Gouvernements Grodno und Bialystock gehörigen Kirchen zur litthauischen Eparchie über.

Folgende Verordnung über die Verführung zum katholischen Glauben hat die kaiserliche Bestätigung erlangt: 1) Außer den schon über diesen Gegenstand vom Ministerial-Comité im Jahre 1831 entworfenen und höchstbestätigten Reglements, daß Sachen über Glaubensverführung und über willkürlichen Aufbau von Kirchen für fremde Bekenntnisse in allen

Gerichtsbehörden außerhalb der festgesetzten Ordnung zu richten sind, sollen Maßregeln ergriffen werden, damit auf geschehene Mittheilung des Eparchats an die Gouvernements-Behörde über Sachen, welche die Religionsverbrechen betreffen, die Untersuchung ohne Aufschub zu beginnen sey, und zwar unter Zuziehung von Abgeordneten aus der rechtgläubigen griechischen, wie der römischen Geistlichkeit. Das Nichterscheinen einer dieser Personen soll keineswegs den Fortgang der Sache aufhalten. 2) Geistliche und weltliche Individuen, die sich Glaubensverführungen erlaubt haben, sollen unverzüglich und geradewegs, sobald das Vergehen durch eine förmliche Untersuchung konstatirt ist, nach allgemeiner Grundlage der Gesetze den Gerichten übergeben werden, Geistliche aber keineswegs, wie dies bisher wegen Mißverstehens der Gesetze über die griechische Geistlichkeit üblich war, dem Gericht der römisch katholischen Consistorien, sondern, nach der dafür geltenden allgemeinen Bestimmung, den Criminalbehörden, wie solches im 15. Bande des Reichsgesetzbuches näher angedeutet wird, denn sie haben sich nicht Verletzung der römischen Kirchengesetze, sondern Verletzung der allgemeinen Staatsgesetze zu Schulden kommen lassen. 3) Die gefällten Urtheile der Mittel-Criminal-Instanzen sollen, ehe sie in Erfüllung gebracht werden, in Uebereinstimmung mit dem höchst bestätigten Gutachten des Reichsraths, von dem Gouvernementschef dem Minister des Innern zur Durchsicht vorgelegt werden.

Schule. Nach einem Befehle des Kaisers vom 16. Dezember soll mit Anfang des nächsten Schuljahres, d. h. September 1840, in Warschau eine geistliche Kreisschule nebst einer Vorbereitungsklasse eröffnet werden. Diese Schule soll nach Grundlage der Vorschrift der geistlichen Unterrichtsverwaltung des Kaiserreichs unter der Leitung der wolhynischen Seminarbehörde im Bezirk der Kiewschen geistlichen Akademie und unter unmittelbarer Aufsicht des Bischofs von Warschau stehen. Die Lehrweise in dieser Schule und die Schuldisciplin soll nach den für die geistlichen Schüler im Kaiserreich bestehenden Vorschriften eingerichtet, und außer Kinder von Geistlichen sollen auch Schüler aus dem weltlichen Stande, jedoch ohne Veränderung der Lehrgegenstände für dieselben und auf ihre eigenen Kosten in diese Schule aufgenommen werden.

In Bezug auf seine Rückwirkung erwähnen wir hier des kaiserlichen Befehls, keinen polnischen oder aus den westlichen Gouvernements in Rußland gebürtigen Edelmann in die Armee aufzunehmen, der nicht vollkommen russisch spricht.

Literatur. Der Professor Maciejowski hat für sein Werk: „Denkwürdigkeiten der Geschichte, Literatur und Gesetzgebung der alten Slaven“ vom Kaiser einen Brillantring erhalten.

Die Buchhändler Lauron und Miéville, die in Kiew Bücher verbreiteten, welche im russischen Index prohibitorum stehen, sind aus Rußland verwiesen.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat in der neuern Zeit viel gethan, um den wissenschaftlichen Zustand des Reichs zu verbessern und größere Kenntnisse über das Land zu verbreiten. Sie kaufte um 40000 Banco-Rubel die an chinesischen, mandschuischen, japanesischen und mongolischen Handschriften reiche Sammlung des verstorbenen Baron Schilling von Lanstein. Graf Medem hat ihr 65 in der Bulak'schen Druckerei Mehemed Ali's erschienene Bücher zugesandt.

Hr. von Gretsch, der ausgezeichnetste Grammatiker und Sprachforscher der neuern Russen, hat in Petersburg Vorlesungen über russische Grammatik und Literatur vor einem sehr zahlreichen Auditorium von Herren und Damen gehalten, die er nächstens im Druck herauszugeben gedenkt.

Der Mönch Jakief, der kürzlich von der Mission von Pekin zurückgekommen ist, hält jetzt Vorlesungen über die chinesische Sprache für die Zöglinge des orientalischen Instituts, welche zu Missionären nach China bestimmt sind.

Baron Chaudoir, der Geschichtschreiber Asiens, ist mit einem Werke über Münzen aus China, Japan und Korea beschäftigt, das er zugleich in russischer und französischer Sprache herauszugeben gedenkt.

Das Studium der armenischen Sprache nimmt sehr in Rußland zu, da die Erscheinung des russisch armenischen Dictionärs von Alexander Chodubaschew in zwei Bänden es jetzt sehr erleichtert.

Den Professoren Roßberg und Blum, so wie dem Syndicus von der Borg in Dorpat ist die Genehmigung ertheilt worden, eine wissenschaftliche literarische Wochenschrift in deutscher Sprache herauszugeben. Sie ist unter dem Titel „Dorpater Jahrbücher für Literatur, Geschichte, Statistik, Völker- und Länderkunde Rußlands" bereits erschienen.

Der Buchhändler Smirdius hat den zweiten Theil der 100 russischen Schriftsteller herausgegeben, welcher die bis jetzt noch nirgends erschienenen Werke der russischen Classiker, sowohl der frühern als gegenwärtigen Zeit, nebst in Paris gestochenen Kupfern und Porträts enthält. Die im zweiten Bande benutzten Schriftsteller sind Schichkow, Soyeskin, Krülow, Panajew, Kamensky, Massalsky, Nadeschdin, Weltmann, Bulgarin.

Zwei neue russische Zeitschriften sind erschienen, die von Bedeutung zu werden versprechen: der Leuchthurm der gegenwärtigen Aufklärung und Cultur; sie wird kleinere werthvolle Aufsätze russischer Gelehrten und Literaten enthalten, die auf andere Weise nicht gedruckt würden; und „Pantheon für russische und europiäsche Dramatik."

Kunst. Der berühmte Physiker, Professor Jakobi in Petersburg, hat für seine sogenannte galvano-plastische Methode, welche das Kupfer durch einen galvanischen Strom auflöst und wodurch er Modelle oder Formen aller möglichen Kunsterzeugnisse der Kupferstecherkunst, der Gravirung und der Abgüsse mit einer Genauigkeit bildet, wie man sie auf keinem andern Wege erlangen kann, ein zehnjähriges Privilegium verlangt. Doch der Kaiser hat in Betracht der großen Wichtigkeit und Nützlichkeit dieser Erfindung für Künste und Handwerke dem Professor Jakobi nach getroffener Uebereinkunft statt des Privilegiums eine Summe von 25,000 Rubel Silber zur Belohnung für seine Verdienste um Wissenschaft, Kunst und Gewerbe gegeben, mit der Bedingung, eine ausführliche Beschreibung seiner Entdeckung mit den nöthigen erläuternden Zeichnungen durch den Druck bekannt zu machen.

Denkmale. Im vorigen Jahre wurde auf dem Schlachtfelde von Borodino ein Denkmal errichtet, und zwar auf dem Hügel, die rothe Batterie genannt. Es ist aus Gußeisen, der mittlere Theil bildet eine abgestumpfte, achteckige Pyramide. An den untern Theil lehnen sich acht Säulen, oben erhebt sich über einer Kugel ein vergoldetes Kreuz. Ein achteckiges Fußgestell und fünf Stufen dienen dem Ganzen zur Grundlage. In einer der Nischen zwischen den Säulen befindet sich das Bild des Erlösers, in den andern 7 Nischen Medaillons und Inschriften. Der Entwurf ist von Adamini. Das Denkmal gleicht keinem andern, denn es ist weder ein Obelisk, noch eine eigentliche Pyramide, noch eine Säule. Die Höhe ist 91 Fuß.

Griechenland.

Universitäten. Wie man hört, ist eine nach dem Muster der preußischen Universitäten entworfene Organisation der griechischen Universität als freisinnig und deßhalb gefährlich verworfen worden.

Literatur. Skarlatos Byzantios, ein durch seine gründliche Kenntniß des Altgriechischen und seine unglaubliche Belesenheit in der modernen europäischen Literatur ausgezeichneter Gelehrter, hat den ersten Theil seines altgriechisch-neugriechischen Lexicons herausgegeben, das seiner Ausstattung wegen auch seinem Verleger und Drucker Karomilas alle Ehre macht.

Stiftungen. Der im November in Athen verstorbene Professor der Anatomie Dr. Maurokordatos hat seinen Nachlaß nach Abzug einiger Legate der medicinischen Fakultät Behufs der Stiftung zweier Stipendien vermacht.

Der Ritter d'Anastasi in Alexandrien hat dem physikalischen Kabinet in Athen für 4000 Drachmen Instrumente geschenkt.

Industrie. Von den reißenden Fortschritten, die Griechenland auch in Bezug auf Buchdruckerei und Buchhandel in der neuesten Zeit gemacht hat, gibt das typographische Etablissement des Herrn Koromilas einen überraschenden Beweis. Seit 1834, wo er aus Paris zurückkehrte, um seine in der Ambr. Didotschen Offizin erworbenen Kenntnisse anzuwenden, hat er nahe an 200,000 Bände gedruckt, mehrere Werke in eigenen Verlag genommen und ist nach der Staatsbuchdruckerei der erste Buchdrucker Griechenlands.

Türkei.

Zwischen der Türkei und Griechenland ist ein Handelsvertrag abgeschlossen worden, der in einem seiner Paragraphen feststellt, wie die von einem griechischen Unterthanen gegen einen Unterthanen der hohen Pforte begangenen Verbrechen bestraft werden sollen, wobei im Interesse des Angeklagten vom Minister einsichtsvolle Männer außerhalb des Richterstands zu Richtern erwählt werden sollen, da die Richter sämmtlich Ulemas sind, die durch Religionshaß verblendet seyn können.

Kleinasien.

Eine Gesellschaft Engländer zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden hat in Jerusalem am Fuße des Bergs Zion ein Grundstück zu Erbauung einer Kirche erkauft, in welcher täglich nach anglikanischem Ritus in hebräischer Sprache Gottesdienst gehalten werden soll.

China.

Die Christenverfolgung dauert immer noch in Cochinchina fort; fast alle europäischen Missionäre, deren der König der Provinz habhaft werden konnte, sind erdrosselt worden, die übrigen haben sich ins Gebirge geflüchtet. Im Anfange der Verfolgung waren 24 europäische und 150 einheimische Priester, 5 Seminarien, 81 Klöster und über eine halbe Million Christen im Land; jetzt ist Alles zerstreut.

Der Sitz der Mission Pekin ist in das Seminar von Siweng, jenseits der großen Mauer, in die Tartarei verlegt worden, wo die Missionäre bis jetzt ungestört geblieben sind und ihre Niederlassungen sehr ausgedehnt haben. Sie haben dort eine chinesische Schule für 90 Christenkinder und eine lateinische Schule für Katechisten, welche von da nach Makao geschickt werden, wo sie ihren theologischen Curs vollenden und zu Priestern geweiht werden. Sie haben auch eine Mädchenschule, in welcher sie Lehrerinnen für ihre Schulen in den Provinzen bilden.

Aegypten.

Der Vicekönig hat dem Papste mehrere prachtvolle Alabastersäulen zum Bau der St. Paulskirche geschickt.

Nordamerika.

Die sogenannten Freidenker oder Mitglieder der Vernunftkirche sind wohl als ein eigenthümliches Zeichen des sittlichen Zustandes der Vereinigten Staaten zu erwähnen. Ihre Vernunftkirchen, wo Ouvertüren vorgetragen werden und der Prediger Anekdoten erzählt, sind eben so charakteristisch als das Vernunfthaus (Wirthshaus), wo Prediger und Zuhörer sich vorher gemeinsame Stärkung holen.

Neuhebriden.

Die Missionäre Williams und Harris sind auf einer Insel der Neuhebriden, wo sie das Evangelium zu predigen suchten, von den Eingebornen mit Keulen und Speeren nebst ihren Anhängern getödtet worden.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.



Viertes Heft.

1840.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Die Controverse des Pietismus
und
der spekulativen Theologie in Württemberg.*

Ueber unser halbes Deutschland, ja über die ganze evangelisch lutherische Welt ist ein Haufe Menschen in Häuflein zerstreut,

---

* Die Aktenstücke dieses Streites sind folgende: I. Ein Aufsatz im „Christenboten" 1836. Nr. 26—31; Forts. 1837, Nr. 2 ff. II. Der Pietismus und die moderne Bildung. Sendschreiben an den Herrn Herausgeber des Christenboten von Dr. Gustav Binder, Diakonus in Heidenheim. Stuttg. Hallberger. 1838. III. Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch von Dr. Christian Märklin, Diakonus an der Gemeinde Calw. Stuttg. Köhler. 1839. IV. Bücherbericht des Christenboten über die vorstehende Schrift, Jahrg. 1839, Nr. 12. (Von Wilhelm Hoffacker, Diakonus an der St. Leonhardskirche in Stuttgart; im Christenboten anonym erschienen; später vom Verf. anerkannt und in Nr. VIII. abgedruckt.) V. Der Pietismus und die spekulative Theologie. Sendschreiben an Herrn Diakonus Dr. Märklin in Calw von Chr. G. Barth, Doktor der heiligen Schrift. Stuttg. Steinkopf 1839. VI. An Freunde und Feinde des Pietismus. Eine Zugabe zu der Schrift des Herrn Diak. Dr. Märklin &c. von Diakonus Palmer in Marbach. Stuttg. Steinkopf 1839. VII. Das Ketzergericht des Christenboten über meine Schrift: Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein Wort mit Rücksicht auf einen Artikel in diesem Blatte von Dr. Chr. Märklin, Diakonus an der Gemeinde Calw. Stuttg. Köhler. 1839. VIII. Bekenntniß und Vertheidigung. Erstes und zweites Wort gegen Dr. Chr. Märklins Schriften (III und VII.) von Wilhelm Hoffacker, Diakonus an der St. Leonhardskirche in Stuttgart. Stuttg. Steinkopf. 1839. IX. Die spekulative Theologie und die evangelische Kirche. Antwortschreiben an Herrn Dr. theol. Barth von Dr. Chr. Märklin, Diakonus an der Gemeinde Calw. Stuttg. Köhler. 1840. X. Der Pietismus, insbesondere in Württemberg, und seine spekulativen Gegner, Herr Dr. Binder und Herr Dr. Märklin. Von Dr. J. A. Dorner, ordentlichem Professor der Theologie zu Kiel. Hamburg, Fr. Perthes, 1840. (Auch in den Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit.)

welche Anspruch darauf machen, zu glauben und zu leben, wie die ersten Christengemeinden einst geglaubt und gelebt haben. Wenn die civilisirte Erde wieder heidnisch würde — in polytheistischer oder pantheistischer Weise, ist hier einerlei — wenn mit aller Kirche auch die protestantische aufhörte, wenn diese unerschütterlich bleibenden Bekenner des Christenthums sich vor der selbst wieder feindselig gewordenen Staatsgewalt in die tiefste Verborgenheit zurückziehen müßten, wenn weltkaiserliche Präfekten und Prokuratoren, in die Schlupfwinkel der letzten Christen eingedrungen, als ihre Verfolger einschritten, und an den heidnisch gewordenen Thron über sie Bericht zu erstatten hätten: sie würden von ihnen ungefähr das Gleiche aussagen, was der Statthalter von Bithynien einst an seinen Herrn nach Rom geschrieben hat:* „Die Summe ihrer Schuld oder ihres Irrthums sey, daß sie an bestimmten Tagen und Stunden zusammenzukommen gewohnt seyen, daß sie hier miteinander zu Christo als einem Gott beten; daß sie sich heilig verbindlich machen, nicht zu irgend einem Verbrechen, sondern, keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch begehen zu wollen; gegebenes Wort nicht zu brechen, anvertrautes Gut nicht abzuläugnen. Wenn das vollbracht, gehen sie wieder auseinander."

Dieß ist die äußere Form der Verbindung bei den sogenannten Pietisten. Sie nennen sich, wie die ersten Christen, Brüder. Dieses eine Wort bezeichnet ihre Tendenz und die Verfassung ihrer Gemeinschaft; es enthält aber auch Beleidigendes und Provocirendes genug für alle übrigen Christen. Diese sind für sie insgesammt nur Juden oder Heiden, Weltmenschen. Außerhalb der Gemeinschaft gibt es keine Ekklesia und kein Heil. Die Pietistengesellschaft ist die Bedingung und das Seminar der unsichtbaren Kirche. Was nun ihr innerliches Band oder ihre Glaubenslehre betrifft, so verlangten die Pietisten von jeher nichts Anderes, als den historischen Christus nach der strengsten Norm der lutherischen Kirchenlehre verehren zu dürfen, wie ihnen die Evangelien und die Apostel seine Gestalt verbürgen, die Person Jesu von Nazareth, der geboren ist aus Maria der Jungfrau, in welchem die Gottheit leibhaftig wohnte, ihn den Heiligen und Reinen, der durch wirkliche historisch thatsächliche Wunder seine

* Plinius an Trajan. Brief X. 97.

göttliche Sendung beglaubigte, zur Versöhnung der Welt wirklich am Kreuze starb, durch seine wahrhaftig erfolgte Auferstehung kräftiglich erwiesen wurde als der Sohn Gottes, und eben so wahrhaftig in den Himmel sich erhob, hier persönlich fortlebt, allmächtig königlich, durch seinen Geist wirklich und wesentlich bei den Seinigen ist, und einst persönlich zum Gericht über Lebendige und Todte in Herrlichkeit wieder kommen wird. *

So orthodox dieses Glaubensbekenntniß lautet, so sind die Pietisten als geschlossene Gesellschaft doch bekanntlich vor jetzt hundert und siebzig Jahren aus dem Conflikte lebendiger Frömmigkeit mit erstarrter Orthodoxie hervorgegangen. Es war das Jahr 1670, in welchem zuerst der edle Philipp Jakob Spener, von Geburt ein Oberelsäßer, nacheinander Prediger zu Straßburg, Frankfurt am Main, Dresden und Berlin, und in letzterer Stadt als Probst und Consistorialrath im J. 1705 gestorben, zu Frankfurt seine Collegia pietatis errichtete, in welchen er alle eitle Einbildung auf das Christenthum zu dämpfen, unnütze dogmatische Streitfragen abzuschneiden, den christlichen Predigern Eintracht zu empfehlen, und einen in Bruderliebe thätigen Glauben zu erwecken bestrebt war. Wie viel Unrecht, Verfolgung und Schimpf er und alle seiner Erbauungsmethode folgenden Christen in jener Zeit von den streitsüchtigen Glaubensmeistern erfahren mußten, und wie, bei ihren redlichen Versuchen, das Evangelium nicht nur zur Glaubens- sondern auch zur Lebenspflicht zu machen, und den Religionsunterricht nach dieser Maxime zu verbessern, von den Gegnern nichts als Heterodoxie, gefährliche Neuerungssucht und Schwärmerei gewittert wurde, ist selbst von den spätern Widersachern des Pietismus mit Gerechtigkeit anerkannt worden. ** Sie läugneten nicht, daß der Einfall, den der rechtschaffene und fromme Spener zuerst gehabt und ausgeführt hat, dem buntgelehrten, schulgerechtsteifen, halb dogmatischen und halb polemischen, aber immer sehr leblosen und unfruchtbaren Tone, der in jenen Zeiten auf allen

* VIII. S. 44.

** S. ihren Choragen M. C. Fr. Duttenhofer, Prediger bei Nicolai zu Heilbronn (starb als K. W. Prälat 1814). Freimüthige Untersuchungen über Pietismus und Orthodoxie. Halle, Gebauer, 1787. Vorrede S. III. IV.

Kanzeln herrschend war, durch nähere und vertrautere Unterredungen in den Privathäusern der Christen mehr Popularität, mehr Leben, mehr Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit zu geben, — daß dieser Einfall noch jetzt Ehrensäulen verdiene, und daß jene Andachtsstunden den unter den Bänken der Schultheologie einschlummernden Geist christlicher Erbauung wieder geweckt und in Thätigkeit gesetzt haben. * Und diesem Streben befreundetere, obgleich dem Pietistenverbande nicht angehörige Theologen heben als besonderes Verdienst Speners hervor, daß er den Grundsatz, nach welchem die wahre Einheit der Kirche nicht auf etwas Einzelnem oder Vielem, sondern auf dem Allem zu Grunde liegenden Geiste der Liebe zu Christo als dem Haupt und der daraus herfließenden Geistes- und Lebensgemeinschaft der Glieder untereinander beruhe, zur allgemeinen Anerkennung gebracht, und dadurch das im Geiste begonnene Werk der Reformation im Geiste fortgeführt habe. **

Die pietistischen „Gemeinschaften" Württembergs und alle ächten dortigen Pietisten stammen unbezweifelt fast insgesammt durch Johann Albrecht Bengel von Spener ab. Der letztere war durch seine Schriften einer von Bengels Hauptlehrern gewesen, Bengel hatte auf seinen Reisen in Norddeutschland Speners Schulen kennen gelernt, seine erste Amtsrede hatte von dem Streben nach der Frömmigkeit (de studio pietatis) als dem sichersten Wege zur Gelehrsamkeit gehandelt; ihr Thema war ein ächt Spener'sches. Er selbst, im Hinblick auf seinen Chiliasmus, sagt von sich: „Wer mich nach etlichen besondern Materien, die ich in meinen Schriften abgehandelt habe, schätzen wollte, der möchte mich nicht von allem Fürwitz lossprechen. Nun habe ich mir zwar angelegen seyn lassen, das, was mir unter die Hände kam, Andern auf das getreulichste mitzutheilen; für mich selbst aber suchte ich beständig, wie meine Bekannten wissen, meine Seelennahrung in den gemeinsten katechetischen Grundwahrheiten mit aller Einfalt und ohne Grübelei. Glauben, Hoffnung, Liebe, Sanftmuth, Demuth war die Hauptsache". ***

* Ebendas. S. 2 f.

** S. einen ihrer Sprecher, Karl Wolff, Pfarrer in Beinstein, „Die Zukunft der prot. Kirche in Deutschland u. s. w. Stuttg. Steinkopf. 1840. S. 303.

*** Bengels Gnomon, 3te Aufl. Tom. I. Vorrede S. XLIII.

Nach dieser Selbstschilderung und dem Bilde Bengels, wie es uns aus seinem Leben und seinen Schriften entgegenleuchtet, darf er wohl als der alter ego Speners in seinem Vaterlande Württemberg betrachtet werden, und nicht der reine Pietismus, sondern nur der Separatismus dieses Landes, in seinen mildern und gröbern Formen, mag seine Ahnentafel über Bengel hinauf bis zu den im Remsthale und da und dort zur Reformationszeit, als die neue Lehre unter dem österreichischen Regimente gewaltsam unterdrückt war, hausenden Schwenkfeldianern und andern Sektirern aufwärts verfolgen.

Wenn es Bengel auch nicht selbst war, der die ersten Spener'schen Gemeinschaften im Württembergischen stiftete — da schon mit dem J. 1703 die herzoglichen Erlasse auf dieselben Rücksicht zu nehmen scheinen, und im J. 1706 ein Generalreskript den Hausgottesdienst empfahl, „an dem freilich auch ein Nachbar oder Freund sollte Theil nehmen können," — so sammelten sich doch um ihn, als den Mittelpunkt, bald alle jene religiösen Privatvereine, die von der Regierung abwechselnd strenger oder nachsichtiger, doch immer mit mißtrauischem Auge betrachtet wurden. Als Bengel zur Prälatur und Generalsuperintendenz empor gerückt war, und dadurch an der Leitung der Kirchenangelegenheiten seines Vaterlandes einen Hauptantheil erlangt hatte, stimmte er im Vereine mit andern angesehenen Männern die Regierung zu milderen Maßregeln, und es erging am 10. Oktober 1743 ein von Leibnitzens und Wolfs geistvollstem Schüler, Georg Bernhard Bülfinger, als Geheimenrath und Consistoral-Präsidenten verfaßtes, nach Sinn, Ton und Styl für jene Zeit musterhaftes Generalreskript, in welchem die besondern Versammlungen zu allerhand geistlichen Uebungen zwar eigentlich nur als außerordentliche Hülfe einer gedrückten Kirche aufgefaßt waren, aber doch anerkannt wurde, daß „für begierige Gemüther, welche neben den öffentlichen Kirchenversammlungen und eigenen Hausandachten, annoch einig ferneren erbaulichen Umgangs mit christlich-gesinnten Nachbarn oder Freunden in einer erlaubten Zusammenkunft begehren, dieses an sich nicht verwerfliche und bisweilen nützliche, manchmal aber zu allerhand Mißfällen ausschlagende Mittel also gefaßt werden solle, daß die besondere Erbauung begieriger Seelen keineswegs gehemmt und gehindert, aber gleichwohlen alle Abwege,

welche einzelnen Personen oder der Kirche gefährlich und schädlich seyn können, nach Möglichkeit verhütet werden." So sichtbar auch dieses Reskript von Besorgnissen eingegeben war, so geschieht doch nirgends der Sache selbst Unrecht, nirgends scheint die Absicht einer Verdächtigung hindurch; der ganze Erlaß hält sich auch in der Hauptsache in der Form christlicher Rathschläge, und der eigentlichen Vorschriften, Zeit und Ort der Versammlungen, Person der Lenker, Zahl der Theilnehmer und Aehnliches betreffend, sind nur äußerst wenige, und auch diese gewähren eine billige Freiheit.*

Das Verhältniß des Pietismus zur Orthodoxie änderte sich indessen in Deutschland, und wurde bald ein umgekehrtes. Sobald nämlich die Philosophie mit der Theologie in Conflikt zu gerathen anfing, und Christian Wolf und seine Schüler der Kirchenlehre die wissenschaftliche Begründung ihres Leibnitz geben wollten, erhoben sich die Spener'schen Theologen in Halle zu Gunsten der durch seine Vernunft vermittelten Offenbarungstheorie, und bewirkten die Verbannung des Philosophen aus der preußischen Monarchie, aus der er erst nach zwanzig Jahren durch Friedrich den Großen zurückgerufen wurde (1721—1840). Seitdem hatte sich der Pietismus, der durch seine Lehre vom Kirchensystem damals getrennt war, mit der Orthodoxie versöhnt oder vereinigt, und er saß auf den Bischoffsstühlen der Lutherischen Kirche, als Semmler, Spalding, Teller und deren Nachfolger den ersten Sturm auf die Kirchenlehre und auf die Vorwerke des biblischen Christenthums unternahmen. Die Pietisten, im Kampfe mit den starren Orthodoxen, hatten einst Miene gemacht, den Buchstaben zu beleben. Als aber, zum Theil aus dem Schooße englisch-deistischer und französisch-naturalistischer Philosophie, Neuerer aufstanden, welche sich anschickten den Buchstaben umzukehren, da waren die praktischen Frommen ahnungsvoll und erschrocken auf die Seite der Vertheidiger des Buchstabens getreten.

Aber in der gelehrten Welt war die rationalistische Opposition schon im Siege begriffen und hatte sich in einem großen Theile Deutschlands der Consistorien, der akademischen Lehrstühle und der Kanzeln bemächtigt, als die kritische Philosophie und ihr Einfluß auf die theologischen Wissenschaften ihr hier vollends den

* K. Wolff a. a. Ort. S. 329 ff. Märklin (III.) S. 292 ff.

Sieg verschaffte. Jetzt änderte sich fast in allen deutschen Landen das Verhältniß des Pietismus zur Staatskirche. Die letztere, äußerlich den Formen der Kirchenlehre noch zugethan, war in Wahrheit ganz in den Händen der Neologen und Kantianer. Von den Kanzeln herab wurde nichts mehr als Moral gepredigt. Die Kirchenlehre vegetirte unter dem Volke fort, aber ihre Lebenskeime bargen sich im Schooße der Pietistenversammlungen, die sich aus den Trümmern der altorthodoxen Partei und dem Zuflusse zerstreuter Bibelchristen, nicht weniger, als aus der Erweckung und Bekehrung unter den „Weltmenschen," den Sündern und Zöllnern, von Tag zu Tage verstärkten.

Diesem Zustande der Dinge hatte Württemberg bis auf die neuesten Zeiten widerstanden. Regierung und Consistorium, Universität, Volk und Pietisten blieben hier im Ganzen und Großen durch die Kirchenlehre zusammengehalten. Die kantianischen Theologen und die Kantianer überhaupt, mit ihren Ablegern, Fichte und Schelling, bildeten hier eine ecclesia pressa, während sie schon in ganz Deutschland triumphirten. Waren auch die Offiziere, d. h. die Repetenten des theologischen Seminars zu Tübingen und die schreibenden Magister, widerspenstig, so blieben doch durch Storr und seine Nachfolger die kommandirenden Oberoffiziere einerseits und die Unteroffiziere andrerseits, d. h. Professoren, Consistorialräthe, Prälaten — und Pfarrer, im Durchschnitte orthodox, und die letzteren wirkten, bei weitem von den meisten geistlichen Rednerstühlen herab im Sinne der alten Kirchenlehre, die einen mit Ueberzeugung, die andern aus Angewöhnung, auf das Volk.

Die Gestalt der Sachen änderte sich erst, als die alten Glaubenswächter — das Wort nicht als Scheltwort gebraucht — auf dem Tübinger Katheder großentheils ausgestorben oder abgerufen waren, und der Weg nach Norddeutschland und namentlich nach Berlin, den jungen Kandidaten der Theologie offen stand und auch bald wallfahrtsmäßig von ihnen betreten wurde.

Auch im übrigen Deutschland war nämlich indessen wieder eine Umwälzung auf dem Gebiete der Theologie vor sich gegangen. Schleiermacher hatte den, von den Rationalisten allmählig fast vergessenen Namen Jesus, auf dem Katheder und in Schriften, wieder mit Begeisterung genannt, und das Diesseitige seiner Person und Lehre, während er ihren Ursprung und das Jenseitige

derselben klüglich hinter dem Schleier ließ, durch dialektische Kunst herrlich aufgebaut, die Kirche in gewissem Sinne wieder zu Ehren gebracht, und durch das Postulat des Abhängigkeitsgefühls eine neue Gottesgelahrtheit geschaffen; Hegel aber hatte seinen tiefen Begriffsidealismus und seinen werdenden Gott mit den Namen des kirchlichen Trinitätssystems, als einer herrenlosen Spolie, geschmückt. Die jungen Kandidaten Württembergs kehrten von Berlin, die gemüthlicheren und poetischen als Anhänger Schleiermachers, die kältern, phantasielosern, aber vielleicht consequenteren, als Anhänger Hegels, zurück. Lange Zeit deckten die erstern ihre kirchlich-dogmatische Blöße mit Blüthen der Gemüthlichkeit, und die letzteren ihren Unglauben oder ihre totale Gleichgültigkeit gegen die historische Seite des Christenthums durch die schönsten Formeln der alten Orthodoxie.

Endlich aber trat Dr. Strauß, noch nicht lange von Berlin zurückgekehrt und damals Repetent am theol. Seminar zu Tübingen, voll jener, bisher von keinem seiner gleichgläubigen Landsleute nachgeahmten, Ehrlichkeit, mit seinem Leben Jesu hervor und versiegelte den unumwundenen Ernst seiner Ueberzeugung mit dem successiven Verluste seiner Anstellung in Kirchen- und Schuldiensten. Er verschmähte den Scheinfrieden zwischen Kirchenlehre und neuester Philosophie, reducirte die Hauptdogmen des Christenthums auf historische Mythen, die zugleich Vernunftmythen seyn sollen, ließ dem geschichtlichen Glauben höchstens einen ebionitischen Christus, und ist in diesem Augenblicke geneigt, seinem englischen Freunde Hennel Recht zu geben, der aus unsrem Heiland einen, für den Messiaswahn bornirt aber schlau und consequent operirenden, Schwärmer zu machen wagt.

Mit der Erscheinung des Lebens Jesu von Strauß stieß das Organ des Pietismus in Württemberg, von dem Urenkel und Biographen Bengels, Stadtpfarrer M. Joh. Christ. Fr. Burk zu Großbottwar redigirt, einen Schrei des Entsetzens aus.

Auch der Laie begreift es fortan, daß es sich dießmal nicht um einen gelehrten Streit, nicht um dieses oder jenes Seitendogma der Kirchenlehre, nicht einmal zunächst um ihren Kern, um die Lehre von der Person, dem Amt und Verdienste Jesu Christi, sondern um ihr theistisches Fundament, um die dreitausendjährige Grundlage des Christenthums, daß es sich darum handelt, ob

derjenige, der durch Moses gesprochen hat: ICH bin der Herr, dein GOTT, und von welchem Jesus ausgesagt hat: Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, noch ferner von der Welt soll angebetet werden oder nicht.

Deßwegen muß auch die Controverse, die sich im Vaterlande Bengels und Hegels zwischen dem modernen Pietismus und der modernsten Spekulation entsponnen hat, die Augen aller derjenigen auf sich ziehen, denen es nicht gleichgültig ist, welche Religion die Welt, wohlverstanden, nicht nur die Gelehrten, sondern selbst die Massen in Zukunft beherrschen soll, denn dieser Streit ist, genauer besehen, ein Streit des ganzen gebildeten Europa's.* Die Wissenschaft soll entscheiden, ob die Menschheit den Glauben an einen persönlichen Gott, an eine Vorsehung, an persönliche Unsterblichkeit der Individuen und an eine Vergeltung nach dem Tode, diesen Glauben, der im bisherigen Christenthum der moralische Hebel der geistlichen und weltlichen Ordnung auf Erden war, als unvernünftig aufzugeben, und sich an seiner Statt mit der sich in Ewigkeit dividirenden, aus dem All sich herausarbeitenden, sich im progressiven menschlichen Bewußtseyn auf sich selbst besinnenden und der Welt sich so als Gott einbildenden Idee, welcher jedes endliche Bewußtseyn im Tode sich zum ewigen Vernichtungsopfer bringt, zu begnügen habe, oder nicht.

So unscheinbar der Anfang dieses Streites war, so schnell hat sich derselbe erweitert und der Kampf ist bis zu einer Stelle vorgerückt, wo er, obwohl die Schlacht noch lange nicht zu Ende ist, überschaut werden kann.

---

* In unsrer Zeit, wo auch dem wissenschaftlichsten Worte ein populärer Ausdruck zu Gebote steht, ist es ein vergebliches Bemühen, eine philosophische Ansicht vom gemeinen Volke auszuschließen. Nie die Gründe, aber, was das Schlimmste ist, die Resultate ohne die Gründe verbreiten sich unglaublich schnell unter der Masse.

Im Christenboten war (Nr. I.) ein verklagender Aufsatz gegen das Leben Jesu von Strauß erschienen,* der in populärem aber „ärgerlichem und gereizten Tone"** die Vertheidigung der Kirchenlehre als Lehre der Bibel, und die Warnung vor dem neuen Irrlehrer übernommen hatte.

Gegen diese, ohne eine Widerlegung gewiß zu keiner Celebrität gelangte, Philippica sandte die modern-philosophische Bildung mit stark von Hegel tingirten Waffen einen eifrigen Kämpen aus, der, in etwas rhapsodischer Manier, die jetzt nicht mehr interessanten Angriffe auf die Spezialitäten des Aufsatzes im Christenboten abgerechnet, sich etwa in folgenden Hauptgedanken aussprach.***

„Der Punkt, heißt es in Nr. II., der gegenwärtig die angestrengteste Arbeit der vorzüglichsten Geister auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie in Anspruch nimmt, ist die Lehre vom Verhältnisse des absoluten göttlichen Rathschlusses über die Welt, zur Freiheit des Menschen — eine Sache, welche die wichtigsten praktischen Consequenzen hat, je nachdem die Theorie festgestellt worden ist.

„Auch dieser Punkt muß erforscht werden. Es steht nirgends in der Bibel, daß wir das Forschen über gewisse Punkte unterlassen sollen, sondern sie selbst sagt, „der Geist [der Menschengeist, denkt dabei der Hegelianer] erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit. Mag nun der Christenbote aus praktischem Interesse das göttliche Wirken durch die menschliche Freiheit noch so sehr bedingen und beschränken, so muß er doch einräumen, daß im Allgemeinen der göttliche Rathschluß über die Menschenwelt wirklich ausgeführt, wenigstens extensiv und intensiv mehr realisirt als verhindert wurde. Selbst auf dem Standpunkte der Zulassungstheorie gehört das Zugelassene zur Weltordnung; das absolut Unzulässige muß unmittelbar aus ihr verschwinden. Folglich steht auch mit dem Geiste, der von Christo, im Zusammenhange mit seiner historischen Erscheinung, kommt, Alles, was sonst

---

* Nr. I.

** Nr. II. S. 27.

*** Es sey ausdrücklich bemerkt, daß die Anführungszeichen sich nur auf die Gedanken, nicht auf die unmöglich in ihrer vollen Ausdehnung wiederzugebenden Worte beziehen sollen. Jene Zeichen unterscheiden nur die Rede der Streitenden von der Rede des Verfassers dieses Aufsatzes.

von Geist in der Menschenwelt vorhanden ist, in einer nothwendigen, wenn auch nur erst typischen und prophetischen Verbindung, er ist als Ziel auch das Princip der ganzen Weltgeschichte. Daraus fließt die Aufgabe, auch die Congruenz dessen, was noch nicht zur Form der absoluten Christlichkeit sich entwickelt hat, mit dem Wesen und der Existenz des Christenthums zu erkennen: die höhere Einheit des Reiches Gottes und des Reiches der Welt, von der seine Gegensätze stammen und zu welcher sie zurückkehren. Das Reich der Welt tendirt zum Reiche Gottes hin, hat allein [??] darin seinen Ursprung und Bestand; das Reich Gottes dagegen hat die Bestimmung, das Reich der Welt auf die höchste Stufe der Vollendung zu bringen und dadurch selbst ein Reich der Welt im besten Sinne zu seyn. Ein geübtes Aug' und Herz [was in aller Welt hat das Herz mit der spekulativen Weltansicht, welche hier dem Christenthum untergelegt wird, zu schaffen?] sieht die Momente dieser Verwicklung mit Entzücken, und ahnt und glaubt nicht bloß, es erblickt auch deutlich das allgegenwärtige Wirken des Geistes Gottes."

Nachdem dieser Vorkämpfer auf solche Weise das Reich Dessen, der so entschieden gesprochen hat: mein Reich ist nicht von dieser Welt, gerade zu auf die Erde und in diese Welt verpflanzt hat, wirft er dem Pietismus vor, diese Grundlehre des philosophischen Christenthums nicht zu erkennen, wirft ihm vor, sich mit dem Christenthum zu verwechseln, und das Besondre auf den Thron des Allgemeinen setzen zu wollen.

Die Geduld könnte dem Christenboten aber wirklich reißen, wenn ihm — um ein abgedroschenes Xenion vollends abzunützen — der Schaden, den das Straußische Buch unter der Menge anrichten kann, von diesem Gegner ins „Gewissen geschoben" wird, weil der unzeitige Eifer der Pietisten das Buch erst recht bekannt gemacht habe. Und doch hatte der Verfasser den populärsten Titel, den populärsten Styl gewählt, und der Verleger die populärsten Posaunenstöße gethan! Alles sollte das Buch lesen und verschlingen, und zur zweiten und dritten Auflage befördern, nur der arme Christenbote und sein Häuflein nicht!

Der spekulative Gegner führt sodann dem Pietismus zu Gemüthe, daß er im Christenboten mit Unrecht die gesammte Opposition als Rationalismus bezeichne. Allerdings sey sein eigentlicher

Widerpart der Rationalismus; wie Speners Pietismus gegen die todte Orthodoxie, so sey der moderne gegen die Aufklärerei gerichtet. Gegen diesen (schlechten) Rationalismus aber haben grade Hegel und Schelling die wirksamste Opposition gemacht.

„Und hier kommt nun in Betracht — fährt der Vertheidiger der Spekulation fort — daß der Pietismus, als die einseitige Festhaltung der ersten historischen Form des Protestantismus von keinen andern Motiven hören will, als von unmittelbar göttlichen, nach seinem Systeme aus der heiligen Schrift nachweisbaren und durch sie aufstellbaren, während der Rationalismus den Ursprung der sittlichen Gesetze aus der Menschenbrust deducirt."

Der Kampf beider wird nun von dem Gegner des Pietismus geschildert, und der Versuch gemacht, den Ursprung des (wahren) Rationalismus aus dem von Luther angerufenen Testimonium Spiritus sancti abzuleiten, indem abermals der Vorkämpfer der Spekulation den Hegelsgeist dem heiligen Geiste unterschiebt.

„Dieses letztere Princip Luthers," so von dem Sprecher gedeutet, „soll wenigstens die abstrakte Möglichkeit enthalten, daß der Geist Gottes im Menschen dem Geiste der Schrift widerspräche, und dieser dadurch für einen profanen erklärt würde; daher man denn auch schon die Spur einer dogmatischen Kritik bei Luther finde. Die Inspiration ist dadurch von der Kritik abhängig gemacht. Dieses Princip verfolgte der Rationalismus weiter, und hinfort hat sich die Wahrheit des Christenthums nur im Geiste und Gemüthe der Gläubigen und nicht im Buchstaben zu dokumentiren.

„Wenn nun aber der Protestantismus dieses Princip des Rationalismus als das seinige anerkennt, so folgt daraus nicht, daß er auch die dogmatische Kritik des Rationalismus billige. Vielmehr findet sich, daß diese nur abgerissene Stücke der evangelischen Wahrheit enthält.

„Das Extrem des Rationalismus ist aber zum Theil vom Extrem der Orthodoxie verschuldet worden, indem diese das Zeugniß des heiligen Geistes (Testimonium Spiritus sancti) in ein bloßes Zeugniß des geschriebenen Buchstabens verwandelt und die Vernunft unter dem Glauben erwürgt hat.

„Schon Luthern graute vor dem Gedanken, daß sich der Mensch in der Gewißheit seines Selbstbewußtseyns von der christlichen Wahrheit überhaupt emancipiren und lossagen könnte, und doch sah er voraus, daß es so kommen würde, und, in diesen Gegensatz zweier gleich berechtigten Seiten gestellt, wußten er und seine Nachfolger sich nicht anders zu helfen, als daß sie, mit absoluter Depression, oder mit nur ganz bedingter Anerkennung der einen, das durchgängige Uebergewicht der andern verschafften. Auch wurde nur dadurch der gänzliche Zerfall der christlichen Wahrheit verhindert.

„In seiner weitern Entwicklung zerspitterte sich der Protestantismus; die Schrift trat durchaus in dem Streite der Confessionen, bei der Vieldeutigkeit des geschriebenen Wortes, in den Dienst der religiösen Subjektivitäten; aber gerade dadurch hatte sich, als Sitz und Princip der Wahrheit und Erkenntniß, das freie Selbstbewußtseyn des Menschen erwiesen.

„Aus diesen Tiefen des eigenen reinen Bewußtseyns und aus den sonst allgemein anerkannten Quellen der Erkenntniß mußte hinfort das neue Gebäude der Wahrheit sein Material hervorholen. Es begann das sogenannte philosophische Zeitalter, mit dem auf absoluten Zweifel basirten cogito ergo sum des Cartesius, sowie mit dem Empirismus von Baco und Loke. Das in sich zurückgezogene menschliche Subjekt fiel der haltungslosen Unruhe des Zweifels an allem bisher Gegebenen anheim.

„So sind denn die zwei ihrem Wesen nach gleich berechtigten Hauptfaktoren des religiösen Zustandes der neuern Zeit die Tendenzen der Orthodoxie, welche an dem göttlichen Inhalte der christlichen Offenbarung festhielt, aber das freie Denken fortwies, und die Freigeisterei, welche das Recht der geistigen Individualität vertrat, aber gegen die christliche Wahrheit sich in Opposition und Verneinung warf. Beide hatten aber, neben der Berechtigung, auch Unrecht und Schuld und stürzten sich durch gegenseitige Verkennung in's Verderben."

Und hier läßt sich der Anfänger des absoluten Wissens zu einem Seufzer „über das unglückliche Loos der Sterblichen" hinreißen, „daß selbst ihre Tugenden und Einsichten wegen der ihnen nothwendig anhaftenden Beschränktheit zu ihrem Unheil ausschlagen.

„„„Das ist die Gerechtigkeit des Herrn, welcher sich erbarmt, welches er will, und verstocket, wenn er will. Röm. 9, 18.““

Nach diesem Händedrucke zwischen Hegel und Augustin wird fortgefahren.

„Jenes negative Urtheil über den Gang der Geistesentwicklung verwandelt sich übrigens in weiterer Auffassung des Gegenstandes in ein positives und befriedigendes. Der Geist Gottes [worunter jedoch nach diesem Systeme nur der sich in der Geschichte zum Bewußtseyn bringende immanente Begriff gemeint seyn kann], wird schon neues Licht und Leben zu erwecken wissen. Die wahre Weltansicht betrachtet die auf einander folgenden Zeitalter der christlichen Weltgeschichte (Katholicismus, Rationalismus und Materialismus) als Medien, in welchen der Eine Geist Jesu Christi [der Begriff] seine mannigfaltigen Gaben auseinander legt und der Menschheit zum Eigenthum überliefert.“ [Der Gattung, begreiflich, nicht den Individuen; diese müssen sich mit dem jedesmaligen Medium und seinem Irrthume begnügen. Das Christenthum ist auf diese Weise eine Heilsanstalt für die Menschheit als Gattung, nicht für den Einzelnen.] „Die Menschheit gliedert sich eben dadurch successive zum Leibe Jesu Christi. Vom absoluten Standpunkt aus betrachtet kann in dieser Entwicklung nichts krankhaft oder störend seyn, sondern nur ihrem zeitlichen Verlaufe oder Scheine nach; indem eine Generation oder ein Jahrhundert an ein besonderes Moment der Wahrheit hingegeben erscheint, diese besondere Tendenz aber theils in jedem Zeitalter selbst, theils durch das nachfolgende, d. h. an sich durch den einen allgemeinen Geist Christi oder der Wahrheit [kürzer: durch den Begriff] ihre Rektifikation erhält.

„Nun aber ist es das Wesen des Christenthums, als der in allen Stücken vollkommenen Religion, alle ursprüngliche und allgemeine Kräfte der Menschennatur zu ihrem Rechte zu bringen. Sie verschafft allen menschlichen Bestrebungen, jeder, als einem ihr angehörigen Momente, die relative Geltung. Die abendländischen Völker zeugten von ihrer vornehmlichen Berufung durch den Geist Gottes zur Kirche — durch die That der Reformation, in welcher das Princip der geistigen Freiheit des Menschen in Gott durch Christum zum Bewußtseyn gekommen ist. Eben deßwegen mußte auch die neuere Zeit das stärkste Hervortreten

der dem christlichen Glauben historisch und psychologisch vorangegangenen Mächte des Selbstbewußtseyns, aber nunmehr zur Entwicklung der christlichen Religion selbst gehörig und mit dem Zeichen dieses ihres Ursprungs versehen, erleben.

„In Beziehung auf die weltlichen Bestrebungen ist es Aufgabe des Christenthums, den Staat zu organisiren und die Wissenschaften zu erzeugen, daher es denn das Geschäft der Philosophie war, die Zustände, wie sie durch die Beendigung der Religionskriege geworden sind, zu Verstande zu bringen. Auch das weltliche Element mußte in seiner Einheit mit dem christlichen Geiste entwickelt werden, und hier zeigt sich die centripetale Richtung der Philosophie auf's Christenthum, wie früher ihre centrifugale Richtung beobachtet worden war.

„Das Wesen des Christenthums ist nämlich nicht bloß sich aufdringendes Gesetz, es muß als Offenbarung auch dem Geiste offenbar werden; und so mußte es innerhalb des Christenthums zur Philosophie kommen. Es ist die Kraft des Evangeliums einerseits, daß es sich dem denkenden Geiste durch den Gedanken selbst erweise, und andrerseits ist es die Ehre, die es dem Gedanken anthut, daß es sich von ihm suchen und finden läßt.

„So nähert sich denn die Philosophie der neuern Zeit, nachdem sie in Cartesius die völlige Freiheit des Gedankens als ihr Princip ausgesprochen hat, der christlichen Wahrheit Schritt vor Schritt, oder bringt dieselbe einen Artikel nach dem andern zur Anerkenntniß des selbstbewußten Geistes.“ [Auf welche Weise denn auch Strauß mit seinem Leben Jesu, als fünfter Evangelist, im Dienste der christlichen Wahrheit steht.]

„Nur um der Form willen stellt die Philosophie ihren von Stufe zu Stufe immer reicher werdenden Inhalt der Gesammtmasse des durch die Form der Auktorität zusammen gehaltenen orthodoxen Glaubens entgegen, woraus ein Schein der Feindseligkeit entsteht. Die Langsamkeit, womit sich die Philosophie in den Besitz der ganzen christlichen Wahrheit setzt, begreift sich aus der 1 Cor. 13, 9. 12. angedeuteten nothwendigen Successivität des menschlichen Erkennens.“

[Hier muß nun gefragt werden: hatte Jesus Christus die ganze christliche Wahrheit, oder hatte er sie nicht? Und

wenn er sie hatte, besaß er eine andere Weise des Erkennens, als die successiv erkennende Menschheit? Die Kirchenlehre und der Pietismus werden getrost mit Ja antworten. Die spekulative Weltansicht kann nicht Ja sagen. Wozu und mit welchem Rechte macht sie aber dann den Menschen Jesus zum Mittelpunkte ihres philosophischen Systems?]

Der Entwickler des spekulativen Christenthums geht sodann die sensualistische und die moralisirende Epoche der Philosophie des vorigen Jahrhunderts durch, zeigt noch einmal das protestantische Princip des Rationalismus, „dessen Fehlerhaftes und Verkehrtes nur darin bestanden, daß er die Subjektivität des Menschen in ihrer Unmittelbarkeit und Natürlichkeit der Wahrheit theilhaftig machen möchte, was der evangelischen Grundlehre von der Wiedergeburt entgegenläuft und woraus alle unevangelischen Sätze der rationalistischen Lehre fließen."

„Aber die Füße derer, die den Rationalismus hinaustragen sollten, waren schon vor der Thür. Kant, Fichte, Schelling, Hegel haben nicht zur Verwerfung des Glaubens, sondern nur des Buchstabendienstes beigetragen. Sie haben das ächt protestantische Princip von dem innern Zeugnisse des Geistes für die Wahrheit von jeder Heteronomie immer mehr befreit. Sie glauben, denn sie bekennen den dreieinigen Gott!" [d. h. so weit es Hegeln und seine theologischen Schüler betrifft, sie glauben an Gott den Vater, den bewußtlosen Begriff, den Begriff an sich; an Gott den Sohn, die Welt, oder den Begriff für sich; und an Gott den heiligen Geist, oder den Begriff an und für sich, die, Gott in der Geschichte zum Bewußtseyn bringende, Menschenvernunft.]

„Es ist ein Faktum" — ruft der Gegner des Pietismus aus — „so offenbar wie die Sonne am hellen Mittage, daß die Philosophie unserer Zeit in eine immer innigere Einheit mit der christlichen Wahrheit eingegangen ist; sie will nichts mehr anders seyn, und ist nichts mehr anders, als christliche Philosophie."

Von dieser spekulativen Kirchen- und Dogmengeschichte wendet sich sodann der Kämpfer wieder gegen den Christenboten, und wirft ihm seine Feindschaft gegen die von ihm fälschlich mit dem Namen Pantheismus gebrandmarkte Hegel'sche Philosophie als

vermuthete Mutter der Strauß'schen Häresie vor. Bei dieser Gelegenheit vervollständigte er nun seine christliche Spekulation und versucht dem Pietismus zu beweisen, „daß die christliche Lehre von der Menschwerdung Gottes, das Ausgehen des Geistes vom Vater und Sohn, sein Wirken im Menschenherzen nichts anders bedeuten könne, als eine Entwicklung des Lebens der Gottheit selber durch das Mittel der Endlichkeit und Menschheit."

„Ist denn nicht" — fragt er — „die Menschheit, wenigstens in Christo Jesu und zwar während seines zeitlichen Lebens, die vollkommene Darstellung Gottes gewesen (Joh. 14, 9.)? Wird nicht das Resultat der Weltgeschichte seyn, daß der Sohn, nachdem er sich Alles untergethan hat, selbst unterthan seyn wird, auf daß Gott Alles in Allem sey (1 Cor. 15., 28); was also Gott zur Zeit noch nicht ist, und folglich auch das Bewußtseyn davon nicht haben kann."

So vindicirt denn diese Spekulation dem Christenthum auf die letztere Schriftstelle hin einen sich allmählig in der Welt bewußt werdenden Gott. Mit vollkommen demselben Rechte macht sie auch den Sohn zum göttlichen Weltprincip, oder zur Welt (Wirklichkeit, Menschheit) in der Idee.

„Ein rein göttliches, oder im reinen Wesen der Gottheit stattfindendes Verhältniß des Vaters zum Sohne, abgesehen von dessen Beziehung zur Welt, zu statuiren, das ist die populäre Vorstellung von Christo, als der vor seiner Menschwerdung beim Vater im Himmel, d. i. nicht in der Welt, gewesen und so auch dahin zurückgekehrt sey, um erst am Ende der Tage wieder zu erscheinen."

Der spekulativen Philosophie mag diese Lehre eine Thorheit oder bloße Vorstellung seyn, nur ist nicht abzusehen, wie dieselbe „nicht ächt biblische und dogmatische Lehre seyn soll."*

Es wird sodann in der Orthodoxie des Hegel'schen Systems fortgefahren: „Ist der Sohn in Wahrheit die göttliche Einheit der Welt, so ist die Auflösung dieser Einheit das Anderssеyn der Welt, das Zerfallen des ewigen Moments der Vermittlung, des

* II, S. 108.

einigen Sohnes in den selbstständigen Gegensatz des Himmels und der Erde einerseits, und andererseits des Geistes, die christliche Schöpfungslehre; und das Unternehmen des Endlichgeistigen, durchaus unabhängig von Gott seyn zu wollen, enthält die christliche Lehre vor der Sünde."

Nur in der Christologie geht dieß spekulative Christenthum offenbar über Hegel hinaus, oder hinter Hegel in die Kirchenlehre zurück, wenn es behauptet: „Jesus wußte sich als Gottmensch, weil er es war." Denn nach Hegel ist ein jeder andere Mensch, spekulativ betrachtet, ebenso gut ein Gottmensch als Jesus.

Die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit des Individuums der Hegel'schen Philosophie zusprechen zu wollen, müssen wir für einen durchaus verunglückten Versuch halten, denn alle von dem Vorkämpfer des spekulativen Christenthums aus Hegel beigebrachte Stellen beweisen nur die Fortdauer der Seele als denkendes Princip in der Welt, aber keineswegs die Unsterblichkeit ihrer einzelnen Menschenseelen, und Niemand sollte besser wissen, als dieser Gegner des Pietismus, daß nach dem Hegel'schen System in der „relativen Sterblichkeit der Menschenseele gerade ihre absolute Unsterblichkeit" besteht.

Wenn die ersten Stimmführer der Hegel'schen Schule sich wie Ein Mann für die Gewißheit der Fortdauer nach dem Tode ausgesprochen haben;* so können sie den Meister nicht recht verstanden haben, denn dieses einzige Dogma muß eine andere Philosophie erzeugen, als die Lehre von der bloßen Immanenz Gottes in der Welt. Eben darum konnte Hegel auch unmöglich „keine nöthigende Veranlassung finden, auf diesen Punkt ausführlich einzugehen."

Jener Darlegung seines eigenen Systems folgen denn noch einige Angriffe gegen den Pietismus,** die wir dem Verfasser überlassen können, weil er bald darauf einen Bundesgenossen erhielt, in welchem sie sich vollständiger wiederholten. (Nr. III.)

Dieser neue in wissenschaftlicherer Form anrückende Streiter wandte die Aufmerksamkeit der Verfechter des Pietismus von dem Vorkämpfer der Gegenpartei ab, und erst der letzte (Nr. X.)

* Ref. wäre auf den Beweis für diese Behauptung begierig.

** II, S. 102, ff.

erwies dem früher Aufgetretenen die Ehre, seine Schrift zu prüfen,* und findet es befremdlich, „„daß der Gegner — in Stellen, die wir hier nicht ausgehoben — kein gutes Haar an den Pietisten läßt, er, der sonst an alle Dinge eine so rosenfarbene Laune hinzubringt. Denn alle Erscheinungen, von denen er außerdem spricht, z. B. den Rationalismus, den Sinn für materielle Interessen, das Streben der Völker nach bürgerlicher Freiheit weiß er zu schätzen, und mit Lobsprüchen zu überhäufen, ja er weiß es als neuen sträflichen Unglauben an den heiligen Geist zu bezeichnen, nicht [selbst die Fleisch-Emancipation ruhig versausen zu lassen, und] in allen Richtungen ächt Christliches zu sehen. Man sollte meinen, das müßte dem Pietismus zu gute kommen, und fürchtet nur, daß er überschätzt werde. Aber hier reißt die bewundernswerthe Toleranz und milde Geduld, und es zeigt sich, daß aus einer rosenfarbenen Laune auch eine böse werden kann, aber freilich nicht minder, daß der Historie und dem wissenschaftlichen Erkennen mit Launen nicht gedient ist, weder mit guten noch mit schlimmen. So straft sich immer wieder Ungerechtigkeit und Parteilichkeit durch Inkonsequenz und Haltungslosigkeit.

„„Man würde jenem Verfasser Unrecht thun, wenn man ihm die Unredlichkeit zutraute, das selbst nicht zu glauben [was er von der Consequenz des Christenthums und der Hegel'schen Philosophie sagt], oder die Dreistigkeit, etwas vorspiegeln zu wollen. Aber bedenkt man die Resultate seines Freundes Strauß, die jener unverhohlen ausspricht, all die Ungewitter, die in der Theologie in der letzten Zeit ausgebrochen sind, so weiß man nicht, soll man sich mehr über den Verfasser wundern, über seine mehr als idyllische Ruhe oder Leichtgläubigkeit (Aberglaube gegen eine Philosophie ist aber so tadelnswerth, als jeder andere), oder über die vergeßliche Inkonsequenz seiner Rede, denn er muß doch wissen, wo Strauß steht, für den er die Feder ergriffen hat. Er, der doch schwerlich mit diesem gleichen Schritt haben will, muß zugeben, daß die Sonnenklarheit des Friedens zwischen Philosophie und Kirche zur Zeit noch von Wolken umhüllt sey.""

Allerdings fällt der Widerstreit zwischen der Kirchenlehre und überhaupt biblischem Christenthum und Hegel'scher Philosophie,

* X, S. 12–16.

wie der oben von uns ausgegangene Versuch, beide zu vereinigen, auf's klarste zeigt, so sehr in die Augen, daß es kein Wunder ist, wenn ein andrer Gegner des Pietismus auftrat, welcher unter den Sturmdächern einer etwas modificirten philosophischen Dogmatik gegen die kirchlich-dogmatischen Verschanzungen desselben anrückte. Dieß geschah von Seiten des Verfassers von Nr. III. durch die „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus" im Namen der spekulativen Theologie.

Unter dieser Letztern dürfen wir nämlich keineswegs bloß die Hegel'sche Religionsphilosophie verstehen, wie sie der erste Gegner mit seinem Christenthum verquickt hat. „Es ist vielmehr — nach einer spätern Erklärung des Verfassers von Nr. III.* — seltsam, die spekulative Theologie nur als das Eigenthum einer einzelnen Schule, als Parteisache darstellen zu wollen. Man beredet sich wohl von vielen Seiten, ihr gleich von vorne herein das Urtheil damit sprechen zu können, wenn man in ihr ein Erzeugniß der Hegel'schen Philosophie nachweise. Allerdings hat ihr diese Philosophie in vielen Städten erst zum vollen Bewußtseyn ihrer Aufgabe verholfen, wie sich ja überhaupt zu keiner Zeit die Theologie dem Einflusse der Philosophie hat entziehen können; allein auf der einen Seite steht auch die Hegel'sche Philosophie selbst nicht als isolirte Zeiterscheinung da, sondern ist gleichfalls aus der ganzen Entwicklung des philosophischen Denkens in der neueren Zeit organisch hervorgewachsen; auf der andern Seite kann man wohl sagen, diese Philosophie selbst besteht als geschlossenes System bereits nicht mehr; ihre Schüler haben sich in der Beantwortung der wichtigsten Fragen der Philosophie in entgegengesetzte Fraktionen getheilt, und die spekulative Theologie müßte also, wenn sie nur schlechtweg auf diese Schule allein zurückgeführt werden wollte, als das in sich Widersprechendste erscheinen. Sie ist vielmehr, statt das Erzeugniß einer einzelnen, einseitigen, wissenschaftlichen Richtung zu seyn, das Resultat der gesammten neueren theologischen Bildung, eine weitere Entwicklungsstufe der Theologie auf ihrem geschichtlichen Wege. Darum muß es wohl erlaubt seyn, Schleiermacher an die Spitze dieser theologischen Richtung zu stellen; und daß wir das thun

* IX. S. 25–27.

dürfen, trotz dem, daß Schleiermacher der streng geschlossenen Hegel'schen Philosophie nicht gewogen war, ist eben auch eine Bestätigung des oben Gesagten. Wir dürfen es aber, sofern Schleiermacher es war, der es sich zur bewußten Aufgabe machte, den Glaubensinhalt des Christenthums immer nur auf die Grundthatsache desselben und auf die innere Erfahrung davon zurück zu führen, und dem Christenthum mit Allem, was irgend wahrhaft zum Wesen desselben gehört, darin, also in der lebendigen Zuversicht zu der inneren Kraft desselben, seinen wahren Stützpunkt zu geben. Wir dürfen es, sofern die Schleiermacher'sche Theologie offenbar auf dem Princip der wesentlichen Einheit des Menschlichen mit dem Göttlichen ruht. Deßhalb hat sich mit Schleiermacher entschieden eine neue Epoche in der Theologie begonnen, und alle theologischen Denkweisen, in welchen wir seine beiden Momente als wirksam erkennen, stehen darum innerhalb des Kreises dieser neuen theologischen Richtung, welche wir die spekulative genannt, sey es auch, daß ihr Princip in der einen oder andern noch nicht entschieden durchgedrungen und noch mit Elementen der früheren Systeme amalgamirt wäre. Wenn nun aber der heilsame Einfluß Schleiermachers auf Religion und Theologie bereits zu einer geschichtlichen Thatsache geworden ist, deren Anerkennung nicht mehr in der beliebigen Wahl des einzelnen Individuums steht, wenn selbst Männer, welche seine Denkweise nicht theilen, seine gesegnete Wirksamkeit dankbar zugestehen, und wenn die Bedeutung und der Werth der Hegel'schen Philosophie für die tiefere Auffassung und Ergründung aller Gebiete des Geistes immer allgemeiner geschätzt zu werden beginnt, sey es auch, daß die strenge Form derselben, als Schule, wie alles Menschliche, mancherlei Mangelhaftes haben mag: so charakterisirt sich der heftige Widerspruch, welcher von manchen Seiten noch immer gegen diese Richtung sich vernehmen läßt, von selber als Ausfluß einer, auf einem einseitigen Parteistandpunkte sich bewegenden Denkweise."

Diese nachträgliche Deklaration ist etwas mißlich. Das unbesprochen, daß der Widerspruch gegen noch so verbreitete und einflußreiche Denkweisen der größten und berühmtesten Sterblichen, denen man irrige Principien zutraut, noch keineswegs auf einen Parteistandpunkt schließen läßt, — so muß die Erklärung, auf die

zu analysirende Schrift (Nr. III.) angewendet, immerhin etwas befremden. Denn diese Schrift ist bei weitem ihrem Hauptinhalte nach Hegelisch; ihr ganzer Zettel, so zu sagen, ist es, und nur der sparsame Eintrag, der sich hauptsächlich an den Stellen findet, die nicht von dem Abstraktum Christus, das freilich auch bei Hegel anzutreffen ist, sondern von der historischen Person und Gestalt Jesu handeln, um welche sich jener Philosoph gar wenig bekümmert hat: — nur dieser sparsame Eintrag ist in der ersten Schrift dieses Antipietisten aus Schleiermacher entlehnt. In der Darstellung fast aller andern Hauptdogmen hält sich sowohl er als sein Vorgänger (Nr. II.) so ausschließlich an Hegels Religionsphilosophie, daß man in der That oft versucht ist, ein Bedauern zu empfinden, mit welcher Selbstverläugnung Männer, welche doch neben ihrer spekulativen Vernunft auch, nach andern Proben, und nach zahlreichen Spuren in diesen beiden Schriften, mit Geist (was man so bisher nannte), mit Witz und Phantasie, ja (was sie selbst nur gering anschlagen mögen), nach der Versicherung ihrer Freunde, sogar mit Gemüth begabt sind, oft Seiten lang keine andre Rolle spielen zu wollen und kein anderes Ziel ihres wissenschaftlichen Ehrgeizes zu kennen scheinen, als in der Geschichte der Philosophie dereinst unter den Reinholden oder gar Kiesewettern des Hegel'schen Systems aufgeführt zu werden.

Dann aber hat auch diese Amalgamirung Hegel'scher und Schleiermacher'scher Religionsphilosophie und Glaubenslehre etwas, gewiß consequenten Hegelianern zuerst, Unfaßliches. Es ist unvergessen, mit welchem schnöden Hohne* Hegel das Erlösungsgefühl dieses Theologen zurück gewiesen und wie feindselig er sich überhaupt dessen Gottesbewußtseynslehre gegenüber gezeigt hat.

* Wenn einmal dieser seltene Geist unbefangen als eine geschichtliche Erscheinung betrachtet und gewürdigt werden wird, so wird man gewiß auch mit einiger Verwunderung der Bemerkung Raum geben, wie arm an Phantasie im polemischen und rhetorischen Theile seiner Schriften, gegenüber von Plato, Kant, Schelling, und selbst Aristoteles und Spinoza, dieser große Philosoph erscheint. Seine unsaubern und ausgemergelten Gleichnisse von der Krätze, vom Knochen, den man dem Hunde vorwirft, von den Blattläusen u. s. w., werden einen Maßstab für den Mangel an Poesie abgeben, der ihn auszeichnet, während sonst eine poetische Ader auch durch die strengsten wissenschaftlichen Genien sich zu winden pflegt.

Wie stimmet nun Hegel und Schleiermacher? Keinem, welcher beide Systeme kennt, kann es consequenterweise einfallen, sie verbinden zu wollen. Der Monismus des Gedankens überläßt das fromme Bewußtseyn Schleiermachers so gut als die Mystik der Pietisten dem Gebiete der populären Vorstellung, insbesondere zeigen seine folgerechten Anhänger den entschiedensten Widerwillen gegen einen bloß geglaubten und gefühlten Gott und gegen eine (nicht bloß diesseitige) Unsterblichkeit, die zur Noth, jedoch nur mühselig, aus Schleiermachers Glaubenslehre durch jene sogenannte spekulative Theologie beigeschafft werden könnte, ohne daß jedoch Nr. III. und seine Nachschriften dieß auch nur eigentlich versucht hätten.

Inzwischen müssen wir den Vertheidiger der spekulativen Theologie nehmen, wie er ist, und theilen den Freunden dieser Zeitschrift das Wesentlichste seiner Betrachtungen über den Pietismus, hier und da unterbrochen von seinen Gegnern und unsern eigenen Zweifeln und Ausstellungen, mit.

„Weder der empirische, noch der einseitig dogmatische, noch der pragmatische Weg — sagt er — genügt, den Pietismus begreiflich zu machen. Wir müssen uns zu dem Ende auf einen höhern Standpunkt stellen, und auf Principien fußen. Da derselbe eine eigenthümliche Erscheinung auf dem Gebiete der Religion ist, so muß bei seiner Begreifung auf das Wesen der Religion und die Weise ihrer Aneignung in dem Subjekte zurückgegangen werden.

„Nun ist die Religion eine eigenthümliche Stufe in dem Proceß des sich entfaltenden menschlichen Bewußtseyns. Sie ist in Wahrheit nichts anderes, als eine That des Geistes, der sein eigenes Wesen und die eigentliche Bestimmtheit seiner selbst durch das Absolute in diese objektive Gestalt der Lehre und des Cultus herausgebildet hat. Lehre und Cultus sind nichts als der objektive Ausdruck des von dem Absoluten ergriffenen Selbstbewußtseyns. Das Erste und Absolute in der Religion sind also nicht die objektiven Lehrsätze und die Anlagerung geschichtlichen Stoffes darum, sondern die eigenthümliche Erregung des Bewußtseyns durchs Absolute. Lehre und Cultus ist das objektivirte, religiös bestimmte Selbstbewußtseyn. Dieses Objektivgegebene assimilirt sich das glaubige Subjekt, in ihm kehrt der Inhalt der

Religion in das Selbstbewußtseyn als seine ursprüngliche Heimath zurück und wird so die Substanz des subjektiven Lebens. Diese Ansicht stellt sich nicht auf die Seite des Rationalismus. Göttlicher Ursprung der Religion und menschlich geschichtliche Erklärung sind nur auf einer niedrigen Stufe der Reflexion unausgeglichene Gegensätze. Jene Assimilirung ist der Glaube. Die Wissenschaft dagegen streift den Vorstellungen des Glaubens die Form der bloßen Objektivität ab und stellt sie dar als Momente des mit dem Göttlichen sich vermittelnden menschlichen Geistes. Dadurch wird die Würde des historischen Stoffes nicht nothwendig verringert, obgleich es eine wissenschaftliche Denkweise geben kann, in welcher in dem Processe der geistigen Belebung des gegebenen Stoffes der Religion das Faktum, weil es für unangemessen der Idee angesehen wird, in seiner geschichtlichen Wahrheit aufgehoben, und nur den in denselben involvirten Ideen Wahrheit zuerkannt wird.

„Von jeher aber war die Belebung des gegebenen Inhalts der Religion zu einem Elemente des Bewußtseyns, die Verinnerlichung des von außen Angebotenen, christliche Frömmigkeit.

„Der Pietismus nun hat seine volle Berechtigung und Wahrheit, sofern er sich der bloß äußerlichen Behandlung des Glaubens widersetzte. Die theologische Wissenschaft aber, nachdem sie lange genug in Supranaturalismus und Rationalismus auseinander gegangen war, hat sich mit Schleiermacher zu dieser tieferen und lebendigeren Auffassungsweise erhoben. Er setzte die Religion in das unmittelbare Selbstbewußtseyn. Die christliche Religion war ihm, von einer Seite betrachtet, göttlich geoffenbart, von der andern eine eigenthümliche und zwar die höchste Entwickelung jenes unmittelbaren Selbstbewußtseyns, Christus die vollendete Schöpfung der menschlichen Natur. Auch die heilige Schrift ist ihm nur Werk und Zeugniß des Glaubens [dieses Selbstbewußtseyns].

„Die neueste spekulative Philosophie theilt ihren Principien nach im Wesentlichen auch diese Auffassung der Frömmigkeit. Ihr ist (ojektiver als bei Schleiermacher) Religion das Bewußtseyn des Geistes von sich als Absolutem; in den Lehren und Thatsachen des Glaubens sind [ihr] nur in der Form

des gegenständlichen Seyns die ewigen Gedanken und Wesenheiten des Geistes selbst niedergelegt. In den Objekten des Glaubens erkennt sich der zum Bewußtseyn seines absoluten Wesens kommende Geist des einzelnen Subjekts selber, und erhebt das Gegebene aus seiner geschichtlichen Form in die Form unvergänglicher Gegenwart in dem Bewußtseyn; dieses erkennt das, was es zunächst nur als außerhalb seiner und als etwas an sich Geschehenes anschaute, als Momente seiner selbst.

„Ein Hauptverdienst der neuesten Theologie, worin sie mit dem Pietismus zusammenstimmt, ist die Erhebung der Religion zu selbstständiger Würde über das bloß moralische Bewußtseyn (des Kantischen Eudämonismus), das, getrennt, eine niedrigere Stufe des Selbstbewußtseyns ist. Die Religion, die das moralische Bewußtseyn auch in sich hat, ist das Erregtseyn des unmittelbaren Bewußtseyns durchs Absolute. Die Philosophie ist, ganz unabhängig von solchen Erregungen [also ganz unabhängig von der Religion], eine objektive Construktion des Absoluten auf dem Gebiete des Denkens.

„Auch der Pietismus nun geht von der ganz richtigen* Voraussetzung aus, daß es die Religion mit dem Höchsten, mit dem Absoluten zu thun habe, und eben in der Religion die Erkenntniß und die Gewißheit der göttlichen Dinge gegeben sey, daß sie Selbstzweck und nicht Mittel sey. Er vindicirt auch mit Recht der Religion eine vom Wechsel der philosophischen Systeme unäbhängige Existenz, was ihn aber nicht zur Feindschaft gegen Philosophie und Wissenschaft berechtigt.

„Ferner ist dem Pietismus, gegenüber von den meisten übrigen Zeitgenossen, zuzugestehen, daß sein religiöses Bewußtseyn viel lebendiger ist, daß er ein Streben und einen Drang nach subjektiver Innigkeit hat, und innerliche Aneignung des Glaubens verlangt.

* III. S. 22, 23. Man sieht nicht recht ab, wie diese Voraussetzung hier ganz richtig genannt werden kann, nachdem die Religion auf das Gebiet der Erregungen beschränkt, und die Philosophie, das wahre Gebiet der Erkenntniß und Gewißheit, ganz unabhängig von ihr gemacht worden ist.

„Allein was ihn nun eben erst zum Pietismus macht, ist dieses, daß er in dem Streben nach Assimilation des Gegebenen doch über das Gegebene als Gegebenes, über diese Form des gegenständlichen Seyns, in welcher ihm der Inhalt des Glaubens zunächst entgegentritt, nicht hinauskommt, nicht zur geistigen Belebung des ihm dargebotenen Stoffes gelangen kann (z. B. in seiner Lehre vom Teufel und von der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi); die christliche Religion hat allerdings ihre historische Seite: aber dies Geschichtliche im Christenthum ist nicht das Erste und Ursprüngliche, sondern weist auf ein Tieferes zurück, aus dem es selbst hervorgegangen ist, auf die Idee. Alle diese Geschichten sind der Ausdruck der Idee. Zu diesem Bewußtseyn ist der Pietismus noch nicht gelangt. Er begeht dabei den Widerspruch, innerlich seyn zu wollen und doch am Aeusserlichen zu hangen. Dadurch steht er hinter dem ächten Mysticismus zurück; er hat nicht das Bewußtseyn des allgemeinen Gedankens, sondern das Conkrete ist ihm das Wesen. Dieser Vorwurf der Beschränktheit gilt indessen nicht dem Inhalt des Pietismus, der unendlich reicher und tiefer ist, als der Katholicismus und Supranaturalismus, sondern nur der Form, welche er freilich von den Schriftstellern des neuen Testaments entlehnt, wobei jedoch der große Unterschied nicht zu übersehen ist, daß bei diesen die Form orientalisch-national war und den Gedanken barg.

„Aus dem Bisherigen erklärt sich auch der dem Pietismus mit Recht gemachte Vorwurf der Engherzigkeit in der Beurtheilung anderer Gebiete des Lebens und der Wissenschaft, weil er nämlich innerlich seyn will und doch das Aeußerliche von der Idee trennt, und in seiner modernen Gestalt als Gegner des Rationalismus, die Sterblichkeit der äußern Form des Glaubens nicht anerkennen will.“

Diesen Widerspruch ist nun der Verfasser bestrebt dem Pietismus in Darstellung der dogmatischen Seite desselben folgendermaßen nachzuweisen:

„Der Supranaturalismus — sagt er — stellt alle Dogmen ohne Vorliebe in gleicher Dignität neben einander, natürlich, weil diese Lehre dem Subjekt von außen geboten wird. Der Rationalismus negirt oder modificirt sie nach der subjektiven Vernunft. Der Pietismus endlich verknüpft einzelne Glaubenssätze in eine

Einheit, sammelt sie in dem Centralpunkte des Gegensatzes von Sünde und Gnade, und bestimmt den einzelnen Dogmen ihre Dignität je nach der Stellung zu diesem Mittelpunkte.

„Das Letztere thut auch die neueste wissenschaftliche Theologie, und läßt deswegen für die von diesem Mittelpunkte entfernteren Lehrsätze gehörigen Spielraum; ja, sie sondert Manches aus dem eigentlichen Kreise des religiösen Bewußtseyns aus (z. B. Schleiermacher und Marheinecke die Dogmen von den Engeln und Teufeln).

„Der Pietismus dagegen verwickelt sich in einen Widerspruch, indem er dennoch allen einzelnen Lehren absoluten Werth zuschreibt, und an offenbar traditionellen Lehren mit der größten Zähigkeit festhält."

Und nun bemüht sich der Gegner, das Grundthema, daß der Pietismus die Objekte des Glaubens verinnerlichen wolle, und sie doch wieder als ein ihm Fremdes ansehe und äußerlich halte, an allen einzelnen Dogmen auszuführen.* Früher hatte er es schon mit der Lehre vom Teufel gethan. Jetzt geschieht es zuerst mit der Lehre von der Sünde, obwohl zugestanden wird, daß der Pietismus hier ganz mit der kirchlich symbolischen Lehre übereinstimmt. Aber er soll sich durch die Aneignung dieser Lehre mit dem ganzen Zeitbewußtseyn in Widerspruch setzen, welches sich nicht, wie das Zeitalter der Reformation, mit der unassimilirten Aeußerlichkeit dieser Lehre begnügen kann.

„Das Princip der Sünde — sagt der Gegner — wird von dem Pietismus [mit der Kirchenlehre] aus der menschlichen Natur, der es wesentlich immanent gedacht werden muß, hinausverlegt, und die Sünde als zufälliges einzelnes Ereigniß an den Menschen gekommen vorgestellt. Und dennoch soll die Welt im Argen liegen, was nur bei der Immanenz der Sünde möglich ist.

„Ebenso verhält es sich mit der Zurechnung der Sünde der ersten Menschen, an welche das moderne Bewußtseyn nicht mehr glaubt, es sey denn, die Erbsünde werde als die Gesammtthat des menschlichen Geschlechts [der Gattung] betrachtet; während der Rationalismus die Sünde inconsequenterweise vom Willen des Einzelnen ableitet.

---

* Vergl. X. S. 23.

„Das Grundverderben der menschlichen Natur, das der Pietismus statuirt, widerspricht ebenfalls seinem Satze, daß alles Böse Teufelswerk sey.

„Gerade so fällt bei ihm das Princip des Guten außerhalb des menschlichen Willens; es ist in Christo substantiirt.

„Mit der Vorstellung der Begnadigung aber, wie sie bei ihm herrscht, kann sich gar zu leicht gefährliche Sicherheit verbinden.

„Der pietistischen Ansicht, wie der übrigens historisch leicht zu rechtfertigenden Ansicht der symbolischen Bücher, fehlt das Bewußtseyn, daß die Einheit Gottes und des Menschen an sich der Begriff der menschlichen Natur sey, so daß in der Erlösung dieser An-sich-Begriff nur auch an dem Einzelnen realisirt werde, daß also die Erlösung ein immanenter Proceß innerhalb des Bewußtseyns, wiewohl darum nichts destoweniger auch ein Werk der göttlichen Gnade in Christo [aber nicht im persönlichen, historischen Jesus, viel vollständiger in einem spekulativen Philosophen] sey. Dieses Bewußtseyn aber gehört der Fortentwickelung der protestantischen Theologie an.

„Mit dieser Lehre steht in genauester Verbindung die von der Unfähigkeit der menschlichen Natur zur Erkenntniß der Wahrheit. Der Wille todt; die Vernunft blind.

„Die Welt liegt im Argen, sagt der Pietismus. Um so mehr sollte man erwarten, die Erlösung werde die Welt immer mehr durchdringen. Der Pietismus aber läßt [nach dem Ausspruch Jesu] das Böse mit dem Guten zugleich wachsen, wie jenes mächtiger werden, bis zum jüngsten Gericht. Das Böse bleibt eine an sich unabhängige Größe, bis es plötzlich unvermittelt bestraft wird. Das Recht, das allerdings dem Bösen schon in der Wirklichkeit wiederfahren muß, stellt sich der Pietismus [mit Jesu] als eine [jenseitige] gerichtliche Execution vor.

„Von der Unfähigkeit des pietistisch-religiösen Bewußtseyns, die Hemmnisse der menschlichen Freiheit in der Natur, als von Gottes Allmacht und Weisheit ursprünglich so gewollt zu denken, kommt auch die [mit der Kirchenlehre übereinstimmende] Ansicht vom Tod und Naturfluch als Sündenschuld des ersten Menschen, und von der Apokatastase, der Befreiung der Kreatur u. s. w.

„Die Lehre von der Gnade objektiv betrachtet — legt der Pietismus einen überwiegenden Nachdruck auf das Göttliche

in der Person Christi, nicht nur als verwirklichtes Urbild der Menschheit, sondern als der mit dem Charakter des Wunderbaren und durchaus Uebernatürlichen rein von außen herein in das Menschengeschlecht Getretene, ohne Rücksicht auf die Idee der Einheit des Göttlichen und Menschlichen; wodurch er, da er zugleich den Drang hat, sich selber in den Objekten seines Glaubens zu haben, sich auch hier in Widerspruch verwickelt.

„In Beziehung auf die Person Christi lassen sich dreierlei Ansichten unterscheiden: die eine hat die Geschichte ohne Idee, die andere die Geschichte und zugleich das Bewußtseyn der Idee, die dritte die Idee ohne ihre absolute Congruenz mit der Geschichte, wonach Christus nur dem Grade nach von andern Menschen verschieden wäre. Der Pietismus hält es mit der ersten Ansicht, der empirischen Vorstellung, dem niedrigsten Standpunkt im Denken." [Mit welcher der beiden andern Ansichten (Schleiermacher oder Strauß) der Sprecher es hält, läßt er in dieser Schrift unentschieden.]

„Der Pietismus ist somit der eifrigste Verfechter der durchgängigen Geschichtlichkeit aller Einzelheiten im Leben Jesu, und die Kritik hat keinen bitterern Feind. Auch hat die Liebe zu seinem empirischen Christus eine sehr sinnliche Färbung.

„Gott und Gottes Wesen stellt er sich als etwas der Welt Aeußerliches und Fremdes vor, der neuerdings von der Philosophie nebenher geborgte Immanenzbegriff wird ihm, als große Inconsequenz, nach einer Aeußerung von Strauß, „„übel bekommen."" Auch seine Lehren vom heiligen Geist und von der Unio mystica vermögen diese Kluft nicht auszufüllen. Seine Grundansicht ist dualistisch, und sein Gott außerweltlich im Himmel*. Dies kommt von seiner sinnlichen Vorstellung der Substanz

* Das Letztere, wie Jesus es angesehen hat. Dieser Vorwurf trifft also den Pietismus nicht allein. Ist Herr Guizot ein Pietist (und vielleicht gar ein Kryptochiliast), wenn er sich in Mansion House zu London bei'm Osterfestmahle feierlich erhebt und in einem ernsten Toaste spricht: „Möchte einst durch die Wirkung langen und glücklichen Friedens das ganze Menschengeschlecht während seines Wandelns auf Erden in Geist und Herz vereinigt werden, denn wir Alle sind Kinder Eines Gottes, der im Himmel thront!" Mir däucht, er hat ganz einfach als Christ gesprochen.

des Menschen, wodurch Gott selbst zu einem endlichen Wesen gemacht wird.

„Daraus entsteht, wenn Gott auf die Welt wirken soll, einerseits die Wunderlehre, andrerseits, sobald Gott ein abstraktes Individuum ist, wie der Mensch, wird eine subjektive Willkühr in Gott vorausgesetzt. In der Wissenschaft aber ist Gott wahrhaft unendlich und alle seine Thätigkeiten nothwendige Produkte seines Wesens. Der Pietismus dagegen legt Gott lauter menschliche Eigenschaften und Leidenschaften bei, und die Dreiheit der Personen ist nur eine consequente Fortbildung dieses Anthropomorphismus, den er mit dem Supranaturalismus gemein hat, aber besonders wohlgefällig festhält und ausbildet. Auch hängt damit seine Vorliebe für das alte Testament zusammen.

„Was das Geschäft Christi betrifft, so tritt dem Pietismus die prophetische Thätigkeit Christi hinter die hohenpriesterliche zurück, und er alterirt die Versöhnungslehre, indem er Gott etwas als gerecht ansehen läßt, was es doch nicht ist. Auch sprechen die Pietisten von einer überschüssigen Gerechtigkeit Christi. Die Fassung, in welcher der Pietismus die Lehre von der satisfactio vicaria hat, ist völlig ungenügend, die Befreiung von der Gewalt der Sünde tritt bei ihm gegen die Befreiung von der Strafe der Sünde zurück. Der philosophische Gehalt dieser Lehre ist der: die Idee der Einheit des Göttlichen und Menschlichen, die Substanz und Bestimmung der menschlichen Natur, soferne sie im Einzelnen sich verwirklicht, ist nicht bloß das die Sünde in ihm real aufhebende Princip, sondern in ihr ist dann auch der Zusammenhang zwischen Uebel und Sünde aufgehoben; von dieser Einheit beseelt, sind wir ihre Erscheinung und Wirklichkeit; für uns gibt es keine Strafe mehr. (So fällt Versöhnung und Erlösung zusammen.) Dieses Ertödten der sündhaften Persönlichkeit nun stellt sich dem religiösen Bewußtseyn im natürlichen Tode Christi als ein dem Scheine nach fremdes Thun dar.

„Aus der äußerlichen Auffassung dieser Lehre folgt beim Pietismus auch, daß er statt sittlicher Strafen (Folgen) des Bösen, positive Strafen sucht und diese nur ins Jenseits setzen kann, wodurch er in Widerspruch mit seinem eigenen Verinnerlichungsprincip, vermöge dessen er das Gefühl der Unseligkeit als Strafe

verlangt, gerathen muß. Denn durch das Jenseits wird Alles äußerlich und geht außerhalb dem Subjekte vor, daher auch seine Seligkeit eine unvollkommne seyn muß.

„Auch stellt sich dem sinnlichen Bewußtseyn des Pietismus mehr die Wirkung der Sünde, die Strafe, als Hemmung und Störung dar, denn die Sünde selber. Und ebenso gibt er dem Subjekt die Hoffnung, in einem andern Leben zu Gnaden angenommen zu werden, und verlegt dadurch das, was ein Moment des gegenwärtigen Bewußtseyns seyn sollte, erst in eine kommende Zeit, deswegen legt er auch zu viel Werth auf die Bekehrung auf dem Todtenbette.

„Die Trennung des Thätigen und Leidenden in Christo und das Uebergewicht des Letztern in der Versöhnung, hat er mit der Kirchenlehre gemein, faßt dieses aber noch sinnlicher in seiner Bluttheologie, und macht so das Werk der Versöhnung zu etwas Magischem. Die Philosophie dagegen erkennt in dem einzelnen Faktum die Idee der an sich ewigen Versöhnung.

„Wenn der Pietismus das irdische Leben Christi als einen Stand wirklicher Erniedrigung ansieht, so kompensirt er damit den erhöhten Zustand Christi, den er als Mitregentschaft über die Welt, selbst im Reiche der Natur (wodurch der wahrhaftige Begriff von Gott aufgehoben wird), mit den glänzendsten Farben ausmalt.

„Mit seiner Lehre von der Sünde hängt die Ansicht des Pietismus von der subjektiven Seite der Gnade genau zusammen, indem er das durch Christum dem Menschen mitzutheilende Lebensprincip als etwas über die menschliche Natur absolut Hinausliegendes, fremd Hinzugekommenes betrachtet, und auch hier nicht zwischen Erscheinung und Idee unterscheidet. Der Pietismus glaubt nicht an das Göttliche in der Menschennatur, das Gute kommt ihm durch keine Reihe innerer Vermittlungen zu Stande, sondern es kommt durch die Erlösungsgnade unvermittelt, übernatürlich und wunderbar in den Menschen hinein. Der Christus in uns bleibt doch noch immer ein Fremdling außer uns, der Alles thun muß. Der Pietismus bringt es über die „„schlechte““* Kategorie der bloßen Zurechnung der

* Wer wird uns von dieser langweiligsten aller Terminologien erlösen? Was ist widerlicher, als ein solcher stehender Witz!

Gerechtigkeit einer fremden Person nicht hinaus. Der Pietismus hebt wieder auf, was er postulirt hat und was nur der Begriff leisten kann, die Einigung des Menschlichen und Göttlichen.

„Die subjektive Aneignung der Erlösung durch Buße und Glauben betreffend, wird beim Pietismus der Bußkampf nicht so sehr von der Ueberzeugung der Verwerflichkeit und innern Nichtigkeit des Bösen, als durch Vorhaltung der Folgen der Sünde und drohende Darstellung der künftigen positiven Höllenstrafen hervorgerufen, und die psychologisch unwahre und gefährliche Förderung gleicher Buße an alle Menschen gestellt; das Erstere, weil sein sittliches Bewußtseyn mit dem Sinnlichen verwachsen ist; das Zweite, weil er abstrakterweise das Göttliche und Menschliche trennt und keine Entwicklung des Göttlichen im Subjekt annimmt, woraus Unwahrheit, Selbstbetrug oder Verzweiflung an der Seligkeit folgt, und die Ueberschätzung der sogenannten Erweckungen fließt.

„Ein zweites Moment in der individuellen Aneignung der Erlösung bildet der Glaube, der das Allerinnerlichste ist. Aber selbst hier läßt der Pietismus die Innerlichkeit nicht zu ihrem vollen Rechte kommen, macht jenen zur Verstandessache und zieht, indem er sich denselben als einen Refler von außen her vorhält, den ganzen Inhalt der christlichen Lehre mit hinein. Der wahre Glaube verlangt nur mit Aufgeben des sündhaften Lebens in die Gemeinschaft des neuen Lebens mit Christo einzugehen.* Diesen Glauben kann man auf's intensivste haben, und doch dabei dem Inhalte der kirchlichen Lehre theilweise [warum nicht ganz??] als unhaltbar die Anerkennung verweigern. Der Glaube ist eben der motus in voluntate, sich mit dem Göttlichen zusammen zu schließen. Dem Pietismus aber, dem das Verdienst Christi ein ganz äußerliches ist, wird auch dessen Anerkennung eine äußerliche, und er nähert sich durch jenen ganz historischen Glauben dem Katholicismus.

„Die Rechtfertigung sieht der Pietismus als einen deklaratorischen Akt Gottes an, wodurch in das Thun Gottes eine

* Aber es ist doch sehr natürlich, daß schon der Katechismus fragt: „Wer ist der, an den man glauben soll?" Ueber diese Frage wirft die spekulative Theologie einen Schleier.

Unwahrheit kommt. Der Wissenschaft dagegen hat diese Lehre den guten Sinn, daß wo der Glaube, d. h. die in der Natur des Menschen prädeterminirte Einheit des Göttlichen und Menschlichen, die Gemeinschaft mit Christo anfängt, das Individuum ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens wird, ohne daß es dazu der einzelnen guten Werke bedürfte, in denen als einzelnen immer auch noch ein sündliches Moment enthalten ist; sie sind die Erscheinung, die nie ganz der Idee entspricht; aber nur der Mensch in seiner Idee angesehen von Gott ist ein Gegenstand seines Wohlgefallens."*

Der Gegner des Pietismus wendet sich nun den Lehren von der Kirche zu, unter welchen er mit Schleiermacher die Dogmen von der heiligen Schrift, vom Abendmahl und vom Gebete begreift.

„Die Schrift müßte der Pietismus, wenn er seiner Grundvorstellung treu bleiben wollte, mit der Wissenschaft, welche ihr einen bloß normativen Werth zuschreibt, schon als Produkt des Glaubens und nicht als Quelle desselben ansehen, soferne das christliche Bewußtseyn seinen Inhalt darin auf die ursprünglichste Weise niedergelegt hat. Dagegen betrachtet er sie, mit dem Supranaturalismus, als Quelle des Glaubens, der seinen Ursprung und Inhalt aus der heiligen Schrift nachweisen muß. Der Buchstabe der Schrift ist ihm das Ursprüngliche. So geräth er in Widersprüche und läßt sich Folgerungen gefallen, wie z. B. daß der Glaube andemonstrirt werden könne, während er ihn doch wieder als Werk der göttlichen Gnade betrachtet, und daß auch bei den Laien der Glaube nur vermittelst der gelehrten Operationen der dazu befähigten Einzelnen begründet werden könne; Folgerungen, die seiner Natur ganz entgegen sind, indem er den

* III. S. 123. Mit diesen merkwürdigen Worten, die von Hegel stammen, verdammt der Verfasser aufs förmlichste zum Voraus Alles, was er in seiner dritten Schrift (IX. S. 33 — 37) von Christus als der konkret-wirklich gewordenen Einheit des Göttlichen und Menschlichen, von dem in ihm angeschauten Urbilde der Menschheit, ganz im Schleiermacher'schen Sinne, aufstellt. Eine gröbere Inconsequenz kann man sich nicht zu Schulden kommen lassen.

Laien für gleichbefähigt mit dem Theologen, die Schrift zu verstehen, ansieht.

„Nur das christliche Selbstbewußtseyn, als Voraussetzung der heiligen Schrift, befreit von der Furcht vor willkürlicher subjektiver Auslegung der Einzelnen, und gestattet, dem protestantischen Princip gemäß, die historische und dogmatische Kritik, welche zu untersuchen hat, in wie weit die Schrift in der Gestalt und dem Umfange, wie wir sie vor uns haben, das Wort Gottes, oder das reine Erzeugniß des christlichen Geistes sey, und welche jüdische und heidnische Elemente der heiligen Schrift man als Verunreinigungen der Wahrheit auszuscheiden das Recht hat.

„Wenn also der Pietismus, um seines zähen Festhaltens am Buchstaben willen, glaubt, er sey ein Verfechter des protestantischen Princips, so ist er im Irrthum, und sein Begriff einer „gläubigen Kritik" ist ein Unsinn. Dachte doch schon Luther sehr freimüthig über einzelne Bücher der Schrift, z. B. die Offenbarung und den Brief Jakobi.

„Dieser blinde Glaube an die Schrift führt alsdann den Pietismus zu einer gezwungenen und unredlichen Auslegung derselben.

„Alles das kommt nicht bloß von dem Inspirationsbegriffe desselben, sondern vor allen Dingen daher, daß er das Christenthum nicht als höchste Entwicklung des menschlichen Geistes in seiner Identität mit dem Göttlichen, sondern als etwas absolut Uebernatürliches, Uebervernünftiges, dem menschlichen Geiste Fremdes erkennt. Für den Pietisten gibt es deßwegen keine Glaubensautorität mehr, wenn der Buchstabe nicht mehr gültig ist.

„Wenn nun das neue Testament göttlich inspirirt und infallibel ist, so muß das alte Testament dieselbe Bedeutung haben, wie denn der Pietismus auch wirklich dieses jenem ganz gleich stellt, während doch nur richtig ist, daß die beiden Religionen, deren Urkunden sie sind, auf gleiche Weise Erzeugnisse des menschlichen Geistes in seiner Identität mit dem göttlichen sind, aber verschiedene Entwicklungsstufen desselben. Dieß letztre Moment übersieht der Peitismus.

„Die Erklärungsweise der heiligen Schrift geht bei ihm von der falschen Voraussetzung aus, daß in dem damaligen

Bewußtseyn schon dieselbe bewußte Theilung von Bild und Idee stattgefunden habe, wie heutzutage.

„Die Lehre des Pietismus vom heiligen Abendmahl ist ganz lutherisch, doch so, daß das verklärte Blut Christi, durch dessen Hineintragung in das himmlische Heiligthum die Versöhnung vollendet worden seyn soll, wieder zum Vorscheine kommt, und daß der Genuß des Abendmahls auf Geist, Seele und Leib wirken soll. Durch diese natürliche Consequenz der lutherischen Lehre streift er an das katholische Element eines physischen Genusses.

„Das Gebet ist, philosophisch betrachtet, Vertiefung des religiösen Bewußtseyns in seinen absoluten Grund, in Gott. Sein Inhalt ist die Darstellung des mit dem Göttlichen identischen Geistes, es ist gewirkt und hervorgerufen von dem, das Bewußtseyn erfüllenden, göttlichen Geiste; darin ist die Erhörung schon enthalten; das Wirklichwerden des zuvor nur im Bewußtseyn und Gefühl vorhandenen. Der Pietismus aber gibt dem Gebet mit der populären Vorstellung einen Zweck nach außen, Erfüllung, Erhörung, eine den Lauf der Welt bestimmende Gewalt, daher er auf anhaltendes, fortgesetztes Gebet* dringt. Diejenige Ansicht, welche die Bedeutung des Gebets hauptsächlich [warum nicht ausschließlich??] in der innern sittlichen Belebung und Kräftigung sucht, verwirft er als unglaubig.

„Auch hier trennt der Pietismus Göttliches und Menschliches, und weil sein Gott ein der Welt gegenüber äußerliches Wesen ist, so ist ihm auch das Gebet rein menschliche Thätigkeit und die Erhörung rein göttliche. In der Theorie kennt er auch die speciell-religiöse Bedeutung des Gebets. In der Praxis aber macht seine sittlich gefährliche Meinung es zu einem Hebel für die Veränderungen im Weltlaufe.

„Von den letzten Dingen hat der Pietismus den wahrhaft religiösen und absoluten Gehalt besser bewahrt, als die moderne Vorstellung es thut, die sich im andern Leben hauptsächlich das Ich in seinem Fürsichseyn mit seinen subjektiven und endlichen Interessen erhalten und befriedigt denkt; es soll als Selbst in alle Ewigkeit fortdauern und immer moralischer werden, dem Absoluten aber gegenüber bleiben und dem kategorischen Imperativ auch

* Nach der Vorschrift Jesu (Luc. 18, 1), „daß man allezeit beten und nicht laß werden sollte," und Pauli 1. Theff. 5, 17: „betet ohn' Unterlaß."

jenseits gehorchen. Daher diese Vorstellung das Fortleben und Wiedersehen der Geliebten u. s. w. premirt. Ganz anders der Pietismus, dem sich alle Bedeutung des künftigen Lebens in der Hoffnung einer innigen Gemeinschaft mit Gott und Christo, als absoluter Gegenwart, absolutem Besitz und Genuß, ganz gemäß dem religiösen Bewußtseyn, concentrirt. Das Interesse der Einzelnen dabei faßt er immer sogleich als ein Moment des Allgemeinen auf, konkret ausgedrückt als Glied am Leibe Christi.

„Dennoch färbt der Pietismus das künftige Leben höchst sinnlich. Weil in der Schrift Bild und Gedanke nicht geschieden sind, glaubt er eine wirkliche Erkenntniß des künftigen Lebens zu besitzen, denkt sich Alles in verschönerten endlichen Verhältnissen, verkennt darüber das jetzige Leben und stellt es so tief als möglich. Er sucht die Ernte drüben; wo Zeitliches ist, da ist ihm die Idee nicht; wo die Idee ist, da ist das Zeitliche nicht. So trennt er auch hier Göttliches und Menschliches.

„Die Wissenschaft aber ist zur Erkenntniß gekommen, daß Beides ineinander ist, und Eines das Andere wesentlich voraussetzt, daß das Absolute seinem Begriffe nach nicht an einen bestimmten Punkt, in Raum und Zeit, an das Jenseits gebunden seyn kann, sondern das Wesen und die Substanz aller Lebensformen ist, und das einfache religiöse Bewußtseyn stimmt damit ganz überein, sofern es Christum unmittelbar in sich gegenwärtig weiß, und eben darin des Göttlichen, als der Substanz seines Lebens, auch * schon auf dieser Erde gewiß ist.

„Der innerlich seynwollende Pietismus widerspricht sich, indem er dieses nicht einsieht, das Absolute in eine andere Welt verlegt, Saat und Ernte trennt, während die letztre doch das Produkt des sittlichen Handelns und dessen Genuß als das allein wahrhaft Wirkliche in allem Erscheinenden auf dieser Welt ist.

„Zeit und Ewigkeit dürfen nicht so abstrakt auseinander gehalten werden. Der Zustand im künftigen Leben darf nicht mit einem Sprung, ** er muß als Fortsetzung aller sittlichen Thätigkeiten gedacht werden. Der absolute Werth kommt dem Diesseits so gut zu, als dem Jenseits. Im Absoluten, das nicht als

* Dieses Auch ist in das System sichtlich hineingeflickt.

** Ist denn zwischen Saat und Ernte in der Natur, obgleich sie getrennt sind, ein Sprung?

ein an einen einzelnen bestimmten Punkt in Raum und Zeit Gebanntes gedacht werden darf, verschwinden alle Dimensionen der Zeit, so wie alle Trennung durch den Raum; das von dem göttlichen Geist in uns erzeugte Leben ist in jedem Augenblick unerschöpflich und an sich selbst unendlich.

„Dadurch wird die pietistische Ansicht vom künftigen Leben ebensowohl verworfen, als sein Chiliasmus." —

Nachdem der Verfechter der spekulativen Theologie auf solche Weise zuerst den Grundcharakter und dann die dogmatische Seite des Pietismus mit der Fackel seines Systems beleuchtet hat, handelt er noch den Pietismus von seiner ethischen Seite ab, und dieß ist ohne Zweifel der gelungenste Theil seiner Schrift, die dem Gegner mehr als Einen Stachel entgegen hält, gegen welchen ihm schwer werden muß zu löcken.

„Wie reflektiren sich — sagt er — die coordinirten Grundbegriffe der christlichen Ethik, Tugend, Pflicht und höchstes Gut im Pietismus?

„Der Grundbegriff des Christenthums ist die durch die erlösende Thätigkeit Christi vermittelte Einigung des Menschlichen und Göttlichen, deßwegen ist weder der Pflichtbegriff noch der Tugendbegriff ihm adäquat, sondern nur der Begriff des höchsten Gutes, d. h. als Grundanschauung der christlichen Ethik vorgestellt, das Reich Gottes. Diesem Grundbegriffe gehen Tugend und Pflicht nur begleitend zur Seite.

„Nun hält sich allerdings der Pietismus, besser als Rationalismus und Supranaturalismus, an's Reich Gottes (durch Missionen, Bibel- und Traktatengesellschaften) und verlangt eine Einigung als immanentes Lebensprincip des Subjekts, unter dem Namen der Wiedergeburt, vom Individuum. Er hat die Prämisse. Aber er bringt sie nicht zur Ausführung, sondern stellt, vermöge seiner dualistischen Grundanschauung, da, wo es sich ums Princip handelt, immer wieder das Sittliche als äußerliches Gebot auf, wartet von außen auf den Willen Gottes, und streift ans katholische Princip der Kirchenautorität.

„Das Reich Gottes ist die vollkommene ethische Gemeinschaft der Menschen, wo der Wille Gottes in Christo herrschend geworden. Weil nun aber der Wille Gottes im ganzen Umfange der

Welt ein positiver ist, so kann keine Art menschlicher Thätigkeit davon ausgeschlossen seyn. So verwirklicht sich denn die sittliche Idee als in den integrirenden Momenten ihrer selbst zuerst in der Familie', dann im Volksleben oder bestimmter im Staatsorganismus, höher in Wissenschaft und Kunst, endlich in der Gemeinschaft des religiösen Lebens, der Kirche.

„Der Pietismus aber denkt sich unter dem Reiche Gottes nur den Einen Bestandtheil des höchsten Guts, das religiöse Gemeinleben der Menschen in seiner nach innen und außen sich immer mehr erweiternden Ausbildung, als den einigen wahrhaftigen Zweck des menschlichen Lebens, alles Andere als dienendes Mittel. Was nicht einmal Mittel ist, das ist Welt. Alles Unsittliche ist ihm konkret Werk des Teufels, Reich des Satanas. So zerfällt ihm die ganze Wirklichkeit in zwei ungleiche Hälften; in die kleinere, die der Glaubigen, ist aller sittliche, absolute Gehalt des Lebens concentrirt; die andere, große Hälfte ist die Welt, die sittlich zu existiren nicht das Recht hat. Ihm ist z. B. die Kunst, die ein Glied im christlichen Organismus seyn sollte, nur ein dienendes Mittel.

„Warum glaubt nun der Pietismus, der allerdings die richtige Einsicht hat, daß alles Handeln nur entweder sittlich, oder unsittlich seyn könne, in so manchen Gebieten, gegen das sittliche Bewußtseyn, keinen sittlichen Gehalt zu finden?

„Es geschieht dieß einmal aus psychologischen Gründen. Der erst allmählig die Stufe des absoluten, religiösen Bewußtseyns erreichende Mensch verachtet die tieferen Stufen, weil er sie früher unsittlich und ohne Gott behandelt hatte. Objektiv aber könnte sich der Pietismus rechtfertigen dadurch, daß die Kunst im Leben so oft der Idee nicht entspricht, und so viel Unangemessenes, Verkehrtes und Unsittliches in derselben zu finden ist.

„Aber die Polemik des Pietismus beschränkt sich nicht hierauf, sondern geht gegen diese Gebiete an sich selber, ist indifferent gegen das Staatsleben, * verdammt die dramatische Kunst, die öffentliche Geselligkeit und so weiter.

---

* Die Insinuation der Note S. 212, „daß der Pietismus, so schön es laute, wenn er als wahre Politik aufstelle, der Obrigkeit treu zu seyn, für König und Obrigkeit fleißig zu beten, seine Abgaben gewissenhaft zu

„Hiervon liegt der tiefste Grund in einer Verkennung der Natur des Sittlichen, welches das Ineinanderseyn von Vernunft und Natur und die Formirung des Natürlichen durch den Geist ist. Wo dieß geschieht, ist höchstes Gut. Dieses wird an der Veredlung der Triebe nachgewiesen, die der Pietismus verkennt, unterdrückt (daher seine schlechte Kindererziehung), und doch zu irgend einer Hinterthüre wieder hereinläßt. Ueberdieß verführt seine Ascese zum Hochmuth.

„Wie das Natürliche im Menschen, so verkennt der Pietist auch die Natur außer dem Menschen, und soferne der Staat diese zum vollkommenen Werkzeuge für die Zwecke des Geistes ausbilden, die Kunst aber die Natur als Erscheinung der Idee adäquat machen soll, hält sich der Pietismus, das Natürliche verkennend, von beiden entfernt. Namentlich erscheint ihm alles Schöne, selbst das Naturschöne, als etwas Seelengefährliches, alle Huldigung, der Kunst und den Künstlern dargebracht, als ein Götzendienst. Sein religiöses Leben wird durch die krankhafte Reizbarkeit gegen diese nun doch einmal vorhandenen Gebiete gespannt, eingeengt, aus dem Centrum in die Peripherie gedrängt, zumal in einer Zeit, deren weltgeschichtliche Aufgabe es ist, zum sittlichen Verständnisse und Genusse der Welt zu kommen.

„Berühren ihn jedoch (was unvermeidlich) diese Gebiete, so heftet er ihnen gewaltsam religiöse Beziehungen an und überzieht sie mit salbungsvollen Redensarten.

„Zugleich sucht er dem religiösen Gebiete durch Länge des Gebets und der Predigt, christliche Visiten, erweiterten Religions- und Bibelunterricht in der Schule namentlich, selbst in den Gelehrtenschulen, — hier, weil er das Alterthum als Gottes oder des Absoluten entleert behandelt — eine größere Breite zu geben.

„Auf dem Gebiete der Frömmigkeit und in seinem engeren Kreise schließt sich sodann der Pietismus mit Behagen in der „„Gemeinschaft““ der „„Auserwählten““ ab, und die **Konventikel** sind seine eigentliche Lebensluft. (Schilderung.) Weder das

---

bezahlen, in der That **durch** sein **Princip** keineswegs vor **revolutionären** Gesinnungen und Tendenzen gesichert sey," ist herbeigezwungen, und dürfte von den Pietisten zu den Verketzerungsmanoeuvers gerechnet werden, denen sich dieser Verfasser, sobald er sie gegen sich gerichtet glaubt, (in Nr. IX.) so abhold bezeigt.

Recht, noch das Ersprießliche dieser Zusammenkünfte ist in Abrede zu ziehen; nur sollten sie unter einer die Freiheit nicht beeinträchtigenden Leitung der Ortsgeistlichen stehen. *

„Nach ihrem Begriffe sollten diese sogenannten „„Stunden““ nur Absenker der kirchlichen Gemeinschaft seyn, aber sie machen Anspruch auf selbstständige Existenz und abgesonderte Gemeinschaft, und stellen sich im Werthe hoch über die kirchliche, was bei den Mitgliedern Hochmuth und Geringschätzung aller außerhalb Stehenden erzeugt. Denn faktisch ist jeder Andersdenkende ausgeschlossen und perhorrescirt. Von den Weltmenschen erhalten nur sittlich zweideutige Personen, die aus eigennützigen und unlautern Absichten die Pietisten machen, nicht selten Zutritt, weil man hofft, sie bekehren zu können, oder weil man sie aus Parteiwesen, als die Gemeinschaft vergrößernd, duldet. Jede Differenz in Glaubenssachen ist dem Pietismus ein Greuel; durch jene Heuchler aber kommen unreine Elemente hinein.

* Dieß ist in der Theorie ganz löblich, aber den Pietisten in praxi, wie dermalen die Sachen stehen, ohne Derision nicht zuzumuthen. Die Pietistenversammlungen haben sich in der neuern Zeit hauptsächlich dadurch erhalten oder gebildet, daß ihre Mitglieder für ihre kirchlich dogmatischen Ueberzeugungen in den Predigten und überhaupt in den Ansichten ihrer Geistlichen nicht genug Nahrung fanden. Wie nun, wenn ein schleiermacherisch-hegelisch gesinnter Ortsgeistlicher eine Versammlung zu leiten hätte, der bisher ein Doktor der heiligen Schrift (als Laie) präsidirt hätte. Müßte dieser sich nicht gefallen lassen, von einem Doktor der spekulativen Philosophie sich als einen beschränkten Lehrer des Buchstabens behandeln zu lassen? Wenn die Pietisten sich an der vollkommnen Heiligkeit dessen, der von keiner Sünde wußte, erbauen wollten, so müßten sie sich von ihrem Leiter die Belehrung aus Hegel gefallen lassen, daß keine konkrete Erscheinung je der Idee angemessen seyn könne.“ Wenn sie mit dem Apostel Paulus untereinander sprächen: Ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel; hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter den Menschen: so könnte ihnen ihr Präsident mit Schleiermacher entgegnen: „Die Thatsachen der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi, sowie die Vorhersagung von seiner Wiederkunft zum jüngsten Gericht, können nicht als eigentliche Bestandtheile der Lehre von seiner Person aufgestellt werden.“ — Einen Geistlichen dieser Ueberzeugung zum Leiter eines Konventikels machen, wäre so grausam, als wenn das preußische Kultministerium den Dr. Hengstenberg zum Redakteur en Chef der Hallischen Jahrbücher, oder den Dr. Strauß zum Redakteur der evangelischen Kirchenzeitung ernennen wollte.

„Gegen die Erklärung der h. Schrift in den Konventikeln läßt sich der Mangel an wissenschaftlicher Bildung, und gegen die Besprechung innerer Erfahrungen, das religiöse Zartgefühl, das diese zu prostituiren verbietet, als Hauptbedenken einwenden. —

„Der Pietismus verhält sich auf diese Weise gegen die Welt abgesondert und feindselig, gegen Matth. 9, 10 ff. 11, 19. Joh. 2. Matth. 5, 13—16.

„Die Begriffe von Tugend und Pflicht betreffend, so verkennt der Pietismus den (spekulativ vom Verf. definirten) Tugendbegriff, sofern derselbe darin enthalten ist, daß das Göttliche ein dem Subjekt innerlich einwohnendes, zur Natur gewordenes sey, während jener es als etwas von außen Kommendes und das Subjekt nur Durchströmendes annimmt.

„Die einzelnen christlichen Tugenden vereinigen sich in Glauben, Liebe und Hoffnung.* Glauben ist nichts anders als Weisheit, christlich gedacht, oder diejenige Willensbestimmung des Subjekts, vermöge welcher dasselbe, was ihm vorkommt, so aufnimmt, daß das Natürliche immer als von der Intelligenz in ihm beherrscht und erfüllt existirt.

„Diese Tugend muß beim Pietismus mangelhaft seyn, da er das Natürliche verkennt.

„Der Begriff der Liebe ist, daß sie, aus sich herausgehend, Gemeinschaft stifte mit dem außer ihr. Sie ist entweder auf gegenseitige Ergänzung der Eigenthümlichkeit des sittlichen Lebens des Einzelnen durch die aller Uebrigen gerichtet, oder aber sie macht ihren Gegensatz, das Natürliche außer ihr, sittlich belebend, zum Organ ihrer selbst und schließt sich in ihm wieder mit sich selbst zusammen.

„Diese Liebe ist nun allerdings als Liebe zu den Brüdern ein Hauptfaktor der Konventikel; aber die allgemeine Liebe (2. Petr. 1, 7.) fehlt.

„Die Hoffnung ist die Gewißheit des Erfolgs und der Vollendung sittlichen Handelns. Sie beschränkt sich beim Pietisten auf die Zukunft, ja sie hofft das Aufhören alles jetzigen Guten, Kunst, Wissenschaft und Politik.

* Die nachfolgenden merkwürdigen drei Definitionen machen die Abweichung der spekulativen Theologie von der bisher gültigen christlichen Moral höchst anschaulich.

„Andre christliche Tugenden üben die Pietisten allerdings mit löblichem Eifer: Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit [Keuschheit und Mäßigkeit].

„Im Pflichtbegriff ist das Sittliche unter der Form der Handlung aufgefaßt. Hier ist vor allen Dingen der Pietismus darum zu loben, daß er den unstatthaften Begriff des Erlaubten (der Adiaphora) nicht, und nur pflichtmäßige oder pflichtwidrige Handlungen anerkennt. Darin ist er in Uebereinstimmung mit der Philosophie und dem Princip wahrer christlicher Sittlichkeit. Aber er subsumirt falsch, indem er die Handlungen nicht auf die Gesinnung zurückführt. Und so erklärt er denn Gesellschaften, Spiel, Tanz, Ball, Theater, Kleiderputz für verwerflich. Dinge, die freilich Viele zur Sünde führen, weil sie sich dabei nur vom sinnlichen Triebe bestimmen lassen, aber dieß entscheidet nicht über ihren objektiven Werth."

Die spekulative Theologie unternimmt es nun, die Sittlichkeit und Pflichtmäßigkeit nicht nur des Besuchs der öffentlichen Gesellschaften, sondern auch des Spiels, als eines vom sittlichen Triebe Geforderten, und des Tanzes, der, als künstlerisch berechtigt, in der öffentlichen Geselligkeit nicht fehlen darf, zu begründen, * und beruft sich in Beziehung auf den letztern auf zwei

* Hier erscheint bei dem spekulativen Gegner sogar der kategorische Imperativ, der sonst nicht eben bei ihm beliebt ist: „der Tanz **soll** in der öffentlichen Gesellschaft, wenn auch in einer untergeordneten Stellung, gleich dem Spiele, keineswegs fehlen." S. 263.

Es wäre interessant, von der spek. Theologie, die keine Adiaphora statuirt, auch ein ethisch-ästhetisches Bedenken über Inhalt und Form der verschiedenen Sinnengenüsse zu erhalten, wo dann auch über die Pflichtmäßigkeit oder Pflichtwidrigkeit des Schnupfens und Rauchens entschieden werden müßte. Die gleichfalls den Begriff des Erlaubten nicht kennenden Pietisten haben etwas inconsequent zu Gunsten dieser epikureischen Genüsse längst durch eine starke und öffentliche Praxis entschieden, und würden vielleicht ihre Ansicht auch philosophisch rechtfertigen, indem sie das Schnupfen für ein typisches und vorbildliches Essen, das Rauchen für ein solches Trinken erklären könnten. Dagegen würde das Kunstpflichtbewußtseyn die Spekulation zur Verwerfung beider Thätigkeiten bestimmen, zumal da das Begriffswidrige eines solchen Scheinessens und Scheintrinkens leicht nachgewiesen werden könnte. Und so dürfte denn, bei erweiterter Controverse, leicht der Fall eintreten, daß ein Pietist einem geistlichen Hegeliten den Vorwurf machte, er habe in der Jugend

Urtheile Luthers. Auf dieselbe Weise wird von ihm die Mode und das Theater gegen die Verdammung des Pietismus in Schutz genommen.

Den Schluß dieses Abschnittes bildet das Epiphonema, daß das Christenthum und insbesondere auch jene ethische Seite desselben siegen werde, aber in freier geistiger Glaubensform.

Ein vierter Abschnitt behandelt die geschichtliche Stellung und Bedeutung des Pietismus, der als eine wesentlich der protestantischen Kirche angehörige Gestalt des christlichen Bewußtseyns, aus dessen materiellem Princip der Hauptlehre von der Rechtfertigung fließend, anerkannt wird. „Wohl aber zu unterscheiden ist zwischen diesem Princip an sich und seiner geschichtlichen Ausführung und Entwicklung. Dasselbe ward mit der Reformation nicht sogleich in allen seinen Consequenzen anerkannt und auf allen Punkten des religiösen Bewußtseyns durchgeführt. Es geschah dieß erst allmählig. Das katholische Princip war zwar negirt; aber der Protestantismus hatte Manches aus dem Katholicismus herübergenommen. Einen Vorschritt im Princip that nun der ältere Spener'sche Pietismus. In der damaligen Orthodoxie kam das Princip der katholischen Kirche, freilich modificirt, wieder zum Vorschein. In der Sphäre des Handelns war die Wiedergeburt zurückgetreten oder zu einer Verstandessache gemacht, oder, ohne Haltung des Taufbundes, war die Bestätigung desselben auf die Seite Gottes geschoben worden. Nach beiden Seiten hin brachte der alte Pietismus Innerlichkeit und Subjektivität wieder zu ihrem Rechte, und machte ihr Princip in seiner vollen Intensität geltend.

„Ganz anders der moderne Pietismus. Die Hauptdenkweisen unsrer Zeit sind der verschwindende Supranaturalismus, der Rationalismus und die spekulative Theologie. Die beiden erstern stehen in wesentlicher Beziehung zum protestantischen Princip, aber sie stellen seine beiden Momente einander abstract getrennt gegenüber, jedoch so, daß der Supranaturalismus durch seine Beweislust mit Einem Fuße im Rationalismus steht und der Rationalismus keineswegs frei vom Dogmatismus des Supranaturalismus ist.

„Der moderne Pietismus trägt nun das protestantische Princip der Subjektivität allerdings in sich, er trat damit dem

---

getanzt, und der Hegelit einem geistlichen Pietisten, er habe im Alter zu schnupfen angefangen, und vielleicht sogar auf der Kanzel sich diese Pflichtwidrigkeit erlaubt.

Supranaturalismus, mit dem Anspruch auf Verinnerlichung der Lehre, dem Rationalismus mit einem tieferen Inhalt des Bewußtseyns entgegen. Allein er ist eine durchaus widersprechende Gestaltung des christlichen Bewußtseyns; er hat den Inhalt des Glaubens ohne das volle Bewußtseyn, kämpft, die Orthodoxie verfechtend, gegen sein eignes Princip, und verläugnet den Protestantismus im theoretischen und praktischen Bewußtseyn.

„Die konkrete Versöhnung der beiden Momente des Protestantismus, des objektiven und des subjektiven, enthält nur die spekulative Theologie. In ihr wird das Christenthum auf der einen Seite als Offenbarung, auf der andern als höchste Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes dargestellt. Sie erkennt das Wesen der Religion nicht als Lehre, sondern als eine eigenthümliche Bestimmtheit des Selbstbewußtseyns. Die Grunddifferenz zwischen ihr und dem Pietismus ist die, daß er auf der Stufe des unmittelbaren, sinnlichen Erkennens, sie aber auf dem Standpunkte des spekulativen Denkens steht. Je mehr sie ins allgemeine Bewußtseyn übergehen wird, desto mehr wird sich der Pietismus verlieren und der Geschichte als ein vorübergehendes Moment im Entwicklungsgange des Protestantismus anheimfallen.“ *

Während der zweite Theil dieses Angriffs auf den Pietismus die Antwort ziemlich erschwerte, machte der erste die Vertheidigung desto leichter und drei Stimmen ließen auf Einmal sich hören. Zuerst erhob sich der Christenbote, welcher die Veranlassung zu dem ganzen Streite gegeben hatte, und berief sich unter Anderm auf die Entschiedenheit, mit welcher diese Schrift jedem evangelischen Christen in Deutschland nur eine einzige Wahl übrig lasse, entweder Pietist zu seyn, oder der Fahne der spekulativen Theologie zu folgen. **

„„Mit den Vermittlungsvorschlägen, an welchen der theologische Büchermarkt bisher so reich war, scheint es von nun an

* Wir wiederholen, daß es unthunlich war, aus einer 325 große Oktavseiten enthaltenden Schrift statt eines Gedankenauszugs einen wörtlichen Auszug auf so wenigen Blättern zu machen. So weit möglich, sind indessen auch die Worte gelassen worden. Der Berichterstatter hat optima fide gehandelt, und versieht sich nicht des Vorwurfs der „Lüge und Verleumdung,“ den Nro. VII. gegen Nro. IV. schleudert.

** IV. S. 6 ff.

vorbei zu seyn. Die Zwitternaturen von gemäßigtem Vernunftglauben und gemäßigtem Offenbarungsglauben müssen ihre Segel streichen, und die, die so gerne bisher bald herüber, bald hinüber in die Heerlager der Parteien sich gestohlen haben, um von beiden zu profitiren, müssen ihr Visir öffnen, damit man ihnen ins Gesicht sehen, und die Losung aus ihrem Munde vernehmen kann.""

Hierauf beklagt sich der Christenbote über das dem Pietismus gestellte Horoscop, daß derselbe allmählich an seinem innern Widerspruche zu Grunde gehen und in die Anschauungsweise der spekulativen Theologie sich auflösen werde, was zu der von dem Gegner gerühmten Rührigkeit desselben nicht passen wolle. Weiter heißt es dann:

„„Die (angebliche) Haltungslosigkeit des Pietismus beruht darauf, daß er ein innerliches Christenthum will und daneben doch einen historischen und persönlichen Christus, daß er eine innere Anerkennung unsrer Sündhaftigkeit und doch daneben die Anerkennung eines äußerlichen, wirklichen und geschehenen Sündenfalls verlangt, daß er von einer innerlichen Aneignung der Erlösung und Versöhnung, und doch daneben von ihrer äußern historischen Begründung im Tode und Blute Christi spricht, daß er einen innerlichen Kampf mit der inwohnenden Sünde, und doch zugleich Wachsamkeit gegen die Versuchungen des von außen uns versuchenden Teufels uns zur Pflicht macht: kurz, daß er neben seinem Streben, den Glaubensinhalt ins Gemüth hineinzuführen, doch die äußeren Träger seines Glaubens, namentlich die Geschichte seines Heils sich nicht rauben lassen will.""

Hier wird denn ein wirklich höchst merkwürdiges, prophetisches Wort Bengels angeführt, das (aus Burks Leben und Wirken J. A. Bengels S. 303 entlehnt) wörtlich so lautet:

„Die Lehre vom innern Worte wird noch erschrecklich viel Unheil anrichten, wenn einmal die Philosophen anfangen werden, sich ihrer zu bedienen. Sie werden, um menschlich zu reden, den Kern ohne Butzen, Hülse und Schale haben wollen, d. i. Christum ohne die Bibel, und werden so aus dem Subtilsten ins Gröbste fortschreiten, ohne zu wissen, wie ihnen geschieht. Da bricht Naturalismus und Fanatismus (Unglaube und Schwärmerei) zusammen, und man trifft bereits bisweilen bei einem verdüsterten Gemüthe beiderlei Schaden an."

Die Anwendung macht nun der Christenbote auf das von ihm angezeigte Buch durch alle einzelnen Stücke des dogmatischen Theils. Ganz klar ist ihm (aus **III.** S. 103): „„daß nach der spekulativen Theologie Christus, d. h. die Person Jesu von Nazareth, durch Leiden, Sterben und Auferstehen uns nichts wesentlich erworben und erkämpft hat. Der Mensch erlöst sich ja im Gegentheile selbst dadurch, daß er den Gedanken von der Einheit des Göttlichen und Menschlichen in unserer Natur auffaßt, als deren Bild Christus — man weiß selbst nicht, warum* — angenommen wird. Sobald nun der Mensch diesen Gedanken sich aneignet, sobald hat er auch, wie unser Verfasser lehrt, die Versöhnung erlangt und ist des gottmenschlichen Lebens theilhaftig geworden.""

Der Christenbote ertheilt auch dem Gegner „„Einen Rath: statt mit sanguinischen, offenbar sehr unsichern Hoffnungen vorwärts in die Zukunft zu blicken, lieber die große Lehrerin der Menschheit, die Geschichte, ein wenig um Rath zu fragen und rückwärts zu schauen. Aus ihr könnte er lernen, daß das von ihm sogenannte freie und geistige Christenthum durchaus nicht jetzt das erste Mal im Kampfe zusammentrifft mit dem positiven, am geoffenbarten Worte und an einem im Fleische erschienenen und durch Tod und Auferstehung zur Herrlichkeit eingegangenen persönlichen Erlöser festhaltenden Christenthum. Wer aber den Sieg bisher davongetragen, wissen wir. Die Zukunft der Kirche ruht in guten Händen. Das, was dem Pietismus als Parteiwesen, Einseitiges, Uebertriebenes, Unevangelisches anklebt, das wird, wie alle wahren Pietisten wissen, mit der Zeit fallen. Der Verf. hatte volle Freiheit, das scharf zu tadeln und zu rügen.""

Aber sehr Unrecht that der Christenbote, die Hälfte der Rüge nicht zu prüfen, und an dem gehaltreichen ethischen Theile des gegnerischen Buches unter dem schnöden Vorwande vorüber zu gehen, daß er der Berichterstattung herzlich müde sey. ** Nur die spekulative Theorie des Tanzes und Spiels unterwirft er einer anklagenden Kritik, indem er hinzusetzt: „„Das ist einmal eine einladende Musik für unsere tanzlustige Jugend, und zwar aus

* S. 14. In diesen sechs Sylben ist die gründlichste Widerlegung des spekulativen Christenthums enthalten, soweit dasselbe auf Hegel fußt.

* **IV.** S. 18.

dem Munde eines Geistlichen und Seelsorgers! Wir schweigen und trauern.““ * —

Ein andrer Vertheidiger des Pietismus (Nr. V.), ein Doktor der heiligen Schrift, trat mit Vorsicht und in gehaltenem wissenschaftlichen Tone auf. Er wirft dem Gegner (Nr. III.) vor, „„daß in seiner ganzen Schrift nichts Positives sey, als die Idee, daß er die Darstellungen der pietistischen Dogmen auf die Spitze getrieben, die extremsten Punkte ihrer Ansichten, zu denen sich heutzutage weit nicht alle denkenden Pietisten bekennen, vorangestellt.““ Alsdann entwickelt er sein eigenes Glaubensbekenntniß. „„Er glaubt nicht, daß die Sünde nur von außen an den Menschen gekommen, er findet die Möglichkeit zu sündigen in der menschlichen Natur, und versichert, daß alle redlichen Pietisten im Praktischen die Sünde nicht außer sondern in sich, und in der Erbsünde (ein unpassender und nicht aus der Schrift stammender Ausdruck, den auch der Doktor verwirft) nicht eine Entschuldigung, sondern eine Erklärung ihrer Sünden suchen, und wenn von Schuld die Rede ist, den größten Theil derselben auf die Selbstthätigkeit als Hauptfaktor legen. Eben so wenig ist die Lehre von der Zurechnung der Sünde Adams äußerlich gemeint, sondern nur ein Versuch, die Thatsache des Zusammenhangs seiner Sünde mit der Sünde der Nachkommen zu erklären. Die totale Verderbtheit der menschlichen Natur durch den Sündenfall schließt (ihm wenigstens) die Empfänglichkeit fürs Gute und für die göttliche Einwirkung nicht aus, und einen Anknüpfungspunkt im Menschen für das Göttliche nehmen gewiß die bessern Pietisten an.

„„Die Fähigkeit der Juden und Heiden, außer Christo etwas wahrhaft Gutes zu vollbringen, schreibt er der besondern Wirkung des göttlichen Geistes zu, welche ihm aber, sowohl dem Grade als der Art nach, von der Oekonomie des neuen Bundes verschieden ist.

„„Diese Wahrheiten alle werden dem Wiedergebornen durch Erleuchtung zu Theil, sind ihm aber nicht bloß zum Glauben, sondern auch zum Begreifen und Verstehen gegeben.

* Mit dieser Pharisäermiene wird der Pietismus keine Proselyten machen. Frage er sich auf's Gewissen, ob er den Tanz immer und gegen Jedermann, offensiv zu Werke gehend, verdammt.

„„Auch die Pietisten betrachten das Verhältniß Gottes zur Welt als ein immanentes. Viele mögen sich darüber immerhin nicht klar seyn; aber gewiß gibt es eine Formel, durch welche die Abhängigkeit alles Endlichen vom absoluten Wesen, und doch zugleich der reale Unterschied zwischen beiden ausgesprochen, letzteres aber von aller Schuld des Bösen, das geschieht, freigesprochen würde. Der Besitz dieser Formel ist aber der spekulativen Theologie abzusprechen.

„„Der Ausdruck: drei Personen in der Gottheit ist ein ungeschickter Nothbehelf. Aber der Doktor glaubt an den dreieinigen Gott; denn nur dadurch, daß er dreieinig ist, kann er Selbstbewußtseyn haben. Der Vater erkennt sich selbst in seinem Sohne durch seinen Geist, sprechen mit Melanchthon die meisten Pietisten.

„„In Beziehung auf die stellvertretende Genugthuung und die Zurechnung der Gerechtigkeit Christi hält er es weder mit der Aeußerlichkeit der meisten Pietisten, noch mit der puren Subjektivität seines Gegners. Der Glaube an Christum, welchen Gott in uns wirkt, wird uns zur Gerechtigkeit angerechnet, obgleich wir ihn nicht selbst hervorgebracht haben. Christus hat uns durch seinen Tod versöhnt, aber diese Thatsache ist unzertrennlich von seiner Auferstehung, Himmelfahrt und hohpriesterlichen Wirksamkeit; nur dadurch konnte Christus uns sein neues, himmlisches Wesen mittheilen. So glaubt er auch an das verklärte Blut Christi (Joh. 6.) aus dem einfachen Grunde, weil es in der heiligen Schrift steht.

„„Daß auf das Gebet der Glaubigen Gott von seinen Planen abweiche, kann nur sehr uneigentlich gesagt werden. Im Rathschlusse Gottes ist Rücksicht genommen auf die Gebete, die der Geist Gottes, der diesen Rathschluß kennt, den Glaubigen eingiebt. Gebete werden also nur erhört, wenn sie nach dem Willen Gottes eingerichtet sind.

„„Zuzugestehen ist, daß der vulgäre Pietismus nicht auf einer Stufe steht, auf welcher systematische Begründung und Durchbildung der Lehren möglich wäre. Aber die Kritik des Gegners trifft auch die wissenschaftlich gebildeten Theologen, die sich Pietisten schelten lassen müssen. Was gegen diese vorgebracht wird, trifft zugleich die Kirchenlehre. Ja die spekulative Theologie scheint unter dem Aushängeschilde des Pietismus dem bis

jetzt noch rechtskräftigen kirchlichen Lehrsystem einen Stoß versetzen zu wollen, indem sie die normirende Autorität der heiligen Schrift ganz in den Hintergrund stellt.

„„Gerade diese Ansicht von der heiligen Schrift beweist die gänzliche Verschiedenheit beider Standpunkte. Der Vertheidiger des Pietismus steht auf dem festen Lande der Geschichte und der in der Bibel niedergelegten göttlichen Offenbarung. Der spekulative Theolog aber schwebt auf seinem leichten Kahne auf den schwankenden Wellen des christlich-frommen Bewußtseyns, oder im Luftschiffe der Idee umher. Diese Idee aber, die sich auf kein geoffenbartes Wort stützt, kann so lange nicht auf absolute Wahrhaftigkeit und Geltung Anspruch machen, als nicht die Erfahrung durch ihre allgemeine Verbreitung ihre Macht geoffenbart hat. Mit der Idee droht vielmehr die Kirche gänzlich in Willkürlichkeit und Subjektivität zu zerfallen, oder die Macht der Idee zu einem Papstthum zu werden, dem die Herrschaft des göttlichen Wortes doch gewiß vorzuziehen ist, welche er, der Sprecher, für den Pietismus unumwunden als Glaubensnorm bezeichnet. Und zwar erstreckt sich diese Norm auch auf das alte Testament.

„„Bei der spekulativen Voraussetzung der Identität des göttlichen und menschlichen Geistes muß freilich die Entwicklung des göttlichen Geistes mit der des menschlichen gleichen Schritt halten, weil dem letztern das Bewußtseyn seiner Einheit mit Gott nur allmählich aufgeht; da kann auch das alte Testament nur eine niedrigere Stufe seyn. Aber die Pietisten setzen einen realen Unterschied zwischen Gott und der Welt, da brauchen die ersten Offenbarungen Gottes nicht nothwendig darum unvollkommen gewesen zu seyn, weil sie in die Kinderjahre des Menschengeschlechts fielen.

„„Was aber die Lehre von Gott betrifft, so liegt dem Systeme der spekulativen Theologie, trotz ihrer Verwahrung, ein pantheistisches System zu Grunde. Denn für so bornirt — so bricht endlich der gemäßigte Doktor los — sollten Sie doch andre Leute nicht halten, als ob sie gar nicht kapabel wären, die hohe Weisheit Ihrer Wissenschaft zu begreifen, was ja ohnehin ein ungünstiges Präjudiz entweder für [gegen] Ihr System, oder für [gegen] Ihre Schreibart erwecken müßte.""

„„Offenbar lassen auch die gelindesten Ausdrücke der spekulativen Theologie die Erklärung zu, als ob Gott und die Welt

in jeder Hinsicht identisch wären, als ob Gott kein persönliches Wesen mit einem von dem Selbstbewußtseyn der Geschöpfe unterschiedenen Selbstbewußtseyn wäre, sondern nur in den Individuen seiner selbst sich bewußt würde, und als ob der Zweck der Heilsanstalt darauf hinauskäme, in dem Menschen das Bewußtseyn seiner Einheit mit Gott zur höchsten Lebendigkeit zu bringen.

„„Vernunft und christliches Bewußtseyn setzen den Menschen als frei; mit diesem Begriff aber ist der eines gesonderten Selbstbewußtseyns nothwendig verbunden. Die vernünftigen Geschöpfe haben kein eigenes Leben, keine eigene Kraft in sich selbst, aber einen freien, d. h. unabhängigen Willen, der als etwas Zeitloses, von Gott unbestimmt Gelassenes zu betrachten, und vom Begriffe des liberum arbitrium wohl zu unterscheiden ist. In der Offenbarung dieses Willens sind sie freilich von dem, der alle Dinge trägt, abhängig, aber die Unterscheidung zwischen dem persönlichen Bewußtseyn Gottes und dem des Menschen ist doch dadurch gerechtfertigt.““

Der Verfasser von Nr. V. spricht noch weiter seinen felsenfesten Glauben an die Weltregierung des zur Rechten Gottes erhöhten Christus aus, „„wobei die Wirksamkeit des unsichtbaren Gottes nicht aufgehoben, sondern nur auf eine neue Weise fortgesetzt wird, in so fern Gott, der mit dem Menschen Christus persönlich eins ist, seinen Willen in Erneuerung der Menschheit offenbart, zu welcher alle Geschöpfe, vernünftige und leblose, werkzeuglich mithelfen müssen, so daß Christo die ganze Welt mit Allem, was darauf ist, unterthan ist.

„„Dagegen glaubt der spekulative Theolog nur an einen, noch in den Gläubigen vorhandenen Geist Christi, der nichts Objektives, Persönliches, Konkretes ist. Auch lassen seine Aeußerungen (III. S. 154 ff.) schließen, daß derselbe nicht bloß ein Wiedersehen, sondern überhaupt keine persönliche Fortdauer nach dem Tode statuirt, denn den biblischen Grundsatz, daß jenseits geerntet werde, was man hier gesäet hat, kann man nur läugnen, wenn man jene läugnet. Entweder ist dieses Theologen Himmel auf der Erde, oder es ist seine Ewigkeit grade so mit dem Zeitlichen vermischt, wie er dem Pietismus schuld gibt.

„„So wenig die Erde eine tabula rasa ist, so wenig ist es der Himmel, auf den der Verfasser hofft, weil Gottes Wort nicht lügt. Das Pietistenvolk begnügt sich allerdings nicht mit dem Christus, den es unmittelbar in sich hat. Wenn man sich befriedigt und selig in dieser Gemeinschaft fühlt, so kann man nur wünschen, den Genuß auch nach dem Tode fortgesetzt zu sehen. Wahrscheinlich hält auch sein Gegner mit dem Herzen die kostbare Hoffnung fest, welche sein Verstand unter den logischen Formeln eingebüßt hat.

„„Von dem protestantischen Volke kann die spekulative Ansicht wohl nie adoptirt werden, da sie nicht zur Evidenz des populären Ausdrucks kommen kann, und dem Volke statt willkommener, konkreter Besitzthümer nur luftige Ideen bietet, papierne Assignaten, statt den kompakten, massiven Goldmünzen."" —

Gleichzeitig mit diesem theosophischen Vertheidiger trat ein, wie es scheint, noch mehr außerhalb der Partei stehender, biblischer Theolog in Nr. **VI.** mit einer an Freunde und Feinde des Pietismus gerichteten Zugabe zu Nr. **III.** hervor. Auch er läßt dem Verfasser der letztgenannten Schrift in Beziehung auf die Mäßigung seines Tones Gerechtigkeit wiederfahren, wendet sich aber alsbald zur Vertheidigung des Pietismus.

„„Die Ungerechtigkeit, denselben der Scheinheiligkeit zu bezüchtigen, — sagt er — kommt daher, daß man voraussetzt, wer fromm seyn wolle, bei dem müsse auch sogleich jegliche Sünde wirklich aufhören und keine Spur mehr vorhanden seyn.""

Zugleich erinnert er an die strenge Kirchenzucht, welche die Pietisten unter sich selbst üben. Sodann wendet auch er sich entschieden gegen Nr. **III.**, und zwar mit folgenden Hauptvorwürfen:

„„Der Gegner des Pietismus, statt seinen Standpunkt entschieden zu bezeichnen, zieht es vor, sich mit einer gewissen Unbestimmtheit in schwankender Weise auszudrücken, die um so unangenehmer auffällt, da in Folge hiervon auch die Darstellung des Pietismus schief geworden ist.

„„Was kommt dem Verfasser von Nr. **III.**, einem Schüler Hegels, doch an, auf einmal, S. 26, sich ganz schleiermacherisch vernehmen zu lassen, und dem Pietismus zuzumuthen, die Dogmen nur für Aussagen des religiösen Bewußtseyns anzusehen? Bekanntlich hat Strauß mit seinem **taceat mulier in ecclesia**

längst diesem religiösen oder christlichen Bewußtseyn die Thüre gewiesen, und auf der Universität wird den jungen Leuten, noch ehe sie Schleiermachern studieren, bereits in den Kopf gesetzt, wie tief unter dem Niveau der gegenwärtigen Bildung der subjektive Standpunkt Schleiermachers stehe.

„„Doch zu dem Postulate des Gegners! Der Schein des bloß Gegebenen, bloß Gegenständlichen, soll aufhören. Das will auch der Pietismus: nicht bloß für uns einen Christus, sondern in uns. Nun aber welch ein Sprung, wenn Jener verlangt, deßwegen soll das Gegebene z. B. die Geschichte Christi nur als Aussage des religiösen Bewußtseyns angesehen werden. Daß das Geschichtliche zugleich Idee sey, läugnet kein Vernünftiger, auch der Pietismus nicht. Diese Manier, ganz unschuldig und nur in dem biblisch Gegebenen und zugleich mit ihm etwas Ideales zu verlangen, dann aber den Pietismus anzuklagen, daß er nicht das Ideale allein festhalte, geht durch das ganze Buch, indem in Beziehung auf alle Dogmen der Pietismus, weil dieser die spiritualistische Einseitigkeit des Verfassers verschmäht, sogleich der entgegengesetzten naturalistischen Einseitigkeit beschuldigt wird.""

Der Verfasser vindicirt sodann dem Pietismus wahre Innerlichkeit. Ferner zeigt er, „„daß die dogmatischen Vorwürfe des Gegners eigentlich die Kirchenlehre treffen. Sobald der Kirche das Faktum der Erscheinung Gottes im Fleische genommen wird, so bleibt wohl für die philosophische Schule, aber nicht für die Kirche mehr, der Boden. Daher die Hegel'sche Consequenz, daß die Kirche zuletzt aufhören müsse.

„„Hegel und seine Schule verwechseln den Pietismus durchweg mit dem kirchlichen Glauben und mit schon früheren Erscheinungen. Darunter gehört die Tändelei, die längst in geistlichen Liedern herrschte und welcher in Württemberg zuerst der Pietist Hiller steuerte. Auch die sinnlich-äußerliche Auffassung mancher Lehren (wie z. B. positive Höllenstrafen) sind Vorstellung des christlichen Volks überhaupt, nicht der Pietisten insbesondere.

„„Daß der Gottesdienst diesen letztern ein opus operatum seyn soll, ist ganz falsch. Vielmehr sind sie es, die einem ihnen mißfälligen Prediger zuerst aus der Kirche wegbleiben. Im Uebrigen aber liegt das katholische Element auch hier im Volke überhaupt, nicht in den Pietisten.

„„Der Grundfehler des gegnerischen Buches ist dieser, daß von dem Verfasser der Pietismus durchweg als ein theologisches System behandelt wird. Wie wäre dabei möglich, daß auch Schleiermacherianer Pietisten seyn könnten?* Der Pietismus ist kein System, er ist wesentlich Gemeinschaft, und dieser Begriff ist ein ursprünglich christlicher, der sich in der Kirche realisirt. Allein die Kirche ist erst noch eine werdende, daher weder bereits eine Gemeinschaft der Heiligen, noch bereits eine wahre, d. h. durch Liebe verbundene Gemeinschaft. Der Katholicismus sieht das nicht ein, oder vielmehr er ignorirt es; darum gibt es in seinem Schooße keinen Pietismus. Die evangelische Kirche aber hat dieser Einsicht gerade ihre Entstehung zu verdanken, und macht daher nie Anspruch als Kirche vollkommen zu seyn, daher sie auch von der sichtbaren Kirche die sogenannte unsichtbare Kirche unterscheidet. Allein sie hat die Tendenz in sich, diese unsichtbare Kirche nicht absolut unsichtbar zu lassen, sondern sie, soweit immer möglich, zu realisiren, und zwar nicht erst jenseits, sondern jetzt. Diese Tendenz nun ist die Wurzel, aus welcher der Pietismus entsprossen ist. Die Weissagung seines baldigen Untergangs wird so wenig in Erfüllung gehen, daß es vielmehr, so lange es eine evangelische Kirche gibt, auch einen Pietismus geben wird.

„„Aber er ist darum weder die wahre Kirche, noch macht er die sichtbare Kirche entbehrlich. Zwar sofern die äußere Organisation der Kirche nicht ursprünglich in ihrem Begriffe liegt, als einer Gemeinschaft der Heiligen, stellt allerdings der Pietismus die in ihrer Totalität noch unsichtbare Kirche reiner dar, als die sichtbare Kirche. Aber es fehlt diesen äußern Vereinen doch die äußere Existenz allgemeiner Einheit, Organisation, Cultus. Daher muß es eine sichtbare Kirche geben, und der Pietismus ist zwar die großartigste [? **] Repräsentation einer unsichtbaren Kirche, aber jeder andere freie Verein, dessen inneres Band gleicherweise Glaube, Liebe und Heiligung ist, wie z. B. Freundschaft, Ehe, kann sie auch repräsentiren.

„„In Württemberg halten sich auch die Pietisten an die sichtbare Kirche, sie besuchen den Gottesdienst fleißig, und wenn

* Allerdings die sonderbarste Spielart von theologischen Wesen.

** Dagegen protestirt auch Nr. IX.

sie sich zurückziehen, so liegt die Schuld nur an dem Prediger.

„„Am genauesten bezeichnet den Pietismus sein durchgehender Gegensatz gegen die Welt. Er bewegt sich hier so ziemlich in demselben Ideenkreise wie die erste christliche Gemeinde.* Auch nimmt er deßwegen einen Zeitpunkt der Wiedergeburt an, was nur dann falsch wäre, wenn es zur Bedingung für Jeden, der ein Christ werden wollte, gemacht würde.

„„Dadurch aber, daß der Pietismus an jener ursprünglichen christlichen Ansicht immer noch fest hält, kommt er gewissermaßen in Konflikt mit der offenbaren Wirklichkeit, in welcher jener ursprüngliche Gegensatz zwischen Gott und der Welt seine Schärfe und Spannung allmählich verloren hat. Kunst, Wissenschaft, Staat, Volkssitten haben ja schon vom Christenthum, zum Theil wenigstens, Gestalt und Färbung empfangen; unsre ganze Kultur wäre, was sie ist, ohne das Christenthum nicht geworden.

„„Nicht daß der Pietismus unterscheidet, ist zu tadeln; aber die praktische Anwendung des Begriffes Welt ist das Schwierige. Das Christenthum des großen Haufens ist zu heiter, das des Pietismus ist zu finster; aber die letztere Einseitigkeit ist doch die bessere. Die Absonderung von der Welt beim Pietismus ist übrigens Geschmackssache, und nur bei Einzelnen wird sie unchristlich.""

So von drei Seiten zugleich angegriffen, machte der spekulative Gegner zuerst (in Nr. VII.) Fronte gegen den Christenboten, dem er sein Ketzergericht vorwarf. Diese Verketzerung soll hauptsächlich darin bestehen, daß der Christenbote ihn mit Strauß parallelisirt. „Wenn er aber Strauß verläugnet hätte, müßte er

* Das eben ist eine abzuweisende Prätension des Pietismus, sich allein für die wahre und ursprüngliche Christengemeinde zu halten, und gegenüber von allen andern Christenmenschen, als sofort Weltmenschen und Heiden, den katholischen Verdammungsspruch: extra ecclesiam nulla salus ohne weiteres geltend zu machen. Im Durchschnitt aber thun dieses die Pietisten, und man hat einen Solchen von einem bibelgläubigen Geistlichen, der die Stunden nicht besucht, sagen hören: „„Er ist eben auch ein Pfarrer"" (d. h. kein Bruder, kein Christ); „„doch, Gottes Wort predigt er, das ist wahr.""

in einer Zeit falscher Feigheit und Hypokrisie sich vor sich selber schämen. Strauß ist ein Mann von mehr Charakter und wahrhafter Sittlichkeit, als Viele, die sich über ihn erheben." Ferner wird dem Christenboten sein unehrliches Lärmschlagen vorgeworfen und ihm gesagt, daß er die innere Nothwendigkeit wissenschaftlicher Untersuchungen, die interesselose Beschäftigung mit Gegenständen der Wissenschaft, strengen, systematischen Gedankenvorschritt nicht begreife. Als Verketzerung wird es auch bezeichnet, daß dem spekulativen Theologen die Läugnung des historischen Christus schuld gegeben werde, welchen Verdächtigungen er einzelne Stellen aus seiner Schrift entgegenhält, übrigens auf die ganze Anlage seiner Schrift verweist, jene Behauptung, der wissenschaftlichen, versprochenen Ruhe vergessend, für Lüge und Verläumdung, und den Rezensenten des Christenboten für einen Falsarius erklärt. Dann versucht er zu beweisen, daß seine Schrift (Nr. III.) die Lehre des Pietismus nicht [nicht ganz und gar] mit der Kirchenlehre identificire. Er ist sich wohl bewußt, mit dem tiefsten Grunde seiner Denkweise in dem protestantischen Princip zu wurzeln, und schließt, nachdem er noch die Uebergehung seines ethischen Theils durch den Beurtheiler gerügt hat, mit der Versicherung, daß der Widerspruch, welcher sich auf manchen Seiten gegen den Pietismus erhebe, nicht sowohl dem einfachen Pietismus, als solchem, gelte, der bisher anspruchlos, in der Stille, und oft segensreich gewirkt hat, als vielmehr jener modernen Fraktion des Pietismus, die mit herrschsüchtigen Absichten sich über alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft zu verbreiten sucht, alles ihr Widerstrebende mit den unedlen Waffen der Verketzerung und Verdächtigung anfällt, es aus Kirche und Staat ausstoßen und so sich selbst die Stellung einer allein herrschenden und allein seligmachenden Kirche erringen möchte." —

Auf Nr. VII. nimmt der Verfasser von Nr. VI. in einer Nachschrift noch Rücksicht. Er bemerkt, „„daß die Stellen, welche der Gegner des Christenboten aus seiner ersten Schrift (Nr. III., 35. 70.) diesem entgegenhalte, um zu beweisen, daß auch er einen historischen Christus habe, nur um so besser zeigen, wo der Fehler verborgen liege. Dieselben reden nämlich nur von der Geschichte, als der Trägerin, als der nothwendigen Verwirklichung

der Idee überhaupt; ja die erstre Stelle rechne offenbar den historischen Christus nur zu den einzelnen Gestalten, einzelnen Organen der Allgemeinheit: er ist ein einzelnes Exemplar, in dem darum der ganze Reichthum der Idee nicht koncentrirt seyn kann. Darüber aber wird ja eben geklagt.

„„Unser spekulativer Theolog ist allerdings positiver als Strauß, bei dem der historische Christus nur die Veranlassung wird, daß in der Menschheit die Idee der Einheit Gottes und des Menschen zum Bewußtseyn kam. Wenn nun Jener nicht uneigentlich und zweideutig reden will, so muß er in der historischen Person Jesu von Nazareth die Einheit des Göttlichen und Menschlichen realiter vorhanden annehmen. So ist ihm denn die Existenz Christi allerdings nothwendig, aber nur, damit die Idee zum Bewußtseyn komme. Die Geschichte Christi hat hiernach bloßen Werth im Gebiete der Geschichte, für die Religion, als solche ist sie, wenn einmal die Idee in der Menschheit lebendig geworden ist, überflüssig, und nur noch als Symbol zu gebrauchen.

„„Das aber ist's eben, was dem kirchlichen Bewußtseyn und Glauben widerstreitet. Unvertilgbar ist nämlich das Bewußtseyn der Sünde, als eines, die Persönlichkeit des Menschen umfassenden, realen Verderbens; deßhalb kann auch die Erlösung nur dann eine wahre und wirkliche seyn, wenn sie die Regeneration der Persönlichkeit ist: dieß aber vermag nur durch eine Persönlichkeit, ein persönliches, Gott-menschliches Leben, das sich durch persönliche That offenbart, zu geschehen. Sobald daher der persönliche historische Christus nur als Anfangspunkt der neuen Lebensentwicklung gesetzt wird, dessen persönliches Daseyn sofort überflüssig ist, so wird er dadurch nothwendig zur Idee in ein bloß passives Verhältniß gesetzt und heißt unmöglich der Schöpfer eines neuen Lebens.““ —

Inzwischen hatte, auf den Vorwurf der Lüge und Verleumdung, der angegriffene Rezensent das Helmvisir selbst gelüftet, und unternahm seine Rechtfertigung in Nr. VIII. Alles Persönliche kann hier übergangen werden.

„„Der Gegner — sagt er — hatte erklärt schweigen zu wollen. Warum leiht er nun seine Feder einem Streite, bei welchem für die Wissenschaft kein Gewinn zn erholen seyn soll? Nun so mag

er sich denn auch von einem in wissenschaftlicher Hinsicht ihm nicht vollkommen ebenbürtigen, aber doch kirchlich gläubigen Manne etwas sagen lassen. Die christliche Gemeinde kann sich gegen die Wissenschaft nicht abschließen, sie steht aber auch weder unter einer päpstlichen, noch unter einer wissenschaftlichen Bevormundung. Hat jener Theolog aus dem interesselosen Drang der Wissenschaft gesprochen, so hat der Referent aus dem interesselosen Drang des Glaubens rezensirt.""

Gegen den Vorwurf, daß der Pietismus religiös-wissenschaftliche Schriften vor das Forum des Volkes ziehe, rechtfertigt sich der Rezensent mit den Worten:

„„Bisher habe ich die Ansicht gehabt, daß eine jede Wissenschaft, wie sie aus dem Leben ihre besten Säfte zieht, so auch dem Leben wieder dienen, also in letzter Instanz immer wieder praktisch werden soll; wie vielmehr aber die Wissenschaft, die vom Höchsten handelt, die Wissenschaft der Religion. Zudem ist es ja auf allen Gebieten des menschlichen Wissens seit Jahrhunderten Praxis, daß man die Ergebnisse gelehrter Forschungen und glücklicher Entdeckungen zur Kenntniß des Volkes bringt.

„„Was kann der wahre Grund von diesem sonderbaren Absperrungstriebe seyn? Der Gegner klagt, daß wissenschaftliche Streitpunkte, bevor sie spruchreif sind, auf so fremdartigem Gebiete als Machtsprüche entschieden werden. Sagt er das als Anhänger der absoluten Wissenschaft? Aber diese hat ja Alles bereits spruchreif gemacht, sie hat die volle absolute Wahrheit in sich! Oder sagt er es als ordinärer Theologe? Wann ist aber denn irgend einmal auf dem Gebiete der Wissenschaft durch das spekulative Denken ein Streitpunkt spruchreif geworden? Hat nicht bis auf den heutigen Tag ein Denker auf den andern gerade den Wissenschaftspalast seines Vordermanns oft nach einem ganz andern Riß und Plan erweitert, umgebaut, versetzt, oder gar zerstört?

„„Den Gedankenproceß eines Buches nun kann das Volk natürlich nicht verstehen, aber nach seinem Ergebnisse hat die christliche Gemeinde so gut ein Recht zu fragen, als das Volk im Großen einen Anspruch darauf machen kann, daß ihm der Geist, der in der Literatur überhaupt waltet, und insbesondere die Entdeckungen und Forschungsergebnisse auf andern Gebieten des menschlichen Wissens mitgetheilt werden. Auch hat die Gemeinde

am Worte Gottes einen Prüfstein und am Geiste der Wahrheit, der durch das Wort und im Worte wirkt, einen Lehrer in alle Wahrheit.

„„Gebührt nun einer protestantischen Gemeinde, die am Worte Gottes festhält, nicht auch ein Prüfungsrecht, gegenüber von den Ansichten ihrer Theologen und Prediger? Soll der Beisatz wissenschaftlicher Versuch ihre Bücher davor sicher stellen, obgleich sie in denselben eine Erscheinung der Kirche besprechen, und unverhohlen die Tendenz durchblicken lassen, die spekulative Theologie bald zur alleinigen geistigen Macht in der Kirche emporgehoben zu sehen?

„„Taucht doch auch in der Hegel'schen Schule selbst eine nicht unbedeutende Fraktion auf, die darauf ausgeht, die Resultate dieser Philosophie auf direktem Wege unter das Volk zu bringen. Ganz gut! Seyd doch auch vor dem Volke ehrlich, wie ihr es gegen einander seyd, wenn ihr in euren wissenschaftlichen Zirkeln zusammen kommt! Die zurückhaltende Diplomatie hilft euch nichts mehr; eure Ansichten sind bereits das offenbare Geheimniß Deutschlands geworden.

„„Jesus selbst verlangte für sein Evangelium den direkten Weg (Matth. 19, 22. 1 Cor. 2, 21.). Sie selber, die Apostel, blieben zwar auf der Wahlstatt, aber das einfache Evangelium feierte seine preiswürdigen Siege, die ihm seither noch Niemand aus den Händen gewunden hat.

„„Sind nun die Resultate ihrer Forschungen mit dem Evangelium einstimmig, was haben die spekulativen Theologen bei der Veröffentlichung derselben zu fürchten? Sind sie aber für ihre Person mit dem Evangelium zerfallen, glauben jedoch die Wahrheit anderswo gefunden zu haben, warum gönnen sie, wie Luther, der aber freilich mitten im Evangelium stand, dieses hohe Gut nicht auch dem Volke?

„„Aber der Gegner hat unter der Hülle des „modernen Pietismus" das Grundprincip und die feierlich sanktionirten Lehren des biblisch-christlichen Offenbarungsglaubens selber angegriffen, und Allen denen, die nicht hinter der Zeit zurückbleiben wollen, keine Wahl gelassen, als die Waffen zu strecken, und zur spekulativen Theologie überzugehen.""

Nachdem sich der Rezensent gegen die Beschuldigung der Verfälschung zu rechtfertigen gesucht und dieselbe ein kleinliches

Treibjagen gescholten, ist er zu zeigen bemüht, „„daß sich der Verfasser in seiner letzten Schrift gegen den historischen Christus ziemlich zaghaft verhalte und sich eine Hinterthüre offen lasse. Unter dem historischen Christus versteht man aber nicht das, was auch heidnische Schriftsteller von seinen äußerlichen Lebensumständen berichten, nämlich, daß ein gewisser Jesus gelebt habe u. s. w., auch nicht, daß der Israelite Jesus vermöge der ihm inwohnenden religiös-originalen Kraft der Veranlasser und Wecker eines neuen von ihm auf seine junge Gemeinde übergegangenen Lebens geworden sey. Ein Läugner des historischen Christus muß vielmehr mit der Geschichte desselben, wie sie uns in den Evangelien vorliegt, gerade so umgehen, wie der Verfasser die spekulative Theologie mit den Wundern des neuen Testaments umgehen läßt. Den historischen Christus nennt man den Christus des Kirchenglaubens; persönlich nennt man ihn den Fiktionen derjenigen Partei gegenüber, die das, was die Evangelien von der Person Jesu von Nazareth erzählen, auf die Idee der Menschheit im Großen deuten und nur in dieser wahr finden wollen. An jenen historischen Christus nun, dessen Lebensbild die Evangelien uns geben, dessen persönliche Fortdauer und allmächtige Wirksamkeit die Apostel uns verbürgen, und dessen Bekenntniß die Kirche im Kampfe nach außen und innen immer im Laufe ihrer Entwicklung festgehalten hat, — glaubt die spekulative Theologie wirklich und aufrichtig an ihn? —

„„In Beziehung auf die Sünde muß die Behauptung wiederholt werden, daß, wenn der Mensch seine Substantialität nur in Gott hat (III. S. 109), an sich wesentlich göttlich ist, die Sünde nichts Anderes seyn kann, als nur etwas seiner Erscheinung und zeitlichen Entwicklung Anklebendes. Da bedarf es nur der Entwicklung seines eigenen Wesens, keiner Erlösung. Die Bibel aber betont Schuld und Fluch.""

Zuletzt verheidigt der Rezensent sein Verdammungsurtheil über den Tanz und führt zu den zwei apologetischen Stellen aus Luther, die sein Widerpart vorgebracht hat, eine dritte, ungünstiger lautende an, die jener übergangen. *

---

* Hoffacker weist nach, daß alle drei Stellen beisammen zu finden sind in dem Buche „Geist aus Luthers Schriften von Zimmermann" IV. 1.

Noch wird dem spekulativen Gegner vorgeworfen, daß er so wenig gründliche Studien über den Pietismus gemacht, daß er

---

S. 352. Manchem Leser werden sie neu und merkwürdig seyn. Sie lauten der Reihe nach so:

I. „Vom Tanzen muß man das Gleiche wie vom Schmuck sagen: daß man davon sagt, es bringe viele Reizungen zu Sünden. Das ist wahr, wenn es über die Maßen und Zucht fährt; aber es kann auch Einer wohl mit Einer buhlen, die weder Schmuck noch Schöne hat..... Darum, weil Tanzen auch der Welt Brauch ist des jungen Volks, das zur Ehe greift, so es auch züchtig, ohne schandbare Weise, Worte oder Geberden und zur Freude geschieht, ist es nicht zu verdammen. Daraus sollen die hoffährtigen Heiligen nicht so bald Sünde machen, wenn man es nur nicht in Mißbrauch bringt." (Walch Ausg. III. 568.)

II. „Es ist nicht zu sagen, wie viel und große Sünden bei den öffentlichen Tänzen geschehen, und was das Gesicht und Gehör da fasse; dazu was für Unrath das Betasten und Geschwätz bringe. Kurz die Welt ist Welt, ja eine Unwelt und ein Feind Gottes. Man darf in der Welt nicht etwas Gutes suchen, das Gott gefalle; denn da ist eine Sünde über die andere. Man spüret auch den großen Zorn Gottes; noch lacht man, man hüpfet und springet, ist lustig und guter Dinge, gleich als wenn keine Gefahr vorhanden, sondern alles unser Thun gut und köstlich Ding wäre." (Walch Ausg. III. 1937.)

III. „Ob es auch Sünde sey, pfeifen und tanzen zur Hochzeit, sintemal man spricht, daß viel Sünde vom Tanz komme? Ob bei den Juden Tänze gewesen sind, weiß ich nicht; aber weil es Landessitte ist, gleichwie Gäste laden, schmücken, essen, trinken und fröhlich seyn, weiß ich es nicht zu verdammen, ohn die Uebermaß, so es unzüchtig oder zu viel ist. Daß aber Sünden da geschehen, ist des Tanzens Schuld nicht allein, sintemal auch wohl über Tisch und in der Kirche dergleichen geschehen; gleichwie es nicht des Essens und Trinkens Schuld ist, daß Etliche zu Säuen darüber werden. Wo es züchtig zugehet, lasse ich der Hochzeit ihr Recht und Gebrauch und tanze immerhin. Der Glaube und die Liebe läßt sich nicht austanzen, noch aussitzen, so du züchtig und mäßig darinnen bist." (Walch Ausg. IX. 642.)

Nr. I. und III. führt Herr Märklin für, Nr. II. Herr Hoffacker gegen den Tanz an. In den verschiedenen Stellen herrscht kein Widerspruch. Luther erklärte sich gegen das unsittliche und übermäßige Tanzen, und für den Tanz an sich, als eine deutsche Nationalsitte, welche wohl schuldlos behandelt werden könne. Und so ist es noch immer. Daß das Geschlechtsverhältniß dabei eine Hauptrolle spiele, wie Herr Hoffacker sagt, ist wahr und natürlich; denn Gott selbst läßt es eine Hauptrolle in der Welt spielen. Die Ahnung des Geschlechtsverhältnisses bei einem züchtigen Tanze ist noch nichts Unsittliches und die Reinigkeit des Herzens

die Schriften eines Bengel, Roos, Oetinger, der beiden Rieger gar nicht zu kennen scheine; daß Duttenhofer eine ziemlich trübe Quelle sey; daß er sich überhaupt die Widerlegung der Lehre des Pietismus, dem er doch ungemeine Rührigkeit in den verschiedensten Zweigen des Lebens und der Wissenschaft nicht absprach, so leicht gemacht habe.

„„Glaubt er denn, seine spekulative Theologie sey die Theologie aller wissenschaftlichen Männer Deutschlands? Er kennt die Literatur zu gut, als daß er diesem schwärmerischen Glauben sich überlassen könnte. Oder wären denn alle andersgesinnten Theologen so tief unter ihm gestanden, daß er sie keines Wortes zu würdigen brauchte? Hätte Nitzsch's und Twesten's Dogmatik, des Ersteren gediegene Schrift gegen Möhler; die Monographie von Jul. Müller über die Sünde, Tholuks Zweiflerweihe, Ullmanns Sündlosigkeit Jesu u. s. f."" [hätte die spekulative Philosophie und Theologie Schellings, Franz Baaders, des jüngern Fichte, Weisse's, Billroths, Chalybäus', C. Ph. Fischers, Dorners, Senglers und anderer Männer dieser Farbe, welche den Rückweg zum Theismus aus dem Pantheismus suchen,] „„gar nichts Beachtungswerthes zur Widerlegung [oder Bestätigung] angeboten? Und warum hat sich der Verfasser, da sein Buch den Pietismus, wie er sich in ganz Deutschland gestaltet hat, darzustellen und zu kritisiren verspricht, hauptsächlich nur an Württemberg gehalten, und hier nur einzelne neuere Volksschriften und Volksblätter als Quellen benützt, um es dann auch bei der Widerlegung um so leichter zu haben?""

Bedrohendes. Es dürfte beachtungswerth seyn, was dem Verfasser dieses Berichts ein Amerikaner, Bewohner einer der ansehnlichsten Städte Nordamerikas, der ihn unter dieser Arbeit besuchte, ein ernster und sehr christlich gesinnter junger Mann, zu bedenken gab. In jener Stadt sind die Kanzeln ganz in den Händen methodistischer und pietistischer Prediger, die den Tanz und jedes gesellige Vergnügen beider Geschlechter verpönen. Die Folge davon ist, daß die jungen Leute, sobald sie der Hauszucht entwachsen sind, sich den gröbsten Ausschweifungen ergeben, und das Gegentheil von dem bewirkt wird, was jene Geistlichen bezwecken. — Uebrigens stimmen spekulative Theologie und Pietismus in Verwerfung der Kinderbälle zusammen. III. S. 264 Note *). VIII. S. 56.

Diese Einwürfe und Fragen des Mitarbeiters am Christenboten würdigte der spekulative Theolog keiner unmittelbaren Antwort, aber in seinem Antwortschreiben an den Doktor der heiligen Schrift * faßte er doch die Einwürfe seiner sämmtlichen Gegner ins Auge, erklärte, daß, da er an die wirkliche Einheit des Menschlichen und Göttlichen in Christus glaube (anders als Strauß), er auch einen historischen Christus habe; definirte die spekulative Theologie und trat unter unbegreiflichen Widersprüchen fast ganz zu Schleiermacher von Hegel über, beides, wie wir oben bemerkt haben.

Abermals klammert er sich an das testimonium spiritus sancti in nobis an, wobei ihm ** mit Recht eingewendet wird, daß die Kirche nicht grammatisch, wie er, construire: das Zeugniß des in uns an und für sich seyenden absoluten Geistes, sondern: des göttlichen, heiligen, von dem Menschengeist unabhängigen Geistes Zeugniß in uns; d. h. sein in unserm Geiste, den er in Besitz nimmt, abgelegtes Zeugniß für die geoffenbarte Wahrheit.

Durch die Bekehrung zu Schleiermacher tritt aber Hegels absoluter Geist in den Hintergrund oder verwandelt sich vielmehr in den heiligen Geist jenes Gefühlstheologen, d. h. in den Gemeingeist der christlichen Kirche. Aber auch dieser heilige Geist kann zu einem sehr unhistorischen Christenthum führen, und wenn es je einmal Gemeingeist der christlichen Kirche seyn würde, des Straußischen Glaubens zu seyn, so würde dieser heilige Geist den biblischen heiligen Geist, der ein vom menschlichen Geiste unterschiedener Ausfluß der Gottheit, und den kirchlichen, der die dritte Person in der vor- und überweltlichen Gottheit ist, ohne Weiteres absetzen.

Inzwischen hatten die strategischen Anordnungen aller bisherigen Vertheidiger des Pietismus und der von diesem nur in Nebenpunkten verschiedenen*** Kirchenlehre für den spekulativen Gegner den Vortheil, daß er, solange nicht vor allen Dingen zwei Begriffe untersucht waren, sein Gottesbegriff und sein Begriff von der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, der

* Nro. IX.

** Mündliche Bemerkung eines Dritten.

*** Dieß sind es, obwohl sie von IX. S. 6. „Punkte genug" genannt werden.

zwischen Einerleiheit und bloßem Zusammengehören sich zu wiegen schien, er in den Folgerungen seines Systems sich immer noch gewissermaßen auf seine Orthodoxie berufen konnte. Und so sagt er denn auch in diesem seinem letzten Worte, wie folgt:

„Man nennt uns von gewissen Seiten her geradezu Ungläubige. Ich weiß nicht, sollen wir mit dieser Bezeichnung als noch schlimmer dargestellt werden, als die, welche die Kirche sonst als Häretiker bezeichnet hat, und gar aus dem Umkreise der christlichen Kirche ganz hinausgewiesen unter die Genossen der nichtchristlichen Glaubensweisen; oder wird jene Benennung nur der anderen, sonst in der Kirche gebräuchlichen vorgezogen, weil sie dem Volke auf verständlichere Weise sagt, wessen sich dasselbe von uns zu versehen habe. Jedenfalls werden doch unsere Gegner, wenn sie ihre Beschuldigungen irgendwie begründen wollen, nicht umhin können, auf die Grundbegriffe des christlichen Glaubens zurückzugehen. Darin nun werden sie wohl mit uns einverstanden seyn, daß der innerste Mittelpunkt des christlichen Glaubens die Lehre von der Versöhnung ist, von der Versöhnung des Menschen mit Gott durch Christum. Und diese Bezeichnung wird wohl noch treffender seyn, als wenn wir geradezu die Einheit des Menschlichen mit dem Göttlichen als das Wesen des christlichen Glaubens nennen wollen; treffender, weil in derselben zugleich auch schon die einzelnen Hauptbegriffe und Momente der christlichen Religion in ihrem Verhältniß zu einander und in ihrer Zusammenhängigkeit angedeutet sind. Nämlich nach der einen Seite hin die vorausgehende Trennung und der Zwiespalt des Menschen mit Gott, oder das Bewußtseyn der Sünde und Schuld und daran sich knüpfend das Bedürfniß der Aufhebung dieses Zwiespalts; nach der andern Seite hin aber der durch die Thätigkeit Christi vermittelte Uebergang aus der Trennung von Gott zur wirklichen konkreten Einheit mit ihm. Und indem diese Aufhebung der Differenz zur Einheit als Versöhnung bezeichnet ist, wird damit schon darauf hingewiesen, daß die Beiden, Gott und Mensch, ihrem Begriffe nach wesentlich zusammengehörig, als an sich Eines gedacht werden müssen — denn Versöhnung kann nur zwischen Zweien seyn, die innerlich zusammengehören, und wo nicht eine wesentliche Einheit als zugrundliegend vorausgesetzt werden darf, kann auch nicht eigentlich von Zwiespalt die Rede seyn — und

daß also durch die den Zwiespalt zur Einheit vermittelnde Thätigkeit nur wirklich wird, was an sich der Begriff Gottes und der Menschen fordert."

„Sind nun dieß die wesentlichsten Grundbegriffe des christlichen Glaubens, so kann eine dogmatische Ansicht nur dann der Häresie mit Recht beschuldigt werden, wenn ihre Grundanschauung nicht mit jener innersten Eigenthümlichkeit des Christenthums zusammenstimmen will und das eine oder andere der ebengenannten Momente von ihr — nicht geläugnet wird, denn damit stellte sie sich ganz außerhalb der Gränzen des Christlichen; aber so falsch aufgefaßt, sey es so abgeschwächt oder so über sein Maß hinausgehoben, daß dadurch die Verknüpfung mit den anderen unmöglich gemacht und so mittelbar der Grundbegriff der Versöhnung selbst alterirt oder aufgehoben wird."

„Häretisch wäre demnach eine dogmatische Ansicht, welche entweder den Zwiespalt des Menschen mit Gott so verringert, daß nicht mehr die Nothwendigkeit einer wesentlichen Umänderung des sittlichen Zustandes und einer erst wirklich werdenden Einheit mit Gott festgehalten werden könnte, oder welche denselben als so absolut setzte, daß auch die an sich seyende Einheit des Göttlichen und Menschlichen aufgehoben werden müßte. Das sind, wie von Schleiermacher gezeigt hat, die Grundformen aller Häresien, weil durch sie der Grundbegriff des christlichen Glaubens in seinen wesentlichen Momenten angegriffen und verletzt wird. Aber darin ist auch das Häretische wesentlich erschöpft; denn auf andere Weise, als die eben angeführten, kann keine Gefahr für die christlichen Grundwahrheiten entstehen, und eine dogmatische Ansicht, welche sich von allen diesen Alterationen der christlichen Grundbegriffe frei erhielte, und doch als eine häretische oder unglaubige bezeichnet würde, hätte das volle Recht, diesen Vorwurf als grundlos von sich zurückzuweisen."

Der spekulative Theolog hat hier das letzte Wort, denn Nro. X., welche Schrift unsern Bericht beschließen wird, ist vor Nro. IX. geschrieben. Bis er nun einen ebenbürtigen Gegner findet, wolle er dem Berichterstatter, der weder Hegelianer, noch Schüler Schleiermachers, noch Pietist zu seyn die Ehre hat, sondern nur mit der ordinären Dosis Vernunft einen auch ihm durch das Testimonium spiritus sancti bestätigten Offenbarungs- und

Bibelglauben besitzt, eine kleine Einwendung gegen jenes „volle Recht" gestatten.

Er nennt die Lehre von der Versöhnung „den Mittelpunkt des christlichen Glaubens." Damit ist wohl jeder ächte Theolog einverstanden. Aber wenn der Begriff „Mittelpunkt" mit dem Begriffe Grund, Grundbegriff, Basis verwechselt werden soll: so glauben wir, daß dieß ganz irrig, und daß vielmehr die Basis des christlichen Gesammtglaubens, und damit auch seiner wichtigsten Kammern und Heiligthümer, deren Allerheiligstes gewiß die Versöhnungslehre bildet, — daß diese Basis der persönliche Gott als ein vom Menschengeist unabhängiges Ich einerseits, und das einzelne, persönliche Menschenich als unvergängliches Wesen andrerseits bildet. Die Unsterblichkeit des Individuums nun ist gewiß eine Mitgrundlage der Versöhnung. Hier jedoch können wir sie noch problematisch lassen. Ganz einleuchtend dagegen ist, daß zur Versöhnung der persönliche Gott als wahrhaftiges Ich unentbehrlich ist. Denn wo Zwei sich versöhnen sollen, müssen alle Beide Bewußtseyn haben. Hat Gott nur in mir Selbstbewußtseyn, so versöhne ich mich, wenn ich mich mit ihm versöhne, auch nur mit mir selber.

Ein sehr nahe liegendes Bild wird die Sache deutlicher machen. Ein Phantasmagorist verspricht eine „Versöhnungsscene real und leibhaftig durch einen Handschlag zweier Personen darzustellen." Ich trete, sagt er euch, auf eine Thüre mit ausgestrecktem rechten Arme zu. Jenseits der Thüre und durch die Thüre wird mir ein Anderer entgegenkommen; auch er wird den Arm ausstrecken, unsere Hände werden sich berühren, und sofort kann euch kein Zweifel übrig bleiben, daß ein wahrhaftiger Handschlag, das Sinnbild der Versöhnung, zwischen zwei Personen vorgenommen worden ist. Alles geschieht, wie er gesagt hat; nur kommen einem Zuschauer Scrupel, ob es auch wirklich zwei lebendige Personen sind, die auf einander zugegangen. Vielleicht hat er den sonderbaren Umstand bemerkt, daß der im Helldunkel der Lichter aus der Thüre herausgetretene Mann den linken Arm und die Linke dargeboten. Kurz, er dringt auf Untersuchung, und bald zeigt es sich, daß die vermeintliche Thüre ein Spiegel war, aus welchem der Escamoteur sich selbst entgegengekommen ist. Wird er nun noch länger behaupten können, eine reelle Versöhnungsscene dargestellt zu

haben? Eine solche Scene aber gaukelt uns die spekulative Theologie vor, wenn sie die Menschheit vor das Spekulum ihres Systems führt, und verlangt, wir sollen den ausgestreckten Arm unsers Spiegelbildes, dessen Hand unsre Hand streift, für den Versöhnungshandschlag des dreieinigen, persönlichen, lebendigen Gottes halten. Es mag die rührendste Versöhnungsscene seyn; denn wenn wir weinen, wenn wir nicken, so weint und nickt dieser Spiegelgott auch. Aber am Ende haben wir selbst doch nur uns selbst vergeben und eine trostlose Versöhnungskomödie gespielt.

Wenn Schleiermacher von dieser Grundhäresie, welche den lebendigen Gott als vor- und überweltliches, wenn auch keineswegs außerweltliches Bewußtseyn läugnet, schweigen zu müssen geglaubt hat, so ist das sehr begreiflich, denn er hätte sich ja selbst anklagen müssen.

Schleiermacher brachte von seiner Philosophie her zu seiner Glaubenslehre eine entschiedene und, wie es scheint, unvertilgbare pantheistische Ansicht mit, welche sich nun mit dem ihm aus dem Evangelium sich in göttlicher Wahrheit und sittlicher Herrlichkeit aufdringenden Weltheiland vertragen sollte, und den ganzen unheilbaren innern Widerspruch seines theologischen Systems herbeigeführt hat. Hören wir über seine Philosophie einen unverdächtigen und gewiß classischen Zeugen. „„In Schleiermachers Vorlesungen““ — schreibt Niebuhr an die Hensler (Berlin den 29. Nov. 1811) * — „„stört mich seit einiger Zeit etwas, was sich im Anfang nicht so kund geben konnte, und was allerdings die ungünstigen Gefühle einiger edlen Männer gegen ihn, die mir sonst als durchaus ungerecht weh thaten, begreiflich macht. Schleiermacher begnügt sich nicht mit todten Notizen über die philosophischen Lehrer; er bringt sie in einen Zusammenhang und forscht der Grundidee jedes alten Philosophen nach. Das ist, wie es seyn muß, aber diese Forschung ist nun etwas sehr Mißliches, und erfordert eine Entkleidung von eigenen Ansichten, deren Nothwendigkeit

---

* Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen desselben. Erster Band. Hamburg. Perthes 1838. S. 506 f. Nach Niebuhrs Vorgang dürfen wir den Ausdruck Pantheismus unbedenklich auf die spekulative Theologie, sey sie hegelisch oder schleiermacherisch, anwenden, ohne jene (IX. S. 63.) angedeuteten Flecken zu fürchten.

er selbst in seiner Einleitung mit der herrlichsten Eindringlichkeit gelehrt hat, aber nicht leistet. Daß er dabei ehrlich verfährt, ist mein fester Glaube, und daß die, welche ihm strenge Redlichkeit in ähnlichen Fällen, oder irgend einem streitig machen, sich an ihm versündigen; darum aber scheint er mir doch sich zu verirren. Er schiebt den ältesten Philosophen die pantheistische Ansicht, nach welcher ihnen zwar die Materie nur für eine Erscheinung gelte, aber auch eine Ursache der Welt außer ihr für eine Thorheit, zwar nicht immer unter, doch wendet er sie beständig dahin, als auf die ursprüngliche, von der man sich nur allmählich verirrt habe, wenn sie gleich ursprünglich nur in dichterischen Werken dargestellt sey. Gegen Anaxagoras, der zuerst die Vernunft als unabhängige Weltordnung lehrte, hat er denn nun mit einer Ungunst, beinahe Feindseligkeit, gesprochen, die mir, so wenig ich zum frommen Glauben tauge, eigentlich einen sehr schmerzlichen Eindruck gemacht hat; und die uralten Joniker, die allererhabensten, welche ihren Glauben in der Gestalt der Volksreligion einkleideten, sollen es damit gar nicht recht gemeint haben. Sonst sind mir diese Vorlesungen sehr lieb, sie frischen viele Erinnerungen an alte Weisheit wieder auf, und vieles hatte ich auch noch gar nicht gelesen. Hätten wir Heraklit und die ältesten Philosophen, wir würden es erkennen, wie unendlich hoch sie über Plato und den spätern Philosophen standen. Mit weit mehr Fähigkeit sie zu ergründen, fühlt Schl. das wohl, aber es ist auf der andern Seite wieder etwas in ihm, was ihn von ihnen entfernt, und das hätte ich lieber nicht erfahren.""

So mag denn immerhin der spekulative Theolog wissen, was er glaubt (IX. S. 61), damit ist noch nicht klar gemacht, an Wen er glaubt, und der Vorwurf des Pantheismus läßt sich nicht so kurz weg mit den Worten (IX. S. 62) ablenken:

„Ich werde mich allerdings stets bewogen finden, gegen den Namen eines Pantheisten mich zu wehren. Keineswegs, als ob ich diese Bezeichnung an sich fürchtete, wenn ich nur anders hoffen könnte, daß sie allgemein richtig verstanden würde, als Gegensatz gegen jede unkritische Vermenschlichung Gottes und gegen die damit sich verknüpfende mechanische Ansicht von der Welt,

sowie als der Ausdruck der innigsten Vermittlung zwischen Gott und Welt."

Der letzte Streiter, der bis jetzt auf dem Kampfplatze zu Gunsten des angegriffenen Pietismus erschienen ist (Nr. **X.**), wahrhaftig nicht der verächtlichste Ritter,* ist auch wirklich mit eingelegter Lanze geradezu auf diese Blöße in der Rüstung seines Widersachers losgegangen.

Nach einigen Plänkeleien deckt er plötzlich** am Gegner den Sinn auf, den in seiner Sprache jenes beliebte Innerlichmachen des Aeußerlichen hat: „„Keinen andern als: Gewinnung der Einsicht, das dasjenige, dem man zuvor eine objektive Existenz zuschrieb, vielmehr nur etwas Subjektives sey, ein Produkt, eine Projektion des subjektiven Geistes, zwar darum nicht eine Einbildung ohne alle und jede Realität, vielmehr hat z. B. die Vorstellung vom Teufel auch so noch etwas Reales, nämlich das eigene, subjektive Böse des Menschen, was unter der Vorstellung des Teufels auftritt. Aber diese irrthümliche Vorstellung soll überwunden werden, das Objektive soll zurückgenommen werden in das Subjekt, so daß es, als überhaupt nicht objektiv existirend, erkannt wird. Als die Versöhnung des Objektiven und Subjektiven hätten wir demnach auf diesem Standpunkte die Aufzehrung des Objektiven durch das Subjekt, die Vernichtung desselben und Auflösung in einen subjektiven Schein, gefunden. Das ist in seiner Durchführung durch die einzelnen Dogmen nichts Anderes als erneuerter Fichtianismus.""

Nachdem sodann gezeigt worden, wie des Gegners Ansicht (in Nr. **III.**) von der Ursprünglichkeit der Religion, im Gegensatz gegen das Gegebene, Positive, Objektive derselben, sey es Lehre,

---

* IX. S. 52 heißt es: „Dorner, welcher ja neuestens nun auch an uns zum Ritter geworden ist." Der Ausdruck ist unglücklich gewählt. Wir wollen nicht entscheiden, ob die Schlösser der spekulativen Theologie Windmühlen waren. Aber Herr Dorner ist kein Don Quixote. Wer noch auf Hegels hohem Gedankenpferde zu sitzen glaubt, während er längst auf das zahme Gefühlsroß herunter gekommen ist, sollte nicht an solche Ritterschaft erinnern.

** S. 27 ff.

sey es Geschichte, viel subjektiver gemeint sey, als Schleiermachers Glaube an die Person Christi; daß der Gegner ebenso subjektiv umgehe mit der Lehre von der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi, von der Person Christi und seiner Erlösung, von dem Wesen der Gottheit, das der Pietismus angeblich dualistisch auffasse: geht dieser muthige Ringer auf seinen Widerpart mit der einfachen Frage los:

„„Erkennt er, wie unsre Dogmatik, auf die er sich (III. S. 27 Anm.) beruft, einen Gott an, der, obwohl so wesentlich mit dem Frommen verbunden, und Eins mit ihm, doch nicht blos dahingegeben ist an die Welt, so daß er in ihr aufginge, sondern eben so, wie er ewig sich ihr liebend mittheilt, auch der ewig in sich zurückgekehrte absolute Geist ist — mag man dieß Persönlichkeit nennen, oder wie sonst — gleichviel —? Oder ist seine Immanenz Gottes in der Welt soviel als Läugnung alles und jedes Seyns Gottes über und außer der Welt?

„„Er muß das letztere thun, muß läugnen. Lieber hätte er mit Hegel die Religion nur für eine Vorstufe der absoluten Wissenschaft als des Höchsten erklärt, welcher die Vorstellung wesentlich sey, die in dem Objekte wirklich ein Anderes glaubt und noch nicht dahin gekommen ist, diesen Dualismus aufzuheben, diesen Schein zu zerstreuen, und in dem Objekte des Glaubens nur sich selbst, oder ein Moment des Selbstbewußtseyns zu erkennen. Denn das ist doch offenbar, daß von Frömmigkeit und deren wesentlichen Thätigkeiten, Andacht, Gebet nicht mehr die Rede seyn kann, wenn es keinen Gott mehr über uns, sondern nur in uns gibt. Wenn der Fromme je zu dem Bewußtseyn kommen könnte, in der Frömmigkeit es nur mit sich, mit seinem göttlichen Wesen zu thun zu haben, so wird sie ihm eben damit aufhören, so gewiß die Selbstgespräche eines Irren, in denen er es mit einem Andern glaubte zu thun zu haben, mit dem Wiedereintritte seines Bewußtseyns aufhören. Die Versenkung des Subjekts in sich selbst hat keine religiöse Bedeutung,*

* Nach dieser spekulativen Definition des Gebetes müßte Spinoza der kräftigste Beter, wie am Ende der vollkommenste Christ, gewesen seyn.

sondern eben damit, daß Gott als Objekt aufgehört hat, geht das religiöse Verhalten über in das ethische oder theoretische, wenn nicht gar in jenes Selbstgefühl der eignen Göttlichkeit, eine sonst bereits in Mißkredit gekommene Cultusform.

„„Dennoch spricht der Gegner viel von der Selbstständigkeit des religiösen Gebiets, gegenüber von dem ethischen und selbst dem philosophischen Gebiete, und adoptirt dann doch bei allen Lehren jene Methode, die das Objekt des Dogma's erst dann glaubt subjektiv gemacht zu haben, wenn der Schein seiner Existenz außerhalb dem Subjekte zerstört ist. Da aber dieser Standpunkt nicht klar und anschaulich durchgeführt ist, so tritt jene schwebende, unerfreuliche Haltung des Ganzen ein, die ihre Ursachen, wenn nicht in einem Mangel an Offenheit und Muth, mit dem angenommenen Standpunkte wirklich Ernst zu machen, doch desto gewisser in einer Unklarheit des Verfassers hat.""

Darauf wird ins Einzelne des dogmatischen Theiles eingegangen, und insbesondere die spekulative Lehre von der Sünde beleuchtet.

„„Diese Lehre verlangt einerseits zur Sünde die Zustimmung des subjektiven Willens (That) und andrerseits setzt sie dieselbe doch in die ursprüngliche, böse Zuständlichkeit des Menschen als Gattung, und überbietet damit die Kirchenlehre, welche in dem Begriffe der menschlichen Natur nur die Möglichkeit des Bösen findet, was aber die Wirklichkeit betrifft, sich an die durch Adams Fall alterirte Natur hält. Hiergegen protestirt nun die spekulative Theologie aufs stärkste (III. S. 52, 53). Ihr ist vielmehr die Sünde Adams eine Aeußerung dessen, was zum Begriffe der menschlichen Natur gehört. Das lautet prächtig vom philosophischen Standpunkt. Aber die Kirchenlehre war hier durch zwei große Interessen geleitet, die Vermeidung des pelagianischen und des manichäischen Extrems. Sie will die Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit allgemein, und Gott doch nicht zum Urheber der Sünde machen. Sie gäbe ihren Begriff auf, wenn sie diesen Extremen nicht auswiche, und provocirt deßwegen auf Adams Sündenfall. Kann man etwas Besseres an seine Stelle setzen, ohne in die Extreme zu fallen, so thue man es. Aber wenn die Sünde zum Begriffe der menschlichen Natur gehört, so kann dieselbe auch nicht vollständig erlöst

werden, weil sonst ihr Begriff aufgehoben würde, so **kann** ihr auch **kein sündloser Retter gegeben seyn, der Mensch war**;* so ist auch schwer zu sagen, wie nicht die Ursache des Bösen, was aus dem Begriffe der menschlichen Natur als solcher folgen soll, **auf Gott zurück fallen müßte, der den Begriff derselben dachte und diese Natur schuf**. War nun der Gegner dazu befähigt, im Pietismus die Kirchenlehre zu meistern?

„„Ueberdieß läßt sich die Sündhaftigkeit des Gattungsbegriffs nicht vorstellig machen. Ist die Gattung persönlich? wenn nicht, so ist auch von Sünde bei ihr nicht zu reden. Ist sie es — inwiefern? **Was** ist sie dann? Man wird zuletzt immer von der Gattung auf die Einzelnen kommen müssen, und so ist nichts erklärt.

„„Doch es darf uns nicht bange seyn, daß sich die spekulative Theologie ins Manichäische verirren möchte. Sie weiß dieß zu vermeiden — durch neue Widersprüche. Bisher hatte es den Anschein, als wollte sie den Anwalt eines tiefen Sündenbewußtseyns mit Mark und Bein durchschneidendem Schmerz, gegenüber von Pietismus und Kirchenlehre, machen (III. S. 54, 55); allein dem ist nicht so. Bald (S. 58) greift sie die Strenge des protestantischen Lehrbegriffs an, und behauptet, daß **die Einheit Gottes und des Menschen an sich der Begriff der menschlichen Natur** sey, und daß die Erlösung diesen Begriff **nur für den Einzelnen und an ihm** verwirkliche. Für die menschliche Natur **an sich** ist also das Böse nur etwas Accidentelles. So hat sie zwei Begriffe der menschlichen Natur, mit welchen sie beliebig wechselt, und daher auch zweierlei Maß und Gewicht zur Beurtheilung des Pietismus.

„„Durch Fortbildung des Protestantismus kommt sie endlich glücklich beim pelagianischen Principe des Katholicismus an. Schade um den Widerspruch! denn in Einem Athemzuge wird gesagt, die

---

* Sobald die Sünde der menschlichen Natur immanent ist, kann von keiner **Gnade in Christo Jesu** mehr gesprochen werden, denn dann war Jesus selbst ein **Sünder**, und mußte sich selber erlösen, sich selber zur Einheit mit Gott bringen, und diese Selbsterlösung wäre **nur** ein Beispiel, das er uns gegeben hätte, und dem wir aus **eigener Kraft** nachfolgen können, so fern wir nicht nur Mensch, sondern auch Gott sind.

protestantische Ansicht denke den Menschen = 0, und sie könne so die beiden Faktoren zu einer wahren Einheit zusammenbringen, und das andremal, sie setze das Göttliche in ein äußeres Verhältniß zum Menschen. Beides ist gleich unrichtig: die Gnade schafft nicht, sie schafft um, und der Wiedergeborne widerspricht durch die unio mystica nicht dem Menschenbegriff, sondern er verwirklicht ihn.

„„Der Mensch ist ferner nach der spekulativen Lehre (III. S. 105—108), auch abgesehen von der Erlösung, vom Guten nicht ganz entfernt, und doch spricht sie so viel von der göttlichen Gnade in Christo, und braucht hier beständig Ausdrücke, die für ganz andere Ideen ausgeprägt sind.““

Zu der Christologie des spekulativen Theologen wird bemerkt, wie befremdlich es sey, daß derselbe zwischen der Ansicht, als ob die Idee der Einheit des Göttlichen und Menschlichen in der Person Christi vollkommen realisirt worden sey, und der Ansicht, daß diese Idee in keiner einzelnen empirischen Persönlichkeit, sondern nur in der ganzen Gattung der Menschheit, in der Gesammtentwicklung des menschlichen Geschlechts absolut verwirklicht werden konnte, wonach die Idee sich in Christus nur auf eine graduell von den übrigen Individuen verschiedene Weise verwirklicht hätte, nicht entscheiden wolle. (III. S. 71—73.) *

„„Glaubt er aber, ohne hierüber eine entschiedene Ansicht zu haben, dem Pietismus oder der Kirche entgegen treten zu dürfen? Wie dem sey, so viel ist gewiß, er konnte diese Differenz nur dann so behandeln, wenn er einen Begriff vom Erlösungswerke hat, der von jener Differenz nicht berührt wird, für den es gleichgültig ist, ob in Christus die absolute Verwirklichung der Idee ist, oder nur in der Gattung. Und diese Voraussetzung wird nun auch bestätigt durch seine Lehre vom Geschäfte Christi (III. S. 86—104). Er weiß, um es kurz

* Der Verfasser von Nr. III. hat sich seitdem, zwischen 1839 und 1840, entschieden, und zwar für die Ansicht der vollkommnen Verwirklichung der Idee in Christo. Vergl. IX. S. 34 ff., wo es heißt: „Christus gleiche den Zwiespalt zur wirklichen konkreten Einheit mit Gott aus;“ wo seiner Person spezifische (also nicht graduelle) Eigenthümlichkeit und Würde vindicirt wird; wo gesagt wird, daß in ihm schlechthinige Energie des Göttlichen zu finden sey.

zu sagen, das Werk der Erlösung nicht dem Gottmenschen [Jesus]* Christus zuzuschreiben, sondern nur dem ewigen Logos; Jesus von Nazareth ist ja nur ein dagewesener, der Logos aber hat ewige Gegenwart; jener ist nur eine einzelne und äußere Person, der Logos dagegen das wahre Wesen der Menschheit, daher sein erlösendes Thun zugleich und in Einem, That der Menschheit ist.

„„Schleiermacher begründet das hohepriesterliche Amt Christi in seinem Mitgefühl mit der Sünde der Welt; der spekulative Theolog aber acquiescirt in der Hegelschen Lehre, in welcher „die Idee an sich mehr hervorgehoben wird und nur als das religiöse Bewußtseyn erscheint, angeknüpft an die Person Christi und dessen Leiden und Tod (III. S. 91). Das Ertödten der sündhaften Persönlichkeit stellt sich dem religiösen Bewußtseyn in dem natürlichen Tode Christi dar; es ist ein dem Scheine nach fremdes Thun, in Wahrheit aber schaut in diesem äußern Leiden und Sterben einer fremden Person der Geist sein eigenes geistiges Thun an." Wenn nicht mehr im Tode Christi liegt, so liegt auch dieses nicht darin!""

„„Auch im Königlichen Amte Christi reißt diese Spekulation den ewigen Logos und Christus gnostisch von Jesu los. Seine vergeistigende Exegese nimmt auf die vielen neutestamentlichen Stellen hier keine Rücksicht.

„„In der Eschatologie findet sie „den eigentlichen Gehalt der pietistischen Vorstellung" von der Vereinigung mit Christo darin, daß in ihr der Mensch die Idee seiner Natur im Jenseits vollkommen realisirt, sein absolutes Wesen vollkommen wirklich geworden „denke" (III. S. 156). Hätte Kant nüchterner reden können?

„„Wenn uns der Verfasser in Beziehung auf alle Grunddogmen zur Erkenntniß des Christus in der Gattung oder zum Cultus des Genius verhelfen wollte, so that er besser, auch die rühmliche Offenheit von Strauß zu theilen. So aber redet er unsere Sprache,** spricht von schöpferischer Lebensmittheilung

* Der Name Jesus kommt, wenn wir uns nicht irren, in der ganzen großen Schrift, Nr. III., nur ein einzigmal vor.

** Cic. de Fin. II; 24, 78: Vide ne non debeas verbis nostris uti, sententiis tuis. Quod si vultum tibi, si incessum fingeres, quo

Christi, vom hohenpriesterlichen Amte Christi, von Wiedergeburt und dergleichen, und verbindet einen ganz andern Sinn damit, als wir thun, und sucht uns die kirchliche Lehre unter dem Namen des Pietismus verdächtig zu machen.

„„Das formale Princip des Protestantismus, wonach das Wort Gottes die Erkenntnißquelle ist, betreffend, mag immerhin der Pietismus Wort Gottes und heilige Schrift mit Unrecht identificiren, sein Gegner nähert sich dem entgegengesetzten Extreme, indem er in der heiligen Schrift das Wort Gottes nicht mehr erkennt, der dogmatischen Kritik der Schrift ein maßloses Recht zugesteht, eben damit die menschliche Vernunft und ihre Aussagen an die Stelle der Schrift setzt, und das in dem Augenblicke thut, wo er auch das materiale Princip unserer Kirche, die Grundlehre von der Rechtfertigung, in seinem Mittelpunkte antastet und einer dogmatischen Kritik unterwirft.““

Nachdem noch die Alteration, welche die spekulative Theologie mit der christlichen Lehre vom Wesen und Gehalt der Gnade vornimmt, anschaulich nachgewiesen worden (X. S. 61 ff.), wendet sich der Verfasser zur Darstellung des Pietismus nach seiner ethischen Seite (III. S. 175—269), von welcher die übrigen Vertheidiger des Pietismus auf eine etwas verdächtige Weise fast ganz stille geschwiegen hatten.

Und hier tritt der dogmatische Vertheidiger des Pietismus mit redlicher Entschiedenheit auf die Seite des Gegners, indem er seinen Tadel in den meisten Punkten als treffend bezeichnet.

„„Der Grundfehler des Pietismus, — so spricht sich alsdann der Verfasser von Nr. X. weiter aus — in Behandlung der Natur, der Kunst, des Staats, der Wissenschaft und der Kirche, ist nicht sowohl in einer Unfreiheit, gegenüber vom Gesetze, als vielmehr in der in sich zurückgeworfenen Beschaffenheit seiner Frömmigkeit zu suchen. Nicht die Idee eines Gemeinlebens der Menschen bildet ein konstitutives Princip des

---

gravior viderere, non esses tui similis: verba tu fingas, et ea dicas, quae non sentias, aut etiam ut vestitum, sic sententiam habeas aliam domesticam, aliam forensem, ut in fronte ostentatio sit, intus veritas occultetur? Vide quaeso, rectumne sit?

Pietismus, sondern der Mangel hieran macht einen seiner größten Fehler aus. Ja, wo er seine Idee handhaben will, verkehrt er das Gemeinleben in eine Sekte, und unterfängt sich einer Sache, wozu nur die Kirche das Recht hat, und der Pietismus keinen Beruf.

„„Nur Druck der Staatsgewalt oder ungerechte Verstoßung von Seiten der Kirche, könnte ihm den — alsdann durch die Pflicht der Nothwehr berechtigten Trieb — einimpfen, zur Wahrung der Gewissensfreiheit sich zu einem religiösen Gemeinleben zu constituiren. Dann aber müßte er Kunst, Wissenschaft u. s. w., Alles, was er jetzt an seiner Mutter, der Kirche, tadelt, aus sich selbst hervorbringen, wenn er nicht verkümmern wollte; das Fliehen der Welt müßte ein Ende nehmen, und das Geschäft der Weltüberwindung beginnen. Dennoch würde er den Fluch, der auf jedem Schisma liegt, mit zu empfinden haben.

„„Der wesentliche Zusammenhang der weltlichen Gebiete mit der Religion, nicht deren Selbstständigkeit, hätten die Gegner des Pietismus darthun sollen, denn sie alle sind Theile des großen Organismus der Menschheit, und so ein Theil leidet durch den andern, so leidet der letztere selbst.

„„Sage dem Pietismus nicht, daß er allzufromm sey, wenn er von allem Solchen abstrahire, denn da würdest du ihn nur stolz oder hartnäckig machen; aber zeige ihm, er sey zu wenig fromm, wenn seine partikuläre Frömmigkeit sich nicht zur kirchlichen entwickle und sich in christlicher Sitte, Kunst, Wissenschaft, bürgerlichem Gemeinsinne gestalte; daß seine Frömmigkeit nothwendig verkümmere, arm, beschränkt, reizbar und schwankend bleibe, wenn sie nur eine ideale Existenz behaupten wolle, statt dem von Gott der Natur eingegebenen Zuge zur freien Objektivirung in der großen Gemeinschaft zu folgen: — siehe, da wird er dich hören, und wenn nicht, so schüttle den Staub von deinen Füßen, der Friede, den du ihm bringen wolltest, für ihn selbst und zwischen dir und ihm, und den er zurückwies, der kehrt zu dir wieder, und tröstet dich.

„„Die Grundidee des Pietismus bei Spener war, wie bei Luther, die Freiheit und das allgemeine Priesterthum des Christenmenschen. Hierin liegt aber für den Einzelnen die religiöse Freiheit oder Emancipation von der geistlichen

Bevormundung durch Menschen, vermöge der Erlösung in Christus, welche zum Ziele hat, religiöse Persönlichkeiten zu schaffen, aber eben damit auch das Recht und die Pflicht, die besondern Gaben, die jedem verliehen sind von der Natur, aber nun geheiligt durch den Geist (Charismata), zu verwenden zum gemeinsamen Besten, wenn schon nicht in willkürlicher Weise.

„„Der Pietismus hat recht, wenn er fordert, daß dieser Begriff in der Kirche verwirklicht werde, und nicht in schreiendem Gegensatze zu dem, was sie ist, stehe, und er hat auch das Selbstbewußtseyn der Kirche und ihre geistliche Wachsamkeit wieder geschärft. Auch ist er nicht bis zu einer Trennung von der Kirche fortgeschritten.

„„Das nun ist seine unschuldige, ja ehrenwerthe Seite. Unschuldig ist er aber nur, sofern er weder neben der Kirche seyn, noch sich an ihre Stelle setzen will. Dieß muß er dadurch beweisen, daß er sich den Gemeinsinn bewahrt, mit dem volksthümlichen Leben, aus dem er stammt, auf keine Weise bricht durch Indifferentismus gegen die Interessen desselben in Staat, Wissenschaft, Kunst und Kirche, die nicht ungestraft vernachlässigt werden dürfen. Er soll mit seinen Volksgenossen das Leid und die Freude theilen, soll die brüderliche Liebe zu ihnen und zu dem Gemeindeleben zum Ausgangspunkte der allgemeinen Liebe nehmen. Dabei soll er sich bewußt bleiben, daß nicht alle Charismen ihm verliehen sind, sondern dem Gemeinleben der Kirche, er soll daher nicht so schnell spröde thun gegen Andre, die, wenn auch in einer andern Form, Mitarbeiter sind.

„„Geschieht dieß nicht, entzieht er sich der Kirche aus Mißstimmung über ihre Krankheiten, so entzieht er auch seine Schulter der Gemeinschuld und ist selbst um so schuldiger.""

Aus diesem Stande der Controverse zwischen Pietismus und Spekulation geht soviel hervor, daß, wenn nicht jeder Christenmensch sich entschließen kann, dem Pietismus zuzufallen, ein jeder doch eine unübersteigliche Kluft zwischen Christenglauben im allerweitesten Sinne und spekulativer Gotteslehre der neuesten Zeit befestigt sehen wird. Rationalismus, Supranaturalismus

und Pietismus sind wenigstens über die Grundlage des Christianismus einig, über den theistischen Gottesbegriff und über dasjenige, was zunächst damit zusammenhängt, über Abhängigkeit aber Getrenntheit der Schöpfung von Gott, über die unsterbliche Persönlichkeit des Menschenichs und die Geltung des Individuums und der Individualität als eines für alle Ewigkeit responsabeln Wesens. In allen diesen Punkten denkt der Monismus des Begriffs anders, und darnach muß sich seine Metaphysik und nicht minder seine Moral wesentlich anders gestalten. Wenn er in der Lehre von der Sünde und Rechtfertigung dem Pietismus verwandter seyn soll, als dieser dem Rationalismus, so ist dieß rein terminologischer Schein.

Ein auf sich selbst erst im Menschen sich besinnender Gott ist gewiß nicht der Gott der Schrift und des Wortes, das sie predigt, ist nicht der Gott, auf den Moses und Jesus sich berufen haben. Auch begreift sich nur aus der gänzlichen Unchristlichkeit dieser Philosophie, wie ihr Stammvater kein Christ und selbst kein Jude, sondern ein überzeugungstreu aus der Religionsgemeinschaft der Juden ausgetretener und der der Christen nie beigetretener Philosoph, Spinoza, seyn mußte.

Es beruht, wenn nicht auf uns unbekannten Gründen, auf der größten Selbsttäuschung, wenn man eine auf diese Basis erbaute Philosophie eine christliche nennen will. Sie ist vielmehr repristinirtes und sublimirtes Heidenthum. Der alte Heide Goethe hat es ganz ehrlich herausgesagt. Er mißbilligte es, „daß Hegel die christliche Religion in die Philosophie hereinziehe, die doch nichts darin zu thun hat. Die christliche Religion, sagte er, ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze."*

So ehrlich sprach der Mann, der doch die Urkunden des Christenthums nur für eine Legende, und die Philosophie an und für sich so hoch hielt, daß er lieber bei ihr den Beweis für die Unsterblichkeit der Seele suchte, an die er fest glaubte, als beim Offenbarungsglauben.**

---

* Eckermann II. 56.

** Ebendas.

Wer nun aber nur nicht Alles in dieser angeblichen Legende für Mythe erklärt, wer nur den Kern der Reden und Thaten Jesu noch stehen läßt, wird nicht abläugnen können, daß die Erklärungen desselben über den Vater im Himmel und Jesu Verhältniß zu ihm, über die göttliche Vorsehung, über das Gebet und seine Erhörung, über des Menschensohns Werke als Beweise seiner göttlichen Sendung, über den Werth jeder einzelnen Menschenseele, über ein zukünftiges Leben und das Verhältniß dieses Erdenlebens zu solchem Jenseits, über Lohn und Vergeltung nicht bloß ihrem Buchstaben, sondern ihrer Tendenz nach ihre Grundlage in der Voraussetzung eines persönlichen göttlichen Ichs und ihr Ziel in einem ewigen persönlichen Leben jedes Menschenichs, einem Leben, von welchem das gegenwärtige Leben nur der Anfang ist, haben müssen.

Diese Lehren aber sind nach der consequenten spekulativen Theologie, nach Hegels streng durchgeführter Religionsphilosophie, eben so viel irrthümliche oder nur populäre Vorstellungen. Wie kann nun folgerechter Weise jene Theologie in einem Menschen, der eines vom Begriffe so unaufgehellten Geistes war, daß er Irrthümer, Vorurtheile und Hüllen der Wahrheit für die Wahrheit selbst hielt, in irgend einem Sinne einen besondern Gottmenschen sehen? Nicht einmal seiner Sittlichkeit nach kann sie ihn sehr hoch stellen, denn die Vergeltungslehre z. B., die er so entschieden predigte, erscheint dieser Philosophie als etwas Unsittliches.*

Wenn die spekulative Theologie Hegels das allgemeine Bewußtseyn der Welt wird, so muß der christliche Glaube aufhören, und sein Stifter kann nur noch in Eine Reihe mit Confucius, mit dem menschlich aufgefaßten Moses, mit Sokrates, Spinoza und St.-Simon gestellt werden; ja selbst der Urheber der Lehre von der immanenten Einheit Gottes in der Menschheit ist nicht er, sondern Spinoza oder Hegel. Der historische Christus wollte Gottmensch unter Menschen seyn; der spekulative ist Gottmensch unter Gottmenschen, d. h. auf der einen Seite Mensch unter Menschen, auf

* Welche Lehre war der überwiegenden Sinnlichkeit mehr feind, als die Religion Christi und seiner Apostel? Und doch baute diese Lehre alle ihre Gebote auf den Schöpfer und die Unsterblichkeit. Wie könnte also dieses letztre Dogma, aus welchem die Idee der Vergeltung hervorgeht, ein Produkt der Sinnlichkeit und deßwegen unsittlich seyn?

der andern Gott unter Göttern, oder richtiger, unter Gotten, sofern jeder Mensch an sich das Absolute, der wahrhaftige Gott und das ewige Leben ist.

Eine Philosophie hingegen, die eine christliche Philosophie mit Wahrheit heißen will, muß, vom persönlichen Christus und seinem speziellen Gottesbewußtseyn zurückgehend, das von Christi Lehre vorausgesetzte, ursprünglich in Gott sich producirende Selbstbewußtseyn Gottes nachzuweisen unternehmen, sie muß das Absolute in Gottes eigenes Bewußtseyn übergehen lassen, über und unabhängig von der Welt, und muß damit den Beweis verbinden, daß dadurch kein Dualismus gegeben, und die Unendlichkeit Gottes nicht beschränkt wird; zugleich muß sie die Gewalt des Geistes über die Natur auf eine Weise statuiren, daß das Wunder, und die ewige Fortdauer der geistigen Individuen möglich ist; sie muß endlich diese Fortdauer mit ihren Folgerungen zur Basis ihrer Moral machen.

So lange die Philosophie das nicht thut oder nicht vermag, bleibt der persönliche Gott, das Gott-Ich, der Welt und dem unsterblichen Menschen-Ich, unendlich und ohne Dualismus, gegenüber stehend, ein Axiom des Christenthums, der erste und ursprünglichste Wunderglaube, den es verlangt, der Glaube an etwas dem Begriffe sich Entziehendes, dem sich der Rationalismus eben so willig unterwirft, als der Supranaturalismus und der Pietismus, und das nur die spinozistische Spekulation läugnet.

Glaubt man einmal an den wahrhaft persönlichen Gott, so wird man nicht unversöhnlich sich über den Grundsinn und die Grundlehren des Christenthums streiten. Rationalisten und Pietisten werden, gegenüber dem unchristlichen Pantheismus, nur Ein Lager bilden.

Immerhin mag die heilige Schrift einer Schal- oder Hülsenfrucht zu vergleichen, und die kunstverständigen Gärtner mögen nicht einig darüber seyn, wo die Schale aufhöre und der mit ihr verwachsene Kern beginne, irgendwo muß er doch einmal kommen. Bekanntlich gibt es aber morgenländische Früchte jener Gattung, an welchen auch die Schale köstlich und selber ein herrliches Gewürz ist. Verhielte es sich mit dem geschriebenen Worte Gottes nun auch so, wie sehr wäre schon derjenige zu tadeln,

der die Schale abziehen und als unbrauchbar wegwerfen wollte, einzig zu Ehren des Kerns. Am unverantwortlichsten aber würde derjenige handeln, der, nachdem er die Hülse rein abgeschält, nun auch daran ginge, den Kern selbst zu durchwühlen und zu zerstören, Alles in der Absicht, im Innersten desselben einem flüchtigen Oele auf die Spur zu kommen, dessen Geschmack und Heilkraft ungewiß, ja dessen Existenz unverbürgt wäre.

Dieß letztre thun die spekulativen Theologen, die ihrem Systeme nach noch für Christen gelten wollen. Sind sie es? Und verketzern wir sie, wenn wir behaupten, sie seyen es nicht? Sagen wir damit, sie können nicht ernstlich beten, nicht christlich predigen, nicht christlich leben?

Gewiß wollen wir das nicht behaupten. Wir trauen vielmehr den Versicherungen, den unwilligen Betheuerungen dieser Männer; wir verlassen uns zugleich auf die Inconsequenzen ihrer Lehre. Wir greifen nicht ihre christlichen Gesinnungen, ihr christliches Gebet, ihre christliche Predigt und Seelsorge, wir greifen nur die Folgerichtigkeit von alledem, nur die Cohärenz ihres Systems, nur die Schärfe ihres Geistes an, und geben ihnen so eine Beschuldigung zurück, die sie in so reichlichem Maße und so unbedenklich und zuversichtlich den Gegnern ihrer Philosophie zuzuschicken pflegen. Wir sagen von ihnen mit Cicero:

„„Ita vivunt quidam, ut eorum vitâ refellatur oratio. Atque ut ceteri existimantur dicere melius, quam facere: sic hi mihi videntur facere melius, quam dicere.““

Cic. de Fin. II; 25, 81.

Während des Druckes stößt der Verfasser auf einen Vorgänger Bengels, der vielleicht der erste Gründer des Pietismus in Württemberg war. Es ist dieß M. Christoph Reuchlin, ein Ururur-Enkel von Kagnio's Bruder; er war von 1699 — 1704 D. und Prof. Theol. zu Tübingen, und in seinem Lebenslauf (Stolls Magisterbuch S. 336) heißt es: Fuere tamen, quibus conversus pietatis, ut vocant, *tunc temporis rariores si non plane involiti,* quos domi instituebat privatos, in eo displicuere. Dieser Mann hatte von 1679 — 1685 in Wittenberg theils studirt, theils docirt.

G. S.

Die slawischen Völker

und

ihr Verhältniß zu Deutschland.

Seit die französische Revolution alle Blicke auf den Westen und dessen Bewegungen lenkt, und seit man anfing über Völkerverhältnisse und Völkerschicksale nach papierenen Constitutionen, oder nach dem Lärm von Zeitungen und berathenden Kammern zu urtheilen, scheint man den Sinn für Beurtheilung anderer Zustände wie verloren zu haben. Es gilt dieser Vorwurf freilich nicht den Einzelnen, welche zum Theil sehr wohl unterrichtet sind, sondern mehr der Gesammtmasse derer, welche an öffentlichen Gegenständen Antheil nehmen, und in der Geschichte der Völker und Menschen Nahrung für den Geist und Belehrung suchen. Aber es ist ein noch weit nicht hinreichend gewürdigter Umstand, wie sehr eine allgemeinere Beschäftigung mit diesem oder jenem Gegenstand auf dessen wissenschaftliche Behandlung einwirkt: ist eine Sache Gegenstand allgemeinerer Besprechung geworden, nimmt die größere Masse des lesenden und aufmerksamen Theils der Nation daran Antheil, so erhält die Betrachtung alsbald eine gewisse praktische, ins Leben greifende Richtung, von welcher der Einzelne, wenn er nicht durch die allgemeine Denkweise gestützt und getrieben wird, nur allzugerne abweicht. So ergeht es namentlich uns Deutschen gegenwärtig mit den slawischen Völkern und ihren Verhältnissen unter einander und zu Deutschland: die öffentliche Aufmerksamkeit, die allgemeine Theilnahme dafür ist, wenn

nicht gerade ein Ereigniß, wie etwa die polnische Revolution eintritt, nur gering, und bloß Rußland erweckt Aufmerksamkeit wegen seines täglichen und stündlichen Eingreifens in alle Verhältnisse Asiens und Europas. Aber auch Rußland ist darum nicht besser gekannt, und erweckt im Allgemeinen wegen der politischen Tendenzen, die man ihm zuschreibt, auf der einen Seite blinden Haß, auf der andern nicht minder blinde Vorliebe, und die rechte Würdignng fehlt fast allenthalben.

Es bietet aber der europäische Osten, und vor allem die slawischen Völker, Deutschland ein Interesse dar, welches über alle Tagespolitik hinausliegt, und welches richtig aufzufassen, zur Kenntniß der Vergangenheit wie zur richtigen Beurtheilung der Zukunft von großer Bedeutung ist. Zwischen Franzosen und Deutschen läßt sich unschwer eine Gränzlinie ziehen, wenn sie auch an manchen Stellen ziemlich gezackt herauskommt, zwischen Deutschen und Slawen aber ist dieß rein unmöglich. Man kann Oder und March als die Gränzen des deutschen Reichs und Volks ansehen; aber diesseits wohnen noch Millionen Slawen, wie jenseits Millionen Deutsche, der deutschen Kolonien im tiefern Rußland gar nicht zu gedenken. Zwischen Oder, March und adriatischem Meere auf der einen, der Düna, dem Dnieper und dem schwarzen Meer auf der andern Seite ist ein Gebiet, welches seit vielen Jahrhunderten zwischen Rußland, Deutschland, der Türkei und den zwischen Russen und Deutschen in der Mitte liegenden slawischen Polen streitig gewesen, und wie die deutsche Herrschaft und Sprache auf der einen Seite bis nach Livland und Siebenbürgen hinein sich vorgeschoben hat, so haben slawische Eigenthümlichkeit und Sprache durch alle Stürme der Zeit sich in Schlesien, Mähren, Böhmen und einem Theil der Lausitz noch erhalten. Wer will hier die Gebiete scheiden, eine Gränzlinie ziehen? Es ist rein unmöglich. Aber es hat Zeiten gegeben, wo deutsche und slawische Nationalität in erbittertem Kampfe einander gegenüber standen, selbst bis in die neueste Zeit haben gegenseitige Reibungen fortgedauert, und es liegt keineswegs außer dem Reiche der Möglichkeit, daß diese Reibungen einst wieder zu einer Flamme sich entzünden. Die neuere Zeit mit ihrer vorherrschend literarischen Grundlage ist der Entwicklung der einzelnen Nationalitäten günstig; die kosmopolitischen Tendenzen des 18. Jahrhunderts sind

im Nebel verflogen, und aus der umfangreicher gewordenen Literatur hat sich ein Nationalgefühl in viel umfassenderer Weise gebildet, als dieß früher je der Fall gewesen. Daß die gegenwärtige Literatur des westlichen Europas, namentlich Frankreichs und Deutschlands, fast zu einer leblosen Mumie geworden, die man nur noch mit allerlei Flitterstaat aufzuputzen sucht, beweist nur, daß die Literatur dieser Länder einer gründlichen Umwandlung entgegen geht, und man darf darum nicht glauben, daß dieß bei den weit minder blasirten slawischen Völkern in gleicher Weise der Fall sey; für sie scheint im Gegentheil die literarische Periode, welche sich für uns zum Ende neigt, erst recht zu öffnen.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß Deutschland seine Nationalität nach den furchtbaren Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs zuerst in seiner Literatur wieder gefunden habe; kann nicht vielleicht Polen, nachdem es durch die Ereignisse der letzten 60 oder 70 Jahre zertrümmert worden, seine Nationalität gleichfalls wieder in seiner Literatur finden? Daß diese Idee in manchem Polen lebt, ist nicht wohl zu bezweifeln, und die jetzige polnische Literatur zählt auch Männer genug, welche jedem Lande zur Zierde gereichen würden, und einige, welche gegenwärtig in ganz Europa ihres Gleichen umsonst suchen. Eine solche Nation kann man nicht als todt und begraben ansehen, so sehr auch Polen jetzt aus der Reihe der Nationen ausgetilgt scheint.

Auch Rußland tritt immer mehr auf dem Schauplatz der Literatur auf, und wenn diese auch durch eigenthümliche, keineswegs bloß in der Censur liegende Umstände gehemmt ist, und sich noch keiner besonders reichen Entfaltung erfreut, so erhält sie doch eine immer breitere Grundlage, welche mächtig gefördert wird durch die nationale Richtung, die das Unterrichtswesen seit zehn Jahren erhält. In dem von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Rußland herausgegebenen Journal sind nicht nur die Arbeiten der gelehrten Körperschaften, wie der Akademien und Universitäten, sondern auch die einzelnen bedeutenderen Leistungen sämmtlicher russischen Journale, so wie die Arbeiten des Lehrerpersonals aufgeführt, und auch den literarischen Bestrebungen sämmtlicher Slawenstämme, namentlich der ostslawischen, ein stehender Artikel gewidmet, wobei neue, für das Slawenthum (slawian schtschina) wichtige Erscheinungen mit besonderer Vorliebe

hervorgehoben werden. Aber um solche Dinge, wie dieses theils neu erwachende, theils erst beginnende geistige Leben so vieler Millionen, kümmert man sich in Deutschland sehr wenig; da hat man seichte französische und breit getretene englische Romane zu lesen, oder unendliche Kammer- und Parlamentsdebatten zu verfolgen. Die Erklärung ist freilich leicht: wir sprechen deutsch und können ohne große Mühe verwandte germanische Sprachen lernen; man bläut uns als Knaben das Lateinische ein, und erleichtert uns dadurch das Erlernen der verschiedenen romanischen Sprachen; aber eine slawische zu erlernen, das erscheint uns gerade so schwierig, als einem Franzosen die Erlernung des Deutschen, und wie die Franzosen darauf rechnen, in Deutschland Leute genug zu finden, denen sie sich französisch verständlich machen können, so geht es uns mit den Polen, Böhmen und Russen, zumal diese, wenn sie zu uns kommen, so gut deutsch oder französisch sprechen, daß die Erlernung ihrer Sprache uns ganz überflüssig erscheint. Dafür sind wir auch über slawische Verhältnisse ziemlich eben so gut unterrichtet, wie die Franzosen über Deutschland, und auf Verstöße, wie der, daß das Journal des Débats vor einigen Jahren noch von einem Königreich Westphalen sprach, kommt es uns in slawischen Ländern eben auch nicht an.

Die Unkenntniß der Sprache führt zu zahllosen falschen Ansichten, um so mehr, als in diesen Ländern, wo die Masse des Volks noch auf einer so tiefen Stufe steht, die Spaltung der Stämme gewöhnlich auch auf eine Spaltung der Religion hindeutet, und beides zusammengenommen manche Glieder der slawischen Familie durch eine Kluft scheidet, welche wohl kaum mehr übersprungen werden dürfte. Um hierüber ganz verständlich zu seyn, müssen wir einen allgemeinen Blick auf die Geschichte der slawischen Stämme werfen, und daran eine Uebersicht ihrer geistigen und religiösen Kultur knüpfen.

Der slawische Stamm spaltete sich in einer Zeit, welche über unsere Geschichte hinausliegt, in einen östlichen und einen westlichen. Zu dem letztern gehören Polen — jedoch nur etwa die Hälfte des jetzt sogenannten Galiziens, — Polnisch-Schlesien, die Slawaken in Nordungarn, die Mähren, Böhmen und Lausitzer. Die Ostslawen beginnen schon in Polen: alles Land östlich vom Bug und der Narew und ganz Ostgalizien gehören dazu; in den

Kreisen von Peremyszl, Zolkiew, Sambor, Lemberg wird kleinrussisch gesprochen, wogegen in den Kreisen von Tarnow, Bocsina und Wadowic schon Masuren wohnen, welche polnisch sprechen. Aus dem Kreise von Zolkiew geht das Kleinrussische hinüber ins jetzige Königreich Polen, wo um Zamosc und Chelm ein großer Theil der Einwohner dasselbe spricht; in den Gebirgsdistrikten von Jasloic und Sandec ist das Russische gleichfalls im Gebrauch, welches sich nur in wenigen Ausdrücken dem Slawakischen nähert. Von hier aus zogen auch wohl die Rusinen oder Rus, wie sie sich nennen, nach Ungarn, wo sie um Munkacs, Unghwar und Eperiec, etwa 600,000 an der Zahl, ansäßig sind. * Es ist von Interesse, die Linien zu bezeichnen, wo die Stämme an einander gränzen; denn dieß hat um so mehr einen wesentlichen Einfluß auf die Geschichte, als man im Allgemeinen sagen kann: so weit das Kleinrussische geht, ging früher auch die griechischrussische, jetzt die unirte Kirche. Die Südslawen: Bulgaren, Servier, Bosnier, Illyrier bis herauf nach Krain und Steyermark, gehören sämmtlich zum ostslawischen Stamme; doch hat bei diesen das religiöse Element eine Spaltung herbeigeführt, indem der westliche, kleinere Theil derselben zur katholischen Kirche, der östliche größere Theil zur griechischen gehört. Dieser Unterschied macht sich in neuerer Zeit auch noch dadurch bemerklich, daß die Südslawen vom griechischen Ritus sich der illyrischen, mit der russischen fast übereinstimmenden Schrift bedienen, die vom katholischen Ritus aber der lateinischen.

Die Sprache der Südslawen zeugt unwidersprechlich für ihre Herkunft: sie kamen aus Rußland, in kleiner Zahl vielleicht über die Karpathen, der Mehrzahl nach aber wohl gewiß auf der großen Heerstraße zwischen dem schwarzen Meere und Siebenbürgen. Diese Wanderungen fallen in die Zeit vom 6—8ten Jahrhundert. ** Es ist hiebei wohl zu merken, daß die Slawen

* So theilt Lewicki in seiner Grammatik der ruthenischen oder kleinrussischen Sprache in Galizien die Stämme ab.

** Es ist in neuerer Zeit vielfach behauptet worden, die Gebirge von Krain und Steyermark seyen in uralter Zeit schon von Slawen bevölkert gewesen; dagegen spricht aber einer Seits die sehr nahe Verwandtschaft aller südslawischen Dialekte von Bulgarien herauf bis Krain,

nicht im Stande waren, die Wlachen ganz zu verdrängen, und diese haben demnach durch ihre bedeutende Masse die Verbindung zwischen den ausgewanderten und den zurückgebliebenen ostslawischen Stämmen unterbrochen. Eine noch bedeutendere Scheidewand zwischen den westslawischen Stämmen in Mähren und Oberungarn und den ostslawischen im Süden bildeten zuerst die Avaren, und als diese vor dem gewaltigen Karl erlagen, die lange Zeit nicht minder furchtbaren Madscharen, welche bekanntlich Arnulf gegen das Deutschland sehr gefährliche großmährische Reich herbeirief. Die Madscharenherrschaft wurde entscheidend für die ganze Geschichte der slawischen Völker südwärts von den Karpathen, und hinderte eine sonst unvermeidliche Vereinigung derselben gegen die Deutschen.

Anders erging es im Norden. Zu der Römer Zeiten hatten ohne allen Zweifel deutsche Völker im Nordosten der Elbe gewohnt, und diese Lande sind von den Slawen wohl kaum früher besetzt worden, als nachdem das große Gothenreich, welches von der Ostsee bis zum schwarzen Meere gereicht, und nothwendiger Weise die meisten slawischen Stämme unter sich begriffen haben mußte, zertrümmert worden war, Attila alle Völker durch einander gerüttelt hatte, und die kräftigere Mannschaft sämmtlicher Stämme fortgezogen war auf das Gebot des gewaltigen Herrschers. Auch hier also fällt, wie im Donaulande, das siegreiche Vordringen der slawischen Völker ins sechste bis achte Jahrhundert. Karl der Große ist es, welcher auch hier dem Vordringen der Slawen zuerst einen Damm entgegengesetzt, wie im Donaugebiet mittelbar durch seine Eroberungen gegen die Avaren, so an der Elbe durch unmittelbare Waffengewalt.

Wir müssen diese karolingische Periode etwas genauer ins Auge fassen; denn sie ist entscheidend für eine lange Folgezeit. Schon die Agilolfinger in Bayern und die Langobarden in Italien

---

woraus, da die Bulgaren und Serbier entschieden aus dem Innern Rußlands kamen, wohl zu schließen ist, daß die sprachverwandten Illyrier und Krainer gleichfalls daher gekommen, und anderer Seits die nähere Verwandtschaft des Albanesischen mit den germanischen als mit den slawischen Sprachen, woraus man doch wohl den Schluß ziehen darf, daß zwischen den Albanesen und den deutschen Stämmen in Norikum Völker saßen, welche mehr oder minder das Verbindungsglied zwischen beiden bildeten.

haben über die Karantanen eine gewisse Herrschaft ausgeübt, auch angefangen, sie zum Christenthum zu bekehren, was namentlich von Salzburg aus geschah. Als das Reich der Longobarden, wie der Bayern, vor Karl dem Großen fiel, kamen diese Landstriche unter fränkische Obergewalt, und die Franken wurden Nachbarn der Avaren, mit denen bald der Kampf entbrannte. Sobald aber die benachbarten Mähren und Tschechen dieses gehaßten und gefürchteten Feindes durch die fränkische Tapferkeit entledigt waren, breiteten sie ihrerseits ihre Herrschaft aus, und geriethen so in Kampf mit den Franken, der jedoch ohne Entscheidung wieder zu Ende ging. Glücklicher waren die Franken im Norden zwischen Elbe und Oder, wo schon Karl bei seinen Kriegen mit den Sachsen einige slawische Stämme in seinen Bund zog, namentlich die Obotriten an der Ostsee. Dieß ist, vom militairischen Standpunkt aus betrachtet, ganz richtig. Die Sachsen verbanden sich mit den Dänen, während die gerade ostwärts wohnenden Obotriten für die Franken die natürlichsten Bundesgenossen waren. Gleiche Verhältnisse führten später gleiche Verbindungen herbei, und wir sehen darum, daß in Meklenburg, dem Hauptsitz der alten Obotriten, die einheimischen Fürsten sich erhielten, und das Volk nur sehr allmählig germanisirt wurde, während es in den zwischenliegenden Ebenen großentheils durch das Schwert der Eroberer fiel. Eben so erging es in Pommern, wo noch im dreizehnten Jahrhundert die Slawenmacht keineswegs gebrochen war. Aber von der Mittelelbe aus hatten sich zwischen Böhmen und dem Küstensaume der Ostsee die Deutschen ihren Weg gebahnt, und dem verheerenden Schwert folgten zahlreiche Schaaren Kolonisten aus dem westlichen deutschen Land. Im Süden drangen von Tyrol aus, wo alle Thäler gegen Osten sich erweitern und öffnen, die Deutschen in das Land zwischen Donau, Sau und Drau vor, wodurch Böhmen im Süden und Norden von andern Slawenstämmen geschieden wurde, und nur noch im Osten mit denselben zusammenhing.

Das dreizehnte Jahrhundert war für Deutschland entscheidend. Den ersten Stoß erhalten die Slawenreiche von Osten her durch die Mongolen, den zweiten versetzt ihnen der deutsche Orden durch die Eroberung Preußens, so wie die Schwertritter durch die Eroberung Livlands, und den dritten Rudolph von Habsburg durch seinen Sieg über Ottokar auf dem Marchfelde. Ottokar hatte das

großmährische Reich in weitem Umfang wieder hergestellt, denn das Gefühl der gemeinsamen Gefahr unterwarf ihm manche Landschaft, die sonst ihre Unabhängigkeit trotzig vertheidigt hätte. Mit Rudolph's Sieg über Ottokar hörte Böhmen auf eine Stütze der Slawenmacht zu seyn; die Deutschen setzten sich mehr und mehr in Böhmen und Mähren fest, Böhmen ward dadurch isolirt, und seine spätern Verbindungen mit Polen konnten zu keinem großen Erfolge mehr führen, vielmehr nur Reaktionen zur Folge haben. Der Kampf zwischen Deutschen und Slawen war seit der Schlacht auf dem Marchfeld an die Oder und March gerückt. Durch die Eroberungen des deutschen Ordens ward aber auch die Oder überschritten, und Polen vom Meere und somit vom Handel ausgeschlossen.

Daß Polen diese Eroberung ohne eine einzige bedeutende Anstrengung geschehen ließ, ja daß es sie nicht lange schon selbst gemacht hatte, ist ein großer Beweis seiner Schwäche. Zwar hatte Boleslaus der Tapfere, der im Anfange des eilften Jahrhunderts regierte, dieß wohl gefühlt und soll auch das preußische Land bis ans Meer sich unterworfen haben, wie er auch seine Herrschaft westlich bis an die Elbe und östlich bis an den Dnieper ausdehnte; aber mit seinem Tode fiel dieß Reich, das er durch keine gemeinsamen Constitutionen zu verbinden wußte, wieder aus einander, und seit Boleslaus **III.** sein Reich unter seine vier Söhne, und diese wieder unter die ihrigen theilten, war Polen verloren. Mehrmals mußte es deutsche Oberherrlichkeit anerkennen, und seit der deutsche Orden die Oder überschritten, bildeten sich deutsche Städte mit magdeburgischem Recht im Lande, die, wenn sie auch durch Handel und Gewerbe Vortheil brachten, die Einheit der Nationalität unwiederbringlich zerstörten, um so mehr, als sie an dem germanisirten Preußen und dem deutschen Orden einen Anhaltspunkt hatten, und die einzelnen Unfälle, die der letztere erlitt, an dem Stand der Sache im Großen nichts ändern konnten. Das polnische Volk zerfiel in Adel und leibeigene Sklaven, die Deutschen fingen erst an einen dritten Stand zu bilden, und nichts half es, daß man die Juden den Deutschen entgegensetzte, denn dadurch ward die Nationaleinheit nicht hergestellt, das Emporkommen eines wahrhaft kräftigen Bürgerstandes gänzlich gehindert und ein Krebsschaden dem Lande eingeimpft, an dem es noch jetzt

blutet, vielleicht verblutet. Die Deutschen, durch Einheit der Religion mit Polen verbunden, hätten sich am Ende wohl noch polonisirt, die verachteten Juden nie, und dieß hat Polen mehr geschadet, als man auf den ersten Anblick glauben sollte; denn die Juden haben wesentlich dazu beigetragen, daß der Bauer in Polen nie empor kam, und daß Handel und Handwerksbetrieb als ein fast entehrendes Gewerbe galt. Noch jetzt sind in Polen nahezu vier Fünftheile der Städtebevölkerung deutsch oder jüdisch,* und wenn dieß auch vor 400 Jahren noch nicht den Nachtheil hatte, wie jetzt, so trug es doch wesentlich dazu bei, die Nationalität Polens im Adel zu concentriren, und eine zügellose Adelsherrschaft zu begründen, die das Land ins Verderben riß.

Hätte Deuschland noch im vierzehnten Jahrhundert in seiner alten Kraft bestanden, so wäre damals Polen völlig in den Verband des deutschen Reichs gezogen worden, wie Pommern und Böhmen. War aber auch die alte Kraft nicht mehr da, so stand doch der Glaube daran noch fest, und die Furcht vor dem deutschen Reich auf der einen und dem Eroberungsgeist der Litthauer auf der andern Seite führte zu der bekannten Ehe der polnischen Thronerbin Hedwig mit dem litthauischen Großfürsten Jagello, eine Verbindung, welche den Stand der Dinge im östlichen Europa gänzlich änderte, dem Umsichgreifen des deutschen Ordens in Preußen und der Schwertritter in Livland allmählig Schranken setzte, und die jungen dortigen Eroberungen Deutschlands zwischen zwei Feinde, Rußland und Polen, brachte. Dieß nöthigt uns, einen Blick auf die Entwickelungsgeschichte des östlichen Europa's zu werfen, wo wir zuerst auf das russische Großfürstenthum und dessen Hauptsitz Kiew stoßen.

* Im eigentlichen Königreich Polen betrug nach officiellen Angaben im Jahr 1837 die christliche Städtebevölkerung, Warschau nicht mitgerechnet, 488,343 Seelen, die jüdische Städtebevölkerung 338,677. Dieß macht drei Achtel aus. In Warschau sind von 130,000 Einwohner ein gutes Viertheil Juden. Wie viele Nichtpolen unter der christlichen Bevölkerung sich finden, ist nicht angegeben, das Verhältniß ist aber sicherlich nicht klein, und daß dasselbe in preußisch Polen und östreichisch Polen fortdauernd und sehr bedeutend im Steigen ist, darf als bekannt angenommen werden.

Die eisernen Männer des Nordens, welche um des Handels und des Kriegs willen Rußland in allen Richtungen durchzogen,* errangen mit leichter Mühe, wie in Frankreich, Neapel und Sicilien, so auch in Nowgorod und Kiew die Oberhand, verschmolzen endlich auch hier mit den Eingebornen, und bildeten den russischen Staat mit der Hauptstadt Kiew, der westwärts schnell bis zu den Karpathen sich ausdehnte, ungefähr bis dahin, wo jetzt noch das Kleinrussische von dem Polnischen sich scheidet, wie wir oben bemerkt haben; er umfaßte also namentlich Podolien, Wolhynien, Ostgalizien und die heutige Ukraine. Weiter im Norden und Osten wohnten litthauische und finnische Völker, und Städte wie Nowgorod waren nichts als slawische Colonien im finnischen Lande. Indeß breiteten sich die Russo-Slawen, welche das Christenthum von Byzanz hier empfangen hatten, fortwährend gegen Norden und Nordosten aus, drängten die litthauischen und finnischen Völker zurück, und es entstanden in dem neu eroberten Lande neue russo-slawische Fürstenthümer, von welchen jedoch die nordöstlichen (die jetzigen großrussischen Gouvernements) gerade zu den ärmsten gehörten. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts brach Batu herein mit seinen Mongolen, und machte dem damaligen russischen Reich, d. h. dem Großfürstenthum Kiew ein Ende. Außer den zwei hanseatischen Republiken Pskow und Nowgorod hielten sich nur wenige bedeutende Fürstenthümer, Moskau, Twer, allenfalls Gallizien, letzteres verhältnißmäßig am unabhängigsten und mächtigsten, Twer und Moskau aber in tiefster Erniedrigung vor den östlichen Barbaren. Das Land zwischen Don und Dnieper bis hinauf zur Oka war der Tummelplatz mongolischer und tartarischer Horden, welche nach Gefallen in das nördliche und westliche Land einbrachen. Um diese Zeit trat unter dem kleinen Volk der Litthauer ein außerordentlicher

* Ihr gewöhnlicher Weg war die Düna aufwärts und den Dnieper abwärts nach Constantinopel; doch führte sie der Handel auch vielfach nach Biormien (Perm), auf welchem Wege Holmgard (Cholmogor) ihre Zwischenstation war; auch haben wir bestimmte Nachrichten (s. die Fahrten Rolfs des Fußgängers), daß sie von Constantinopel aus den Don und wahrscheinlich dann die Wolga aufwärts nach Biormien gingen, wo der Stavelplatz der asiatischen Waaren war.

Mann auf, Gedimin, welcher einige nicht minder außerordentliche Männer zu Nachfolgern hatte. Die Litthauer waren lange von den Russoslawen immer weiter gegen Nordwesten gedrängt worden, und saßen fast nur noch in dem sogenannten Schmud (Samogitien), während das übrige Land gegen Süden und Osten von den Russoslawen eingenommen wurde. Als aber Batu hereinbrach, und das Großfürstenthum Kiew vernichtet wurde, kam für die Litthauer die Zeit der Rache, und im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts sehen wir sie hervorbrechen und sich der Länder der russischen Fürsten bis zum Dnieper hin bemächtigen. Freilich wurden im Laufe dieser Kämpfe die litthauischen Fürsten selbst zu Russen, und nahmen meist das russisch-griechische Glaubensbekenntniß an, aber dennoch sind ihre Bestrebungen wesentlich gegen die russischen Fürstenthümer, und als diese den Schutz der mongolischen Khane anriefen, endlich auch gegen diese gerichtet. Hier treten indeß die deutschen Schwertritter wieder auf den Schauplatz. Olgerd, Gedimin's Sohn und Jagello's Vater, hätte aller Wahrscheinlichkeit nach Moskau erobert und dem russischen Reich ein Ende gemacht, wenn ihm nicht gerade zur Unzeit die Schwertritter in den Rücken gefallen wären, und ihn zur Aufhebung der Belagerung Moskaus genöthigt hätten. Die stolze Familie Gedimins strebte augenscheinlich nach der Obergewalt im europäischen Osten. Die abgedrungene Wahl Jagello's zum polnischen König schien sie diesem Ziel nahe zu führen, vernichtete es aber gerade. Jagello konnte die durch Sprache und Glauben geschiedenen Völker Litthauens und Polens nicht vereinen; Witold, Olgerd's Neffe, bestieg den Thron von Litthauen und setzte die Plane seines großen Oheims fort. Zuerst wandte er sich gegen die Schwertritter, und brachte ihnen einen Schlag bei, der sie beinahe vernichtet hätte, dann wandte er seine Waffen nicht gegen das schwache Moskau, sondern gegen die Mongolen, deren Besiegung ihm Moskau ohnehin in die Hände geliefert hätte, aber hier fand er sein Ziel. Die Macht der Mongolen war noch unerschüttert, und im Jahr 1397 erlitt er durch sie eine so furchtbare Niederlage, daß seine Kraft für immer gebrochen wurde. Die letzten dreißig Jahre seiner Regierung mußte er sich still halten, der Plan seines Hauses war vereitelt, die Schwertritter erhoben sich wieder, Moskau blieb unangetastet, und jetzt gelang es den polnischen Großen und den

jagellonischen Königen allmählig, Litthauen ganz mit Polen zu vereinigen. Vom Anfang des fünfzehnten bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein ist Polen die herrschende Macht im Osten Europa's.

Lange widerstrebte Litthauen einer engern Verbindung mit Polen — die Religion stand entgegen —; endlich aber schien Alles zu gelingen: der polnische Adel, im Bunde mit den Jesuiten, arbeitete mit Consequenz und Anstrengung darauf hin, den Adel der litthauischen Provinzen, in Podolien, Wolhynien und Ostgalizien katholisch und polnisch zu machen. Zwar setzte die hartnäckige Anhänglichkeit der Volksmasse an die überlieferten Gebräuche der russisch-griechischen Kirche der völligen Amalgamation einen unübersteiglichen Damm entgegen; doch hoffte man durch die Union, welche die äußern Gebräuche der griechischen Kirche bestehen ließ, allmählig zum Ziel zu gelangen, und wirklich wurde auch Vieles erreicht; nur an Einem Punkte mißlang der Plan gänzlich, bei den Kleinrussen, vor allem bei demjenigen Theil derselben, den man in engerem Sinne Kosaken nennt. Dieß Mißlingen war der erste Wendepunkt in der bisher immer steigenden Macht Polens, und die erste Eroberung Rußlands über Polen. Die Kosaken oder Kleinrussen spielen eine wichtigere Rolle in der Geschichte jener Länder, als man gewöhnlich glaubt; *ihr* Land bildete das alte Großfürstenthum Kiew; *ihr* Reich war es, welches Batu zerstörte, während er sie selbst nach Norden und Westen drängte. Aber die muthigsten Männer sammelten sich bald in kleinen Genossenschaften, die auf Raub gegründet, und deren Hauptzweck die Bekämpfung der Ungläubigen, d. h. der mongolisch-tartarischen Horden war. Bis ins vierzehnte Jahrhundert blieben sie unbedeutend, von da an aber erhoben sie sich immer mehr; alle aus den umliegenden Ländern flüchtigen Leute nahmen sie bei sich auf, und machten nur *eine* unerläßliche Bedingung, daß sie sich zur griechischen Religion bekennen sollten. Hier erwuchs im Kampf mit den Ungläubigen, aber auch unter Streif- und Raubzügen gegen alle übrigen Nachbarn, ein zwar rohes, aber kräftiges und freiheitliebendes Geschlecht. An Polen, als den mächtigsten Nachbar, hatten sich die Kosakengenossenschaften angelehnt, und erkannten dessen Hoheit an, brachten aber diesen Staat durch ihre unaufhörlichen Raub- und Kriegszüge in häufige diplomatische Verlegenheiten

mit der Krim und der Pforte, so daß es dringend nothwendig wurde, ihnen engere Gränzen zu setzen und sie einer strengern Ordnung zu unterwerfen. Unglücklicher Weise aber wollte man mit dieser strengeren Unterordnung unter die Gesetze des Staats dem griechisch=russischen Volke auch die Union, d. h. seiner Ansicht nach die Herrschaft des Papstes, und zugleich den freien Bauern die Herrschaft des polnischen Adels zubringen.* Darüber erhob sich das Volk, und nach mehr als hundertjährigem Kampfe, nach unsäglichen Trübsalen, nachdem man die Krim und die Pforte wiederholt in den Streit hinein gezogen und unzählige Wechselfälle erfahren, errang Kleinrußland seine Freiheit unter dem Schutze Rußlands, einem Schutze, der sich freilich bald in eine strenge Herrschaft umwandeln sollte. Dieß war nicht das erstemal, daß Rußland durch die Anziehungskraft seines Glaubensbekenntnisses eine Eroberung machte und das bisher übermächtige Polen zurückdrängte.

Aus ärmlichem Anfang war das moskowitische Reich entsprossen, knechtisch zitterte es unter der Zuchtruthe seiner mongolischen Dränger, aber mit ausdauernder Geduld begründeten einzelne Fürsten die Obergewalt Moskau's über die andern russischen Fürstenthümer, und stärkten die Kraft ihres Volks durch den Glauben, dessen Haupt, den Metropoliten, sie zeitig in ihre Residenz zogen. In jener Zeit des Mongolenjoches, von welchem nur in der strengen Unterordnung unter Einen Herrscher eine Rettung möglich war, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, wuchs jene merkwürdige Uebereinstimmung, jenes Zusammenwirken des politischen und religiösen Lebens, welches wir jetzt noch im großrussischen Lande sehen, und dessen Ausbreitung über sämmtliche russische Lande der Zweck des jetzigen russischen Regierungssystems scheint. In dieser wahrhaft wunderbaren Einheit lag die Stärke des sonst schwachen moskowitischen Staats, und sie erhielt denselben

* Sehr bezeichnend für die Gesinnung der empörten Kosaken ist nachfolgender Umstand: als sie einstmals nach einem glücklichen Gefecht in die Stadt Balta eindrangen, knüpften sie einen polnischen Edelmann, einen katholischen Priester und einen Hund neben einander auf, mit der Aufschrift: Lach, Bipp, Sobaca, wira odnaka (ein Pole, ein Pfaff und ein Hund sind gleichen Gelichters).

auch da noch aufrecht, als die Polen im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fast das ganze Land erobert, in Moskau selbst sich festgesetzt hatten, und ernstlich sich anschickten, Rußland zur polnischen Provinz zu machen. Merkwürdig und bezeichnend für das Verhältniß des Staats zur Kirche ist der Umstand, daß der Patriarch Bikon, welcher in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Politik Moskaus in Bezug auf Kleinrußland fast allein leitete, alsbald gestürzt wurde, so wie ein Streit zwischen geistlicher und weltlicher Macht sich erhob. In einzelnen Köpfen wohl, aber nicht in der Mehrzahl der Geistlichen, fand der Gedanke Raum, die geistliche Macht der weltlichen gegenüber zu stellen, und darum fehlt dem russischen Volksgeist gerade die Tiefe und Freiheit, welche die abendländische Welt durch diesen schweren Kampf, im Mittelalter zwischen Kaiser und Papst, in der Reformationszeit zwischen dem Volk und dem hohen Clerus, errungen hat. Noch einige Männer, wie Bikon, weiter, und Rußland verfiel in diesen für die materielle Macht allerdings schwächenden Kampf, den es unter seinen damaligen Umständen wahrscheinlich mit seiner politischen Existenz bezahlt hätte. Die Höhe, welche Bikon erstiegen, war bereits so bedeutend, daß Peter der Große kaum vierzig Jahre später das Patriarchat völlig aufhob, und die Geschäfte desselben einem Collegium statt einer einzelnen Person zuwies.

Deutschland hatte mit all diesen Verhältnissen sehr wenig zu thun, und seine vorgeschobenen Posten in Livland fielen endlich an Polen und Schweden. Letzteres trat eine Zeitlang in der Rolle Deutschlands gegen Polen und Rußland auf. Schon im zwölften Jahrhundert waren die Schweden nach Finnland gekommen, und dort mit den Nowgorodern, die das Land bereits als ihr Eigenthum ansahen, und durch die stete Eifersucht der Hanse gegen die skandinavischen Mächte unterstützt wurden, handgemein geworden, kein Theil konnte den andern ganz verdrängen, und so kam es im vierzehnten Jahrhundert endlich zu einer lange gültigen Ausgleichung. Als aber Johann der Schreckliche den livländischen Orden hart bedrängte, wandte sich dieser an Schweden und Dänemark, seine Besitzungen gingen an Polen, Rußland und die beiden letztgenannten Mächte über, und Schweden ward dadurch, noch vor dem dreißigjährigen Kriege, auf dem südbeltischen Ufer

einheimisch. Daß ein schwedischer Prinz auf den polnischen Thron gelangte, und mit dem in Schweden zurückgebliebenen Zweig seiner Familie in Streit gerieth, führte Schweden vollends in alle Verhältnisse jener Länder ein, und vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Anfang des achtzehnten sehen wir Schweden im Kampfe mit den slawischen Reichen und beschäftigt, sich mit Hülfe seiner Besitzungen in Finnland, Livland, Ungermannland und Pommern zur ersten Macht im Norden emporzuschwingen. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert geschahen die Züge der Schweden gegen Osten im Interesse des Papstthums, seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts im Interesse der weltlichen Herrschaft, und es ließe sich ohne Mühe nachweisen, daß Schweden mit etwas mehr nachhaltiger Kraft in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Polen erobert und Rußland zu einem unbedeutenden Fürstenthum herabgebracht hätte. Aber Schweden war zu menschenarm, um zu erreichen, was das menschenreiche Deutschland versäumte, und Peter vernichtete nach einem hartnäckigen und blutigen, aber kurzen Kampfe die schwedische Herrschaft im Norden auf immer. Damit hatte auch alle germanische Eroberung im Slawenlande ein Ende. Alles, was später geschah, die allmählige Eroberung Finnlands, wie die Unterjochung und die jetzt vor sich gehende Russificirung der Ostseeprovinzen sind bloß einzelne, verhältnißmäßig unbedeutende Folgen des großen Schlags von Poltawa, der den Wendepunkt bezeichnet, von wo aus die Zeitwelle, welche das germanische Europa gegen den slawischen Osten geführt, ihren Rücklauf antritt.

Von jenem Zeitpunkt an datirt aber nicht bloß die Ausbreitung Rußlands als Vorkämpfer des Slawenthums gegen Westen, wo zuerst die widerstrebenden kleinrussischen und polnischen Elemente bewältigt werden mußten, sondern auch die Entwicklung des Systems im Innern, das nach und nach sich entfaltet, und seit den letzten Jahrzehenden mit einer merkwürdigen Klarheit zu Tage tritt. Rußland hatte, wie oben erwähnt, mehr durch die Kraft des Glaubens, als durch seine materiellen Mittel der Vernichtung durch die Mongolen und später der Einverleibung in Polen widerstanden; bald nachdem es sich vom Mongolenjoche los gemacht, bezwang es auch diese seine alten Dränger, die Reiche Kasan und Astrachan, nur die Krim hielt sich, durch ihre Lage geschützt, noch

zwei Jahrhunderte länger. Nun wandte sich Rußland gegen Westen, und hier fiel ihm, dem stamm- und glaubensverwandten Reiche, zuerst Kleinrußland zu, jedoch nicht ohne bedeutendes Widerstreben. Lange bemühten sich die Kleinrussen, einen unabhängigen Staat, bloß unter dem Schutze einer benachbarten Macht, zu bilden. Darum schwankten sie unaufhörlich zwischen Rußland, Polen und der Pforte hin und her. Mazeppa glaubte endlich in Karl **XII.** den rechten Beschützer gefunden zu haben, der die Unabhängigkeit der Kleinrussen verbürgen könne, aber mit Karls Niederlage bei Poltawa ging alle Hoffnung der Kleinrussen zu Grunde, und furchtbare Hinrichtungen bezeichneten den Sieg der Moskowiter über den kleinrussischen Verrath. Noch gährt im kleinrussischen Lande der Groll gegen die Großrussen, vielfach genährt durch das Benehmen dieser letztern selbst. Die großrussische Leibeigenschaft vertrug sich schlecht mit dem freien Bauernstand der Kosakenvölker,* und die daraus entspringenden Mißverhältnisse ließen sich nur durch ein sehr strenges Herrschaftssystem ausgleichen. Erwägt man nun, daß Rußland in seinem Vorschreiten gegen Westen zuerst auf die litthauischen Provinzen stieß, wo das gemeine Volk russisch und griechisch geblieben, der Adel polnisch und katholisch oder unirt geworden war, daß in ganz Kleinrußland der freie Volksgeist ihm widerstrebte, daß Polen selbst durch seinen Glauben, den Unabhängigkeitssinn seines Adels und seine Nationalität ihm schroff gegenüber stand, daß ihm aber, einmal durch Peter auf die Bahn und in die Wirren der europäischen Politik hinein geworfen, kaum mehr eine Wahl blieb, als diese Hindernisse durch Geduld und Ausdauer zu brechen, so erklärt sich leicht das System der russischen Herrschaft im Innern. Einheit war das erste Erforderniß, um die zum Theil widerstrebenden Elemente zusammen zu halten, diese Einheit aber mußte eine moralische Grundlage haben, und worin diese bestehe, ergibt sich aus den Worten des jetzigen Ministers der Volksaufklärung, Uwarow, daß

* So wurden noch vor zwei Jahren mit Einem Federzug zwei Millionen freie Bauern Kleinrußland's in Kronbauern umgeschaffen, indem ihre Staatsabgabe in einen Grundzins verwandelt wurde; sie können jetzt nicht mehr frei über ihre Person verfügen, und sind den russischen Kronbauern fast völlig gleichgestellt.

das Unterrichtssystem in dem Geiste der Monarchie, der russisch-griechischen Kirche und der Nationalität geleitet werden müsse. Der Geist der Monarchie im russischen Sinne bedingt eine strenge Unterordnung aller provinziellen Eigenthümlichkeiten unter ein Gesetz, der Geist der russischen Kirche knüpft Litthauen, Podolien und Wolhynien an den Zaar von Moskau, und der Geist der Nationalität soll alles, was zum ostslawischen Stamme gehört, durch ein gemeinsames Band vereinen, und durch das Uebergewicht dieses gemeinsamen Verbandes allmählig auch die übrigen Slawenstämme an sich ziehen. Es erklären sich daraus die Bestrebungen der russischen Regierung, den polonisirten Adel Litthauens, Podoliens und Wolhyniens wieder zu russificiren, die Union in diesen Provinzen, als ein Werkzeug der polnischen Katholiken, zu vernichten, und sämmtliche Unirte wieder als eine Heerde unter dem rechtgläubigen Zaar zu vereinen. So sind die revidirten russischen Kirchenbücher nicht bloß in den ehemals polnischen Provinzen, sondern selbst bis zu den Raizen Ungarns verbreitet worden, und die russische Regierung hat solche sogar armen Gemeinden unentgeldlich zugesendet. So breitet sich auch der Einfluß des glaubens- und stammverwandten Rußlands in Bulgarien, Serbien und Illyrien aus, so weit der griechische Ritus geht. Ohne auf neuere Verhältnisse einzugehen, brauchen wir bloß auf den einzigen Umstand aufmerksam zu machen, daß Rußland schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in seinen wiedereroberten südlichen Steppen ein Neuserbien gründete, und durch die mächtige Anziehungskraft seines Glaubens viele Tausende von Stamm- und Glaubensgenossen nach Rußland zog.

So viel man indeß auch gegenwärtig in Rußland die Nationalität voranstellt, so ist doch das ganze Regierungssystem keineswegs national; man hat europäische Bureaukratie plötzlich auf einen fast asiatischen Gesellschaftszustand gepropft, und dazu haben die seit Peter dem Großen in zahlreichen Schaaren nach Rußland gewanderten Deutschen das Meiste beigetragen. Dieß bureaukratische System zerstört wie ein korrosives Gift alle nationale Entwicklung, und wenn dasselbe in dem Lande, wo es entstand, in Deutschland, nach und nach ein Correktiv in der weiter vorgeschrittenen Bildung der Masse des Volks findet, so fehlt das Correktiv in Rußland größtentheils, und das System muß hier endlich in einen

chinesischen Mandarinismus ausarten, oder mit der nationalen Aristokratie in Zerwürfniß kommen. Am schlimmsten aber wirkt das System in Polen, in dem östreichischen und preußischen, wie in dem russischen. Hier, wo die russischen Beamten, so gut wie die deutschen, fremd sind, ist vollends eine Kluft zwischen der Bureaukratie und dem Volk befestigt, welche durch die aus dem unterworfenen Volke genommenen Beamten nicht ausgefüllt wird. Was man auch Gutes von den einzelnen Beamten, wie von dem Verwaltungssystem sagen mag, für die nationale Entwicklung wird dasselbe verderblich wirken.

Rußland hat bei seinem letzten Schritt gegen Polen einen bedeutenden Theil der Beute an Oesterreich und Preußen überlassen müssen, und diese Nothwendigkeit, in der es sich befand, bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als eine deutsche Eroberung Polens. Zwar hat Rußland noch in letzterem Land eine mächtige militärische Stellung, aber der Ursprung, wie die Mündung der Flüsse ist ihm entrissen, und so steht die deutsche Herrschaft, welche noch vor hundert Jahren mit Ausnahme des kleinen Herzogthums Preußen bis an die Oder reichte, jetzt am Bug und Niemen. Rußland ist also hier nur militärisch im Vortheil und nicht politisch, und um auch politisch in Vortheil zu kommen, müßte es die nationale Zuneigung der Polen für sich gewinnen, wozu vorerst keine Aussicht vorhanden scheint. Das Vorrücken der deutschen Macht bis an Bug und Nimen war unvermeidlich, sobald Rußland an diese seine alten Gränzen vorrückte; so wie Polen Litthauen verlor, war es mit einem Mal ein unmächtiger Staat, dessen innere Schwächen sich plötzlich und verderblich kund gaben; es fiel, wie schon 200 Jahre vorher einer seiner Könige mit klarem Geiste vorausgesehen, in die Hände seiner nächsten Nachbarn, und nur das hing von den Umständen ab, ob diese Verbindung eine Unterwerfurg unter ihre Herrschaft oder ein Bündniß heißen solle; denn seine wahre Unabhängigkeit verlor es, wie gesagt, in demselben Augenblick, wo es seine östlichen Provinzen verlor. Es kam nach 600 Jahren gerade wieder in dieselbe Lage, wie damals, wo es aus Schrecken vor der litthauischen Macht den litthauischen Großfürsten selbst auf den Thron rief. An die Stelle dieses litthauischen Fürsten war jetzt der Zaar von Moskau getreten, und es fragte sich nur noch, sollte sich Polen in die Hände seiner

westlichen Nachbarn oder seines russischen Drängers werfen. Die harte Wahl ward ihm erspart durch eine Uebereinkunft zwischen den westlichen Nachbarn und dem östlichen Dränger, und so ward Polens Untergang entschieden. Das Land von den Karpathen bis zur Ostsee — denn nur ein Land in diesen Gränzen könnte eine bedeutende Selbstständigkeit gewinnen — hat etwa zehn Millionen Menschen, von denen gut gezählt zwei Fünftheile der Herkunft und der Sprache nach Nichtpolen sind; kann eine solche Menschenmasse, wäre sie auch, was nicht der Fall ist und auch wohl nie mehr der Fall seyn kann, unter einer Regierung vereint, umgeben von weit stärkern und mächtigern Nachbarn, noch eine nationale Selbstständigkeit behaupten? Niemand, der mit kaltem Blute überlegt, wird wohl versucht seyn, diese Frage zu bejahen; zum Mindesten müßte diese Selbstständigkeit auf einem ganz andern Wege erstrebt werden, als man bisher eingeschlagen hat.

Rußland fühlt, daß seine Stellung in Polen nicht die günstigste ist, daß es mit seiner politisch-religiösen Einheit hier nicht ausreicht, und schlägt eine andere Saite an, indem es alle slawischen Stämme ohne Unterschied zu nationaler, literarischer Thätigkeit und Selbstständigkeit ruft, und das Prinzip einer allgemeinen slawischen Nationalität gegenüber der madscharischen und deutschen geltend zu machen sucht. Ob diese Bestrebungen von der russischen Regierung oder von einzelnen Russen ausgehen, kann uns hier gleichgültig seyn, ein Blick auf manche Erzeugnisse der russischen und nichtrussischen slawischen Literatur genügt, um diese Tendenz in möglichster Klarheit ausgesprochen zu finden. Auch läßt sich nöthigenfalls ohne Mühe darthun, daß Bewegungen dieser Art größtentheils ohne, ja selbst gegen den Willen der Regierungen stattfinden, indem dieser letztern wenig und auf keinen Fall direkte Mittel dagegen zu Gebote stehen. Ungarn ist in dieser Beziehung gegenwärtig vielleicht das interessanteste Land, und die Veränderung, welche hier vorgeht, verdient die ernsteste Aufmerksamkeit Deutschlands. Wir haben oben bemerkt, wie in diesem Lande früher die Avaren, später die Matscharen nebst den Walachen alle Verbindung zwischen den Slawen im Süden und Norden abschnitten. Die Ungarn wurden die Herren des Landes und waren es gewiß im Mittelalter in viel höherem Grade wie jetzt. Denn seit dem Ende der Türkenkriege, welche das große Land in

die Hände des schützenden Oesterreichs brachten, sind die Slawen, und wohl auch die Deutschen, gewiß auf mehr als das Doppelte der vorigen Zahl gestiegen, während die Ungarn sich verhältnißmäßig nur wenig vermehrten, — indem ihre Ehen nicht sehr fruchtbar sind — und immer mehr gegen die Mitte des Landes gedrängt wurden.* Jedenfalls ist verhältnißmäßig die Zahl der Madscharen zu den übrigen Bewohnern des Landes jetzt weit ungünstiger, als nur noch vor 150 Jahren; sie machen jetzt sicherlich wenig mehr als den vierten Theil aus, während die Zahl der Slawen kaum weniger als zwei Drittheile betragen kann.

Um den Gang der Dinge richtig zu würdigen, müssen wir jetzt einen kurzen Blick auf die Südslawen werfen. Mehrmals erhoben sich hier im Mittelalter mächtige Slawenreiche, zuerst das bulgarische, später das serbische, und Stephan Dushan nannte sich in vielen seinen Urkunden ** den Herrn aller Raizenländer vom Meere bis zum Meer. Die bedeutendsten Anstrengungen der nach Europa herüber strömenden Türken im 14. Jahrhundert waren nicht mehr gegen das machtlose griechische Reich, sondern gegen die immer furchtbar um sich greifende Slawenmacht gerichtet, und als diese auf den Feldern von Kossowo erlegen, war auch im europäischen Osten die Uebermacht der Türken entschieden, und diese eroberten jetzt nicht allein die Länder bis ans adriatische Meer, sondern nach und nach auch den größten Theil Ungarns, blieben Jahrhunderte darin einheimisch, und wären ohne Oesterreichs Macht auch einheimisch geblieben. Aber allmählig befestigte sich die Herrschaft Oesterreichs in Ungarn und einem Theil der südslawischen Länder, einen zweiten Theil beherrschten die Venetianer, der bedeutendste aber blieb unter türkischer Hoheit, und hier begann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Rußland seinen Einfluß auszubreiten, als Oesterreich, meist im Frieden mit der Pforte, und später auch dieses Friedens bedürftig, nicht mehr das Kreuz gegen den Halbmond, sondern nur noch seine Besitzungen

---

* Man sehe hierüber, so wie über manches hier nicht näher Berührte, Mendelsohns Europa.

** Sie werden gegenwärtig veröffentlicht, falls nicht die neuern Unruhen in diese literarische Arbeit, wie in so manches Andere, störend eingegriffen haben.

schirmte, während Rußland, durch Glauben und Sprache mit diesen Völkern eng verbunden, in allen seinen Kriegen mit der Pforte dieser letztern Verlegenheiten in Menge bereitete. Indeß scheint dieser Einfluß größer, als er wirklich ist, denn in diesen slawischen Ländern südwärts der Donau ist das Christenthum zwar ein sehr bedeutendes, aber keineswegs das vorherrschende Element; allzuviele Serbier und Bosnier sind in verschiedenen Zeiten Moslems geworden, um an den Ehrenstellen und Würden des türkischen Reichs Theil zu nehmen, gerade wie die Albanesen aus demselben Grunde in Christen und Moslems zerfallen sind und neben einander leben, ohne sich um der Religion willen anzufeinden. Aber die Slawen haben, so wenig wie die Albanesen, darum ihrer Nationalität gänzlich entsagt; viele vom alten serbischen und bosnischen Adel sind in den Kämpfen mit den Türken gefallen, aber ein großer Theil des Ueberrests hat sich mit den Siegern vereinigt, und es ist ein Gegenstand bittern Kampfs zwischen Bosnien und Serbien geworden, daß letzteres nach und nach die muhamedanischen Gutsbesitzer, wenn gleich geborene Serben, ausgestoßen hat.

Dieser muhamedanische Adel der Bosnier wird immer ein erbitterter Feind Rußlands bleiben, eines Theils weil er von Rußland in seinem bisherigen Besitz bedroht ist, andern Theils weil er sich keiner modern europäisch geformten Verfassung und Verwaltung so leicht unterwerfen wird. Der türkische Despotismus drückt schwer auf den Einzelnen, im Ganzen aber ließ er den überwundenen Völkern, wenn sie nur die vorgeschriebenen Abgaben zahlten, alle Freiheit ihrer eigenen inneren Einrichtung. Dieß ist der Unterschied, den Urquhart in seinem „Geist des Orients" so scharf hervorhob, wo er sagt, in der Türkei herrsche die Tyrannei des Einzelnen, die nur Einzelne treffen könne, in Europa die umfassende Tyrannei des Gesetzes. Daß beide in Rußland so häufig verbunden sind, das eben erregt bei vielen Völkern eine instinktive Abneigung gegen dasselbe, und bei keinem wohl mehr als bei den Madscharen, die, was Municipal- und Comitatskonstitutionen betrifft, gewiß auf dem Continent am meisten praktische Freiheit besitzen. Hier liegt ein Hauptgrund, weßhalb eine Vereinigung der türkisch-slawischen Länder mit Ungarn, wenn es einst zur Theilung der Türkei kommen sollte, eine viel aus-

führbarere Sache ist, als es auf den ersten Anblick scheint. In dem weiten Lande Ungarn haben die Madscharen den slawischen Adel mit sich vereinigt und madscharisirt; wer sich über das gemeine Volk erhob, wurde in den madscharischen Adel aufgenommen, der seine Reihen mit um so größerer Bereitwilligkeit zur Aufnahme anderer Mitglieder zu öffnen scheint, je größer seine eigenen Privilegien sind. Eine Folge davon war, daß die slawischen Stämme in einer steten Unterordnung blieben, mit Ausnahme des eigentlich sogenannten Slawoniens und Dalmatiens, die später mit Ungarn vereinigt wurden, und wo auch der Adel slawisch blieb.

Dieß Verhältniß einer steten Unterordnung der Slawen hatte seinen guten Fortgang, so lange die Ungarn wirklich oder nahezu das Uebergewicht der Zahl behaupteten, und so lange die Geschäftssprache in dem völkergetheilten Ungarn die lateinische war. Als aber das Verhältniß der Volkszahl für die Madscharen ungünstiger sich stellte, als sie, vielleicht schon in einer Art Vorgefühl, daß sie von den übrigen Bewohnern Ungarns, namentlich den Slawen, überwältigt werden könnten, die madscharische Sprache nicht bloß zur Staatssprache, sondern auch zur Volkssprache zu machen strebten, da reizten sie allmählich das slawische Element gegen sich auf, und mühsam bestrebt sich jetzt die Regierung, zwischen diesen streitenden Elementen eine Ausgleichung und Versöhnung herbeizuführen.

Die Madscharen fühlen, daß sie auf ihrem jetzigen Standpunkt nicht stillestehen können, und streben deßhalb nach einem andern Zustande, da mit einer feindseligen Gestaltung des gesammten slawischen Elements ihnen der Boden unter den Füßen entweicht. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß gegenwärtig in Ungarn Tendenzen bestehen, welche von der Regierung, zum Mindesten gesagt, unabhängig sind. Mit Unmuth sah der ungarische Adel den Einfluß, welchen die russische Kirche in manchen Theilen Ungarns ausübt, mit Besorgniß erfüllte ihn das Schicksal Polens und das Näherrücken der russischen Gränze, so wie die mannigfachen Beweise verwandtschaftlicher Anziehung zwischen den Südslawen und den Russen. Trotzig beschloß er deßhalb, das madscharische Element dem slawischen entgegenzusetzen, und dem ersten durch seine politische Gewalt das Uebergewicht zu verschaffen. Obwohl die Bestrebungen, die madscharische Sprache zu heben,

zuerst durch Kaiser Josephs Plane hervorgerufen wurden, so wandten sie sich doch bald gegen das slawische Element als den wahren und gefährlichern Feind. In seiner Verfassung, in seinen Principien hatte der madscharische Adel ein Mittel gefunden, den Adel des ganzen Lands, auch den slawischen, an sich zu ketten, und einige Andeutungen weisen sogar darauf hin, daß diese Tendenzen in neuerer Zeit über Ungarn hinausreichen, in die südslawischen Länder hinein, deren Adel man mit dem ungarischen verschmelzen will, so wie eine Gelegenheit sich dazu bietet. In Bosnien sollen manche Adelsfamilien sorgfältig die urkundlichen Ansprüche auf die alten Ländereien ihrer Ahnen aufbewahren, um sich ihrer bedienen zu können, wenn einst das madscharische Recht der Aviticität bei ihnen herrschend werden sollte. Die Madscharen haben somit jetzt zwei Richtungen, eine sprachliche nach unten, und eine politisch-aristokratische, welche über die Gränzen des jetzigen ungarischen Gebiets hinausreicht.

Gegen diese Tendenzen kämpfen Russen und andere Slawen mit den Waffen der Literatur, und zum Theil mit denen der Kirche. Es ist kein Zweifel, daß, wenn mehr und mehr in den Donauslawen sich eine eigene, selbstständige, jedoch geistig mit den übrigen Slawen zusammenhängende Literatur regt, das Madscharenthum nothwendig immer schwächer werden muß. In dieser Beziehung ist dieß allerwärts sich kundgebende Streben der slawischen Völker, ihre Literatur durch den gegenseitigen Austausch zu stärken und zu heben, eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung. Kollars Schrift über den literarischen Verkehr unter den slawischen Stämmen, welche vor einigen Jahren in Pesth, merkwürdig genug in deutscher Sprache erschien, * kann um so mehr als Maaßstab für die slawischen Bestrebungen in der Literatur und deren weitgehende Tendenz dienen, als eine Menge seitheriger Forschungen, — das „Wort des Grafen Draskowic an Illyriens hochherzige

* Sie wurde indeß bald von den Russen aufgefaßt, und findet sich in den vaterländischen Memoiren (otetschestrennya sapiski) dieses Jahrs (Monat Januar u. Februar) übersetzt. Diese Uebersetzung liegt vor uns, und man kann aus einigen Anmerkungen ersehen, welcher Werth in Rußland auf diese Schrift gelegt wird, die in Deutschland ganz unbeachtet blieb, so bedeutungsvoll sie in gar mancher Beziehung ist.

Töchter," so gut als der literarische Verkehr verdienter Slawisten in Polen und Böhmen mit russischen Literatoren, — ganz in demselben Geiste gehalten sind und nach demselben Ziele streben. Das genannte Werkchen Kollars ist, zum Mindesten gesagt, in einem sehr exklusiv slawischen Sinne geschrieben, und weissagt den Slawen, daß die Herrschaft der Welt, wenn auch vorerst nur die geistige, bald an sie übergehen werde, nachdem die Römer und Griechen untergegangen, und die normanischen und deutschen Völker sich überlebt hätten. Die Mittel, wodurch er den literarischen Verkehr unter den slawischen Stämmen befördern will, sind von einer Art, daß sie zur engsten Verbindung unter sämmtlichen Slawen, ohne Unterschied der Regierung und Wohnsitze, führen müssen; zwar verwirft er jeden Gedanken, daß er die jetzige Ordnung der Dinge und den jetzigen Bestand der Staaten antasten wolle; allein diese Versicherungen erscheinen als völlig eitel, wenn man die Schrift aufmerksam durchliest; es müßte denn der Verfasser in einer freilich nicht ganz seltenen, aber höchst befremdlichen Selbsttäuschung befangen seyn. Russen und Polen, Böhmen und Serben — in diese vier Hauptabtheilungen theilt er sämmtliche slawische Völker — sollen in geistigem Sinne nur Ein Volk bilden, wenigstens sagt er ausdrücklich: „die slawischen Völker dürfen nicht einzeln für sich bestehen, sondern müssen ein gemeinsames Leben führen; die einzelnen Stämme müssen dem Volk angehören, und dann das Volk der Menschheit." Wenn die einzelnen Stämme zusammen ein Volk bilden sollen, so wird der Formation eines Volks die Formation eines Staats wohl bald von selbst nachfolgen. Doch genug hievon: der Verfasser ist in dieser Beziehung augenscheinlich ein Träumer, aber seine Träumereien sind beachtenswerth, weil sie einen tiefen Blick in die Gesinnungen einer großen Anzahl Slawen thun lassen, und weil manche Realitäten mit diesen Träumereien nur gar zu sehr übereinstimmen. Allerdings sind, und Kollar erkennt dieß mit Leidwesen an, die verschiedenen slawischen Völkerschaften noch ungemein gespalten, aber er hofft, daß Geduld und Zeit die größere Einigkeit mehr und mehr herbeiführen werden.

Wäre Kollars Stimme vereinzelt, so möchte man sie unbeachtet lassen; allein nicht nur haben sich ähnliche Stimmen anderwärts, namentlich in Rußland und selbst in Polen, erhoben, sondern

es lassen sich auch andere slawische Stimmen vernehmen, die nicht russich sind, deren Folgen jedoch kaum anders seyn können, als die Wünsche Kollars und seiner Freunde, mit oder gegen Willen, ihrem Ziele näher zu führen. So tritt im Tygodrik literacki ein Schriftsteller über die Westslawen auf, welcher die Böhmen und Slawaken auffordert, sich an die polnische Literatur anzuschließen, da sie in Böhmen bereits von der deutschen Literatur allzusehr überflügelt seyen, um sich noch zu einem großartigen geistigen Leben gestalten zu können, und die Zersplitterung in einzelne kleine Stämme und kleine Literaturen nur den Feinden der Slawen nützlich, ihnen selbst aber verderblich werden müsse. In jeder Zeile dieses Aufsatzes zeigt sich die Tendenz desselben, und es fehlt gar nichts als der Schlußsatz, den man nicht auszusprechen sich getraut, den aber jeder ohne Mühe errathen kann. Freilich hat ein Vertheidiger der Westslawen, insbesondere im entschiedenen Gegensatz gegen die Russen, aber auch, wie sich von selbst versteht, gegen die Deutschen, in der zu Paris erscheinenden Revue Slave seine Stimme erhoben, und will sämmtliche Slawen, mit Ausnahme Rußlands, um Polen als den Kern sammeln, und sie den verhaßten Moskowitern gegenüber in Schlachtordnung stellen, wie es scheint unter französischem Schutze, da der Verfasser wohl gehört hat, daß Napoleon die Polen Rußland gegenüberstellen wollte, unabhängig von Oesterreich und Preußen. Aber diese Tendenzen stehen vereinzelt, machtlos, und diese Bestrebungen können am Ende nur dem im Rücken stehenden, großen und unabhängigen Slawenreiche Rußland nützen. Kollars Schrift hat, so excentrisch zum Theil auch seine Ansichten sind, doch noch am meisten Gewicht, und die darin ausgesprochenen Ideen und Wünsche stimmen mit denen Dabrowski's, Kucbarcki's und Maciejowski's in Warschau, mit Wull's in Serbien und mit Gaj's in Illyrien allzugut zusammen, als daß man ihnen nicht eine große Bedeutung beilegen sollte.

Kollar stimmt einen sehr scharfen Ton gegen fremde Nationalitäten, namentlich gegen die Deutschen, an, und es wäre nichts leichter, als ihm mit gleicher Münze zu antworten, ohne im Mindesten von der Wahrheit abzuweichen; allein was helfen Recriminationen einer Nation gegen die andere, als Haß anzufachen, und die Kluft, welche beide trennt, zu erweitern? Nur Eines

wollen wir bemerken: wenn solche Bestrebungen, wie Kollar sie ausspricht, nur zwanzig Jahre in trägem Frieden, der hiezu besonders förderlich ist, fortdauern, so sind in einem großen Theile der Slawenländer die Gemüther zu einem nationalen Krieg gegen die Madscharen und Deutschen reif, wenn man nicht durch wohl berechnete Institutionen dem Wirken eines so feindseligen Strebens Schranken setzt. Die Deutschen machen in Böhmen und Mähren ein Drittheil, in Ungarn ein Achttheil und in Galizien und Polen zum Mindesten einen eben so großen Antheil der Bevölkerung aus; läßt sich eine solche Verbindung ohne furchtbare Gewaltthätigkeit lösen? Und zu einer Lösung, zum offenen Kampfe muß dieß Streben führen, darüber möge sich nur niemand täuschen: mit sanften Worten und mit glatten, wenn auch öfters recht wohlgemeinten Phrasen ändert man an der derben Wirklichkeit der Dinge nichts; man denke an den alten Spruch unseres Dichters: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Es ist außer aller Frage, in den Slawenländern regt sich ein neues selbstständiges Leben, das sich meist den Regierungen entzieht, und nur zum Theil in der Literatur auftritt. Das Russische, welches noch vor kurzer Zeit starr an den großrussischen Formen festgehalten, nähert sich auffallend mehr der übrigen slawischen Welt; in manchen Erzeugnissen der polnischen Literatur gibt sich das Streben kund, nicht nur das naheverwandte Böhmische sich anzueignen, sondern auch das Kleinrussische sich zu vindiciren; von Krain bis hinab nach Dalmatien und hinüber nach Bulgarien steht einer sprachlichen und literarischen Vereinigung nur die in Serbien angenommenen illyrische Schrift und das Glaubensbekenntniß entgegen, und wenn sich zwei verschiedene Massen bilden, so stehen sie sich nicht schärfer gegenüber, als Polen und Böhmen. Deutsche wohnen jetzt in allen diesen Ländern, und häufig machen sie den gewerbfleißigen und gebildeten Theil fast allein aus. Wie sind sie hingekommen? Das ist jetzt eine müßige Frage; eine Verdrängung ist unmöglich geworden. Geht die jetzige Aufregung der Slawen fort, so ist Ruhe in allen diesen Ländern nur noch unter russischem Scepter zu hoffen, und diesen Ausgang wird wohl Niemand als wünschenswerth voraussetzen. Es müssen sich Mittel finden lassen, wodurch sämmtliche westslawische Völker,

so wie die südslawischen, zu einer freien Entwicklung ihrer Nationalität, wenn auch unter fremdem Scepter, gelangen können, oder des Kampfs ist kein Ende.

Wir legen auf diese Blätter keineswegs einen besondern Werth, und ihr Zweck ist erreicht, wenn sich die Augen der Deutschen mehr und mehr auf jene östlichen Länder richten, und wenn sie, denen man nachsagt, daß sie in aller Welt besser zu Hause seyen, als daheim, neben andern Ländern auch den slawischen Osten der Mühe einer nähern Beachtung werth halten, denn dieser slawische Osten berührt unser Gesammtvaterland näher, als die meisten sich einfallen lassen. Und allzulange hat man gegen die Slawenländer denselben Hochmuth geübt, wie die Franzosen gegen Deutschland, und diese Unwissenheit wird sich, wenn sie länger dauern sollte, auf eine unsanfte Weise rächen. Die Zeit ist vorbei, wo in den Slawenländern nur stolze, hochtrabende, meist unwissende Herren und niedere Sklaven hausten; es hat sich in neuerer Zeit eine Masse geistiger Bestrebungen erhoben, die man nicht ohne Gefahr vernachlässigen und verachten darf.

Adel und Grundeigenthum.

Die nationalökonomischen Wissenschaften bildeten lange Zeit ein neutrales Gebiet in dem Umfange der politischen Disciplinen. Während ihre Schwestern abhängig waren von dem wechselnden Stande der philosophischen Systeme und den Bewegungen des Lebens, gingen jene, zwar nicht ohne von der Praxis zu lernen, aber doch unberührt von Parteikämpfen und Schulzwisten, ihren Gang. Sie nahmen theilweise vielleicht auf die verschiedenen Verhältnisse verschiedener Staaten nicht die gehörige Rücksicht, und manche Schriftsteller dieser Disciplinen schienen zu glauben, daß alle ihre Lehren in Rußland, Oesterreich, England ganz gleiche Anwendbarkeit hätten. Aber die streitenden politischen Principien fanden keinen Einfluß auf sie und das Industriesystem ist von Wortführern des Absolutismus, des konstitutionellen Staats und der revolutionären Partei gepredigt worden. In der That die Unterschiede zwischen dem europäischen absoluten Staate und dem konstitutionellen, ja dem Staate der parlementarischen Herrschaft, ja selbst einer schweizerischen Demokratie sind nicht von der Art, daß sie ein verschiedenes wirthschaftliches System erzeugen müßten. Die Grundsätze und Institute, von deren Charakter auch die gesammte Güterpolitik abhängen müßte, liegen tiefer, als alle die Verschiedenheiten, um welche wir uns im Politischen streiten, und sind in allen europäischen Staaten im Wesentlichen conform. Vindicirten sich unsere Staaten jene Beherrschung der ganzen sittlichen Persönlichkeit, die in manchen Staaten des

Alterthums und mehr noch in den Staatsidealen einzelner Alten vorkam, oder stellte sich jene unantastbare Souverainität der einzelnen Hausväter wieder her, die in den Zeiten der alten Sachsen die Volksgesellschaft wie eine Versammlung unabhängiger Mächte erscheinen läßt, oder wollten wir väterliche Gewalt, Erbrecht, Ehe, Eigenthum und Aehnliches aufheben, so würden sich auch die Gesetze der Güterwelt für uns mannichfach ändern müssen. Bei dem Fortbestehen dieser Grundsäulen unsers Rechtslebens aber bleiben auch die Grundgesetze der Güterwelt von den übrigen politischen Einrichtungen sehr unabhängig.

Aber ist nicht eine umgekehrte Rückwirkung von Jenen auf Diese möglich? Muß nicht eine jede politische Einrichtung einen andern Charakter annehmen, wenn, in Folge verschiedener Maßregeln der Güterpolitik, sich die Macht des Reichthums anders im Lande vertheilt hat? Diese Frage kann allerdings nicht verneint werden, und daher scheint es zu rühren, daß heutiges Tages die politische Tendenz auch in den Kreis der nationalökonomischen Wissenschaften herüberreicht. (Nur der philosophischen Schulweisheit dürfte es noch nicht gelungen seyn, sie in den Bann ihrer Formeln zu zaubern.) Die politische Tendenz scheint vielen Angriffen auf das herrschende nationalökonomische System zum Grunde zu liegen; denn diese Angriffe kommen meist von Außen her, während die Männer des Faches zum größten Theile fest bei der alten Standarte beharren, und sie stimmen meist zu der allgemeinen politischen Richtung ihrer Urheber. Auch verräth sich bei Einzelnen die geringe Kenntniß des von ihnen angefochtenen Systems, das sie in seinem Ganzen gar nicht und auch im Einzelnen meist unrichtig erfaßt haben. Sie haben ursprünglich nur die praktischen Consequenzen des Systems kennen gelernt; diese sind ihnen von ungünstiger Seite her erschienen, und bereits mit feindlichem Vorurtheil machten sie sich an ein flüchtiges Studium des Systems, um es zu widerlegen. Zuweilen verleitete sie eine sehr genaue Detailkenntniß einzelner konkreter Verhältnisse, ihren Blick nur auf diese zu richten und darüber die Ausgleichung, die sich in dem großen Ganzen des Verkehrs, des Raumes und der Zeiten in großartiger Wechselwirkung entfaltet, nicht zu erkennen. Oder sie erkannten sehr richtig einzelne Schattenseiten, deren alles Irdische hat und denen auch die trefflichsten Institute sich nur

allmählig entwinden, sich hoffentlich entwinden, muß man sagen; sie erkannten sie; aber, wie dieselben von manchen Gegnern ganz übersehen worden waren, so erschienen sie ihnen nun allein, vergrößert, finster genug, um den Stab über Grundsätze und Institute zu brechen. Sahen sie, daß gewisse nationalökonomische Grundsätze unter gewissen rechtlichen, moralischen und politischen Einflüssen sichtbare Nachtheile erzeugten, so übersahen sie meist diese Einflüsse und verwarfen die Grundsätze. Aber wenn jene Grundsätze richtig an sich waren und der Natur der zur Zeit nothwendig gegebenen Verhältnisse entsprachen, wohl aber in Folge von Einflüssen und Zuständen, die sich wider die Natur gebildet oder erhalten haben, ihre wohlthätige Wirkung verfehlen, so haben wir mit den Letzteren und nicht mit Jenen zu rechten. Ja wäre es auch, daß die Umstände, die den Segen der nationalökonomischen Gesetze verkümmerten, in unserem Recht, unserer Moral, unserer höheren Politik ihre Wurzeln finden, so würde das nur beweisen, daß die Richtung unseres Rechts, unserer Moral, unserer höheren Politik insoweit eine widernatürliche wäre. Denn die Gesetze der Güterwelt sind nicht von wechselnden Ansichten abhängig, sondern sie sind Naturgesetze, in mathematischer Gewißheit erweisbar und mit Nothwendigkeit wirkend. Man kann sagen, diese oder jene Maßregel möge ihren wirthschaftlichen Vortheil haben, aber sie äußere nachtheilige Einflüsse auf Recht, Moral und Gesellschaftszustand, und müsse, da die letzteren Momente ohne Frage viel wichtiger sind, als alle wirthschaftlichen Vortheile, um deßwillen unterbleiben. Allein auch dagegen muß man erinnern, daß, wenn diese Umstände sich wirklich so verhielten, alsdann entweder jene Maßregel keineswegs bleibende wirthschaftliche Vortheile verbürgen, keine von den Gesetzen der Güterwelt geforderte, oder Recht, Moral, Politik in einer falschen Richtung befangen seyn müßten. Denn so sind die Dinge dieser Welt von einer höheren Weisheit geordnet, daß ihre Gesetze allseitig zusammen stimmen und eine Einrichtung, welche von Grundgesetzen der Güterwelt gefordert wird, auch allen übrigen höheren Strebungen der Humanität die günstigste seyn muß. Es kann seyn, daß die Gefahr des erwähnten Konflikts die sofortige Verwirklichung eines an sich naturgemäßen nationalökonomischen Grundsatzes verbietet; aber die Nachtheile, die dann aus

dem naturwidrigen Verhältnisse entspringen, werden im Laufe der Zeit immer bedenklicher steigen; es wird allmählig, nicht bloß in wirthschaftlicher, sondern auch in vielen höheren Beziehungen unheilvolle Folgen hervorrufen, und es kann unter Umständen die kleinste Abweichung von den Gesetzen der Natur zum Keime des gänzlichen Verfalls werden. Es wird nicht dahin kommen, wenn allmählig jene andern Momente, welche die frühere Adoptirung des heilsamen Grundsatzes hinderten, sich dahin umbilden, wo seine Verwirklichung nicht länger bedenklich ist. Oder man hat ihn zu einer Zeit, wo noch nicht alle Verhältnisse für ihn reif waren, aufgenommen; so wird man eine Zeit lang manche nachtheilige Folgen aus ihm, wenigstens *scheinbar aus ihm*, hervorgehen sehen; aber allmählig werden sich die Verhältnisse in besserem Einklang mit ihm setzen und die Zeit wird kommen, wo die Leiden der Uebergangsperiode überstanden und die vollen Früchte naturgemäßer Grundsätze zu erwarten sind. Mancher Lehrsatz der Nationalökonomie wird in seiner Allgemeinheit und Unbedingtheit, zu manchen Zeiten und an manchen Orten, nicht anwendbar seyn. Die Wissenschaft in ihrer Vollendung muß zu zeigen und der richtige Takt des Staatsmannes zu erkennen wissen, wiefern die gegebenen Verhältnisse die Anwendung eines an sich richtigen Lehrsatzes verzögern, hindern, wenigstens seine volle Nützlichkeit gefährden mögen. Er selbst bleibt deßhalb doch wahr und, wenn nicht Rückschritt und Verfallen eintritt, so muß die Zeit kommen, wo seiner Anwendung nichts mehr entgegensteht.

Das alles ist gesagt, um die ungerechten Vorwürfe zurückzuweisen, die man, wie gewöhnlich, das Kind mit dem Bade ausschüttend, dem Industriesystem gemacht und es *im Ganzen* verworfen hat, weil einzelne Theile desselben mangelhaft oder falsch dargestellt, falsch aufgefaßt, falsch angewendet, zur Unzeit und am unrechten Orte angewendet, oder, im Kampfe mit entgegengesetzten naturwidrigen Instituten und Zeitfehlern, von trüberen Schattenseiten und von geringeren Vortheilen begleitet waren, als man erwartet hatte. Bei alle dem hat man mehrfache Ursache, den Männern Dank zu wissen, welche in einzelnen Beziehungen sich gegen dieses System erhoben haben. Sie werden dem Systeme selbst genützt haben, indem sie seine Anhänger anspornen, seine Regeln genauer zu bestimmen, die einschlagenden Verhältnisse und

Bedingungen gründlicher zu würdigen, das in allen politischen Dingen so wichtige Distinguiren auch hier nicht aus dem Auge zu lassen und das System im Ganzen und Einzelnen sorgfältiger auszubilden. Sie nützen der allgemeinen politischen Wissenschaft, indem sie zahlreiche Belege für die so überaus innige Verflechtung der scheinbar fremdartigsten Beziehungen liefern und uns erkennen lassen, welche mächtige Nachwirkung manche, von unsern Tagespolitikern hartnäckig übersehene Verhältnisse auf den ganzen Charakter des Staatslebens üben. Sie warnen die Gesetzgebung vor unzeitigen und unangenehmen Schritten; sie verstärken ein heilsames Gegengewicht und fordern zu dem Versuche auf, die Reform auf eine Weise durchzuführen, wo sie die Interessen mit der meisten Schonung behandelt, und von vorn herein mit Gegenmitteln gegen die Nachtheile, die auch in ihrem Gefolge seyn mögen, versehen ist. Sie bestärken uns in der großen Grundregel, nichts zu überschätzen, und bewahren uns vor mancher Täuschung, indem sie die Schattenseite aufdecken, die auch das glänzendste Werk des Menschengeistes begleitet. Sie treten zunächst der allerdings verderblichen Ueberschätzung der materiellen Interessen entgegen und bestärken die Ueberzeugung, daß alles Heil der Nationen von ihrer sittlichen Kraft und der Gesundheit ihres socialen Lebens abhängt. Sie haben auch wohl in einzelnen Punkten unbedingt recht, und haben die Berichtigung mancher wahrhaft irrigen Sätze und Annahmen des Systems herbeigeführt, oder werden es noch thun. Ihre Mißgriffe fließen meistens nur daraus, daß sie zunächst von einer politischen Tendenz geleitet wurden, und was dieser gefährlich schien, mit doppelt feindlichen Augen anschauten.

Nun kann man sich allerdings denken, daß einzelne Theile des Industriesystems, in voller Unbedingtheit und Allgemeinheit, vielleicht selbst in künstlicher Uebertreibung, übereilt und rücksichtslos ausgeführt, unter dem gegenwärtigen, rechtlichen, sittlichen und politischen Charakter der europäischen Menschheit, auch achtbaren politischen Tendenzen sehr gefährlich erscheinen mögen und es in Wahrheit sind. Ich will hier noch nicht an die Unterschiede der Verfassungen und der äußern Regierungsformen denken. Es gibt Bedürfnisse, welche die demokratische Republik eben so dringend empfindet, wie die Aristokratie oder der Absolutismus: rechtliche Ordnung, Ruhe und Stetigkeit, Festigkeit vor Allem und Sicherheit

der Grundlagen, auf denen das Wohl des Ganzen und aller Einzelnen, auf denen die Gesundheit des Staatskörpers und die Gedeihlichkeit alles Vorschritts ruht. Nicht die Demokratie und der Absolutismus stehen sich so schroff gegenüber, wie die Männer der Stetigkeit und die der Revolution, der ewig ruhelosen, immer Neues herantreibenden, zügellosen, ungeduldigen Bewegung. Die Revolution ist zu jeder Zeit ein Unheil und vergiftet auf lange hinaus auch die besten Früchte, die ihr entsprießen. Es ist unrecht, die ganze Last ihrer Schuld nur denen aufzuwälzen, die in ihr und für sie gewirkt haben. Auch ihre Gegner müssen große Fehler gemacht haben, daß sie es dazu kommen ließen. Ja gemeiniglich sind es ihre Fehler — nicht immer die Fehler der Gesinnung, aber die der Einsicht — denen der größere Theil der Schuld zuzuschreiben ist, daß die Revolution hervortrat, und die schlimmste Schuld der Revolutionärs beginnt erst in ihr. Aber niemals ist die Revolution eine Nothwendigkeit an sich und das Beste, was sie hervorrufen mag, wäre auf anderem Wege wohlthätiger zu erreichen gewesen. Nicht zu den geringsten Uebeln einer Revolutionsepoche gehört es, daß die Revolution zu einer Art Selbstzweck wird; daß der Gedanke der Aenderung, der raschen, maaßlosen, gewaltsamen Aenderung zum Lieblingsgedanken aller Unzufriedenen wird, und daß die bloße Thatsache eines ruhigen, geordneten Bestandes schon Viele zu Unzufriedenen macht. Gährende, wunderbar verworrene Meinungen füllen die Köpfe; glänzende aber trügerische Ideale, falsche oder falsch angewendete Begriffe von Recht und Freiheit verschleiern, meistens vor dem eigenen Bewußtseyn der Treibenden, den Ehrgeiz, die Nachsucht, den Haß, den Neid, das Verlangen nach Schätzen und Genüssen, welche die letzten und stärksten Triebfedern der ruhelosen Bewegung sind. Nichts ist mehr heilig; an Alles wagt sich der Zweifel, ja der Haß, der Kampf gegen das Vorurtheil wird zum Vorurtheil, und schon dadurch reizt ein Institut die Meinungen wider sich, daß es der Gegenstand alter Ehrfurcht und früher vom Gefühle erfaßt, als vom Verstande begriffen war. Während die eine Gewalt, der eine Stand angegriffen wird, freuen sich alle andern und sehen nur die Seite des Angriffs, die ihre Schadenfreude, ihren Neid und ihre sonstigen kleinen Begierden befriedigt, ahnen aber nicht, wie gewiß und wie bald auch an sie die Reihe kommen wird.

Die edelsten Gefühle, die höchsten Ideen, die mannhaftesten Entschließungen und Tugenden müssen alle zu Werkzeugen des Unheils dienen, damit die gleichzeitige Generation, durch furchtbare Leiden und Opfer, der Zukunft vielleicht einige Verbesserungen erkaufe, die derselben nur dann wahren Nutzen bringen können, wenn sie auch das viele Gute, was die Revolution zertreten hat, nach und nach zu ersetzen vermag. Denn eine Tugend nach der andern entreißt sie, unter Spott und Verdammung, den Gemüthern des Volks: die heilige Ehrfurcht, den Glauben, die Treue, die Anhänglichkeit, die Zufriedenheit, die Bescheidenheit, die Gemüthsruhe, die Einfachheit, die Häuslichkeit, die Genügsamkeit, den ruhigen Fleiß, das Beharren. Sie zieht von dem stillen Behagen an einfachem Glück, von dem treuen Wirken im nahen, beschränkten Kreise, von dem innigen Aufgehen in Freundschaft, Familie, Nachbarschaft, Vaterland ab und gibt dafür hohle, allgemeine Begriffe, seelenlose Gestalten, Namen und Worte, für die eine wahre Begeisterung zu fassen den Wenigsten möglich, wo vielmehr die Begeisterung, die sich für sie ausspricht, nur der glänzende Schleier des Selbstbetrugs ist, hinter dem sich der Egoismus mit allen den schlimmen Begierden und Leidenschaften, deren Vater er ist, verborgen hält. Sie zerstört die Gefühle, an denen die höchste Blüthe vaterländischer Tugend, der freie Gemeinsinn sich bildet, die Tugenden, in deren Lichte allein er seine volle Reinheit, seinen vollen Segen bewährt. Der einmal entwichene Glaube kehrt in der alten Weise wohl niemals wieder zurück, und wenn auch der Revolution eine Zeit der Ordnung folgt, so ist das eben das Entsetzliche, daß es dem schärferen Blick nicht entgehen kann, wie wenig Wahrheit in der Herstellung liegt und welche Heuchelei in den wiedererweckten Versicherungen und Schwüren versteckt ist: Heuchelei oder Selbstbetrug; Verlaß ist nicht darauf.

Dem Geiste der Revolution können allerdings auch Maßregeln der Güterpolitik förderlich werden. Diejenigen werden am wenigsten geneigt seyn, auf eine schrankenlose, ewig wechselnde Bewegung einzugehen, deren eigene Hoffnungen nicht auf Veränderung ihrer Lage, sondern höchstens auf Verbesserung derselben gerichtet sind; d. h. die wohl ihrem Beruf einen größern Aufschwung, ihm unter besseren Bedingungen nachzugehen wünschen, aber in

ihn und mit ihm verwachsen sind, denen er das Band ist, durch welches sie erst dem Ganzen verknüpft werden, und die nur in ihrem Kreise, nicht aus demselben heraus eine Verbesserung suchen. Die überhaupt werden schwerer in den Strudel der Revolution gezogen werden, die an irgend ein ihr Leben wesentlich influirendes Verhältniß geknüpft sind, dessen Gedeihen von dem sichern Bestand einer ruhigen und geordneten Staatsgesellschaft abhängt. Was nun solche Verhältnisse, solche Bande lockert, was dazu beiträgt, die Gesellschaft mehr und mehr in lauter schroff gesonderte Individuen aufzulösen, ihnen die sichere, unabänderliche Grundlage ihres Wirkungskreises zu rauben, und sie auf das buntverflochtene, rastlos wechselnde Treiben eines von Spekulationen erfüllten Verkehrs zu verweisen, das wird unfehlbar die Anzahl derer vermehren, die für die revolutionären Einflüsse empfänglich sind, und die Kräfte des Widerstandes mehr und mehr schwächen. Es ist daher den Konservativen nicht zu verargen, wenn sie bei so mancher, in das große Kapitel der Emancipation des Landbaues, der Gewerbe, des Handels gehörigen Maßregel Bedenken fassen, und wiewohl diese Bedenken jedenfalls nicht in allen Fällen den Ausschlag geben dürfen, so ist es doch nicht zu tadeln, daß der Konservative bei jeder Reform die Frage aufwirft, wiefern sie zur innern Auflösung gesellschaftlicher Bindemittel beitragen könne, und wenigstens vor künstlicher Förderung solcher Auflösung warnt und zur höchsten Vorsicht ermahnt.

Die konservative Politik aber ist in gewisser Beziehung die beste. Ich meine nicht damit die konservative Partei, die Alles erhalten will, was ihrem Vortheil gemäß ist, und eben deßhalb nicht selten den Revolutionärs in die Hände arbeitet. Sie täuscht sich vielleicht auch — wie die Revolutionärs — mit edleren Beweggründen und will Andere damit täuschen. Aber die wirkende Triebfeder ist ein Egoismus, der einem Theile, der eigenen Sache, auf Kosten des andern Theiles Vortheile erhalten oder zurück verschaffen will, die keinen Bezug zu den Zwecken des Staats und der Menschheit haben, sondern eben nur Sondertheile sind. Auch das konservative Vorurtheil, das unbedingt alles Alte vertheidigt, weil es alt, alles Neue haßt, weil es neu ist, will ich nicht vertheidigen; es mag mit achtbareren Gesinnungen zusammenhängen, aber es ist an sich nicht viel mehr werth, als das

gewöhnlichere entgegengesetzte Vorurtheil. Nein, ich denke hier an die konservative Richtung, die, zunächst als Politik aufgefaßt, für die Erhaltung der Grundsäulen des Volks- und Staatslebens erwärmt ist, namentlich Sinn hat für jene inneren Kräfte und Gefühle, die nicht in Gesetzen, Befehlen, noch in Einrichtungen ausgeprägt werden können, aber wichtiger sind für den festen und gedeihlichen Bestand der Gesellschaft, als Alles, was sich vorschreiben und einrichten läßt; welche Menschen bilden, auf die auch das Vaterland rechnen kann, weil der Freund es kann, die Familie, die Nachbarn, die Gemeinde, der Stand, das Verhältniß, dem sie angehören; denen die Liebe zu den vaterländischen Institutionen, die Ehrfurcht vor Obrigkeit und Gesetz, die menschliche Treue, der brüderliche Sinn, das feste Bewußtseyn, die wohlwollende Menschenliebe, die sittliche Reinheit, das freudige Selbstgefühl und die Demuth vor Gott entsprießen. Dieselbe Richtung, als Zug des Volksthums betrachtet, drückt sich in einem Mißtrauen gegen Neuerungen, einer Abneigung dawider aus, die keineswegs soweit gesteigert ist, daß sie die wahrhaft gebotene Neuerung zurückwiese, aber doch mit einer heilsamen Skepsis sie betrachtet, bis die Gewißheit der Nothwendigkeit und Nützlichkeit erlangt ist. Es versteht sich, daß hier nicht von dem Reinigen, Ordnen und Fortbilden alter Institute die Rede ist, was die Gesetzgebung unserer Staaten, meist mit Fug und Recht, so viel beschäftigt und über welches die neuere Reform nicht häufig hinausgekommen ist. Das Meiste und Wichtigste, was in unsern gesellschaftlichen Instituten ist, hat sich allmählig gebildet und Jahrhunderte haben daran gearbeitet, ihm den Charakter zu geben, in dem es jetzt so Wichtiges wirkt. Was von öffentlichen Einrichtungen nur eben einzelne Menschen erfunden haben, mit Bewußtseyn erdacht, das ist selten etwas Durchgreifendes gewesen. Das Meiste ist uns gegeben, und das Verdienst des Staatsmannes ist es, das Gegebene richtig zu erkennen, umsichtig zusammenzustellen, rechtzeitig durchzuführen. Im Zweifel wird man doch dem Bestehenden den Vorzug geben müssen, ehe man eine Neuerung wagt, die im Augenblicke bestechen kann, deren Folgen aber zuletzt nicht selten alle Theile betrügen. Der edelste, begabteste, mit allen Waffen des Scharfsinns, der Kenntniß und der Erfahrung ausgerüstete Vertreter der echten konservativen Richtung war Justus

Möser. Seine „patriotischen Phantasien" * namentlich sind ein wahrer Schatz der überraschendsten Aufschlüsse über den Geist der alten Institute (wobei vielleicht im Einzelnen, Aeußern, manche zu gewagte Hypothese vorkommen mag, die moralische Wirkung der Institute aber und ihre Stellung zum Volksthum fast immer richtig getroffen sind); der genauesten Kenntniß des Volksgeistes und der Wechselwirkung zwischen ihm und den Einrichtungen; der umsichtigsten Würdigung praktischer Bedürfnisse; der tiefsten Einsicht in das menschliche Herz; der lehrreichsten Winke über die Täuschungen, die der politische Rationalismus sich und Andern bereitet, und der überzeugendsten Nachweisung, wie man, alle Festigkeit, Kraft und Trefflichkeit des Alten bewahrend, es reinigen, fortbilden und im steten Einklang mit Volk und Zeit erhalten soll. Wenn irgend ein Werk, so möchte ich dies zum täglichen Studium eines deutschen Staatsmannes empfehlen; allerdings aber mehr den Reformers, als der konservativen Partei, die sich nur eine Bestätigung ihrer Tendenz daraus holen, der es nur zum Sporn, nicht zum Zügel dienen würde. Es soll konservative Reformers machen, und diese Farbe wünsche ich allen Staatsmännern.

Was zur innern Desorganisirung des Volslebens beiträgt, das kann dem Absolutismus ebenso günstig scheinen, wie der Demokratie. Beide finden weniger Widerstand, je weniger Halt im Leben ist. Die letztere tröstet sich mit der „Herrschaft des Gesammtwillens," baut idealische Luftschlösser und rechnet auf Menschen, ohne für Verhältnisse gesorgt zu haben, welche die Menschen zu tüchtigen bilden könnten. Höchstens erwartet sie diesen Einfluß von ihren eigenen, allgemeinen Bewegungen, die aber in so vielen Angelegenheiten, für die sie nicht gemacht sind, nur einen störenden und verwirrenden äußern können. Der Absolutismus verläßt sich auf die gewaltigen Waffen, die in dem reichen Arsenale der Gesetzgebung aufgeschichtet liegen, auf Geld und Furcht, auf Eitelkeit und Schwäche, auf den Knechtssinn des Volks und die Servilität seiner Diener, auf Polizei und Soldaten,

* Ich finde, daß die Verlagshandlung von Mösers Werken neuerdings die Gesammtausgabe zu herabgesetztem, beispiellos billigem Preise angekündigt hat; hoffentlich um eine neue vorzubereiten, da das Gewand der älteren etwas sehr antik ist.

und ist er ein aufgeklärter, auf die Redlichkeit seiner Absichten und die Klugheit seiner Maßregeln. Das kann eine lange Zeit halten, es kann aber auch an einem Tage hin seyn, denn es stürzt Eins mit dem Andern und der Boden wird lange schon unterwaschen, ehe die Krisis kommt. Auch bei den edelsten Absichten muß das Richtige oft verfehlt werden, wo kein Widerspruch da ist, wo nur von einem Gesichtspunkte aus erkannt und entschieden wird und nicht das Gesuchte aus dem Zusammenwirken aller Kräfte, von denen ein nützlicher Einfluß darauf zu erwarten ist, hervorgeht. Zudem ist es auch für den Besten nur allzu verführerisch, einen rücksichtslosen Gebrauch der Macht zu haben, und wenn es auch nicht zum äußersten Mißbrauch kommt, so wird doch oft das stärkere Mittel gewählt werden, wo ein schwächeres ausreichte, und gerade die Heiligkeit des Zweckes wird dazu verführen.

Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem schon von den großen Alten ausgesprochenen und von so vielen Neueren nachgeredeten Satze, daß die gemischte Staatsform die beste sey. Nur sind seine Wortführer sehr oft sehr unklar über die Begriffe des monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elements — mit welchen Klassen wir überhaupt nicht ausreichen — und über die Stellung, die jedem davon im Staatsleben und zu einander zukommen soll, gewesen; und das wäre freilich die Hauptsache. Allerdings läßt sich der letztere Punkt auch gar nicht im Allgemeinen feststellen, und es kommt hier gar Vieles auf geschichtliche, zeitliche, örtliche, volksthümliche Beziehungen an. Soviel aber wird man feststellen können, daß für alle Staaten von einiger Ausdehnung und Dichtigkeit der Bevölkerung, bei vorschreitender Kultur, komplicirter werdenden Verhältnissen und zunehmender intensiver Bedeutung der Staatsgewalt die Erblichkeit der obersten Würde ein wohlthätiges Bedürfniß ist und daß dieses erbliche Königthum um so segensreicher wirken wird, je treuer es noch jenes patriarchalische Element bewahrt, aus dem es zuerst erwachsen ist; daß aber demselben Königthum nur dann ein sicherer und wohlthätiger Bestand zu versprechen ist, die öffentlichen Angelegenheiten nur dann auf eine in der Dauer mit Weisheit, im Geiste des stetigen, erhaltenden Vorschritts und einer würdigen Freiheit verfahrende Weise verwaltet werden, nur dann ein edler, tüchtiger

Geist, eine männliche Freiheits- und Unabhängigkeitsliebe sich im Volk erhalten dürften, wenn das gesammte Volks- und Staatsleben auf die mannichfaltigste Weise aristokratisch organisirt ist, wobei freilich nicht an eine einzelne Art der Aristokratie gedacht werden darf; daß endlich Pflicht und Weisheit dem Staate gebieten, sich sowohl eines jeden unnöthigen Eingreifens in Beziehungen, die dem freien Schalten der Volksgenossen anheimgestellt bleiben können, zu enthalten, und hier lieber zu wenig als zu viel thun, als auch dem Staatsleben einen solchen Charakter zu sichern, bei welchem Jeder einen Einfluß auf dessen Gang in unschädlicher Weise zu üben versuchen darf, und geordnete Bahnen, bereite Gelegenheit dazu findet. Das Wie dieser Versöhnung der Principe hängt von Ort und Zeit, von Geschichte und Volksthum, überhaupt von den gegebenen Zuständen und Verhältnissen ab.

In gegenwärtiger Zeit ist das aristokratische Princip das in der Tagesmeinung am wenigstens beliebte. Dem monarchischen bezeigt man wenigstens Rücksichten, hält es auch vielleicht für eine zeitliche unangenehme Nothwendigkeit; das aristokratische wird auch von Solchen gehaßt und geschmäht, die sich als eifrige Verehrer des monarchischen bekennen. Ja man sucht letzteres in den Bund gegen das erstere zu ziehen und lockt es mit Sirenentönen, die verführerisch genug klingen, aber nur allzu gefährlich sind. Allerdings sagt Fr. Schmitthenner * mit Recht: „Der Liberalismus steht der Aristokratie so wenig entgegen, daß man dieses letztere System (das liberal-aristokratische) unbedenklich als dasjenige aller wahren Staatsgelehrten bezeichnen kann.“ Aber die herrschende Meinung ist eine andere. Der Haß gegen die Aristokratie wird weniger durch Furcht und Ehrfurcht gezügelt, als der gegen die Monarchie. Er findet weit mehr und weit öftere Anreizungen. Der Neid und die Schadenfreude sind hier ganz besonders wirksam. Es soll auch nicht geläugnet werden, daß einzelne Arten der Aristokratie, die man mit ihr selbst verwechselt, durch grellen Mißbrauch zu jenem Hasse große Veranlassung gegeben haben. Aber wenn man die Erscheinung selbst als eine bleibende betrachten müßte, so müßte man das ungemein beklagen. Denn das aristokratische Princip ist das wichtigste für den gedeihlichen Zustand

* In meinen „Neuen Jahrbüchern,“ Jahrgang 1838, Bd. 2. S. 207 ff.

des Staatslebens. Nicht daß es ohne das monarchische auf lange wohlthätige Dauer rechnen könnte; aber das monarchische ist nur der höchste Ausdruck, der Gipfel des aristokratischen, und sein Nutzen fließt zum großen Theile ganz aus denselben Momenten, die den des letztern erzeugen.

Es sollen die öffentlichen Angelegenheiten, die größten und die geringsten, durch die Geeigneten besorgt werden. Sie allein haben den vernünftigen Anspruch darauf. Wäre nicht die Vernunft, die Pflicht die Bestimmung des Staats, sondern der Wille der Menschen sein höchstes Gesetz, oder könnte man annehmen, daß die bloße Wahl, geschehe sie von oben oder von unten, wenigstens in der Mehrzahl der Fälle die Geeigneten treffen würde, so würde man auch das erbliche Königthum nicht gerechtfertigt finden. Aber es ist dem nicht so, und in manchen Fällen würde der bloße Umstand, daß jemand seine Würde nur der Wahl verdankte, auch den an sich Geeigneten ungeeignet machen; wie denn dieß bei der obersten Würde gewiß der Fall ist. Es kommt überhaupt nicht bloß auf die allgemeinen Fähigkeiten und den Willen der Menschen an, sondern auch und gar wesentlich darauf, daß die Verhältnisse diese Fähigkeiten auf ihre besondere Aufgabe bilden und üben, in der Richtung dafür erhalten und die Ausdauer dieses Willens verbürgen. — Ein anderer und für Freiheit und Rechtsstand überaus wichtiger Umstand ist der Besitz eines festen, unverrückbaren Bodens, auf dem man wurzelt. Das hat Europa vor auswärtiger Unterjochung und innerer Knechtschaft beschützt, daß es ein organisch gegliedertes Volksthum besaß, in welchem in großartiger, mannigfaltiger Stufung von unten nach oben sich reiche, vielgestaltige Kräfte selbstbewußt entfalteten und hielten. Ein bestimmtes Maaß von Unabhängigkeit, und daß ein Jeder mit andern Volksgenossen ein Interesse theile, was er auch gegen den Staat, gegen die Regierung, gegen das Volk zu vertheidigen gestimmt ist, so wie daß er, nach verlorner Gunst, nicht in den Staub sinkt, sondern eine unentreißbare Grundlage seiner Existenz hat, das sind wichtige Umstände für den männlichen Sinn, der selbst die Organe des Staats zu Wächtern der Pflicht und des Rechtsstandes macht. Ohne dieß würde die an sich schon gefährliche Lehre von der Omnipotenz des Staats, oder von dem absoluten Staate, die man in unsern Tagen predigt, doppelt gefährlich werden. Wer mit Allem,

was er äußerlich ist und hat, von der Gunst des Fürsten oder der Menge abhängt, durch sie allein gestiegen ist und nach ihrer Laune in äußeres Nichts zurücksinken kann, von dem wird man in der größten Mehrzahl der Fälle ein anderes Verfahren erwarten müssen, als von dem, der gewiß ist, daß nicht bloße Willkür, und wäre es die des Gesetzes, die Grundlagen seiner Existenz ihm rauben kann. Der Minister, der immer noch eine bedeutende Person bleibt, auch wenn er sein Portefeuille abgegeben hat; der Prälat, der sich in dem Schutze der heiligen Macht der Kirche fühlt; der wohlhabende Grundbesitzer oder Kapitalist, für den eine öffentliche Wirksamkeit nur eine ehrenvolle Nebenbeschäftigung ist; der wirkliche Staatsbeamte, der aber so gestellt ist, daß er, bei treuer Erfüllung seiner Pflicht, weder auf Gunst noch Mißgunst zu achten braucht; der Landstand, der weder durch den Staat, noch durch das Volk etwas für sich zu erstreben hat, sondern ganz nur der Sache angehört; die gemeindliche Obrigkeit, die auf dem Boden der Gemeindeverfassung wurzelt: sie alle werden bereit seyn, mit Treue und Sorgfalt allen edlen und würdigen Zwecken des Staats zu dienen; sie werden ihm ungern, mit Widerstreben, zuwiderhandeln; aber zu viel werden sie nicht thun, bis ans Aeußerste lassen sie sich nicht mit fortreißen, sie mäßigen die Verwaltung in ihr selbst und werden dem Volke zur Schutzwache gegen den Staat und zur Unschädlichkeit für diesen. In solchem Verhältnisse erhalten auch erst die sonstigen Garantieen eine höhere Wirksamkeit, als wo in dem einzelnen Staatsbeamten gleich der ganze geschlossene Phalanx sich angegriffen hält. Auch das glaube man nicht, daß man sicherer auf Vaterlandsliebe und Gemeinsinn rechnen könne, wenn man die Menschen nur auf sich und den Staat verwiesen hat. Sie müssen etwas Höheres haben, um dessen willen sie das Vaterland und seine Verfassung lieben, als den Nutzen des Individuums, etwas Näheres als den Staat, der so Vielen doch nur in einzelnen concreten Theilen bekannt wird, etwas Reelleres, als einige schöne Worte in öffentlichen Proclamationen. In Liebe und Eifer für Familie, Beruf, Stand, Gemeinde, Corporation, Collegium, Provinz wird die Liebe und Eifer für Vaterland und Verfassung erzogen. Der Bürger wird Vaterlandsliebe und Gemeinsinn zeigen, dem das Vaterland und seine Institutionen die segnenden Bürgen und Schutzwächter sind; für

die Familie, die ihm das liebste und innigste Verhältniß auf der Erde ist, für den Boden, den er mit Liebe sein nennt und an welchen tausend Erinnerungen schon der Väter ketten, für den Beruf, dessen Betrieb er sich zur Ehre rechnet und der ihn in festem Verband mit so vielen wackern Genossen vereinigt, für die Gemeinde, mit der er wahrhaft wichtige Interessen theilt und die ihr volles Mitglied für besondere Opfer mit besondern Vortheilen bedenkt, für den Stand, der nicht Andere verachten und bedrücken, aber in besondern Vorzügen mit ihnen wetteifern will, für die Genossenschaft, die auf eigenen, zu würdigen Zwecken begründeten und durch lange Verdienste bewährten Rechten ruht, für Alles, was seinen besondern Verhältnissen gemäß, ihm lieb und theuer und eigenthümlich erhalten ist.

Es geht schon aus dem eben Bemerkten hervor, daß ich keineswegs eine einzelne Art der Aristokratie, sondern den aristokratisch-corporativen Charakter des Volks- und Staatslebens im Sinne habe. Eine einzelne Art der Aristokratie, die alle Gewalt in ihren Händen hätte, würde allerdings einen eben so verderblichen Einfluß äußern, wie der Despotismus eines Einzelnen, oder die Anarchie der Menge. In einer solchen Aristokratie, wenn sie nicht den Gefahren des Umsturzes durch eine innere Despotie begegnet, wie die Venetianische, werden sich allerdings die rühmlichen Eigenschaften, die aus dem männlichen Selbstgefühl der unabhängigen Stellung und des Antheils an großen Dingen fließen, im Innern des herrschenden Standes erhalten. Die Aristokraten sind durch ihre Stellung manchen Versuchungen entrückt, um dafür andern zu verfallen. Die Rücksicht auf die Standeswürde bewahrt vor manchen Fehltritten, während für andere ein desto freieres Feld bleibt. Es kann unter dieser Verfassung eine lange Zeit der Blüthe vorkommen, wo namentlich nach Außen hin Großes erstrebt, und auch im Innern der Zustand leidlich, selbst glanzvoll ist. Aber jene alleinherrschende Aristokratie hat eine exclusive Tendenz, beruht auf einer widernatürlichen Einseitigkeit; eben deßhalb ist ihr die Zeit des Verfalles gewiß, und in dieser Zeit, die bei der besondern Zähigkeit dieser Verfassung gar lange andauern kann, ist die Lage des Volks- und Staatslebens leicht die drückendste und hoffnungsloseste. Wenn allmählig die Eigenschaften, welche den Druck der Aristokratie für das übrige

Volk noch milderten und mit ihr versöhnten, sich schwächen, verlieren, in Fehler umschlagen; wenn die Aristokratie nur noch in der Ausbeutung aller Vortheile für sich ihren Eifer, nur noch in starrer und ränkevoller Behauptung ihrer Macht ihre Kunst zeigt; wenn in den beherrschten Klassen das Gefühl ihrer Unterdrückung und das fruchtlose Streben, dem Joche entrissen, oder doch des Mitgenusses der Herrschaft theilhaftig zu werden, erwacht: dann beginnt erst der ränkevolle Druck dieser Verfassung immer lästiger und entsittlichender zu wirken, dann bedient sie sich der schlimmsten Mittel, das Volk darnieder zu halten, dann tritt der demoralisirende Einfluß, den unnatürliche Herrschaft auf den Herrschenden selbst übt, immer trauriger hervor; dann zeigt es sich recht, daß man hundert und tausend Tyrannen für einen, folglich auch eben so viele Mittelpunkte der Knechtschaft mehr hat.

Aber was von einer so einseitigen und ausgearteten Aristokratie gilt, das findet keine Anwendung, wo sie ein monarchisches Haupt hat, dem sie bloß ein Mittel, eine Bundesgenossin, kein Zweck ist, das vielmehr seine Bestimmung in der Erstrebung des Gemeinwohles findet, das die verschiedenen aristokratischen Elemente mit einander und mit den demokratischen vermittelt, überall offene Bahn und freien Wahlplatz erhält und den schlimmsten Parteiungen des Ehrgeizes durch unverrückliche Besetzung der höchsten Würde ein Ende macht; wo ferner auch das demokratische Element seinen Einfluß geltend macht, und die Aristokratie mit ihm im Bunde zu handeln wohl zuweilen veranlaßt seyn kann; wo sie sich rastlos durch Aufnahme alles mit gutem Rechte Aufstrebenden ergänzt und verjüngt; wo endlich gar nicht von der Alleinherrschaft einer einzelnen Aristokratie, sondern von einem aristokratischen, d. h. von einem solchen Charakter des Volks- und Staatslebens die Rede ist, der durch den Einfluß des Lebens selbst und der organischen Institutionen die Geeigneten an die Geschäfte bringt, und bei Beurtheilung des Geeignetseyns auch auf die bestimmenden Verhältnisse die gebührende Rücksicht nimmt; wo folglich die verschiedenen Arten der Aristokratie auf einander gegenseitig wirken, einander zugleich zügeln und mildern und ergänzen und kräftigen.

Gemeiniglich hat man bei der Aristokratie nur an die Geburtsaristokratie gedacht, weil sie am öftersten eine sichtbare Form der

Herrschaft entwickelt hat. Von ihr wird noch mehr zu reden seyn. Die Geldaristokratie kann sich lange Zeit in weit besserem Einklang mit der herrschenden Meinung erhalten, weil sie weniger eine geschlossene, an äußern Zeichen erkennbare Gewalt darstellt, sich mehrfach und unmerklich durch andere Stände verzweigt und in vielen Tendenzen von der großen Masse des Mittelstandes verstanden wird. Sie kann aber auch mehr als alle andern bedrückend werden, einen um so lästigern Druck entfalten, je mehr er ganz in der Form des strengen Rechts, ganz im Wege des Geschäfts und alles Gefühles baar vorschreitet. Sie kann überaus herzlos seyn, aussaugend, knickerig. Sie kann alle die übeln Eigenschaften entwicklen, welche die Folgen der Gewohnheit und Sucht des Erwerbens, eines in rastlosem Streben nach Geld und Gut verbrachten Lebens zu seyn pflegen. Es geht ihr das Noble und der Sinn für das höhere geistige Gut ab. Sie lebt in der Gegenwart und hat den Gedanken der Zukunft nicht. Wo sie die herrschende Richtung des Lebens vertritt, da ist eine große Entwürdigung des Lebens, da sind Elend und Verarmung, zunehmende Entsittlichung und Auflösung des Lebens zu fürchten. Aber anders gestaltet sie sich, wo sie die richtigen Gegengewichte findet und ein achtbares und geachtetes, jedoch immer dem Höheren untergeordnetes Glied des Lebens bildet. Sie selbst dient dann, in ihren höchsten Stufen, zu einem nützlichen Gegengewicht gegen die Geburtsaristokratie und kann sich zu wahrhaft großartigen Erscheinungen entwickeln. Daß überhaupt ein durch Fleiß, Einsicht und Thätigkeit erworbenes Vermögen auch auf äußeres Ansehen Anspruch gibt und zu höhern Lebensstellungen emporhilft, ist ein wichtiger Sporn. Auch kommt viel auf die besondere Schattirung an. Der Reichthum nimmt einen andern Charakter an, wo er, wie in England, durch Unternehmungsgeist, als wo er, wie in Holland, vorherrschend durch Sparsamkeit vermehrt wird. In England kommt noch dazu, daß der Uebergang in die Reihen der hohen Geburtsaristokratie für Alle ein hochgeschätztes und glänzendes Ziel bleibt und, zum Theil in Folge davon, überhaupt die Richtung besteht, sich nach Erreichung eines gewissen Zieles an Jahren und Schätzen in eine glückliche Muße zurückzuziehen. Dazu das dort übliche Unterrichtssystem für die höheren Stände, was, bei manchen Mängeln und Einseitigkeiten, doch den Vorzug hat,

daß es nicht auf ein Fachstudium, sondern auf eine allgemeine humanistische Bildung hinarbeitet, und eben deßhalb eine solche über mehr Stände verbreitet, als bei uns der Fall ist. So ist auch der Handel überhaupt nobler, großmüthiger, freisinniger, als die Industrie, welche letztere hauptsächlich durch Ersparung am Arbeitslohn, überhaupt an den Herstellungskosten, gewinnen muß. Doch finden sich auch hier, bei sehr großartigen Verhältnissen und einer mächtigen Verbindung der Industrie und des Handels, glänzende Ausnahmen. Auch mag die Industrie, in Verbindung mit der Landwirthschaft gesetzt, zur Erweiterung der Strebungen des letzteren, folglich auch der ländlichen Bildung, nützlich beitragen. Ebenso hat sie in dem Handwerksbetriebe eine Form gefunden, wo sie lange Zeit treffliche Eigenschaften des Volksthums umfaßte, und es ist nur zu beklagen, daß diese Form zu veralten scheint; es wird zu beklagen seyn, bis eine neue gefunden und die vorübergehende Phase des *heutigen* Fabrikwesens überwunden ist.

Die Beamtenaristokratie wird in neuerer Zeit ein Gegenstand zahlreicher Angriffe von verschiedenen Seiten her. Nicht mit Unrecht, wie sich das Verhältniß jetzt in manchen Staaten gestaltet hat; mit großem Unrecht, wenn man die Sache im Allgemeinen betrachtet. Daß die Geschäfte der neueren Staaten zum großen Theile durch einen eigenen Stand, der sich auf ihren Betrieb speciell vorbereitet hat und denselben zum Beruf seines Lebens macht, verwaltet werden, das liegt in der ganzen Natur unseres heutigen Staatslebens, und ist folglich ganz in der Ordnung. Es ist auch denkbar, daß es eine Zeitlang recht gut in einem Staate stehen kann, wo alle Geschäfte des Staats lediglich durch einen solchen, innerlich hierarchisch geordneten Stand verwaltet werden. Diese Beamten gehören immer zum Volke, theilen viele Interessen und Lasten desselben, ergänzen sich aus ihm und unterliegen mehrfachen Einflüssen des Volksgeistes und der öffentlichen Meinung. Allein, abgesehen von Nepotismus und ähnlichen Uebeln, die sich zuweilen in den Beamtenstand einzunisten pflegen, liegt es in der Tendenz einer jeder herrschenden Gewalt, die Grundlagen, auf denen ihre Macht ruht, zu befestigen und zu erweitern, und keine Gewalt hat so viele Mittel dazu, so viele Beschönigungen dafür, wie die Beamtenherrschaft. Eben deßhalb liegt es in der Tendenz einer ohne alle Schranken hingestellten Beamtenmacht, zunächst

das ganze Staatswesen und allen seinen Zubehör zu überschätzen, die einmal angenommenen Grundsätze und Institute als heilige und unverrücklich nothwendige zu betrachten, an denen höchstens etwas herumzubessern sey, die aber keine organische Umgestaltung zuließen, den Staat zum Selbstzweck zu machen, der doch nur Mittel seyn soll, selbst seine eigenen Mittel als Selbstzwecke anzusehen, durch logische Consequenzen die an sich billige Einrichtung immer drückender zu machen, sie von Punkten, bei denen sie ganz gerechtfertigt ist, um der bloßen Consequenz willen auf andere überzutragen, wo sie zur Härte wird, die Competenz des Staats unberechenbar zu erweitern, alle Verhältnisse nicht nach ihrer innern Natur, sondern nach dem Maaßstabe des Staats zu messen, und überhaupt das ganze Regierungswesen, das an sich schon manche nothwendige Uebel umfaßt, allmählig in der besten Absicht von der Welt und mit tausend Dingen, für die sich recht viel Schönes sagen läßt, zu dem drückendsten Gesammtübel zu machen. Fühlt man diese Uebelstände, oder vielmehr, erzeugt sich unter diesem Drucke ein solcher Mißmuth des Volks, für den man zwar nicht den richtigen Grund findet, der aber das Andringen derer verstärkt, die eine Neuerung im Staatsleben wünschen, so begründet man eine Gegengewalt in der Volksvertretung, welche das Verfahren der Verwaltung überwachen und influiren soll. Das kann sein Gutes haben und auch mit als Mittel gegen jene Uebelstände wirken; aber es fehlt viel, daß es zu ihrer Beseitigung ausreichte. Theils stellt sich zuweilen in berathenden Versammlungen, die aus einem Volke hervorgingen, das sich an jenes Regierungssystem gewöhnt hat, eine gewisse Sucht des Gebietens und Verbietens und allerhand guter Einrichtungen ein. Jeder bringt irgend einen Vorschlag mit, von dem er alles Heil der Welt erwartet und den er seinen Mitbürgern mit aller Gewalt aufdringen möchte; die Volksvertreter sind dabei oft noch viel ungemäßigter, als die durch Erfahrung gereiften und abgekühlten Beamten, oder man bringt kleine mechanische Hemmräder an, die gerade so viel wirken, um die betreffende Einrichtung auch an dem Nutzen, den sie bringt, zu behindern, ihren Nachtheilen aber nichts weniger als gewachsen sind; oder man erfaßt ein ganz entgegengesetztes idealistisches System, und geräth darüber in ewigen Kampf mit der Staatsregierung; oder man sucht in einer Aenderung der Personen das

Heil; im günstigsten Falle hat man es nur mit der Gesetzgebung zu thun, und verhindert von da aus offenbare Bedrückungen; dem täglichen Drucke der bestehenden Einrichtungen und dem Geiste der ganzen Ausführung des Beschlossenen kann man nicht begegnen. Ja zuweilen hat das Ansehen der Volksvertretung manche Maßregel verdeckt, zu manchen Schritten ermuthigt, die man ohne sie nicht unternommen haben würde; so wie auch die Theorien viel geschadet haben, welche unsere concreten Verhältnisse nach einer abstrakten Staatsidee beurtheilten. Hier müssen andere Momente zu Hülfe kommen: die aristokratische Gestalt des Volkslebens, welche überall hin Mittel und Muth zum gesetzlichen Widerstande gegen Uebergriffe des Staats und Anhaltspunkte dabei vertheilt und zahlreiche Verhältnisse schafft, vor denen auch er mit Scheu zurückweicht; die dadurch verstärkte Beschränkung des Staats, dessen Berechtigung allerdings, für Nothfälle, absolut, dessen Gebrauch seiner Macht aber ebenfalls auf etwas Absolutes, nämlich auf die absolute Nothwendigkeit beschränkt seyn muß; die Richtung, dem Volke und seinen innern Kreisen zu überlassen, was nur immer sich ihnen überlassen läßt, und den Staat nicht für verloren, seinen Zweck nicht für verfehlt zu halten, weil dabei mancher Mißbrauch mit unterläuft, und unterweilen etwas passirt, was er nicht billigen mag; hauptsächlich eine solche innere Organisation der Verwaltung,* welche sie durch sich selbst mäßigt. Hier sind die mittleren** und niederen Stellen, welche, in unmittelbarer Ausführung der Gesetze, mit dem Volke in tägliche Berührung kommen, fast von größerer Wichtigkeit, als die höchsten, und der beste Wille von Seiten der letzteren ist den Einflüssen nicht gewachsen, welche

---

* Vergleiche meine Schrift: Die Behörden in Staat und Gemeinde; Leipzig, 1836. 8.

** Ich habe früher gezweifelt, ob die Mittelbehörden, wie sie in neuerer Zeit in verschiedenen deutschen Staaten eingerichtet worden sind, den darauf gerichteten Erwartungen entsprechen würden. Alle sind wohl nicht erfüllt worden, und Manches, z. B. die Stellung zur Kirche, möchte wohl jedenfalls in ihrer Einrichtung anders zu wünschen seyn. Indeß finde ich, daß auch sie ein nützliches Gegengewicht gegen die Lokalbehörden bilden, wie es bei deren Einrichtung und Verhältnissen wichtig ist; daß sie nicht selten die Centralisation wohlthätig mäßigen, und daß vielleicht manche Beamten über sie klagen, aber das Volk sie schätzt.

das Bewußtseyn, von der Gunst der Höheren abzuhängen, und die Gleichgültigkeit gegen das Volk auf die Unteren äußert, und sie antreibt, sich durch übertriebenen Eifer, oder gar durch Willkürhandlungen, oder durch gesetzliche Verfolgungen bemerklich zu machen, die oft gar nicht in der Absicht des Vorgesetzten liegen, aber deren Billigung präsumirt wird. Es kann seine großen Nachtheile haben, wenn die unteren Stellen als bloße Uebergangsposten betrachtet werden, von denen jeder nach Höherem strebt. Besser, wenn sie ehrenvoll und behaglich genug sind, daß der Beamte sein Leben auf sie begründet, mit den Kreisen, auf die er verwiesen ist, zusammenwächst, im Bewußtseyn, bei treuer Pflichterfüllung seines Schicksals gewiß zu seyn, die Unterthanen gegen die Regierung vertritt, die Härten des Gesetzes durch billige und discrete Ausführung mildert und — wovon in Deutschland die Beispiele nicht selten sind — auf die herrlichste Weise den lautersten Pflichteifer, die wärmste Ergebenheit gegen seinen Fürsten und die treueste Fürsorge für die ihm anbefohlenen Volksglieder vereinigt.

Ich mag die Kirchenfrage hier nicht berühren. Aber es gilt nicht bloß von der Kirche, sondern auch von vielen andern Dingen, daß der Staat froh seyn soll, wenn sich für Aufgaben, denen er seiner ganzen Natur nach nicht gewachsen ist, andere Träger finden. Nur darf er nicht glauben, daß sie treu für diese Zwecke wirken werden, wenn er sie nur eben als seine Diener und Werkzeuge gelten lassen und ihnen nicht verstatten will, sie zu den Ihrigen, zu einem Lebensinteresse zu machen, selbstständig und selbstthätig dafür zu wirken und ganz aus ihrem eigenen Gesichtspunkte zu handeln. Zu den vielen Sätzen, mit denen vielfacher Mißbrauch getrieben wird, ohne daß man ihre Richtigkeit genügend geprüft, ja auch nur ihren Sinn gehörig festgestellt hätte, gehört auch der: es solle kein Staat im Staate seyn. Es kann recht wohl eine Macht im Staate seyn, die ihr gutes Recht auch gegen die Regierung zu wahren vermag, und in ihrem Innern nach ihrem eigenen Rechte lebt, dabei aber immer nur innerhalb des Staats ist, sein Recht in ihrem Verkehr mit seinen übrigen Bestandtheilen ehrt und gegen den Staat, der etwas Anderes ist als die Regierung, nicht das Mindeste unternimmt, vielmehr ihm und seiner Regierung um so nützlicher ist, je unabhängiger sie in ihrem Wirken dasteht. Die Gefahren, die dem Staate des

neunzehnten Jahrhunderts selbst von einer hierarchisch geordneten Kirche drohen können, existiren nur in der Einbildung Schwacher, die wenig Zutrauen zu dem Geiste der Zeit haben, und in den listigen Deklamationen der Kirchenfeinde. Freilich aber können es Referendarien und Unteroffiziere nicht begreifen, daß Jemand seyn könne, der den hohen Rescripten und Ordres Widerstand zu leisten vermöge, zumal es sich nicht um die Gage handelt, und daß man so viel „Umstände" mit Katholiken und protestantischen „Schwarzröcken" mache. Die müsse man „kurz halten," meinen sie. — Für Gemeindeleben ist in mehreren Staaten viel gethan und gewiß sind große Mißbräuche aus dem Gemeindewesen entfernt worden. Wer möchte behaupten, daß der Bürgersinn in den Städten dem des Mittelalters gleiche, von dem uns so Großes berichtet wird? Mancher anderer Ursachen zu geschweigen, liegt doch wohl ein Theil der Schuld mit darin, daß unsere Städte zu wenig Staaten im Staate sind, daß ihnen zu wenig Besonderes und Eigenthümliches geblieben ist, und daß sie so viele gezwungene Mitglieder erhalten haben, die weit mehr dem Staate angehören, als der Gemeinde, in der sie zufällig ihren Wohnsitz nahmen. — Wie viel wäre noch von dem Standesgeiste, wie er sich noch in dem Militair, bei dem Bergbau, dessen Arbeiter man nur mit den Fabrikarbeitern vergleichen darf, um den Werth des Standesgeistes für Sittlichkeit und materielles Wohlseyn zu erkennen, theilweise bei dem Forstwesen erhalten; von den Lichtseiten, welche das Innungswesen, neben so manchen Schatten, doch auch entfaltet hat; von dem Einflusse provinzieller und localer Rechte und Gewohnheiten, örtlicher Ansichten und Maximen, von den Ueberlieferungen und dem Geiste collegialer Behörden,* von tausend Verhältnissen zu sagen, welche haltend, bestimmend, zum Guten führend auf den Menschen wirken und ihn für seinen nächsten Beruf geeigneter machen, ohne daß er deßhalb im Mindesten unfähiger würde, einen wahrhaften Vorschritt anzuerkennen, oder für echte Humanität und den Geist einer männlichen Freiheit erwärmt zu werden! Doch ich sehe, der Stoff hat mich fortgerissen und

* Vergleiche meinen Aufsatz „Collegien und Bureaukratie, mit besonderer Rücksicht auf die Kirche" in den „Jahrbüchern der Geschichte und Politik," Jahrgang 1836, Bd. 2, S. 398 ff.

ich habe die Einleitung — denn nur das sollte das bisher Gesagte seyn — nur allzuweit ausgedehnt. Ich wiederhole daher nur zum Schlusse derselben, daß ich an dem sichern Bestande einer Monarchie verzweifeln würde, die die einzige aristokratische Institution unter lauter demokratischen wäre, isolirt, eine Anomalie, durch nichts Anologes mit dem Volke vermittelt, oder die sich auf eine einzelne übermächtige Art der Aristokratie stützte; daß ich aber auch von den demokratischen Einflüssen nur dann einen Segen erwarten kann, wenn eine aristokratische Führung da ist; wie wieder die Aristokratie, um nicht auszuarten, ein erblich monarchisches Haupt, Mannichfaltigkeit ihrer Gestaltungen und eine freie Bahn für die demokratischen Einflüsse bedingt.

Jedenfalls sieht man, daß ich der Richtung, mit deren Ausflüssen, so weit ich dieselben für falsch halte, ich im Folgenden öfters kämpfen werde, an sich nicht feindlich bin, und das mag für die Unbefangenheit meiner Einwürfe sprechen.

Die aristokratischen Elemente empfinden allerdings oftmals eine Nachwirkung von dem Stande der Güterverhältnisse, und so ist es denn auch von dieser Seite her, von den Freunden einer aristokratischen Gestaltung des Volks- und Staatslebens, und mehr noch von den Anhängern und Genossen einer einzelnen Form der Aristokratie gewesen, daß manche Lehren und Consequenzen des Industriesystems heftig angegriffen worden sind. Was sie in weitläuftigen Abhandlungen und Schriften zu zeigen versucht haben, das finden wir zum Theil schon in einzelnen Aeußerungen in Niebuhr's Briefen* ausgesprochen; mit weniger Detailkenntniß, aber auch mit weniger Parteigeist, mit weniger Ueberschätzung der Form, indeß zuweilen gar schneidend ausgedrückt.

So schreibt er am 17. November 1823: „Alle deutschen Staaten, die nicht ganz stationär sind, gehen, nach dem Ausdruck eines ausgezeichneten Mannes, mit ihrer Gesetzgebung dahin, unsere Nation dahin zu bringen, wo die Italiener sind: in den Städten Pfuscher und Krämer, auf dem Lande zeitpachtendes oder tagelöhnerndes Lumpengesindel. Mit einem Bauernstande, wie der würtembergische,

---

* Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Drei Bände. Hamburg, 1838. 8.

will man Freiheit!" Oder am 19. December 1830: „Meine Traurigkeit, ganz abgesehen von dem Unglück, was uns persönlich bevorsteht, ist auf die Ausartung, wie auf die Knechtschaft und Verheerung unserer Nation gerichtet. Es ist unmöglich, zu verkennen, daß die schönen Eigenschaften verschwinden, welche die Zierde unserer Nation machten: Tiefe, Innigkeit, Eigenthümlichkeit, Herz und Liebe — daß Flachheit und Frechheit herrschend werden. — Man gebe Freiheit, sagen sie, und wir sind bereit, dem Auslande zu widerstehen; aber diese Freiheit ist Auflösung und das Regiment theils Wüthender, theils Elender." Und schon am 4. Februar 1824: „Eine verzweifelnde Sache ist der Despotismus, den die Ideen der Revolution, sobald absolute Gewalt sich mit ihnen behelfen kann, bei uns in Deutschland ausüben. Wir haben in Westphalen und anderswo an den geschlossenen Bauerhöfen bäuerliche Majorate, durch die wir, wo sie sind, eine höchst respektable Bauernaristokratie besitzen, wohlhabend genug, um den jüngern Söhnen eine gute Erziehung, mit dem Bewußtseyn ehrlicher Abkunft und ungebeugter Jugend, zu geben, und so dem Mittelstand, namentlich der Geistlichkeit in beiden Confessionen, respektable Mitglieder zuzusenden. Wo nun der Code eingeführt gewesen ist, da bestehen seine Anhänger, die sich als angebliche Stellvertreter der öffentlichen Meinung viel Gehör verschafft haben, auf der Theilbarkeit, hatten auch schon eine Bestätigung der französischen und westphälischen Verordnungen erschlichen, und obgleich diese suspendirt ist, so weis doch der Himmel, wie es am Ende entschieden werden wird. Man hat doch das Beispiel anderer Länder vor Augen, wo diese verfluchte Theilbarkeit seit Jahrhunderten und der ganze Bauernstand aus Bettlern besteht. In dem jetzt nassauischen Amt Montabaur kann kein Abgeordneter zum Landtag gewählt werden, weil nicht einmal ein Wähler da ist: nämlich um Wähler zu seyn, muß man einen Gulden Grundsteuer zahlen. Das klingt unglaublich; aber mein Gewährsmann wohnt hart daran und kennt das Land seit Kindesbeinen. Hier am Rhein vergeht das größere Grundeigenthum ganz und gar, und das kleinere wird immer mehr zersplittert, — was sind es aber auch für Landleute! Ein Gut, welches zu den größten gezählt wird, ist neulich für etwa 85000 Fr. verkauft worden. Fabrikanten, Advokaten u. s. w. kaufen Grundstücke und verpachten sie,

so daß der Bauernstand im Bereich der Städte, wie in Italien, verschwindet. Der Landmann, außer dem Weinbauer, leidet schwer durch niedere Preise; doch ist der Zustand ohne allen Vergleich besser wie in Schwaben und in Holstein, wo ein Rittergut, welches ich kenne, neulich für ein Viertheil dessen, was der verstorbene Besitzer vor 25 Jahren dafür zahlte, und an wahren Verbesserungen darauf verwandte, verkauft ist,* und in einem dazu gehörigen Dorf alle Bauern** bankerott sind. — Cöln hat sich seit 1814 außerordentlich gehoben. Der Werth der Häuser ist mehr als verdoppelt, die Bevölkerung sehr gestiegen, aber man vernimmt mit Entsetzen, daß auf 55,000 Einwohner 20,000 sind, die Almosen erhalten. Wie wird Europa um nur ein Jahrhundert stehen?"

Er schreibt aber auch (21. Mai 1819): „Wo man Erbpächter oder kleine Eigenthümer trifft, da findet man auch Fleiß und Bravheit. Die Weisheit der alten Römer ist erstaunlich, auch in Hinsicht des Maaßes des Grundeigenthums, welches die Gesetze bestimmten. Sieben Juchern reichen vollkommen hin, um eine starke Familie zu ernähren und zu kleiden. Auf diesem Umfange kann sie alle Arbeiten selbst thun." Und in allgemeiner politischer Beziehung: „Nach meiner Ueberzeugung macht es den Royalisten aus, daß man überzeugt ist, daß der Staat keine willkürliche Gesellschaft ist — das Ganze eher als der Theil — die Regierung von Gott; daß Regierung das Allernothwendigste ist, und Regierung und Freiheit mit einander verbunden seyn müssen; daß sie es in den allerverschiedensten Formen seyn können; daß Formen, welche den Ansprüchen einer zahllosen Mediocrität Grenzen setzen, heilsam sind, die entgegengesetzten absolut schlecht; daß Aufruhr, um die Verfassung zu ändern, nicht nur ein unsinniges, sondern auch ein ruchloses Verbrechen ist. — Und aus allen diesen Gründen füge ich mich leicht in die Verkehrtheiten der Aristokratie, obgleich ich sie manchmal empfinde. Wenn man aber verlangt, daß man jede Tyrannei als heilig erkennen soll, und jedes von äußerster Noth gebotene Unternehmen, ihr Joch zu

* Doch unmöglich aus demselben Grunde, der jene Dinge in Nassau erzeugte?

** Also doch Bauern! War auch hier die Theilbarkeit Schuld?

brechen, als Aufruhr verdammen, so beuge ich mich nicht, und wenn ich sehe, daß man dumm und unwissend machen will, so empört es mich und ich verberge es nicht. — Viele sind nicht Royalisten in dem Sinne, wie ich und Andere meines Gleichen; sie finden schön und preiswürdig, was wir nur als nothwendig im Princip vertheidigen, ohne zu läugnen, daß es in der Wirklichkeit damit vielfältig sehr schlecht stehe, und daher erklären, daß zwar Alles zusammenstürzen müsse, wenn jenes falle, aber auch prophezeien, daß keine menschliche Macht es halten könne, wenn man nicht herstelle und ein neues Leben einflöße. Wir z. B. sagen, es muß Aristokratie seyn, ja es muß eine ganze Stufenfolge von Aristokraten geben; aber wir setzen hinzu: jetzt besteht gar keine haltbare, und die sich so nennt, ist ein Ding, aus dem alle (?) Lebenskraft gewichen ist. Jene finden sie so gut, wie sie ist, und meinen, man könne nur den Gehorsam erzwingen; wir sagen, richtet nur ordentlich ein (?), und der Gehorsam wird nicht fehlen, wenn das Exempel alles Guten gegeben wird; sie glauben mit dem Comprimiren auszureichen, und wir verlangen freien Raum zu gesetzlich angemessener Bewegung."

Wir sehen aus diesen und ähnlichen Stellen, Niebuhr war, ohne irgend eine selbstsüchtige Ursache und auch keineswegs in Folge eines schwärmerischen Romanticismus, als Staatsmann und Patriot für eine aristokratische Gestaltung des Lebens; wiederholt spricht er aus, daß er nicht in Formen das Heil sehe, vielmehr die Ueberschätzung der Form als ein großes Unheil der Zeit betrachte, und eben deßhalb wenig Hoffnung für die Zukunft hege, weil er in dem geistigen und gemüthigen Zustand keinen Aufschwung bemerke; er wollte ein freies, würdiges Staatsleben, er war eins in den Zwecken mit den edelsten Liberalen, aber ihre beliebtesten Mittel schienen ihm nicht zum Ziele zu führen; er wünschte eine Regeneration des Volksthums, und sah keinen Anfang dazu, forderte vielleicht zu viel und zu früh, was nur langsam in den Tiefen des Lebens sich bereiten kann; das Alte sah er unterwühlt von Außen und im Innern absterbend; so ward er hoffnungslos. Für die hier zu besprechenden Angelegenheiten mag hervorgehoben werden, daß er eine Stufenfolge von Aristokraten für nöthig erachtete; daß ihm namentlich die Zersplitterung und Entwerthung des Grundeigenthums und das Verschwinden des alten Bauernstandes,

das er theils bemerken wollte, theils befürchtete, bedenklich, daß er aber eine Theilbarkeit des Bodens bis auf ein solches Minimum, wo die Theilstücke zur Ernährung einer Familie hinreichen, zu billigen schien.

Eine viel genauere Kenntniß der ländlichen Verhältnisse, ja einen in der That bewundernswerthen Sinn und Takt dafür, und viel mehr Sympathie für das Mittelalterliche, jedoch ohne eine übertriebene grundaristokratische Tendenz und mit einer gewissen Ergebung in unabweisbare Forderungen der Zeit, bewies der Freiherr von Harthausen in seiner 1819 erschienenen „Agrarverfassung Norddeutschlands.“ Es hat dieses Buch, aus dem ohne Frage sehr viel Belehrung zu schöpfen ist, ein großes Ansehen bei der Grundaristokratie und überhaupt bei den strengen Conservativen erlangt, ist daher von den Gegnern mehr verschrieen, als gelesen worden. Uebrigens ist zu bemerken, daß der achtungswerthe Verfasser desselben in einer neuern Schrift den Resultaten der neuern agrikulturpolitischen Systeme, so viel die Provinz Preußen betrifft, ein günstigeres Zeugniß ertheilt,* als seine Freunde und Gegner erwartet haben mögen. Doch schon in seinem früheren Werke sprach er sich für die Ablösung der Reallasten aus.

Man bemerkt es oft, und die Theorie hat viel darunter zu leiden, daß, wenn irgend Jemand eine ungewöhnlich specielle Kenntniß von einem bisher übersehenen concreten Verhältnisse erlangt, und in dieser Kenntniß die Bestätigung einer Meinung zu finden glaubt, der er nach seinen ganzen Verhältnissen und Stimmungen ohnedieß schon zugethan ist, er dann sich mit doppelter Starrheit in seiner Ansicht verhärtet und jene einzelne vermeintliche Erfahrung als ein ewiges Schild allen Gründen der Gegner entgegenhält. Wie bedächtig auch sonst der geistvolle Herr v. Rumohr in seinen politischen Urtheilen ist, mit großer Offenheit, Entschiedenheit und Schärfe zieht er gegen die freie Theilbarkeit des Bodens zu Felde, und in seiner „Reise nach der Lombardei“** überläßt er sich einer ihm sonst ganz ungewöhnlichen Maaßlosigkeit

---

* Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen (Königsberg 1839, 8.) S. 92.

** Lübeck, 1838, 8.

in spöttischem und meist ungerechtem Tadel einer Schrift,* in welcher die entgegengesetzte Meinung mit vieler Mäßigung vertreten wird. Die Sache ist: er hat als großer altadeliger Grundherr und geistvoller Vertreter der grundaristokratisch-conservativen Richtung eine natürliche Vorliebe für die Geschlossenheit der Güter. Nun glaubt er in seinem sorgfältigen Studium der Agrarverfassung einiger Theile Italiens den Beweis der verderblichen Folgen des entgegengesetzten Systemes gefunden zu haben, und hat dieß theils in der angeführten Schrift polemisch, theils in einer früheren ** historisch dargelegt. Das ist nun von seinen Nachtretern weidlich ausgebeutet worden. Man stellt sich, als habe man hier endlich eine lange Erfahrung von der Verderblichkeit eines Agrarsystems, was den Bauernstand aufgelöst habe, gefunden, da in den übrigen europäischen Ländern das Emancipationssystem meist zu jung schien, als daß es bereits sichere Erfahrungen hätte liefern können. Zwar bezieht man sich auch auf Frankreich; indeß hier ist theils die Grundlosigkeit mehrerer Angaben, mit denen man auftrat, nachgewiesen worden,*** theils der Mangel an Kapitalkraft, der sich bei dem dortigen Landbau bemerken läßt, auf die Revolution, die darauf folgenden Kriege und das Treibhaussystem der dortigen Industrie zu schieben. Andern Beispielen, die sich auf einzelne Landstriche bezogen, ließen sich entgegengesetzte aus andern Ländern entgegenhalten, wie es denn z. B. von dem schwedischen Statistiker Torfell der Freigebung der Gutsvertheilungen, die seit 1803 daselbst eingetreten, zugeschrieben wird, daß Schweden in neuerer Zeit nicht mehr wie früher mit seinem Getreidebedarf vom Ausland abhängt. Was nun Italien anlangt, so ist dabei mancherlei

* Nämlich: Schütz, über den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben; Stuttgart und Tübingen, 1836. 8.

** Ursprung der Besitzlosigkeit des Colonen im neueren Toscana; aus den Urkunden; Hamburg, 1830. 8.

*** Vergl.: Rau, Volkswirthschaftspflege, §. 80, Anm. d. Er macht es sehr wahrscheinlich, daß man bei jenen polemischen Berechnungen die Zahl der Parzellen mit der Zahl der Eigenthümer verwechselt hat. Ich möchte übrigens noch bemerken, daß der französische Landbau auch vor der Revolution auf einer, im Vergleich zu den Niederlanden und England, sehr niedrigen Stufe stand.

zu bedenken. Zuerst handelt es sich dort für jetzt gar nicht um eine ins Unendliche stattgefundene und als Folge der unbedingten Freiheit des Güterverkehrs eingetretene Zersplitterung der Güter; sondern darum, daß die Geistes- und Kapitalkraft sich vom Boden abgewendet hat; daß sich kein Bauernstand im deutschen Sinne bilden oder erhalten wollte; daß das Leben sich meist in die Städte zog; daß nicht gerade zu viele kleine Güter bestehen, wohl aber zu wenig volle Eigenthümer den Boden bebauen, vielmehr ein eigenthümliches Pachtverhältniß eintritt. (Gleichwohl tröstet uns der Herr v. Rumohr über das Monopol, das bei der Geschlossenheit großer Güter in den Grundbesitz eingeführt wird, durch die Bemerkung,* der kleinere Landwirth könne so gut, als der größere, Ländereien und ganze Wirthschaften in Pacht nehmen. In vielen, der kleinen Kultur fast ganz gewidmeten Ländern säßen die Landwirthe durchhin auf gepachteten Gütern, ja ein solches Pachtwesen habe vor dem Ankauf mit fremdem Gelde, oder vor dem verschuldeten Grundeigenthume unverkennbare Vorzüge.)** Es ist ferner der Charakter Italiens und seiner Bewohner zu bedenken, dessen Geschichte und Eigenthümlichkeit so mächtig von denen der übrigen europäischen Länder, selbst Spanien nicht ausgenommen, abweichen. Mit Ausnahme etwa Savoyens, auf welches das Reich noch den meisten Einfluß gehabt hat, ist in Italien der Adel ein ganz anderer und niemals in der Art auf die grundherrliche Stellung und Politik gerichtet gewesen, wie in Deutschland. Es läßt sich aber auch eben so leicht annehmen, daß, nach dem verschiedenen Charakter auch der untern Klassen in beiden Ländern, aus denselben Verhältnissen sich in Deutschland keineswegs dieselben Einrichtungen entwickelt und daß diese Einrichtungen keineswegs dieselben Folgen gehabt haben würden, wie in Italien. Damit soll nicht gesagt werden, daß der Landbau in Italien ewig zu seiner heutigen Lage verurtheilt seyn müßte. Schon jetzt dürften in einzelnen Theilen Italiens diese Volksklassen dahin gebildet seyn, wo sie von günstigeren Verhältnissen, als ihre jetzigen sind, einen bessern Gebrauch machen würden, als sie ehedem gethan haben.

---

* Reise, S. 170.

** Für die ökonomische Lage des Pachters möglich, für den Charakter des Standes, die Wirthschaft, die Produktion, schwerlich.

Herr v. Rumohr erzählt uns allerdings (S. 173), die Fälle, wo reiche Grundherren in Toscana ihren Pächtern das bisher in Halbpacht bewirthschaftete Gut zu freiem Eigenthume vermachten, seyen nicht zu selten; gleichwohl bilde sich daraus kein Stand kleiner Grundbesitzer; denn man finde nach einigen Generationen die glücklichen, klugen und sparsamen Wirthe von diesen kleinen Anfängen zu ansehnlichem Vermögensstande hinaufgestiegen, die minder glücklichen wieder in ihre frühere Stellung zurückgesunken. Warum spricht er in dem bedenklichen Nachsatze nicht auch von minder klugen, minder sparsamen? Ist es ein Einwurf gegen eine Einrichtung, daß der Unkluge und Leichtsinnige nicht in ihr vorwärts kommt? Auch sehen wir nicht, ob er von Personen, oder von Gütern spricht. Es könnte wohl seyn, daß unkluge, sorglose und auch vom Unglück verfolgte Grundbesitzer wieder in den Stand der Pächter übergegangen und doch die Güter selbst im Besitze freier Eigenthümer geblieben wären, nur anderer. Endlich ist kaum zu erwarten, daß sich ein Stand von Grundbesitzern durch einzelne Handlungen freigebiger Großmuth bilden sollte.

Wie übrigens Herr v. Rumohr ein überaus geistvoller und verständiger Mann ist, so übersieht er keinesweges die Nothwendigkeit der Fortbildung und die Gebote unabänderlicher Zeitlagen. Es wäre zu wünschen, daß seine Nachtreter sich diese Lehren ebenso zu Nutzen gemacht hätten, wie seine Polemik gegen die Bodentheilung. So, wenn er von der Landaristokratie zwar auch nach meiner Ueberzeugung sehr richtig sagt, sie habe ihr Gutes und Heilbringendes und sey unter allen Umständen den Oligarchieen von Neulingen weit vorzuziehen, weil diese ihr Glück und ihre Gewalt theils erst begründen, theils mindestens feststellen sollten, und in der Wahl von Mitteln, welche dahin zu führen scheinen, nicht jederzeit gewissenhaft seyen;* dann aber doch erklärt, die Macht, das Ansehen, der Einfluß ansehnlicher Familien könne nur durch Besitz, Charakter, Fähigkeiten, vornehmlich aber durch eine unausgesetzte Bereitwilligkeit erhalten werden, mit Allem sich zu

* Nicht bloß deßhalb. Es kommt auch gar viel darauf an, unter welchen Verhältnissen man geboren und aufgewachsen ist und sich emporgearbeitet hat. Ausnahmen finden sich überall; aber nur nach der Regel läßt sich rechnen.

verbünden, was im Verlaufe der Zeiten, sey's materielle, sey's moralische und intellektuelle Kräfte entwickelt (S. 55). Es wäre damit das Wort des Räthsels gefunden, wenn er noch den Familiengeist hinzugefügt hätte und den Takt, sich der Leitung dessen, was die Zeit fordert — nicht alles dessen, was sie betreibt, — so weit es im Bereiche des Adels liegen kann, zu bemächtigen. Denn es ist zwar sehr schön und eindringlich gesagt, wenn er ausruft: „Wiederholt ist schon ein Adel, der für die Ewigkeit gegründet schien, durchaus gestürzt worden und in die tiefste Unbedeutendheit zurück gesunken. Und jedesmal ging diese Umwälzung von denen aus, die mit leichter Bemühung man für sich hätte gewinnen, in sein Interesse ziehen können; von denen, die eben Raum nöthig hatten, ihre wesentliche Ueberlegenheit in aller wünschenswerthen Breite und Ausdehnung geltend zu machen." Allein man würde sehr irren, wenn man glaubte, jener Adel hätte sich halten können, wenn er bloß die, welche sich später als seine gefährlichsten Feinde zeigten, an sich gezogen und sie bestimmt hätte, es gerade so zu machen, wie er. Diese Menschen erhielten ihre Kraft erst durch die Verhältnisse, von denen sie getragen wurden. Höchstens verzögern kann man auf jenem Wege. Auch ist wohl zu beachten, daß z. B. Peel im Unterhause den Pairs mehr nützt, als wenn er in ihre Reihen überginge. Indeß wer wollte sagen, daß Peel weniger Gentleman wäre, als Wellington?

Eben so nimmt Herr v. Rumohr die „Mobilisation" des ländlichen Eigenthums als ein unabweisbares Factum an, was ich in seinem Sinne nicht thue, aber doch der Meinung vorziehe, als sey sie zu hindern und müsse gehindert werden. Er hofft nur, daß der bäuerliche Grundbesitz sich an solchen Punkten erhalten werde, wo (S. 163) ein sehr durchschnittener Boden den größern Kulturunternehmungen unbezwingliche Hindernisse in den Weg stelle, oder wo auch in Ebenen die Entlegenheit des Marktes den Absatz erschwere. Er sucht seinen Vorschlag zu rechtfertigen, man solle die vom Markte entlegenen Ritter- und Domanialgüter überall in Bauergüter vertheilen. Er tröstet sich aber über den „bevorstehenden Untergang" des alten eigentlichen Bauernstandes mit der Behauptung, daß ein „isolirt oder für sich dastehender" Bauer, wie ihn die Gegenwart darzubieten pflege, für das Gesammte keineswegs so wichtig sey, indem er dann jenen eigenthümlichen

Bauernstolz entwickele. Stolz aber sey Selbstgenügsamkeit;* ein ernstliches, fest hindurchgeführtes Bestreben, sein Vermögen durch verbesserte Kultur, Ordnung, Sparsamkeit zu vermehren, finde sich daher bei den kleinern Grundbesitzern gar nicht so allgemein verbreitet, als häufig angenommen werde. Diesem Raisonnement scheint nun freilich ein nicht ganz löblicher Gedanke zum Grunde zu liegen, nämlich der, daß der Bauernstand seinen besten Charakter erst entwickele, wenn er nicht isolirt stehe, sondern in Abhängigkeit sey. Aber gerade in diesem Abhängigkeitsverhältnisse hat er sich sein tief eingewurzeltes Mißtrauen, seine Starrheit und Zähigkeit, seinen Mangel an Unternehmungsgeist angeeignet und, wenn er wohlhabend war, auch in ihm jenen Bauernstolz gegen Alle, außer gegen den gnädigen Herrn und dessen Vogt, gezeigt. Die Behauptung ferner, daß bei den kleinern Grundeigenthümern der strebende Geist nicht verbreitet sey, ist gerade von den unfreien, nicht von den freien und vollen Eigenthümern abgenommen. Seit wie lange gibt es in Deutschland zahlreiche freie und volle kleine Grundeigenthümer? Wie sehr haben Kriege, niedere Getreidepreise und die Kosten der Freimachung ihre Kapitalkraft geschwächt! Aber gewiß ist nur bei dem freien und vollen Eigenthümer, welchen immer das Ansehen, der Rath, das Beispiel Größerer leiten möge, der volle Muth zum Aufstreben zu erwarten, und ein solcher Landwirth wird zwar vielleicht nicht mehr Bauer heißen wollen — wie denn unser Verfasser, mit vielen gewichtigen Gründen, den ganzen Begriff Bauer als eine historische Merkwürdigkeit an die Seite zu stellen, hingegen aus der noch gegenwärtig anwendbaren Staatslehre ihn auszumerzen empfiehlt, — wird auch vielleicht nicht alle Farben der „behaglich-gemüthlichen Seite des deutschen Bauernlebens, die seit drei Jahrhunderten unsern Malern und Dichtern so viel ergötzlichen Stoff geliehen haben," entfalten, wird aber auch von manchen Fehlern jenes alten Bauernstandes freier seyn, wird sich höher und freier fühlen, wird bei alle dem den wohlthätigen Einflüssen der ewigen Verhältnisse des Grundeigenthums, seines Berufs und seiner Lebensart sich nicht entziehen können, wird immer ein ganz anderer Kerl seyn, als der städtische Handwerker, oder der Fabrikarbeiter, und für den Aufschwung der

* Gilt dieses Urtheil nicht auch von dem Adelstolz?

Menschheit auf eine höhere Stufe ein tüchtigeres Element bieten, als jener alte Bauernstand.

Doch vielleicht thue ich dem Herrn v. Rumohr ganz Unrecht, und er meint mit dem isolirt stehenden Bauer gar nicht den der Abhängigkeit entrückten. Denn sehr schön sagt er (S. 165 ff.), auch hier sich von den Aristokraten trennend, die niemals vorwärts blicken, es sey denn schaudernd: „Ob hingegen in einem lebendigen Gemeindeverbande er Vorzüge entwickeln könne, die seine Erhaltung wünschenswerth machen, ist eine Frage für sich. Häufig glaubt man in unsern Tagen den Bauern über sich selbst zu erheben, indem man ihm Elementarkenntnisse beizubringen sucht, die nur insofern Werth haben, als zu fernerer Beflissenheit sie die Grundlage bilden. Ich will nicht in Abrede stellen, daß auch aus diesem Bemühen einige Vortheile entstehen können. Allein im Ganzen genommen ist Erfahrung, eigenes Nachdenken, Thätigkeit und Anstrengung aller Kräfte die eigentliche Schule derer, welche in den Staaten unserer Zeit die sogenannten untern Klassen ausmachen. Allein auch diese Schule wird von den Bauern in einem zu engen Kreise gemacht, aus welchem nur das Gemeindeleben ihn herauszureißen vermag. Verläugnen wir uns nicht, daß eben der Bauer, dessen sinnreicher Fleiß, dessen verständig anmuthvolle Lebenseinrichtung und Sitte, dessen gesammte Erscheinung uns erfreut und entzückt, und für sein Lebensverhältniß uns gewinnt und besticht, ohne Ausnahme in längst bestandenen, uralten Gemeindeverhältnissen gelebt habe und lebe. Das, was vereinzelt er nimmer entwickeln würde, reift und bildet sich in der Gesammtheit, deren Mitglied er ist. Unter allen Umständen wird künftighin nur innerhalb lebendig entwickelter, von starken Gefühlen, reinen Gesinnungen, klaren Ansichten getragener, beinahe städtischer Vereinigungen, der Bauer, insoweit er gegen den Andrang des beweglichen Kapitals sich zu behaupten vermag, über das Gewöhnliche und Gleichgültige hinaus zum Thätigen und Edlen sich erheben können." Gewiß eine herrliche Stelle, und wie schön wird in den letzten Zeilen in wenigen, treffenden Worten der Charakter eines wünschenswerthen Aufschwunges bezeichnet! Ich bin ganz mit dem Verfasser über die „Schule" des Landmannes, überhaupt der untern Klassen, einig. Daß auch Zeitungslesen und halbe Aufklärung nicht die rechten Vehikel zur Hebung des Landmannes

sind, besonders wenn ihn diese seine Lehrer nicht über seinen nächsten Beruf unterrichten, vielmehr von ihm abziehen, das sehen wir jetzt an den schwedischen Bauern, die dem Bischof Tegner gar reichen Anlaß zu seinen viel verketzerten und allerdings wohl etwas zum andern Extrem übergehenden Worten gegeben haben. Auch von dem Werthe und der Bedeutung des ländlichen Gemeindelebens bin ich so innig überzeugt, wie Hr. v. Rumohr. Doch zweifle ich, ob von da aus der nächste Impuls zur weiteren Hebung des Standes kommen wird. Ich meine, das Nächste wird seyn, daß wir öfter den Landwirth, wie er Freiheit, Kraft und Bedürfniß dazu fühlt, in den Wettkampf eintreten sehen werden, den die Zeit in technischen Vorschritten, geschickter Kombinirung, treffender Spekulation führt. Dadurch thätiger, unternehmender, vielseitiger geworden, ohne die Charakterzüge aufzugeben, welche die natürlichen Folgen der Landwirthschaft und der Verhältnisse sind, oder seyn können, wird ihn der weitere Vorschritt dann zum Edleren führen.

Herr v. Rumohr sagt wenig von der höheren Aristokratie, weniger, als er in ihrem Interesse streitet, auch ohne sie zu nennen. Manche Nachfolgende, die gleichfalls beide Verhältnisse, den Baron und den Bauer, wie eine neue Schrift sie nicht unglücklich bezeichnet, behandeln, zeigen ziemlich deutlich, daß ihnen der Baron eigentlich allein am Herzen liegt und daß sie den Bauer mehr nur als seinen Fußschemel berücksichtigen. Sie wollen zwar auch bei dem Bauer Majorate, aber manchmal scheint es, als geschehe es nur, um die gleiche Forderung für den Adel zu verdecken. Es prädominirt übrigens diese Seite der Doppelfrage gänzlich in der bekannten Schrift des Herrn v. Geisler „über den Adel,“ * die ungefähr für den Adel streitet, wie Welcker im Staatslexikon gegen ihn geschrieben hat: idealistisch-befangen. — Es wird aber dieselbe Seite mit ziemlicher Vorliebe auch in drei andern Schriften behandelt, über welche ich wegen ihres übrigen Inhalts zu berichten habe; der bekannten Vorschläge des „Verstorbenen“ nicht zu gedenken.

Man könnte es als ein nicht eben günstiges Zeichen für die Sache des Adels ansehen, daß seine eifrigsten Rathgeber doch eigentlich nichts für seine Rettung vorzuschlagen wissen, als im

* Minden, 1835. 8.

Wesentlichen eine sklavische Nachahmung der in England bestehenden Einrichtung. Ich bin ein glühender Verehrer Englands und des englischen Volks- und Staatslebens; aber ich glaube deßhalb doch nicht, daß eine sklavische Uebertragung englischer Formen auf nunmehr gänzlich veränderte Verhältnisse von Segen seyn könne, und wie ich zum Oeftern denen, die nur das demokratische Prinzip in dem englischen Staatsleben schätzen, entgegen gehalten habe, * daß die Unschädlichkeit, ja Nützlichkeit seines Wirkens hauptsächlich den aristokratischen Gegengewichten verdankt werde, so muß ich mich noch gegen diejenigen erklären, die nur eben den einen, gerade ihren Wünschen entsprechenden Bestandtheil des englischen Staatslebens, die Verfassung der dortigen Aristokratie, preisen, alles Andere aber außer Betracht lassen. Nicht seinen Majoraten und Erstgeburtsrechten verdankt es der englische Adel, daß er besser steht, als jeder andere; gerade in England hätte ihn seine äußere Macht am Ersten gestürzt; sondern theils dem Umstande, daß auch er nicht als eine Anomalie in diesem Staatsleben dasteht, sondern nur ein leuchtendes Glied in einer ganzen Kette aristokratischer Elemente ist; theils den weiteren Thatsachen, daß er keine Vorrechte besitzt, unter denen andere Klassen leiden, sondern — abgesehen von äußeren Ehrenvorzügen und der Stellung des Oberhauses, die zu Niemands Schaden und zu Aller Nutzen gereicht — nur auf dem Wege des gemeinen Rechts im vorzüglichen Besitze von Vortheilen sich befindet, deren Jeder im Volke sich theilhaftig zu machen durch kein Gesetz gehindert wird; daß er oft der gewaltige Vorkämpfer und immer der Leiter der übrigen Volksklassen in den Entwickelungskämpfen Englands war; daß er durch die eigenthümliche Klasse der Gentry mit dem übrigen Volke verschmolzen wird, in welche Alle von selbst rücken, die sich zu freierer Bildung und höheren Lebensverhältnissen erheben; daß selbst die hohe Aristokratie durch Aufnahme ausgezeichneter Individuen, nach deren Aufnahme nicht weiter nach den Ahnen gefragt wird, sich verjüngt und eben deßhalb weniger Gegenstand eines gefährlichen Neides, als Zielpunkt eines achtbaren Ehrgeizes bleibt; und daß der dortige Adel in seiner weitesten Ausdehnung

* Neue Jahrbücher, Jahrgang 1838, B. I. S. 27 ff.; Jahrgang 1840, B. I. S. 1 ff.

in allen wahrhaft berechtigten und berufenen Strebungen des Volks ein Leiter und Führer ist. Bei diesem Geiste und unter diesen Verhältnissen würde es einer so ausgedehnten Begründung des Majoratswesens auch in England nicht bedürfen, um dem Adel seine Bedeutung zu sichern. Mit dieser Ausdehnung sind jedenfalls Nachtheile verbunden, die sich lange Zeit in dem Nepotismus, den Sinecuren * und mancherlei andern Mißbräuchen nur zu schädlich gezeigt haben und unserem Zeitalter gegenüber, wenn man nicht so ernstlich an ihrer Beseitigung gearbeitet hätte, wie in England geschehen ist, und den demokratischen Elementen gegenüber geschehen mußte, dem ganzen Adelsinstitute gefährlich werden konnten. Bleibende Nachtheile sind die übeln Folgen, die aus jener Einrichtung auf den Familiengeist, auf die gegenseitige Eintracht der Geschwister und selbst auf die Erziehung der Erstgebornen hervorgehen. Jene Einrichtung hat etwas in sich, was dem heutigen Billigkeitsgefühle widerspricht, und dergleichen rächt sich stets. Wenn der Adel nur durch solche Einrichtungen zu halten wäre, so würde er gewiß über kurz oder lang untergehen.

Seine deutschen Freunde haben noch das oder jenes zusetzen wollen. Sie haben viel von dem ritterlichen, loyalen, ehrenhaften Geiste des Adels gesprochen und von dessen Erhaltung und Wiederbelebung das Heil erwartet. Sehr schön; aber das hängt nicht von schönen Phrasen in ritterschaftlichen Statuten und von feurigen Haranguen ab, so wenig wie das konstitutionelle Leben sich durch schöne Worte einreden läßt. Die Gränze der falschen Richtung erreichten die Vorschläge einer neueren, noch weiter zu besprechenden Schrift, ** die die Ausübung der Adelsrechte von allerlei Tüchtigkeitszeugnissen, vorgeschriebenen Studien und rühmlich bestandenen Prüfungen abhängig machen wollte. Dann erst würden sich die übrigen Klassen des Volks mit Recht über ihn beschweren können, wenn er der Sitz einer ganz besonderen Kenntniß und Würdigkeit seyn und doch wieder nicht Allen, die im Besitz derselben Kenntniß und Würdigkeit wären, eröffnet werden sollte. Recht schön, wenn das Leben es mit sich führt, daß nur

* Ich weiß wohl, daß diese jetzt fast gänzlich abgeschafft sind.

** Grävell, der Baron und der Bauer, oder das Grundbesitzthum. Leipzig, 1840. 8.

der gebildete und würdige Adelige einen wahren Gebrauch von seiner Stellung machen kann, und darauf wisse man das Leben hinzuleiten. Aber man muß nicht gleich Alles, was man wünschenswerth findet, in Gesetzparagraphen vorschreiben und auf mechanischen Zwang stützen. Ueberhaupt liegt eben darin das wahre Wesen des germanischen Adels, daß er nun einmal gar nicht auf irgend einen von den Menschen abhängigen Umstand basirt, vielmehr ein Gut ist, was den Inhaber untrennbar begleitet, was er hat, was auch der Staat nicht entreißen kann, weil er es nicht gegeben hat. Wer von adeligen Eltern geboren, oder durch eine Fiktion des Staatswillens, die aber unwiderruflich ist, in den adeligen Stand erhoben ist, der ist adelig; der gehört einem Stande an, von dem sich im Allgemeinen annehmen läßt, ohne daß einzelne Ausnahmen dieser Annahme schaden könnten, daß seine Mitglieder von ihrer Geburt an der Vortheile der gebildeteren Klassen des Volks genossen, des Gedächtnisses geehrter Voreltern sich erfreuen konnten, einer selbstständigeren und unabhängigeren Stellung theilhaftig, den drückendsten Sorgen enthoben waren, gewisse Ansprüche auf höhere Lebensvortheile machen durften, die Hilfsmittel zur Erwerbung einer für das öffentliche Leben befähigenden Bildung besaßen, durch ihr Verhältniß selbst eine gewisse Sicherheit der Haltung und äußern Repräsentation erlangten und zuletzt in der Thatsache ihres Adels ein Gut hatten, was ihnen keine Ungunst der Menschen und des Schicksals entreißen kann, und was, selbst wenn der Eine seinen Werth nicht empfinden, ihn entwürdigen sollte, doch für die Nachkommen ein Sporn zum Wiederaufstreben werden kann. (Hat man aus politischen Gründen diesem Stande gewisse weitere Rechte zugetheilt, so kann man allerdings auch festsetzen, daß sie nur unter bestimmten Bedingungen ausgeübt werden dürfen. Aber die Thatsache der adeligen Standesgliedschaft bleibt unantastbar.) Der Umstand, daß der Adel an die Abstammung aus einer bestimmten Familie gebunden ist und dem Namen dieser Familie einen gewissen Glanz verleihen soll, erzeugt naturgemäß einen ausgedehnteren Familiengeist, als der sich anderwärts findet, wo das Gedächtniß der Verwandschaft sich früher verliert. Es kommen hier öfter Verfügungen vor, die auf die Erhaltung einer gewissen Grundlage des Familienglanzes berechnet sind, und es findet eine gegenseitige

Förderung statt, die dem Adel auch das Aufstreben im Staatsdienste erleichtert. Es kann endlich leichter, als anderwärts, in einem solchen geschlossenen und mit äußerer Ehre umringten Stande ein gewisser nobler Standesgeist sich erhalten, der vielleicht nicht in allen seinen Zügen achtbarer seyn mag, als der eines andern Standes, der aber, den herrschenden Begriffen nach, einem vornehmen Stande vorzugsweise entspricht und durch geschichtliche Ueberlieferungen einen ritterlich-poetischen Charakter annehmen mag.

Der Adel wird sich erhalten, wenn er nicht zur Ursache dient, daß Andere leiden; wenn er ferner nicht das Einzige seiner Art im Volke ist, sondern vielfache analoge, sich nur in feinen Schattirungen allmählig von ihm entfernende Institute sich neben ihm vorfinden; wenn er, durch Entäußerung gemeinschädlicher Vorrechte den ihm feindlichen Meinungen ihren Stachel nimmt; wenn er für einen solchen Zustand des Staatslebens und für eine solche Berichtigung der Ansichten wirkt, wobei die destruktiven Tendenzen ihren Nachhalt verlieren; wenn er allerdings das Bewußtseyn seiner Lage und seiner Bestimmung bewahrt und nicht gleichgiltig sein Schicksal den Wellen des Zeitstromes überläßt, weniger noch à la Mirabeau gegen die eigene Sache wüthet, vielmehr sich fest an Königthum und Verfassung anschließt, aber auch der Beschützer des Volks gegen schlechte Willkür ist, sein Leiter und Vertreter, dem es leichter wird, als Andern, eine friedliche Verständigung auf unschädlichem Wege anzubahnen; wenn er, dem Mechanismus der Formen und den kalten Verstandeswerken gegenüber, das Gemüth im Staatsleben vertritt; wenn er dem Volke Vorbilder bietet in der Begeisterung für das Edle und Schöne, in der Treue, der Würde, dem männlichen Unabhängigkeitssinne, der Vaterlandsliebe, der Menschlichkeit; wenn er unter den Ersten einhergeht auf den Bahnen der vorschreitenden Kultur; wenn er die Zeit zu erkennen und überall, wo es seiner Stellung gemäß ist, ihre Winke zu nutzen weiß. Sein ganzes Wesen fordert ihn zur eifrigen Beachtung des Familienbandes, zum innigen Zusammenhalten der Geschlechter auf, und auch darin kann er dem Volke ein nützliches Vorbild werden. Gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen, und ein gemeinsamer Geist wird auch den Adel begleiten, von dessen Selbstgefühle es abhängt, ob es ein edler seyn soll. Ist er in seinen Hauptzügen

bei der Mehrzahl des Standes herrschend, so dürfen einzelne Ausnahmen nicht irren.

Es ist ein sehr naturgemäßes geschichtliches Verhältniß, daß der germanische Adel wesentlich auf den Grundbesitz verwiesen ist. Ueberhaupt wird und soll er die Macht des Reichthums mit der Macht des Standesansehens verbinden; so daß wenigstens der Stand im Ganzen, von einzelnen Mitgliedern abgesehen, auf einer sicheren Grundlage materiellen Besitzes ruht und darin eine Bürgschaft seiner Unabhängigkeit und aller jener geistigen und gemüthigen Eigenschaften hat, die oben als dem Stande eigen bezeichnet wurden. Dieser Besitz soll von der Art seyn, daß er nicht ein stetes, tägliches, rastloses Ringen um seinen Ertrag bedingt, sondern ein genügliches Auskommen, bei hinlänglicher Muße zum freien Wirken für die Zwecke der Geistes- und Charakterbildung und für allgemein menschliche und vaterländische Interessen spendet. Im Verhältniß zur Geldaristokratie kommt dem Adel das Haben, jener das Erwerben zu; welches Letztere, wie verdienstlich es seyn mag, nur zu oft dem Sinne eine falsche Richtung gibt und von den wahren Lebenszwecken abwendet. In allen diesen Hinsichten und auch außerdem in Rücksicht der Sicherheit und der leichteren Erhaltung eignet sich der Grundbesitz ganz besonders zur Grundlage des Adels. Er mag auch zur Bedingung der Ausübung der wichtigsten politischen Rechte des Adels gemacht werden, so wie es eine, in der That der englischen Entwicklungsweise analoge Fügung der geschichtlichen Verhältnisse war, daß in einigen deutschen Ländern der große Grundbesitz an sich schon der wichtigsten politischen Rechte des Adels theilhaftig machte, da in der That dieser Besitz seinen Einfluß auf seine Inhaber zu äußern niemals verfehlen wird. Zugleich gibt dieser Grundbesitz dem Adel viele Gelegenheit, sich als Beschützer, Führer und Vertreter des großen und achtbaren Standes der Landwirthe überhaupt zu zeigen, so wie demselben durch Verbesserungen in der Landwirthschaft und durch die täglich wichtiger werdende Verbindung industrieller Unternehmungen mit dem Landbau nützlicher zu werden. Ebenso könnte diese Stellung auch für manche nützliche staatsbürgerliche Thätigkeit zum Stützpunkt dienen.* Noch ist die Masse

* Hier läßt sich eines der vielen charakteristischen Beispiele der den Deutschen keineswegs zum Ruhme gereichenden Verschiedenheit ihrer

des großen Grundbesitzes in deutschen Landen eine sehr beträchtliche und dem Stande seiner Inhaber ein großes Gewicht im Volks- und Staatsleben auf die Dauer nicht zu weigern. Die Politik der im Besitze befindlichen Geschlechter muß darauf gehen, sich diese Güter zu erhalten. Dadurch wirken sie zugleich für den Adel, und die Sache ist auch für den Staat nicht ohne Vortheil. Es ist aber wohl zu merken, daß der Staat hauptsächlich deßhalb ein Interesse an der Sache hat, weil es ihm wünschenswerth seyn muß, eine Anzahl größerer Grundbesitzungen im Lande zu erhalten, theils weil manche solche Besitzungen nur in ihrer Vereinigung die vollkommenste Bewirthschaftung zulassen, theils als Basis eines politisch wichtigen Standes. Keineswegs ist ihm an der ganz unveränderten Erhaltung des gerade derzeitigen Bestandes, oder daran sonderlich viel gelegen, daß alle diese Güter immer in den Händen derselben Familien bleiben. Ja wenn dieß dadurch vermittelt werden sollte, daß der ganze größere Grundbesitz eine fideikommissarische Eigenschaft, unter Einführung von Majoraten, Minoraten, Senioraten oder was sonst für abweichenden Successionsformen erhielte, so hätte er viele Ursache, sich dagegen zu erklären. Denn es würde dadurch für einen sehr großen und wichtigen Theil des Grund und Bodens die freie Verfügung seiner Eigenthümer, welche eine wesentliche Bedingung der vollkommeneren

---

Entwickelung von der englischen hervorheben. Vor 300 Jahren waren noch überall in Deutschland die großen Grundherren, neben den fürstlichen Beamten, die auf den Besitzungen des Fürsten, wie jene auf ihren wirkten, die Organe, nicht des Fürsten, aber des Staats, der öffentlichen Zwecke, und die Befehle des Fürsten, auch in Landespolizeisachen und dergleichen, ergingen an sie wie an jene. Von dem allen ist in Deutschland Alles in die Hände des Staats (im engeren Sinne des Worts) übergegangen, was keinen unmittelbaren Vortheil für die Grundherren brachte, während sie das letztere meist behalten haben. In England dagegen haben sie sich aller gemeinschädlichen, bloß ihnen nützlichen Vorrechte begeben, wogegen noch immer die Lordlieutenants der Grafschaften und die meisten Friedensrichter aus dem Stande der Grundbesitzer hervorgehen und die meisten lokalen Angelegenheiten der Bezirke durch die Beschlüsse des in dem Hauptorte zusammentretenden Grundadels erledigt werden. Das alles meistens Sachen, deren unmittelbares Interesse auf etwas Gemeinsames geht und nur durch dieses rückwirkend dem Einzelnen Vortheil bringt.

Wirthschaft ist, und schon durch die in deutschen Ländern noch immer gewöhnlichen Lebensverhältnisse beeinträchtigt wird, verstärkten Beschränkungen unterworfen; für viele Fälle der Impuls zur guten Wirthschaft geschwächt; der Kredit, und darin ein Mittel zur Durchführung mancher nützlichen Unternehmungen verringert; in manchen Fällen eine unzweckmäßige Vereinigung gewisser Bodenstücke verewigt und in dem Allen ein Grund zu einer für das Ganze nachtheiligen Minderproduktion gelegt. Ein zweites und moralisch ungleich höher wiegendes Bedenken erwächst aus der in jenen Einrichtungen liegenden Unbilligkeit für die nachgebornen Kinder. Diese Unbilligkeit trat weniger hervor, wie noch der alte Familiengeist in ganzer Kraft bestand und der Nachgeborne eine klarere Ueberzeugung von den Vortheilen haben konnte, die der allgemeine Glanz der Familie auch ihm brachte; wie die Zeitverhältnisse die Entstehung solcher Vortheile noch erleichterten, indem es sich ehedem häufig um die Erstrebung politischer Herrschaft handelte, während es jetzt nur dem Reichthum eines Unterthanen gilt; wie ferner das Leben den Nachgebornen noch sehr zahlreiche Gelegenheiten darbot, durch kühne Unternehmungen sich auf eine Stufe mit dem glücklichen Bruder aufzuschwingen, oder wenigstens in Kapiteln, Ritterorden, Klöstern eine anständige Versorgung zu finden, die überdem meistens zum Cölibate verpflichtete. Als diese Versorgungsmittel in den meisten protestantischen Ländern ganz verschwanden, in den katholischen sehr beschränkt worden waren, suchte der Adel eine Versorgung seiner Nachgebornen im Civil- und Militärdienste. Das konnte nicht ausreichen, schon weil sich daraus viele vom Grundbesitz abgerissene Zweige erzeugen, und die neuere Zeit erklärte sich obendrein mit einer nicht zu übersehenden Entschiedenheit gegen die damit verbundenen Mißbräuche. Unter diesen Umständen wird der Adel sich begnügen müssen, daß man ihn nicht hindert, den Spielraum, welcher den Verfügungen der Eltern, so wie den Familienverträgen gelassen ist, im Interesse der Familienpolitik zu benutzen. Es soll nichts auf die Spitze gestellt werden. Wenn der eine Bruder in Reichthum schwelgt, während der andere von seiner Gnade abhängig ist, so kann es dem letzteren heutigen Tages nicht verargt werden, wenn er seine Eltern, die gesellschaftliche Ordnung und vor Allem die Fügung anklagt, die ihn den Sohn eines Majoratsherren und nicht eines

Kapitalisten werden ließ. Aber wenn er genug bekommt, um eine anständige Existenz darauf zu gründen, so wird er sich darüber beruhigen, daß sein Bruder im Interesse der Familie mehr erhalten hat. Dann erst wird er auch auf die Hoffnung einer möglichen Succession in das Familiengut etwas geben, während er im ersteren Falle in der Stimmung der Erben des Herrn v. Rephuhn in Zerbst sich befinden wird, der durch ein höchst merkwürdiges Testament seinen Angehörigen vor der Hand gar nichts, wohl aber die glänzendsten Aussichten für ihre Nachkommen hinterließ, die in einigen Jahrhunderten in den Genuß der bis dahin angesammelten ungeheuren Summen kommen werden. Einzelne Majorate mögen, unter Cognition und Genehmigung des Staats errichtet, dabei aber mag darauf gehalten werden, daß auch für eine hinlängliche Ausstattung der Nachgebornen gesorgt sey. (Dieser Gegenstand, wie viele andere nahe verwandte, ist recht umsichtig in einer kürzlich erschienenen Schrift eines österreichischen Beamten besprochen,* die überhaupt viele hierher gehörige Angelegenheiten: den Einfluß des Industrialsystems auf die Staatsverwaltung, die Erbfolgegesetze, die Hypothekenordnungen, die Ehepakten, das Vorrecht, die Beschränkungen einer freien Konkurrenz bei Veräußerungen des Grundeigenthums, die Korporationen, die Statuten, die Belastung der Fideikommisse, die Befreiung des Grundeigenthums von den darauf haftenden Lasten, den Incolat, den kompakten Besitz und Anderes mit Geist und praktischem Blick, wenn auch nicht erschöpfend, behandelt. Der Verfasser macht auf die Schattenseiten aufmerksam, die mancher gepriesene theoretische Lehrsatz unter den gegenwärtigen Verhältnissen entfalten mußte; aber er schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus und führt uns nicht zur absoluten Verwerfung des Gepriesenen, sondern nur zu einer heilsamen Skepsis und zur Umsicht bei dessen Aufnahme.) Auch sonst haben die Familien manche Mittel in den Händen, wodurch sie, auf dem Wege der Statuten, Familienverträge und Testamente, die Behauptung der Güter in den Familien erleichtern können, ohne deßhalb unbillig

---

* Beidtel, Betrachtungen über einige durch die Zeitumstände besonders wichtig gewordene Gegenstände der Civilgesetzgebung und Staatswirthschaft; Leipzig 1840. 8.

gegen die Nachgebornen zu werden. Das mag der Staat begünstigen und fördern.

Vom Grundbesitz aus erfolgt das naturgemäßeste, dem ganzen Wesen des Adels entsprechendste Wirken des letzteren. In neuerer Zeit ist der Grundadel mehr in den Hintergrund, der Dienstadel in den Vorgrund getreten. Der Grundadel hat an politischer Macht verloren, und was er verlor, ist dem Stande verloren worden. Dagegen ist die politische Macht in den Händen adeliger Staatsbeamten vermehrt worden, und seit die konstitutionelle Gleichheit proklamirt wurde, haben sich, wie zum Ersatz dafür, daß zuweilen ein einzelner Bürgerlicher Minister wird, hundert Adeligen in Stellen gesetzt, die ehedem Monopol des Bürgerstandes waren. Und das nach Recht und Verdienst. Was hier gewonnen ward, das hat nicht der Adel an sich, sondern es haben es einzelne adelige Individuen gewonnen und es hat auf den Stand als solchen und seine Geschicke keinen Einfluß. Ueber die Erscheinung selbst hat das Volk nicht so viel Ursache zu klagen, als es glaubt, und der Adel nicht soviel sich zu freuen. Sie ist eine ganz natürliche, und wenn es keinen Adel gäbe, so würde sich ein solcher aus den Staatsbeamten herausbilden, indem jederzeit die ernennenden Behörden geneigt seyn werden, bei gleichen Ansprüchen verschiedener Kandidaten den Verwandten und Bekannten den Vorzug zu geben, auch wohl zuweilen empfänglicher für die Anerkennung der Ansprüche derselben, übrigens auch die Söhne des Adels und der Beamten in ihren Verhältnissen manchen bildenden Einfluß für ihre Laufbahn finden. Ich bin überhaupt stets der Meinung gewesen, daß zu manchen Stellen, namentlich zu solchen, bei denen äußere Repräsentation, leichter und sicherer Takt, Direktorialgenie, rasches Erfassen des Hauptziels unter Beseitigung des Details, von Wichtigkeit sind, in der Regel ein Adeliger geeigneter seyn wird, als ein Bürgerlicher, während bei andern, gleichfalls sehr wichtigen Stellen der umgekehrte Fall eintritt. Ueberdem kann bei dem Verfahren des Staatsmannes viel davon abhängen, ob er mit seiner äußeren Stellung und seiner inneren Richtung bloß auf den Staatsdienst gewiesen ist, oder ob er auch außerhalb desselben eine unabhängige und bedeutende Existenz behaupten kann, und, seinem ganzen Bildungsgange und Kreise nach, die Angelegenheiten aus dem

doppelten Gesichtspunkte des Staats und des freieren Volkslebens zu betrachten weiß. Jedenfalls wird auch von dieser Seite her dem Adel, in einzelnen Mitgliedern wenigstens, ein Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten offen stehen, und es ist zu rühmen, wie eifrig er sich um die Tüchtigkeit bemüht, ohne welche in unsern Zeiten im Staatsdienste keine Ehre zu holen ist.

Doch ich sehe, daß mich abermals der Stoff mit fortgerissen und zu einem weiteren Eingehen in diese Materie gelockt hat, als ich hier beabsichtigte. Es liegt mir eine kleine in französischer Sprache geschriebene Schrift * vor, worin eine Vertheidigung der Geschlossenheit der Güter und der Vererbung derselben nach der Majoratsordnung enthalten ist; besonders in dem letzteren Punkte die beste, die mir zur Zeit vorgekommen. Schön und fein geschrieben, ohne Deklamation, bestechend, scharfsinnig, kenntnißvoll, auch in statistischer Hinsicht, macht sie einen recht günstigen Eindruck. Ich gehe aber hier nicht näher auf sie ein, weil ich sie doch nicht der deutschen Literatur zurechnen kann, weil sie sich nicht eigentlich den entgegengesetzten deutschen Richtungen gegenüberstellt, weil sie besondere Rücksicht auf Rußland nimmt, weil bei ihr die Adels- und nicht die bäuerlichen Verhältnisse, wenigstens thatsächlich, das Hauptziel bilden, während ich hier eigentlich mehr von den letzteren handeln wollte. Ihre wichtigsten Gründe sind bereits besprochen, oder sollen es noch werden.

Mehr habe ich über die Philippica zu sagen, welche G. L. W. Funke ** gegen die unbeschränkte Theilbarkeit des Grundeigenthums geschleudert hat. Gegen die unbeschränkte Theilbarkeit des Grundeigenthums ist sie dem Titel nach, in Wahrheit aber gegen jede Aufhebung der Geschlossenheit der Güter und gegen die gleiche Erbfolge, versteckter auch gegen die Aufhebung der gutsherrlichen Rechte gerichtet. Der Verfasser lehnt sich dabei besonders an Justus Möser, an den Bericht des vortrefflichen Freiherrn von Vincke, an die Schriften von v. Harthausen,

---

* Essai politique et historique sur le partage et la transmissibilité de la propriété territoriale d'après le principe de la stabilité en Russie, et dans quelques autres pays; Leipsic, 1839, 8.

** Die aus der unbeschränkten Theilbarkeit des Grundeigenthums hervorgehenden Nachtheile u. s. w. Hamburg und Gotha, 1839. 8.

v. Geisler und v. Rumohr an, übersteigert aber jedenfalls ihre Lehren und geht mehrfach zum Extrem über. Aus Umständen, die man als Warnungen, Zweifel, Bedenken wohl erwägen und beachten soll, macht er Grundsätze und System und geht von Haus aus nicht, wie z. B. Schüz, auf eine unbefangene Untersuchung, sondern auf eine dialektische Beweisführung aus.

Er beginnt mit Klagen über die materielle Richtung der Zeit. Aus der Richtung, das Materielle im Staate überall zur Blüthe zu erheben, sey die Theorie der Mobilisirung des Grundeigenthums hervorgegangen. Die sogenannte philanthrophische Bildung habe jene materielle Tendenz begünstigt. Es sey aber falsch, daß durch die Mobilisirung des Grundeigenthums die Kultur des Bodens befördert werde. Es sey wohl wahr, daß der Rohertrag bei einer Zerschlagung der Güter steige, aber staatswirthschaftlich sey unter der Produktion nur der Reinertrag zu verstehen. (Niemals ist unter der Produktion der Reinertrag zu verstehen, privatwirthschaftlich kann * der Reinertrag wichtiger seyn als der Rohertrag; staatswirthschaftlich bildet der entgegengesetzte Fall die Regel und bei den Produkten des Ackerbaues am sichersten.) Nur in der Nähe von größeren Städten, wo sich ohnehin ein wahrhaft bäuerliches Leben nicht entwickeln könne, möge eine Vertheilung des Bodens unter viele Einzelne von einigem Vortheil seyn; zum Getreidebau sey Vieh nöthig, und um Vieh mit Vortheil halten zu können, müsse ein Grundbesitz eine bestimmte Größe haben. (Das läugnet Niemand.) Er benutzt einen Satz des Herrn von Rumohr: daß ein wohlzusammengesetztes Ackergut, in welchem die Mittel zur Bewirthschaftung dem Bedürfnisse genau angepaßt sind, eine Potenz sey, welche an wesentlichem Werthe die Summe des Werthes der darin enthaltenen Grundstücke weit übersteige, und legt ihn aus. (Nur von einzelnen Anhängern des Theilungs-, vielmehr des Freiheitssystemes mag die an sich sehr klare und bekannte Wahrheit, die in jenem Satze etwas hyperbolisch ausgedrückt ist, nicht genug beachtet worden seyn. Der Landwirth weiß übrigens am besten, ob er durch die Abtrennung eines

* Ich sage absichtlich kann. Denn der kleine Wirth wird recht gern einen größeren Rohertrag mit mehrerem Aufwande von Arbeit erkaufen.

Grundstücks mehr verlieren würde, als ihm der Kaufpreis vergüten kann.) Hr. Funke weicht aber gleich darauf wieder von seiner Autorität ab, indem er gegen den Zeitpacht zu Felde zieht. „Soll die Kultur des Bodens erhöht werden," sagt er, „so muß nothwendig der Bebauer desselben auch der Besitzer seyn und zwar so viel Grund besitzen, daß er durch dessen Bewirthschaftung sich einige Kapitalien erübrigen kann, um durch diese eine Vorlage zu haben, vermittelst welcher er im Stande ist, Kulturverbesserungen zu unternehmen." (Auch in diesem Satze sind zwei Wahrheiten, die aber beide übertrieben dargestellt sind. Auch die Zeitpächter haben vielfach die Kultur des Bodens erhöht, wenn sie hoffen konnten, ihre Auslagen erstattet zu erhalten, oder wenn der Eigenthümer ihnen beistand; und auch ohne Geldkapital können von arbeitsamen Menschen manche Verbesserungen gemacht werden, wie man in Gebirgsländern alle Jahre sehen kann.) Der Verfasser meint ferner, daß das Entstehen von Mißverhältnissen bei der Zersplitterung des Grundeigenthums in solchen Gegenden weniger zu besorgen sey, wo die Beschaffenheit sich ziemlich gleichmäßig zeige, mehr dagegen bei großer Verschiedenheit des Terrains. Hier habe sich in einer langen Reihe von Jahren ein richtiges Verhältniß der auf einander bezogenen Grundstücke erzeugt, welches bei der Mobilisirung sogleich gestört werde und sich selbst nach vielen Jahren schwerlich so richtig wieder bilden dürfte. Aber wo liegt die Nothwendigkeit, ja auch nur die Wahrscheinlichkeit, daß gerade in solchen Gegenden die Möglichkeit der Theilung die wirkliche Theilung als sehr häufige Erscheinung nach sich ziehen müsse? In Italien sey Theilung und die Folge davon (?) sey Verschlechterung der Produkte, Verödung des Landes, Verringerung der landwirthschaftlichen Bevölkerung gewesen. Die Nationalökonomie (?) stehe am höchsten in Ländern, wo Untheilbarkeit des Grundbesitzes bestehe. (Das ist möglich; aber die Frage ist nur, ob wegen der Untheilbarkeit, oder trotz derselben; denn man findet auch den entgegengesetzten Fall.) Der Verfasser meint: wenn untheilbare Familiengüter einen nachtheiligen Einfluß übten, so müßte sich das vor allen in England zeigen. (Aber läßt denn der englische Grundadel seine Besitzungen in ungetheilten Komplexen bewirthschaften? Mit allen solchen Beispielen ist es überhaupt etwas Mißliches. Es ist sehr leicht, für jeden beliebigen

Satz irgend ein Beispiel aus der bunten Mannigfaltigkeit unserer Staaten anzuziehen; man findet leicht einen Staat, wo der beliebte Grundsatz gilt und zugleich die Erscheinung vorkommt, von der man behauptet, daß sie die Wirkung des Grundsatzes seyn müsse. Aber sie ist dort vielleicht die Wirkung ganz anderer Umstände,* und in anderen Staaten finden wir denselben Grundsatz ohne die erwartete Wirkung. Vor der Revolution gab es in Frankreich alle die gerühmten Herrlichkeiten des Grundherrenthums, während in England ein guter Theil davon schon seit Jahrhunderten fehlte. Und doch stand schon damals der englische Landbau hoch, der französische niedrig.)

Hr. F. will nun beweisen, daß durch die Mobilisirung des Grundeigenthums der philanthropische Wunsch, einer größeren Menschenmenge den Lebensunterhalt zu verschaffen, nicht erfüllt werde. Er beweist es durch die Behauptung, die er wahrscheinlich im Vorhergehenden dargethan zu haben glaubt, daß die agrarischen Verhältnisse aller (?) Länder bewiesen: die Zerstückelung des Grundeigenthums erhöhe keinesweges die Kultur des Bodens und liefere mithin keineswegs eine größere Masse von Produkten. Nun wird es ihm leicht, weiter zu schließen, und wenn es wahr ist, daß durch die Mobilisirung des Grundbesitzes die Kultur des Bodens sich verschlechtert, die Bevölkerung des Landes verarmt und darauf sich verringert, selbst die Produkte schlechter werden, so muß man ihm freilich auch zugeben, daß dadurch die materiellen Kräfte des Staats sich vermindern. Indeß dazu, meint er, werde es nicht kommen, wenn man das Verhältniß des Grundeigenthums aus dem rechten Gesichtspunkte betrachte. Dasselbe sey nämlich eine Staatsaktie, und deßhalb nicht sowohl Eigenthum des Besitzers, als vielmehr des Staats. Die Bewirthschaftung des Bodens könne als ein Amt angesehen werden, welches bestimmten Familien als ein erbliches übertragen sey. (Seltsam, daß man das erst jetzt entdeckt, in solcher Ferne von den Zeiten, in denen diese Uebertragung geschehen seyn muß. Die historische Partei, welche den Urvertrag der Naturrechtsschule so oft mit so gutem Rechte angreift, hat also auch ihre Fiktionen! Und warum

* Wer den Beweis gerade braucht, ist am wenigsten gestimmt, das zu untersuchen.

kommt bloß das Grundeigenthum in diese unglückliche Lage, die nothwendig seine Preise herabdrücken muß, während man doch am Ende mit gleichem Grunde dasselbe von den Gewerben, ja von jedem Kapital behaupten könnte? Man hat, mit viel besserem Anschein, etwas Aehnliches von dem Waldeigenthum behauptet,* wiewohl man auch hier wohl die gegenwärtige Zweckmäßigkeit einer Beschränkung, nicht aber die Ursprünglichkeit ihrer rechtlichen Geltung behaupten konnte. Schwerlich würden die Grundherren, die dann auf ihrem Waldeigenthum nicht mehr wie seither gebahren dürften, die Theorie, die ihnen für den Acker ganz plausibel erscheinen mag, auf dieser Seite billigen. Uebrigens übersieht Hr. F., welche — gewiß nicht in seinem Sinne liegende — Bevormundung der ganzen Landwirthschaft man aus seinen Sätzen ableiten könnte.) Die Ungleichheit bei Vererbung des Grundeigenthums sucht er durch das sehr unpassende Beispiel der Untheilbarkeit der Monarchien zu rechtfertigen. Darauf verbreitet er sich über das Verhältniß eines verschuldeten Grundeigenthümers, was er ein ganz unrichtiges nennt, dabei aber vergißt, daß der Gewerbs- oder Handelsmann, der sich des Kredits bedient, ganz in derselben Lage ist. Er führt folgende Stelle des Hrn. v. Harthausen an: „Es ist klar, daß, wenn viele Geschwister da sind, keines derselben mit eigenen Kräften und Mitteln das Gut übernehmen kann. Wenn ich neun Geschwister habe, also $^{9}/_{10}$ des Werthes einer Bauerwirthschaft baar abgeben, alle Arbeit dagegen allein tragen, dazu das Risiko schlechter Preise und Unglücksfälle und des fallenden Werthes der Grundstücke allein übernehmen soll, so müßte ich toll seyn, ein solches Gut annehmen zu wollen. Es bleibt in solchen Fällen nichts übrig, als das Gut zu verkaufen." (Richtig; Andere sahen nicht einmal dieses Auskunftsmittel, sondern glaubten, es müsse nun immer weiter getheilt werden.) „Das gelöste Geld wird getheilt und die sämmtlichen Kinder haben keine Heimath, keinen Heerd und kein elterliches Haus mehr." (Das klingt freilich schrecklich; aber wenn man bedenkt, daß ohne den Grundsatz der gleichen Theilung allerdings Einer

---

* Dr. Pinder in den „Neuen Jahrbüchern," Jahrgang 1838, Bd. 2, S. 5 ff. Siehe dagegen: Rettig, ebendaselbst Jahrgang 1839, Bd. 1, S. 97 ff.

unter den Geschwistern weit mehr, dagegen acht weit weniger gehabt haben würden, als sie jetzt haben, so nimmt sich die Sache ganz anders aus. Dem Staat aber kann der Umstand, ob der Besitzer dieses speciellen Gutes gerade der Sohn des vorigen Besitzers, oder ob er ein Fremder ist, doch nicht so wichtig seyn, daß er deßhalb den Grundsatz der gemeinen Erbfolge ändern und acht Menschen zu Gunsten Eines benachtheiligen müßte. Uebrigens liegt es in dem angegebenen Falle in den Händen der Eltern, ein Kind, unter Berücksichtigung des gesetzlichen Pflichttheils für die übrigen, so zu bedenken, daß es sich schon auf dem Gute erhalten kann.)

Hr. Funke will weiter beweisen: daß aus der Mobilisirung des Grundeigenthums die Vernichtung des historischen Elementes des Staats hervorgehen müsse, deren Folge keine andere seyn könne, als der Umsturz der „ständisch-organischen Monarchie.“ Ich habe hier keine Recension seines Buchs zu schreiben und kann daher nicht alle seine einzelnen Sätze durchgehen. Ich kann in vielen Punkten mit seiner allgemeinen Richtung, soweit sie auf ein organisches Staatsleben geht, über dessen Begriff er aber nicht recht klar zu seyn scheint, ganz wohl sympathisiren; aber, wie die Anhänger einer ganz andern Richtung, verfährt er als unbewußter Sophist, ist im Voraus entschieden und sucht nun nach Beweisen, baut die mächtigsten Schlüsse auf unbewiesene Behauptungen, zimmert ein System zusammen, dessen Unterlagen Gleichnisse, Uebertreibungen, Einseitigkeiten, falsch verstandene Begriffe sind, und wo oft aus einer kleinen Abweichung von der strengen Linie des Richtigen eine ganze Kette seinem Systeme angemessener Folgerungen abgeleitet wird.

„Der Elemente des Staats,“ sagt der Verfasser, „gibt es drei: 1) das objektive oder historische, das Grundeigenthum; 2) das subjektive oder kosmopolitische, das Geld und 3) das beide vermittelnde und leitende Element, die Intelligenz.“ Er sagt das und basirt alles Folgende darauf, ohne ein Wort des Beweises, der Erklärung hinzuzufügen. Gleichwohl hat er darin offenbar zu viel gesagt, hat sich gewissermaßen in Gleichnisse verloren, deren keines vollkommen treffend ist, und zu vielen Fragen über den Sinn seiner Sätze Raum gelassen. Sind jene Verhältnisse und Einflüsse im Leben wirklich so geschieden? Ist namentlich die

Intelligenz als ein so getrenntes Element zu betrachten? Macht sich die Gewalt des Kapitals — was der Verfasser durchgängig mit dem Gelde verwechselt — nicht auch im Landbau wichtig, und muß sie es nicht? Von Haus aus falsch ist die Vermischung der Industrie und des Handels, welche sich von einander leicht ebenso unterscheiden dürften, wie von dem Landbau, und von denen die Industrie keineswegs vorzugsweise auf das Kapital, sondern auf die Arbeit basirt ist. Ist der Handwerkerstand in Zunftländern nicht auch auf Historisches gewiesen? Lehnen sich nicht so manche industrielle Richtungen darauf an? Streiten nicht manche Tendenzen der Intelligenz, zum Theil obendrein in Behörden vereinigt und mit öffentlicher Macht gerüstet, dafür? Soweit die Vorliebe des Landbaues für das Historische daraus fließt, daß sich in seiner Mitte mächtige Interessen darauf stützen, insoweit theilen dieselbe Sympathie alle Bestandtheile anderer Elemente des Staatslebens, die gleichfalls aus Vorrechten Nahrung ziehen. Soweit aber die natürliche Lebensweise und der ganze Beruf des Landmanns ihn den Neuerungen abhold macht, und für die Erhaltung alter, volksthümlicher Gewohnheiten und einer einfacheren, gemüthlicheren Gestalt des Staatslebens stimmt, werden dieselben Eigenschaften dem Landmann treu bleiben, auch wenn er und sein Boden befreit sind. Nimmt aber der Verfasser das Historische des Grundeigenthums bloß im objektiven Sinne, daß es nämlich an den Staat und seine Geschicke gebunden ist, so gilt das von den meisten andern Interessen des Lebens, nur daß es nicht überall so greifbar hervortritt. Ich bin ganz dafür, daß die Gesetzgebung die Richtung des Landes achten und sich hüten soll, ohne Noth in seine Verhältnisse einzugreifen, vielmehr ihm Freiheit zu lassen hat, sich selbst zu ordnen. Aber helfen soll sie ihm, sich von den Fesseln loszumachen, in die es nicht eine ewige Naturbestimmung, sondern im günstigsten Falle ein gegenwärtig untergegangener Zustand, sehr häufig aber auch offenbare Gewaltthat vergangener Zeiten geschlagen hat. Ich bin ganz dafür, daß die Gesetzgebung die konservative Tendenz des Landbaues umsichtig zum allgemeinen Besten benutzt, z. B. bei der Vertretung der ländlichen Bevölkerung ihre Bedeutung sichert; aber im freien Volksleben lasse man diese Elemente durch ihre eigene Kraft wirken und steigere nicht künstlich eine Tendenz, die ihnen ohnehin schon eigen ist.

Indem der Verfasser beweisen will, daß aus der Mobilisirung des Grundeigenthums eine Vernichtung des Bauernstandes hervorgehen müsse, phantasirt er viel Schönes von der Verbindung des Ackerbaues und der Religion, von dem Bauernstande als einer „Stätte der Unschuld" und den „frommen Beziehungen des Bauers zu dem Acker." Wenn der Acker zur Waare werde, so werde der Bauer einen „reflektirenden Charakter" annehmen, der seinem Wesen widerstrebe, und die auf der Verbindung des Ackerbauers mit der Natur ruhende Sittlichkeit und Religiosität werde zerstört. Die Gegner des neueren nationalökonomischen Systems haben seinen Vertretern sehr häufig den Vorwurf gemacht, daß sie das praktische Leben nicht kennten, daß ihre Urtheile der Studirstube angehörten, oder, mit dem beliebten Weidspruch, daß sie wohl in der Theorie ganz richtig seyn möchten, sich aber in der Praxis nicht bewährten. Hr. F. mit seinem Stande der Unschuld unter den Bauern, mit seinen frommen Beziehungen zum Acker und seinem nicht reflektirenden Charakter des Bauernstandes, hat das Recht zu solchen Vorwürfen gänzlich verwirkt. Wahr ist an der Sache, daß die natürliche Lebensweise des Landwirths dem Stande desselben eine gewisse gesunde, natürliche Richtung sichert und ihn vor manchen Gebrechen der Ueberfeinerung bewahrt; wahr auch, daß das Gift einer halben Aufklärung sich auf dem Lande etwas langsamer verbreiten kann, als in der zusammengedrängten Bevölkerung der Städte. Seinen Zugang findet es leider auch, wo auch nicht der Acker zur Waare geworden ist. Die Schilderung des Verfassers ist aber jedenfalls höchlich idealisirt. Auch fehlt der Nachweis, daß der Bezug des Standes zum Boden durch den Wechsel der einzelnen Besitzer so bedeutend verändert werden müsse. Man denkt sich freilich, daß die alte Anhänglichkeit an das Gut, das die Familie seit alter Zeit besessen, jenen Bezug verstärke. Aber gerade der Bauer ist nichts weniger als sentimentaler Natur und schätzt an den Gütern den guten Boden und die fette Düngung mehr, als alle alten Erinnerungen. War es doch seit langen Jahrhunderten eine sich jährlich in hundert Fällen wiederholende Gewohnheit, daß der Bauerssohn, um sich noch bei kräftigem Alter des Vaters emancipiren zu können, in ein fremdes Gut heirathete, während das Familiengut mit der Tochter einem fremden Eidam zufiel. Man kann sich denken, daß der Bauernstand

sich einem idealen Zustande eher zubilden könne, als manche andere, weil er gesunder und einfacher ist und jederzeit seyn wird, als die meisten; aber er wird es nur unter dem Schutze der Freiheit, des Selbstgefühls und einer wahren Bildung. Was endlich das Reflektiren betrifft, — worunter der Verfasser das Rechnen und Spekuliren zu verstehen scheint, da er sagt, daß der Gewerbs= und Handelsstand seinen Lebensunterhalt durch die „Reflexion" gewinne, — so mag er schreiben so viel er will, es wird sich dasselbe nicht wieder aus dem Bauernstande — der Acker mag nun Waare seyn oder nicht — verdrängen lassen; in seiner Art hat es der Bauer von jeher auch ganz passabel verstanden und die Vögte, Rentmeister und Steuereinnehmer haben ihm gute Lektionen gegeben. Es ist aber wohl zu glauben, daß ein solcher Grundadel, der sein Ansehen auf Kosten des Bauernstandes begründen wollte, es recht gern sehen würde, wenn der Bauer so gefällig werden wollte, allen Reflexionen über seinen Zustand zu entsagen. Diese Hoffnung ist eitel. Hr. F. beruft sich auf einen Ausspruch Hegels, der behauptet hat, durch den Ackerbau werde keine materialistische Lebensansicht herbeigeführt, weil bei ihm der Mensch „mit unmittelbarer Empfindung das Gegebene und Empfangene aufnehme, Gott dafür dankbar sey und im gläubigen Vertrauen lebe, daß diese Güte fortdauern werde; was er bekomme, reiche ihm hin (?); er brauche es auf, denn es komme ihm wieder." Hegel scheint nicht gewußt, oder nicht bedacht zu haben, daß Sparsamkeit keineswegs dem Bauernstande abgeht, * daß er gar wohl die Zukunft bedenkt und daß das Aufzehren des Vorhandenen gerade die charakteristische Eigenschaft der Fabrikarbeiter ist. „Wird einer Familie ein Gut bewahrt," sagt Hr. F., „so wird sie einen bestimmten Charakter entwickeln, so daß sie ihrer geistigen Natur nach als Theil des Gutes angesehen werden kann." Es ist gewiß, daß die Verhältnisse viel, ja sehr viel auf den Menschen vermögen, und wenn Einer ein Haus baut, so hat er etwas gemacht, was auf das Streben aller nachfolgenden Besitzer

* Der Bauer ist in der Regel sparsam in seinen Ausgaben, besonders in denen des täglichen Haushalts; er ist auch sorgfältig im Aufsammeln der Ueberschüsse, die er übrigens in der Regel entweder bloß aufhebt, oder ins Gut wendet, oder allerlei Vorräthe davon anschafft.

bestimmend einwirkt. Aber im Ganzen ist es nur die Klasse, die hier wirkt, das Landgut überhaupt, oder das Landgut bestimmter Gegenden, bestimmter Verhältnisse, das Haus, das Gewerbe, das Geschäft, von welcher Art es auch sey. Ein besonderer Einfluß von einzelnen speciellen Gütern, Häusern, Etablissements u. s. w. wird nur in einzelnen Fällen, bei einer sehr eigenthümlichen Natur jener Momente, bemerklich seyn.

Ich übergehe, was der Verfasser über den Adel und dessen durch die Mobilisirung des Grundeigenthums angeblich zu bewirkenden Verfall sagt. Gewiß aber thut er seiner Sache selbst den größten Schaden, wenn er ferner merken läßt, daß er ein Fortbestehen eines auf feste, bindende Rechtsverhältnisse gegründeten Abhängigkeitsverhältnisses des Bauern gegen die Grundherren wünscht, und sich nicht einmal durch v. Harthausen belehren läßt; so wenig wie er an dieser Stelle an England denkt, dessen Beispiel doch seinen Satz: daß der Adel nur dann seinen vollen Zweck erfülle, „wenn zu der Größe und Unveräußerlichkeit seines Grundbesitzes auch noch die Grundherrlichkeit mit der ihr gebührenden Gewalt über die örtlichen Verhältnisse" hinzutrete, vollkommen entkräftet. * v. Harthausen erkennt sehr richtig, daß die Bauern durch Ablösung der materiellen Lasten an intensiver Kraft gewinnen müssen, und wenn ihm Hr. F. entgegenhält, daß dieß nur dann der Fall seyn dürfte, wo sie das Geld dazu nicht erst leihen müßten, so läßt sich wieder erinnern, daß auch dann nur eine Verzögerung des vollen Genusses der zu erwartenden Vortheile anzunehmen ist; daß ein Darlehen zurückgezahlt werden kann, während die älteren Lasten eiserne waren; daß die Sparsamkeit des Landmannes hier ein sehr nützliches Ziel gefunden hat; daß das Gut jedenfalls frei geworden und daß auch für den Besitzer fast immer ein freieres Verhältniß an die Stelle des früheren getreten ist. Ueberdem scheint Hr. F. ganz zu übersehen, daß die

---

* Denn die Gewalt, die der englische Grundadel über manche örtliche Verhältnisse hat, fließt theils aus Auftrag von Seiten des Staats, oder des Volks, theils aus den organischen Einflüssen seines Ansehens, theils aus seinem Grundeigenthumsrechte, nicht aber aus der Grundherrlichkeit. Er hat jene Gewalt entweder aus Auftrag, oder weil sie nur sein Eigenthum berührt.

Ablösung auch durch Rente erfolgen kann. v. Harthausen nimmt mit Recht an und die Erfahrung bestätigt es, daß durch die Ablösung die feindliche Stellung zwischen Adel und Bauern aufhöre; wie denn in der That erst dadurch das Land zu voller einiger Kraft erhoben und ein Gegensatz entfernt wird, der gewiß nicht zu den „frommen Bezügen" gehörte und gar übel zu der „Stätte der Unschuld" paßte. Hr. F. weiß nichts dawider aufzubringen, als die sonderbare Bemerkung, jener Zwiespalt werde nur dann aufhören, wenn der Adel die Kapitalien, welche ihm durch die Ablösung zufließen, aufzehre und nicht dadurch wieder Grundeigenthum zu gewinnen suche. Geschehe aber das Letztere, so werde er den neu gewonnenen Besitz durch Pächter bewirthschaften lassen müssen, welche sich gewöhnlich in einer noch feindseligeren Stellung zu demselben zu befinden pflegten. Sonach hätte die Gesetzgebung den Adel aufzufordern, seine Entschädigungen baldmöglichst zu verzehren, während sie gerade das Gegentheil zu thun pflegt. Der Adel wird die Ablösungssummen zunächst zur Abtragung der auf den Gütern haftenden Schulden, oder zur bessern Instandsetzung der Güter, oder zur Vornahme der Veränderungen anwenden, die eben die Ablösung nöthig macht, die Ablösung, der es zu verdanken ist, daß nun erst die allgemeinere Durchführung rationeller Wirthschaftssysteme möglich wird, die es bei auf Frohnarbeit basirten Gütern nicht war. Wer das Alles nicht nöthig hat, oder sonst von jenen Summen übrig behält, der braucht sie noch nicht aufzuzehren, wenn er auch kein Grundeigenthum dafür ankauft. Er kann sie dem Staate oder Privaten leihen; er kann sie zur Abfindung nachgeborner Söhne, zur Mitgift der Töchter verwenden. Soviel wird schwerlich übrig bleiben, daß davon häufig große Güter angekauft werden könnten, die nur durch Pächter zu bewirthschaften wären. Wäre es aber auch, nun, so mag es vorkommen, daß einzelne Pächter mit einzelnen Eigenthümern in Zwiespalt leben; der Pächterstand ist dem grundherrlichen nichts weniger als feindlich entgegengesetzt. Diese Leute können aus einander, stehen als freie Leute neben einander und haben sich nur freiwillig in ein Verhältniß begeben, was gegenseitige Rechte, Pflichten und Rücksichten, aber nicht eine Oberherrlichkeit und eine Unterthänigkeit des Standes begründet. Wenn ferner v. Harthausen eine Fortdauer des Clientelarverhältnisses des Bauern gegen den Adel, dieses aber nicht auf die Grundherrlichkeit,

sondern auf das Gemeindewesen gestützt wissen will, so glaubt Hr. F., daß dieß Alles bei fortbestehender Grundherrlichkeit viel besser erreicht werde. Nein, denn diese Grundherrlichkeit lagert sich, wie ein bleiernes Gewicht auf den Nacken des Bauern und läßt ihn nicht zum freien Selbstbewußtseyn, zum männlichen Bürgerstolz kommen; sie wirkt — wie die meisten Härten — auch auf den herrschenden Stand nachtheilig und erzeugt jene hochmüthigen Figuren, jene engherzigen Vorurtheile und lächerlichen Ansprüche, welche der Sache des Adels so unermeßlichen Schaden gebracht und durch falschen Stolz den wahren geschwächt haben; sie erhält Zwiespalt und Mißtrauen zwischen beiden Ständen; sie erhält einen Keim für künftige Revolutionen. Ich bin ganz mit beiden Herren darüber einverstanden, daß der Grundadel der beste Führer des Landmannes ist; aber das muß sich organisch machen, nicht mechanisch erzwungen werden. Soll die Gesetzgebung dem Bauernstande einen amtlichen Vormund setzen, so muß sie fragen, ob er geschickt dazu sey, und nicht jeder Grundherr ist das; ja sie werden es um so weniger seyn, je gewisser sie sind, daß ihnen die Gewalt in jedem Falle zu Theil wird.

Ich kann die Betrachtungen und Deklamationen übergehen, in denen der Verfasser aus der Vernichtung des historischen Elements des Staats, oder des Bauernstandes und des Adels, einen Umsturz der „ständisch-organischen Monarchie" prophezeit; denn ich fürchte nicht, daß Adel und Bauernstand untergehen, wenn auch die rechtliche Geschlossenheit der Güter und die Gutsunterthänigkeit verschwinden. Ich wende mich daher zu einer andern Schrift, die in den hier zunächst zu besprechenden Angelegenheiten mit der obigen vielfach zusammenstimmt, obwohl sich leicht nachweisen ließe, daß die grundverschiedene Geistes- und Gemüthsanlage beider Autoren bewirkt, daß dasselbe bei einem Jeden doch etwas ganz Anderes ist. Ich meine die schon oben erwähnte Schrift von Grävell: „Der Baron und der Bauer oder das Grundbesitzthum." Hr. Grävell bespricht den Landbau mit mehr Sachkenntniß, als Hr. Funke, mit ungleich größerer Nüchternheit und viel weniger Deklamation und Uebertreibung. Daß deßhalb mehr Wahrheit bei ihm zu finden sey, möchte ich nicht behaupten. Uebrigens interessirt mich hier das Alles nicht, was er an veralteten Naturrechtstheorien und moderner preußischer Staatsphilosophie

ziemlich bunt unter einander und vielfach abschweifend vorbringt; auch übergehe ich gern seine seltsamen Vorschläge über den Adel. Aber auch aus seinen Bemerkungen über das Grundeigenthum finde ich nicht viel Neues und Besonderes mitzutheilen. Er stellt die Vortheile der kleinen und großen Güter einander gegenüber. Für die kleinen Besitzungen spreche, so meint er: „1) die Gleichmäßigkeit der einfachen Arbeiten und dadurch erleichterter Erwerb der Geschicklichkeit dazu;" (als wenn nicht gerade auf kleinen Gütern der Besitzer alle Arbeiten selbst verrichten müßte und dadurch eine recht vielseitige Geschicklichkeit erlangte;) „2) genaue Kenntniß der Beschaffenheit eines jeden Bodentheils für die angemessenste Benutzung desselben; 3) Leichtigkeit des Arbeitswechsels bei veränderter Witterung; 4) baldige Nachhilfe und Besserung vorfallender Beschädigungen; 5) Zeitersparniß aus der Nähe der Grundstücke und ihrer Theile; 6) eigene Wahrnehmung des Wirthschaftsinteresses in allen Zweigen und zu jeder Zeit und gänzliche Ersparniß der Aufsichtskosten; 7) Geringfügigkeit des erforderlichen Betriebsaufwandes; 8) Vermehrung der Anzahl der ansäßigen Leute im Lande; 9) Abhärtung des Körpers und Uebung der Kräfte desselben, verbunden mit Einfachheit der Sitten; daher ein gesunder, kräftiger, ausdauernder und muthiger Menschenschlag; 10) größere Konkurrenz der Nachfrage, mithin höherer Marktpreis der Güter." Ich möchte hier gleich noch hinzufügen, daß 11) bei kleinen Gütern die Selbstbewirthschaftung, bei großen die Verpachtung die Regel bildet, die erstere aber aus bekannten Gründen der letzteren, mit Hinsicht auf das Nationalinteresse, bei weitem vorzuziehen ist; 12) daß der kleine Grundbesitzer seine Ersparnisse meist in dem Gute niederlegt, der große sie häufig in standesmäßigem Aufwande verzehrt oder in dem Gute fremden Interessen anwendet. Dabei übergehe ich noch manchen andern Vortheil und was in den von dem Verfasser angegebenen viel stärker hätte bezeichnet werden müssen. Als Vortheile der großen Güter führt der Verfasser an: „1) die Theilung der Arbeiten mit allen ihren Vortheilen, insonderheit auch der erhöhten Geschicklichkeit der in einzelnen Zweigen angestellten Arbeiter;" (bei dem Landbau dürfte eine solche Theilung der Arbeit, welche einzelne Arbeiter ausschließlich mit einem einzelnen Theile einer Arbeit beschäftigt, und sie dadurch zu besonderer Geschicklichkeit darin

ausbildete, schwerlich durchzuführen seyn, ganz gewiß aber sehr schlechte Landwirthe bilden;) „2) Ersparung vieler Menschenarbeit durch Thiere und Maschinenkräfte;" (ein problematischer Vortheil, wenigstens für unsere heutige Lage;) „3) Vereinigung mehrerer Kräfte nach dem Bedürfnisse zu größeren Effekten; 4) dadurch und durch den Abgang hinderlicher Nachbarn auf einer größeren Fläche ermöglichte Anlagen und Verbesserungen; 5) gegenseitige Aushilfe verschiedener Bodenarten zur Erzielung der einer jeden angemessenen Früchte und 6) ganz besonders auch zur Vermehrung des Dungmaterials; 7) größere Selbstständigkeit durch mannigfachere Selbsterziehung der Wirthschaftsbedürfnisse und Vermeidung ihres Ankaufs; 8) schwierigere Beschädigung des Ganzen durch Witterung, Menschen und Thiere;" (das ist nicht zu begreifen; der Verfasser meint, es sey unwahrscheinlich, daß der ganze Umfang eines großen Gutes beschädigt würde; aber würde derselbe ganze Umfang beschädigt werden, wenn er in viele kleine Güter vertheilt wäre? oder meint der Verfasser, der Besitzer eines großen Gutes riskire nicht so oft, wie der eines kleinen, seine ganze Ernte zu verlieren? nun, das wäre ein Vortheil für ihn, aber nicht für das Nationalvermögen, und er wird auch für ihn dadurch aufgewogen, daß auf einem großen Umfange weit öfter Beschädigungen vorfallen müssen, als auf einem kleinen;) „wie auch 9) die Möglichkeit der Uebertragung partiellen Mißgeschicks vermöge der Ausgleichung im Ganzen;" (kommt nur dem einzelnen Eigenthümer zu statten, nicht dem Nationalvermögen, für welches der Verlust derselbe ist, er mag übertragen worden seyn, oder nicht;) „10) Benutzung des Zeit- und Rentegewinns zur Erweiterung der geistigen Ausbildung überhaupt und insonderheit der Kenntniß der Landwirthschaft;" (ist eine Möglichkeit) „in Folge dessen 11) Verbindung der Industrie mit der Landwirthschaft und 12) ein gemächlicheres Leben," (das läßt sich glauben) „verbunden mit dem Bewußtseyn des Ansehens, welches ein größeres Grundeigenthum in den bürgerlichen Verhältnissen verschaffen muß, entsprechend dem Maaße der Macht, die es verleiht." Die Nachtheile, die vielen großen Gütern eben durch ihre Größe und durch die unpassende Vereinigung des nicht Zusammengehörigen zu eigen sind, übergeht er. Die Vortheile stellt er, wie bemerkt, einander gegenüber und sagt dann: „es würde sich wohl im Ganzen ausführen lassen, daß unter den

Vorzügen der großen Güter Momente vorkommen, denen auf der andern Seite etwas gleich Gewichtiges nicht entgegengestellt werden kann.“ Er sagt das, ohne es im Mindesten auszuführen. Ich möchte gerade das Gegentheil behaupten und namentlich bemerken, daß die Vortheile der kleinen Güter sub 2, 6, 7, 8 und 9 durch nichts überwogen werden dürften. Indeß ist die ganze Frage, wie auch Hr. G. andeutet, auf ein falsches Terrain verpflanzt, wenn man die Entscheidung über die Geschlossenheit der Güter von den Vortheilen der kleinen oder großen Güter abhängig machen will. Das Letztere kann nur einen adminiculirenden Grund abgeben, sofern in der That die Geschlossenheit der Güter einer Verkleinerung derselben, nicht aber einer Vergrößerung entgegen steht; allein die Aufhebung der Geschlossenheit zieht nicht nothwendig eine Verkleinerung der Güter im Allgemeinen nach sich, und Hr. G. erwähnt selbst Beispiele von einem Zusammenkaufen von Gütern.

An einer andern Stelle malt Hr. G. die Unsicherheit der Lage kleiner Grundbesitzer, und welche Gefahren daraus für den Staat erwachsen, sehr kläglich aus. Schwerlich wird ihm Jemand darin beistimmen, daß die Lage derselben „nicht sehr wesentlich verschieden von der der Fabrikarbeiter“ sey. Der Fabrikarbeiter ist viel öfter und von ganz andern Krisen bedroht, als der Landbesitzer; er hat eine ganz andere Sinnesart, und die Krisen, welche den Landbesitzer treffen, dürfte der große Grundherr viel schwerer empfinden, als der kleine Landmann, von welchem ewig der Spruch des Dichters gelten wird: „der neue Lenz bringt neue Saaten mit und bald erstehen die leichten Hütten wieder.“ Auch die Verbindung des Landbaues mit gewerblichen Arbeiten findet er bedenklich, während es bekannt ist, wie schwer man in Schlesien, in Hannover und anderwärts das Sinken von Industriezweigen beklagt, die dem Landmann eine nützliche Nebenbeschäftigung boten. Der Grundbesitz vermehre nur ihren Jammer, meint er, „weil die Armen auch noch ihr Eigenthum mit dem Rücken ansehen, oder in demselben rettungslos verschmachten müßten, wenn eine Handelsstockung eintrete, oder eine Hungersnoth einbreche, oder der Feind die Gegend überziehe.“ Werden sie weniger schmachten müssen, werden sie sich, nach bestandener Gefahr, rascher erholen können, wenn sie kein Eigenthum haben? Ganz

entgegengesetzt führt ein anderer Schriftsteller * die Vertheilung des Grundeigenthums, namentlich zu Gunsten der Gewerbtreibenden, als ein wichtiges Gegenmittel gegen den Pauperismus auf, und während Hr. G. das Riesen- und Erzgebirge als Beispiele gebraucht, wo ich wenigstens von dem letzteren weiß, daß jene Vertheilung nicht die Regel bildet, erwähnt sein Gegner die Zittauer Gegend mit folgenden Worten: „Der Verfasser dieses wohnt in einer der allerbevölkertsten Fabrikgegenden Deutschlands, in welcher es besonders sehr viele Leinen- und Baumwollenweberei gibt. Aber schon seit vielen Jahren wurden eine Menge großer Güter in sehr kleinen Parzellen an diese Weber verpachtet, und wenn sie dieß wünschen, auch bis zu Parzellen von ½ Scheffel herunter verkauft. Ebenso verpachten die Bauern einen großen Theil ihrer oft schwer zu beurbarenden Ländereien, und es wird mit dem Verkaufe solcher kleinen Parzellen stets noch fortgefahren. Dieß hatte zur Folge, daß trotz der sehr starken Bevölkerung und trotz der Mißernten der Jahre 1816 und 1817 keine eigentliche Noth unter diesen Webern entstand, und daß sie, während von allen Seiten her in den öffentlichen Blättern der allgemeine Nothruf erfolgte, nie eine Unterstützung verlangt, noch auch derselben bedurft haben." Wie stimmt das zu den „verhungerten und ausgehöhlten Menschengestalten," welche Hr. Gr. „die bettelnden Hände an allen Landstraßen ausstrecken, oder die Heimath fliehen, oder dem Tode verfallen" sieht?

Das Ergebniß, das Hr. G. durch seine Betrachtungen über das Grundeigenthum begründet zu haben glaubt, drückt er zunächst in folgenden Sätzen aus: „Der kleine Grundbesitz, der bloß mit Handarbeit zu bestreiten ist, ist unersprießlich, sogar Gefahr bringend, und verdient gar keine Begünstigung, sondern nur ausnahmsweise Zulassung um besonderer, nicht zurückzuweisender Bedürfnisse willen. Unter dem größeren Grundbesitze, worauf eigenes Zuggespann gehalten werden muß, haben sich die Freigüter (Rittergüter) ergiebiger, also im staatswirthschaftlichen Betrachte vorzüglicher ausgewiesen, als die Bauergüter, hingegen die letzteren in politischem Betrachte ungleich wichtiger für den Staat, als die

* Schmidt, über die Zustände der Verarmung in Deutschland, ihre Ursachen und die Mittel ihnen abzuhelfen. Zittau u. Leipz. 1837. 8.

ersteren. Unter den Bauergütern sind die Pferde haltenden die vorzüglicheren." (Für das letztere hat der Verfasser einen echt preußischen Grund, den ein Engländer ganz unbegreiflich finden würde, nämlich die Ausrüstung der Kavallerie bei Eintritt eines Kriegs, mittelst Requisition vom Lande.) Für die Geschlossenheit der Güter und die ungleiche Erbfolge scheint Hr. G. zu seyn, weil er besorgt, die Bauergüter möchten außerdem aufgelöst werden und in kleinere und größere übergehen. Was ich von den obigen Sätzen halte, wird sich aus dem Weiteren ergeben. Allerdings finde auch ich für wünschenswerth, daß die Güter von mittlerem Umfange die Regel bilden, und glaube auch, daß das, eben weil es das Beste ist, sich im Wege des freien Verkehrs so erhalten und machen wird. Darin können mich Erfahrungen aus Italien oder Polen nicht irren machen. Bei Völkern mit der Spannkraft, dem Unternehmungsgeiste und dem hellen Bewußtseyn, welche unsere Zeit und unsere Völker fast ausschließlich für die materiellen Interessen bewahrt zu haben scheinen, glaube ich, kann man getrost dem freien Verkehr seinen Gang lassen und gewiß seyn, daß er finden wird, was dem betreffenden Zweige der Güterthätigkeit, seinen Angehörigen und folglich dem Ganzen das Ersprießlichste ist. Allerdings ist in unserer Zeit eine Phase des Güterlebens herrschend, bei welcher die Tendenz bemerklich wird, den mittleren Wohlstand aufzulösen und den wachsenden Reichthum mehr und mehr in weniger Hände zu drängen. Es ist das eine natürliche Folge der Bedeutung, die das große Kapital erlangt hat; ich glaube aber, daß diese Phase ihrem Kulminationspunkt nahe ist. Jedenfalls wird und kann das Kapital bei dem Landbau nie die Bedeutung erhalten, die es in der Industrie und im Handel hat. Dort steht die Naturkraft im Vorgrund, und hauptsächlich dort ist die Konkurrenz nicht gefährlich; kein Einzelner kann den Preis des Getreides machen, und der kleinste Landmann kann neben dem größten Grundherrn verkaufen, während auf den Gebieten der Industrie und des Handels ein Riesengeschäft alle Mitbewerbung daniederhalten kann. — Uebrigens würde weder die Geschlossenheit der Güter, noch die ungleiche Erbfolge verhindern können, daß sie zu großen zusammengekauft würden.

Die Schule hält streng an der Forderung: daß eine Dismembration möglich zu lassen sey. Sie scheidet sich nur in solche,

welche die Bestimmung eines Minimum, unter welches die Güter nicht herabsinken dürfen, für nöthig, und solche, welche auch diese Vorsichtsmaßregel für überflüssig erklären. Zu den letzteren gehören noch in neuester Zeit: Lotz, v. Ulmenstein, Moser, Hering, de Villeneuve, Rau, Riedel. * Für ein Minimum stimmen zur selben Zeit Schütz in dem angezogenen Werke, Stüve, Elsner, Mohl. ** Der Unterzeichnete hat sich dahin ausgesprochen, daß es allerdings rathsam seyn könne, wenn die Gesetzgebung ein Minimum bestimmt, unter welches die bestehenden Güter nicht herabsinken dürfen, was aber nicht so zu verstehen sey, als wenn Niemand weniger an Grund und Boden besitzen dürfte. Ich bemerke aber dabei, daß ein solches Minimum für die verschiedenen Güter verschieden zu bestimmen seyn wird, möchte diese Bestimmung am liebsten den Gemeinden, unter Kontrole des Staats, überlassen sehen und betrachte das Ganze mehr als eine zeitliche Maßregel, die man alsdann treffen mag, wenn sich in einzelnen Gegenden eine sehr bedenkliche Sucht nach einer Zertrümmerung des Grundeigenthums zeigen sollte. ***

Wir Alle wollen übrigens nichts weniger, als daß die Gesetzgebung systematisch darauf ausgehen solle, eine Verkleinerung der Güter zu bewirken. Wo eine solche Bedürfniß ist, da darf man nur die Freiheit herstellen und die Sache wird sich von selbst

---

* Lotz, Handb. der Staatswirthschaftslehre. (Erlangen, 1838, 3. Bd. 8.) 2, 43. — v. Ulmenstein, über die unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens; Berlin, 1837. 8. — Moser, die bäuerlichen Lasten der Würtemberger; Stuttgart, 1837. 8. — Hering, über die agrarische Gesetzgebung in Preußen; Berlin, 1837. 8. — de *Villeneuve Bargemont*, économie politique chrétienne, Paris, 1839, 3 vol. 8. — Rau, Volkswirthschaftspflege; Heidelberg, 1838. 8. — Riedel, Nationalökonomie oder Volkswirthschaft (Berlin, 1838—1839, bis jetzt 2 Bde.) II. 58 ff.

** Stüve, über die Lasten des Grundeigenthums im Königr. Hannover. Hannover, 1829. 8. — Elsner, Politik der Landwirthschaft. Stuttgart, 1835, 2 Bd. 8. — Mohl, Polizeiwissenschaft. Tübingen, 1833, 2 Bd. 8.

*** Vergl. meine Schrift: „der Staat und der Landbau;" Leipzig, 1833. 8.; „mein Handbuch der Staatswirthschaftslehre;" Leipzig, 1835. 8. — Noch führe ich als einen Freund der Theilbarkeit an: Graf v. Drechsel, Vortrag über die Landeskultur in Bayern. München, 1832. 8.

machen. Wir wollen nicht unbedingte Theilung, nur Aufhebung der Geschlossenheit, Herstellung der Freiheit. Wir halten alles über die Grenzen der dringendsten Nothwendigkeit gehende Eingreifen in die natürlichen Gesetze der Güterwelt für verderblich; sein Nachtheil tritt oft erst auf ganz abliegenden Seiten des Lebens an den Tag, und vielleicht ist es erst die Ueberfüllung der Gewerbe und der Pauperismus der städtischen und industriellen Bevölkerung, an dem es sich rächt, daß man den Grundbesitz zum Monopol gemacht hat. Wir sind zwar im Allgemeinen der Meinung, daß sich die Wagschale der ökonomischen und moralischen Vortheile mehr zu Gunsten der kleineren — nicht der kleinsten — Güter neigt — die Gründe sind in den angeführten Schriften nachzulesen, da ich hier mehr die Einwürfe gegen die Lehrmeinung, als diese selbst darstellen wollte — allein wir verkennen nicht, daß auch die großen Vortheile darbieten und zum Theil gefordert sind.* Wir wollen weder künstliche Erhaltung großer, noch künstliches Hervorrufen kleiner Güter. Wir fordern nur die Möglichkeit, daß Einsicht in die örtliche Lage, in die zweckmäßigste und wohlthätigste Benutzung und in das Bedürfniß der Zeit und des Landes über Trennung und Vereinigung entscheide und wir vertrauen, daß dann der natürliche Gang des Verkehrs in der Regel das allseitig günstigste Verhältniß herstellen werde. „Gebt Freiheit des Verkehrs mit Grund und Boden und es werden große, unzweckmäßig vereinigte, unvollständig zu benutzende Güter sich ihrer lästigen Theile entledigen; es werden aber auch andere wohlgelegene, zweckmäßig sich gegenseitig umschließende und ergänzende Grundstücke vereinigt werden, meist wird der jetzige Bestand der Güter den Kern, die Grundlage bilden, aber ein gegenseitiger Austausch das Geschäft für alle erleichtern und nützlicher machen. Es werden große Güter bleiben, der Sitz eines unabhängigen und einflußreichen

* Zu große Güter sind vielleicht nicht so nachtheilig, wie der Zustand allgemeiner Zertrümmerung des Grundeigenthums; wenigstens springen die Nachtheile nicht so in die Augen, da man hier die dürftige Bevölkerung sieht und dort die fehlende und das Minus der Produktion nicht sieht. (Ist die Bevölkerung dort in der Form von Tagelöhnern vorhanden, so ist das Uebel noch größer.) Aber auf dem unermeßlichen Zwischenraume zwischen zu großen und zu kleinen Gütern stellt sich die Sache anders.

Standes, Musterwirthschaften für ihre Umgebungen; aber zu große Güter, deren Umfang die vollständigste Benutzung durch freie Arbeit unmöglich macht, werden verschwinden. Die Güter von mittlerem Umfange werden die Regel bleiben und einen kräftigen, ordnungsliebenden, verständigen Menschenschlag nähren, den wahren Kern, die Stütze des Staats. Auf den Flächen, die jetzt unbenutzt, oder schlecht benutzt liegen, weil sie nur dem sorgfältigsten Fleiße, nur der ängstlichsten Sorgfalt, nur dem Eifer dessen, der mit dem Boden um seinen Unterhalt ringt, einen höheren Lohn zollen, werden arbeitsame Hände sich Wohnungen errichten, ein dürftiges Geschlecht genüglich ernähren, und dankbare Herzen werden zum Himmel schlagen. *

Ich gebe gern zu, daß, wo ein kompaktes System der alten schützenden, abschließenden Maßregeln noch besteht, wie es etwa Beidtel in dem angezogenen Werke geschildert hat, und die übrigen Verhältnisse des Landes damit noch zusammenstimmen, es bedenklich seyn mag, den ersten Stein daraus zu nehmen; besonders in unserer Zeit. Ewig wird man es nicht halten können und es ist weise, der ubedinngten, gebieterisch fordernden Nothwendigkeit um etwas zuvorzukommen. Man konnte Jeden in seinem Bereiche mit schützenden Bollwerken umgeben, wie jeder dadurch Ausgeschlossene ebenfalls seinen ebenso umhegten, behaglichen Kreis hatte, oder doch die wenigen gänzlich Vernachlässigten gar nicht in Betracht kamen. Aber die Sache stellte sich anders, wie allmählig die Zahl der Letzteren anwuchs, und auch die geschützten Kreise sich füllten und nach Freiheit der Bewegung verlangten. Diese Schranken schützten, so lange sie noch nicht erfüllt waren; nachher drückten sie und machten das Gedränge gefährlicher. Man wird auch der zum Grundbesitz andrängenden Bevölkerung nicht ewig die Befriedigung ihres Verlangens weigern können, vielmehr sich freuen, sie zu den ländlichen Berufen abzuleiten.

Die ungleiche Erbfolge, in strengster Ausführung, ist bei dem Bauernstande in unserer Zeit noch weniger haltbar, ** als bei dem Adel, weil sich dort noch weniger Lust und Gelegenheit darbietet, für die benachtheiligten Familienglieder zu sorgen. Ueberlasse man

* Meine angezogene Schrift: „der Staat und der Landbau" S. 47.

** Am wenigsten einzuführen.

das der Politik des Landmanns, die seither gewirkt hat. In Sachsen war die Dismembration nicht gesetzlich verboten; nur die Gerichts- und Steuerverfassung legte indirekte Erschwerungen in den Weg; in einem Theile des Landes fanden auch diese nicht statt, weil die sogenannten walzenden Felder daselbst überaus häufig vorkamen; der Bauernstand dieses Theiles war nicht ärmer, noch schlechter als der in andern. Die Güter sind in gutem Stande erhalten worden und werden es jetzt noch, wo die Schwierigkeiten allorts beseitigt sind. Sie sind oft lange in den Familien erhalten worden, weil die Eltern durch testamentarische Bestimmungen und durch gut berechnete Verheirathung, oder sonstige Versorgung ihrer Kinder, es dem einen oder andern Kinde erleichterten, das Gut allein zu übernehmen. Oft würde in früheren Zeiten die leichtere Möglichkeit einer Theilung ihren großen Nutzen gehabt haben, wenn in deren Ermangelung der Eine sich in einem überschuldeten Gute behaupten wollte. Aber man theilt in der Regel nicht, sondern verkauft im Nothfall das Gut und vertheilt die Kaufsumme; die Möglichkeit der Dismembration wird meist zur Abtrennung einzelner Grundstücke benutzt, bei der oft beide Theile gewinnen; zuweilen hat sie sich als eine sehr gewinnreiche Spekulation erwiesen. Ich gebe gern zu, daß die Institute des positiven Rechts und so auch die Erbfolge ihre letzte Quelle in der Politik finden; aber sie unterliegen doch auch den herrschenden Rechtsansichten, und diese sind jetzt für das gleiche Erbrecht. Wo das gewerbliche und das Kapitalvermögen sich so mächtig neben dem Grundbesitz erhoben haben, da würde ein nachgebornes Kind sich schmerzlich über den Zufall, der seine Eltern gerade zu Grundbesitzern gemacht hat, beklagen müssen, wenn es deßhalb erblos werden sollte. Es mag seyn, daß in einzelnen Fällen eine zu weit gehende Zerschlagung eintritt und Schaden bringt. Aber es dürfte das kleinere, nicht das allgemeine und bleibende Uebel seyn.

Ferner sorge man dafür, daß die ländliche Bevölkerung sich zu vollem und freiem Eigenthum erhebe. Solange das nicht geschehen ist, bleibt eine Quelle künftiger Stürme, bleibt ein fruchtbarer Keim des Zwiespaltes und des Mißtrauens, bleibt ein Hinderniß des höheren Aufschwunges für den Landbau und für den Stand der Landwirthe. Man malt sich gewisse Eigenschaften des abhängigen, bevormundeten Bauernstandes idealisch aus. Selbst

wenn man darin die Wahrheit schilderte, würde man doch von einem Zustande reden, der den Herren und Vormündern lieber seyn mag, als der Zustand der Selbstständigkeit des Landmanns, der aber auch ihnen schadet, der den übrigen Verhältnissen unsrer Staaten widerspricht, der nicht von einiger Dauer seyn kann, und der von einer höheren Entwickelungsstufe zurückhält, deren Ideal ein ganz anderes, ungleich schöneres und ein solches ist, was erstrebt werden kann. Die Emancipation des Landmannes geschieht auf dem Wege des Rechts; es soll Niemand dabei verlieren und die Berechtigten dürften am frühesten gewinnen, während die Verpflichteten in den meisten Fällen erst durch umsichtige Benutzung der gewonnenen Freiheit ihren Nachfolgern den Genuß der vollen Freiheit bereiten können. Immer erlangen sie einen mächtigen Antrieb zur Sparsamkeit und zu rüstiger, vielseitiger Thätigkeit. Das wird ihre Kräfte bilden, ihren Geist, ihre Blicke erweitern, und die vermehrte Bildung, zugleich mit dem gewonnenen Selbstgefühl, wird in der Schule des praktischen Lebens und freier, volksthümlicher Gemeindeverfassung den ganzen Stand heben. Das kann den Gegnern versichert werden, daß im Königreich Sachsen die Reihe der für die Emancipation des Landbaues getroffenen Maßregeln ebenso thätig benutzt worden ist, als die zeitherigen Erfahrungen die sicherste Hoffnung geben, daß sie sich immer freudiger bewähren werde. Auch aus den Marken und aus der Provinz Preußen versichern mir zuverlässige Männer, daß sich daselbst der Zustand der Landwirthschaft und der Geist und das Selbstgefühl der Landwirthe durch die befreienden Maßregeln gewaltig gehoben hätten.

Wenn übrigens diese und ähnliche Maßregeln nicht sofort die vollen Früchte bringen, ja von stärkeren Schattenseiten begleitet sind, als man befürchtete, so vergesse man nie, daß wir in einer Zeit des Ueberganges leben und unter dem Einflusse so mancher, allerdings verderblicher Ansichten und Impulse, zum Theil auch unter Verhältnissen, deren Veränderung bereits indicirt ist. Gegen jene Ansichten und Impulse kämpft man kräftig und unerschrocken. So mancher gefährliche Irrthum würde nicht mehr gehört werden, wenn die Männer, die es können, sich die Mühe nehmen wollten, ihre volle Ueberzeugung öffentlich auszusprechen, statt den Schreiern des Tages das Wort allein zu lassen. Aber man wird den

Irrthum nicht besiegen, wenn man auch die Wahrheit bekämpft, weil sie die gleiche Parteifarbe trägt, und man wird den Frieden und das Vertrauen nicht in die Gemüther zurückrufen, wenn man nicht ernsten Willen gezeigt hat, keine gerechte Ursache zu Streit und Mißtrauen ferner bestehen zu lassen. Manche Reform stürzt alte Säulen und Stützen um; wenn diese Stützen und Säulen innerlich ausgehöhlt und vermodert waren, nur noch täuschen, nicht halten konnten, so beklage man ihren Untergang nicht, aber sorge, daß sich neue und bessere bilden. Die Institute, welche durch die neuen Agrargesetze entfernt worden sind, haben ihren Nutzen für die innere Organisirung des Volks gehabt. Sie konnten ihn nicht mehr, oder doch nicht mehr in einem, die aus ihnen hervorgehenden Nachtheile überwiegenden Verhältnisse bringen, wie sie nicht mehr mit der übrigen Zeit im Einklange standen und der rechte Geist aus ihnen entwichen war. Das aber mußte Beides eintreten, weil sie nicht auf Freiheit und nicht auf gleiche Vertheilung der Vortheile des Verhältnisses gebaut waren, sondern die stärkste Versuchung zum Mißbrauch von der einen, zur Unzufriedenheit von der andern Seite enthielten. Die Conservativen haben oftmals und nicht selten mit Recht ihren Gegnern vorgeworfen, daß sie über Formen den Geist vergäßen; mögen sie nicht in demselben Irrthum handeln. Die alte erstorbene Form mag man fallen lassen, wenn es nicht möglich ist, sie mit einem neuen, bessern Geist zu beleben, weil sie nicht fähig ist, ihn zu tragen, oder die Zeit sie unabänderlich verurtheilt hat. Aber den lebensfähigen Instituten, seyen sie alt oder neu, denen hauche man den alten, echten conservativen Geist ein.

F. Bülau.

Ueber

deutschen Unterricht auf Gymnasien.

Die Gruppe von Wissenschaften, die hier in Betracht kommen, kann mit dem Namen der deutschen Philologie bezeichnet werden, sofern sie sich des Gebiets der deutschen Sprache und Geschichte ungefähr auf dieselbe Weise zu bemächtigen sucht, wie dieß die klassische Philologie mit der Sprache und Geschichte der alten Völker thut. Nach ihrem jetzigen Bestand zerfällt die deutsche Philologie in Grammatik, Poetik und Rhetorik, Literatur (Erklärung der Dichter und Literaturgeschichte), Alterthumskunde. Diese Fächer sind größtentheils bereits im Lehrkreis der Gymnasien seit längerer Zeit heimisch, aber die gesammte Ansicht und Behandlungsweise hat sich seit einigen Jahrzehnden, vornehmlich durch Jakob Grimm und seine Freunde, bedeutend umgestaltet, auch nach mehreren Seiten hin erweitert, und beides so zu Gunsten der Sache, daß sie nun viel größere Anerkennung erwarten und eine neue Prüfung ihrer Ansprüche zuversichtlich verlangen darf.

Die Zeit ist längst vorüber, wo man glaubte, das Studium der Alten reiche hin, um einen Deutschen in seine Muttersprache einzuweihen; längst würde kein Wieland mehr mit der sonderbaren Behauptung Glück machen, daß er sein Deutsch von Cicero gelernt habe; wir wissen, daß hier nicht das Weil am Platze ist, sondern das Obgleich: denn wenn einige unserer begabtesten Geister trotz übermächtiger fremder Einflüsse dem Genius der Muttersprache treu geblieben sind, weil der Sinn für das Natürliche und Schöne zu stark in ihnen wurzelte, so darf uns das nicht auf die verkehrte

Ansicht bringen, daß eben in jenen fremden Einflüssen der Segen liege. Diesen seltenen Beispielen steht ja das verkümmerte Deutsch entgegen, das — Gott seys geklagt — bei so vielen Philosophen, Kanzleimännern, Juristen und Zeitungsschreibern daheim ist. Der Schaden wäre zu verschmerzen, aber er steht nicht allein: wenn die Sprache eines Volkes nicht national ist, so leidet seine ganze Bildung an diesem Gebrechen, seinem Leben fehlt der frische Hauch. Die Deutschen sind hierüber nicht mehr blind; Alle, nicht allein die Leute vom Fach, fühlen, daß geholfen werden muß, ja, daß eine durchgreifende Aenderung für die deutsche Bildung und das deutsche Leben zur Lebensfrage geworden ist. Da es zu den obersten Zwecken dieser Zeitschrift gehört, über Fragen, die der Gegenwart lebhafte Theilnahme abnöthigen, ein ruhiges Wort zu reden, und da sie in diesem Sinn ein verbreitetes Ansehen genießt, so dünkt es den Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung nicht unpassend, wenn er dieselbe gerade hier niederlegt.

Was die Grundansicht betrifft, wovon er ausgeht, so kommt hier der vielbesprechene Gegensatz von Humanismus und Realismus zur Sprache. Wenn es erlaubt wäre, bei solchen Parteiungen den Sachverhalt aus den Namen zu entnehmen, so wäre der Gegensatz nichtig, denn aufs Gewissen befragt, wird jeder Betheiligte zugleich auf beide Prädikate Anspruch machen: er wird weder den Vorwurf ertragen, daß er das ächt Menschliche, noch den, daß er das Wirkliche vernachläßige. Allein so bei den Namen stehen zu bleiben, wäre nicht ehrlich, weil auch die besten nur „Schall und Rauch" sind. Die Sache liegt tiefer. Es spiegelt sich in diesem Streit der Schule ein Kampf ab, der durch die ganze Menschheit geht: der alte Zustand ist als ungenügend zum Bewußtseyn gekommen und ein neuer will werden. Aber nach einem Gesetze, das die Geschichte mit der äußern Natur gemein hat, geschieht dieß nicht in Frieden, sondern in schwerem Kampf, Zwei Wagschalen schwanken gewaltig und das Zünglein kommt nur langsam zur Ruhe. Auf die Fragen der Erziehung angewandt: die Schule hatte lang zu wenig nach dem Natürlichen und praktisch Brauchbaren gefragt, war auf der alten Bahn mit krämerischem Fleiße fortgegangen. Als nothwendige Folge zeigt sich nicht, wie man es hätte wünschen sollen, daß Einzelne mit weiser Besonnenheit sofort wieder das rechte Maß von Natur und

Zweckmäßigkeit in den Unterricht gebracht hätten; vielmehr traten zuerst Männer des oberflächlichen Nutzens auf (Campe, Basedow), dann Männer der Natürlichkeit (Pestalozzi und seine Jünger); es ward Sitte, der alten Schule jegliche Weisheit abzusprechen und von einigen neuen Lehrstoffen und Methoden das Heil der Erziehung zu erwarten, das auf dem bisherigen Weg nicht habe gedeihen können. Wie sich von selbst versteht, fanden die Männer der Vergangenheit an dieser unreifen Frucht nicht das mindeste Gefallen, und ein Streit entbrannte, der von beiden Theilen sehr einseitig, darum aber sehr heftig geführt wurde. Jetzt hat derselbe die Kräfte der Parteien so geübt und die Sache so ins rechte Licht gebracht, daß man sich die billigen Zugeständnisse nicht mehr versagt und täglich mehr Hoffnung fassen kann, den fünfzigjährigen Hader zum Gewinn beider Parteien beendet zu sehen.

Eine von den guten Folgen des Kampfes ist auch die, daß er die Muttersprache in ihre guten Rechte wieder eingesetzt hat; die Realisten redeten ihr das Wort zuerst um ihrer äußern Brauchbarkeit willen, nachher, weil sie in ihr ein Hauptmittel zur Entwicklung des Denkvermögens sahen; Beides ward, und wird zum Theil noch jetzt, einseitig betrieben. Dennoch läßt auch die Gegenpartei dem deutschen Unterricht allmählig sein Recht widerfahren, weil sie einsieht, daß er nicht nothwendig bloß dem kahlen Nutzen dienen oder eine Folterbank im Dienste der beliebten Denkübungen werden muß; ja daß der Humanismus, auf den „die Tiefe der Wissenschaft und zuletzt alles Ideelle in Staat und Kirche, in Wissen und Handeln gegründet ist,"* nur gewinnen kann, wenn ihm die Wissenschaft der Sprache, die dem Menschen zunächst steht, richtig behandelt, ihre Dienste anbietet. Dazu aber gibt uns die Gegenwart alle Hoffnung. Die deutschen Studien haben sich den klassischen, zumal wie diese nun in einer Verjüngung begriffen sind, genähert; die deutsche Philologie will nicht ihre älteren Schwestern von der Stelle drängen, sie will in ihren Kreis liebreich treten und liebreich darin aufgenommen seyn, denn sie ist sich bewußt, daß sie mit jenen einerlei Ursprung hat, eine Tochter der edeln stillen Wissenschaft, die auf Veredlung des innern Menschen

* So wird der Humanismus von seinem eifrigsten Vorfechter geschildert: Thiersch, über den Zustand des öffentlichen Unterrichts u. s. w. I, 231.

und dadurch auf Reinigung des äußern Lebens hinarbeitet. Daher kann auch bei freundlicher Aufnahme das Verhältniß zu beider Gewinn eingerichtet werden, denn verwandte Bestrebungen unterstützen sich auf jedem Gebiete. In diesem Sinn versucht gegenwärtige Arbeit in allgemeinen Umrissen die Aufgabe zu bezeichnen, die ein Gymnasium vermöge seiner eigenthümlichen Zwecke dem deutschen Unterrichte zu stellen hat; das Gebiet zu begrenzen, das derselbe anspricht, und die Stellung zu beleuchten, die ihm gegen die übrigen Zweige des Unterrichts zukommt. Unterbleiben soll jede Beziehung auf die Verhältnisse irgend einer besondern Anstalt, sogar jeder Vorschlag über die richtige Vertheilung der Fächer nach Altersklassen, weil hiebei die Grenze zwischen dem Allgemeingültigen und den Forderungen einer einzelnen Landschaft oder einer einzelnen Anstalt schwerlich einzuhalten wäre. Wolle darum Niemand die gemachten Vorschläge für müßige Abstraktionen halten; der Verfasser glaubt der schuldigen Bescheidenheit nichts zu vergeben, wenn er bemerkt, daß er in einer sechsjährigen Thätigkeit als Gymnasiallehrer, wobei ihm nur der deutsche Unterricht oblag, Anlaß hatte, die meisten der hier niedergelegten Ansichten selbst zu erproben.

I. Grammatik.

Der Punkt, über den auf diesem Felde bitterer Streitigkeiten am ehesten Vereinigung gehofft werden darf, ist die Methode, da diese vermöge der Natur des Gegenstands auch bei widerstrebenden grammatischen Systemen auf dieselbe Weise gehandhabt werden kann. Bei fremden Sprachen wird mit Recht gezweifelt, ob der Unterricht mit der Grammatik beginnen dürfe, indem die Einprägung abstracter Regeln, bevor der Stoff gewonnen ist, keine Anziehungskraft ausübt und die Lernbegier tödtet, ehe sie Frucht bringt. Anders bei der Muttersprache: der Stoff ist hier Jedem seit dem ersten Tag seines geistigen Lebens fortwährend dargeboten und wird daher ohne Bewußtsein mit Leichtigkeit der Regel gemäß gehandhabt. Der Lehrer des Deutschen hat also nicht positive Kenntnisse mitzutheilen, sondern nur jenes Eigenthum zum Bewußtseyn zu bringen und zu läutern. Damit ist ihm seine Methode vorgezeichnet: er wird wie einst Sokrates nicht lehren, sondern

nur die schlummernden Keime wecken; das tiefe Verständniß, das jeder Mensch von seiner Muttersprache hat, wird sich unter weiser Leitung zu einer festen Gestalt ausbilden. Diese Methode, die für Lehrer und Schüler gleich anziehend ist, weil sie bei jeder Individualität eine andere wird, eignet sich vielleicht für keinen Unterrichtsgegenstand besser, als für den unsern.

Gestattet sie ein Lehrbuch? Ohne Buch läßt sie sich reiner durchführen, man müßte dann nur den Schülern, damit sie einen Anhalt für die Wiederholung hätten, das gemeinsam Aufgefundene diktiren. Das aber hat seine schlimme Seiten, zumal ist es sehr zeitraubend. Auf der andern Seite leidet bei einem Buch die Methode, weil es den Schülern möglich macht, sich über das, was ihnen das Nachdenken sagen sollte, mühelos Raths zu erholen. Den besten Ausweg böte wohl ein Lehrbuch, das nicht ausführlich genug wäre, um von den Schülern ohne Anstrengung und Nachhülfe verstanden zu werden, aber allen nöthigen Stoff zum Anhalt während des Unterrichts und für die Wiederholung enthielte. Zu diesem Behuf gäbe es zahlreiche Verweisungen auf verwandte Paragraphen, eingestreute Aufgaben und allenthalben Beispiele. Der Gewinn, den wahre Geistesbildung durch richtige Auswahl der Aufgaben und Beispiele zu hoffen hat, darf sehr hoch angeschlagen werden: Sprüche der Weisheit, biblische zumal, Sprichwörter, Erzählungen, Schilderungen, schöne Stellen aus Dichtern prägen sich unmerklich ein und legen den besten Boden fürs Studium der Literatur.

Weil aber ein grammatisches Lehrbuch nicht allein für die Schule, sondern auch zum Selbstunterricht brauchbar seyn soll, und weil überdieß die deutsche Wissenschaft noch so jung ist, daß nicht bei allen Gymnasiallehrern die Kenntnisse vorausgesetzt werden dürfen, die für jenen sokratischen Unterricht nöthig sind, so müßte der Schulausgabe eine größere beigegeben seyn, welche die Paragraphen derselben wieder enthielte, aber jeden mit Zusätzen begleitete. Hier fände der wissenschaftliche Ballast, historischer, philosophischer und pädagogischer, seine Stelle, ohne daß er die Klarheit des Buches trübte; jeder Lehrer könnte davon so viel mittheilen, als der Standpunkt seiner Schüler gestattet.

Es erhebt sich nun die Frage, welches grammatische System für Gymnasien passe, eine Frage, die darum allgemeinere

Beachtung verdient, weil Viele bei ihrem Widerstand gegen die wachsenden Ansprüche des deutschen Unterrichts nur ein gewisses grammatisches System im Auge haben und die Sache selbst etwas entgelten lassen, was nur eine Verirrung der gährenden Entwicklung und ein unvermeidlicher Uebergang war.

Es bieten sich für die Behandlung der deutschen Grammatik drei Systeme an, die zwar nur nach und nach aufgekommen sind, aber doch jetzt gleichzeitig noch ihre Anhänger in der pädagogischen Welt haben.

1. Das empirische (praktische). Wie die französischen und englischen Sprachmeister, faßt auch der deutsche, wofern er der empirischen Richtung huldigt, die Sprache als ein Aggregat von Regeln und Ausnahmen, dessen man sich durch eine Reihe von Kunstgriffen bemächtigt, um mit dem Volk, das zufällig diese Sprache spricht, verkehren zu können. Die Autorität für das Richtige und Zierliche in der Sprache reichen bei dieser Ansicht theils persönliche Vorurtheile und provinzieller Dünkel dar, theils der Sprachgebrauch anerkannter Schriftsteller und die Aussprache der Schauspieler. Die nothwendige Folge ist, daß Einzelne sich unterfangen, die Sprache zu meistern und das arme Wesen aufs Prokrustesbette spannen, wo ihm abgethan wird, was in die Theorie nicht paßt, oder angezerrt, was dieselbe fordert. Kaum ist die Bemerkung nöthig, daß diese Ansicht vom organischen Leben der Sprache keine Ahnung hat und daher der Würde des Gegenstands nicht angemessen ist. So wie sie das sogenannte Gültige mühsam und äußerlich zusammenklaubt, wird sie nie im Stande seyn, einen Menschen in den Geist seiner Muttersprache einzuweihen, und gar kein Unterricht ist da immer noch besser. Wir dürfen es für unsere Bildung als ein wahres Glück betrachten, daß diese Richtung, als deren vornehmster Herold Adelung genannt werden kann, ihr Häuflein täglich schwinden sieht. Die Deutschen wären auch gar nicht von selbst darauf gekommen; sie haben es von den Franzosen entlehnt, denen es durch den Charakter ihrer Sprache und den historisch-begründeten Einfluß ihrer Hauptstadt und des Hofes natürlich gegeben war. Es konnte überdieß dort, bei der angeborenen geschmackvollen Leichtigkeit des Volks, nie jene schwerfällige Pedanterei aufkommen, die das spät erst germanisirte Meißen über das alte ächte Deutschland auszuüben sich unterfing. Wir

sind in dieser Hinsicht weit mehr auf das Beispiel der Italiener gewiesen, die das Joch der florentinischen Akademie nie allgemein anerkannt und bald wieder abgeworfen haben.

2. Das philosophische System. Um den Mängeln des empirischen Verfahrens zu entgehen, namentlich um der organischen und logischen Schönheit der Sprache ihr Recht angedeihen zu lassen, betrat man einen neuen Weg: man ging von den Formen des Denkens aus und hoffte so die richtigsten Formen der Sprache zu finden. Unbekümmert darum, daß die Sprache schon da war, wollten die Grammatiker sie konstruiren und geriethen so auf einen ähnlichen Abweg, wie ihre Vorgänger: sie warfen sich zu Gesetzgebern der Sprache auf und ließen ihre Gesetze nur so weit gelten, als sie dem Systeme paßten. Der geistreichste Vertreter dieser Richtung ist Becker, dessen Ansichten vielseitig Eingang gefunden haben, vornehmlich im niedern Schulwesen, weil man darin den rechten Weg für die beliebten Denkübungen gefunden zu haben meinte. So wie sich Becker's Lehre im „Organismus der Sprache" als Vergleichung der bekanntesten Idiome darstellt, darf sie vermöge ihres anregenden Wesens sehr empfohlen werden; aber in der „deutschen Grammatik," wo ihre Anwendung auf ein einzelnes Sprachgebiet versucht ist, zeigen sich alle Schwächen des Systems, zahlreiche Irrthümer und schiefe Gesichtspunkte, daraus hervorgehend, daß zur Beurtheilung des Stoffes ein schon fertiges Fachwerk mitgebracht wird, worin vornemlich das Prinzip der Trilogie eine bedeutende Rolle spielt. So ist durch das philosophische Verfahren eine andere, gefährlichere Tyrannei begründet. Was es bei einzelnen seiner Verkündiger vor dem empirischen an Geist voraus hat, wird mehr als aufgewogen durch die Unnatur, womit es in ungeschickten Händen die philologische Ausbildung bedroht, so wie durch den Verlust an Zeit, den seine eigensinnigen, spitzfindigen Theorieen herbei führen und der für den eigentlichen Zweck jedes Unterrichts, Mittheilung positiver Kenntnisse, so fühlbar ist. Nicht einmal des Uebelstands zu gedenken, daß dem jugendlichen Geiste die Spekulation ein dürres Feld ist, und daß ihm durch ihre Quälereien die Muttersprache für immer den Eindruck eines unheimlichen Gespenstes macht.

3. Das historische (vergleichende) Verfahren, das jüngste der drei und in frischer Jugendkraft von Tag zu Tag neue Bahnen

einschlagend. Es behandelt, wie das empirische, die gegebene Sprache mit jener Achtung, ohne die sie nicht begriffen werden kann, und es gewinnt den festen Halt, um den sich die empirischen Schulen vergebens zanken, dadurch, daß es alle verwandten Spracherscheinungen, seyen sie von der Gegenwart oder von der Vergangenheit, von edeln Schriftsprachen oder von verachteten Volksmundarten dargeboten, zu Hülfe nimmt und durch eine unendliche Fülle von Thatsachen die Grundsätze erfährt, wonach die Sprache geworden ist und täglich wird. Mit dem philosophischen System sodann theilt das historische jene Anerkennung der logischen, organischen Einheit im Bau der Sprache, aber es geht darin nicht so weit, daß es dasjenige, was nach unserer kurzen Einsicht zu fehlen scheint, eigenmächtig ergänzen wollte; es bescheidet sich entweder mit der Hoffnung, daß unentdeckte Thatsachen dereinst noch die Einsicht bringen werden, oder mit dem Gedanken, daß die Natur auch ihre Sprünge und Launen hat, oder mit der Ueberzeugung, daß überhaupt bei den Schöpfungen der Natur der Mensch nur zu lauschen hat, ob er ihre Gesetze vernehme, und dankbar anzuerkennen, was sie ihm offenbart. Wenn die Logik und der Organismus der Sprache auf diese Weise nicht zur Grundlage der Sprachforschung gemacht werden, so liegt darin keine Verwerfung dieser Seite der Wissenschaft: sie gelten nur nicht als die Wurzeln des Baumes, sondern als seine Blüthen, wie die edle Sicherheit im Gebrauch der Sprache seine Frucht genannt werden könnte. Daher kann sich die historische Sprachforschung rühmen, daß sie zu ihren eigenthümlichen Vorzügen noch die der beiden andern Systeme habe. Indem sie die Sprache schildert, wie sie ist, gibt sie uns ihre Seele, stellt uns in ihren organischen Mittelpunkt, wo wir den ganzen kunstvollen Bau übersehen und für jeden zweifelhaften Fall die Antwort leicht selber finden.

Der eigentliche Schöpfer und ruhmvollste Vertreter des historischen Verfahrens ist Jakob Grimm. Seinen Ruhm wird Niemand schmälern wollen, aber mit Recht fragt man: wie soll ein Werk, das mit vier dicken Bänden noch nicht einmal vollständig ist, der Schule taugen? Vorausgesetzt auch, daß ein ganz gelungener Auszug Grimms Entdeckungen übersichtlicher, zugänglicher mache, was soll überhaupt für Schüler ein solches System, das nur nützen kann, wenn man sich über eine Reihe von Sprachen

verbreitet? Ich glaube beweisen zu können, daß diese Besorgnisse ungegründet sind und daß der Grundgedanke von Grimms Grammatik nicht aufgegeben werden muß, wenn gleich die Bedürfnisse der Schule eine andere Anordnung nothwendig machen. Grimm hat seinen großartigen Bau so aufgeführt, daß er bei jedem einzelnen Kapitel der Grammatik zuerst die älteste und vollständigste Erscheinung des deutschen Sprachkreises, das Gothische schildert, von diesem zu den Sprachen des zweiten Rangs (Althochdeutsch, Angelsächsisch u. s. w.) übergeht, sondern die des dritten Ranges (Mittelhochdeutsch u. s. w.) mustert und dann erst wie zufällig zu den lebenden gelangt. Auch wenn man diese Fülle von Gestalten dadurch vereinfacht, daß man sie auf wenige Sprachstämme* zurückführt, so kann sie doch der Gymnasialunterricht noch nicht bewältigen, und die Aufgabe wäre selbst dann noch zu groß, wenn

* Entweder mit Grimm (Grammatik, erste Ausgabe I, C) vier: den gothischen, hochdeutschen, niederdeutschen, nordischen; oder mit Rapp (Physiologie der Sprache II, 120) zwei: den nordischen (scandinavischen) und südlichen (germanischen), der in Ober= und Niederdeutsch zerfällt. Grimms Ansicht ließe sich durch folgende Tafel darstellen, die zugleich jedem Sprachstamm seine geographische Stellung anweist:



Nach Rapp entsteht die Tafel:



man sich auf einen einzelnen Stamm, etwa den hochdeutschen, beschränken und, bevor man die Schüler ins Neuhochdeutsche einführte, zuerst Gothisch, dann Alt- und Mittelhochdeutsch lehren wollte. Allein es ist nichts da, was den Lehrer, der der historischen Schule angehört, zu diesem mühseligen und gefährlichen Umweg nöthigte: er selbst muß allerdings die Stufen kennen, die unsere Schriftsprache durchgemacht hat, und sollte auch den übrigen germanischen Sprachen nicht fremd seyn, aber beim Unterricht kann er ohne Nachtheil vom gegenwärtigen Bestand der Sprache ausgehen, der eben auch eine historische Thatsache ist, und auf die frühern Entfaltungen des hochdeutschen Stammes hat er blos in sofern Rücksicht zu nehmen, als die Gegenwart ohne die Vergangenheit oft gar nicht, oft nur durch große Umwege zu deuten ist. Obwohl sich nun so das Verfahren Grimms gerade umkehrt, so bleibt das System doch das historische, und obwohl der Schüler die erdrückende Fülle von Grimms Grammatik nicht ahnt, so wird er doch in das kolossale Werk eingeführt, erndtet einen Theil seiner Früchte und übt sich, denselben Weg, den ihn der Lehrer geleitet hat, auch bei andern Zweigen unseres Sprachstamms, überhaupt bei allen Sprachen zu finden, zu denen er sich gleichzeitig oder später einmal wendet. Auf diese Art erfüllt der Unterricht in der Muttersprache eine schöne Aufgabe: er legt den Grund für Sprachverständniß im Allgemeinen, für echte philologische Ausbildung.

Dieß führt auf eine Seite des deutschen Unterrichts, die, wenn demselben eine neue Stellung in der Oekonomie der Gymnasien eingeräumt werden soll, genaue Beachtung verdient und auch etwas zu seiner Empfehlung beiträgt, indem sie zeigt, wie er im Stande ist, andern Fächern in die Hände zu arbeiten. Da nämlich, mit Ausnahme des Hebräischen, alle Sprachen, die in den Kreis gelehrter Anstalten fallen, klassische und moderne, in ihrem Bau der unsern nahe verwandt sind und beim historischen Verfahren dieser Verwandtschaft vielfach gedacht wird, so ist es nicht von Nöthen, daß für jede einzelne Sprache die Terminologie, die Grundzüge der Lautlehre, der Zusammenhang der Syntax mit den Denkgesetzen, und was sonst dem allgemeinen Sprachstudium, der Philosophie der Grammatik angehört, wieder besonders vorgenommen werde, und es fragt sich nur: welchem Zweige des

Sprachunterrichts soll die Aufgabe zufallen, zur Erleichterung der übrigen diese Punkte ein für allemal abzumachen? Ich entscheide mich ohne Zögerung für den deutschen, aus dem einfachen Grunde, weil jeder andere mit Einprägung des Stoffs so hinreichend beschäftigt ist, daß ihm wenig Muße bleibt, die Sprachformen als solche zu erwägen. Ueberdieß nehmen die Schüler eine fremde Sprache nie so ganz in sich auf, daß sie ihnen als Objekt der Betrachtung in allen ihren Theilen leicht zugänglich würde. Für den Fall, daß der gemachte Vorschlag Eingang fände, müßte natürlich das Deutsche die erste Sprache seyn, die man lehrte, oder unter den ersten, und zwar müßte sie von Anfang an nach demselben Systeme gelehrt werden, das die Schüler an den obern Klassen wieder finden; es müßte überhaupt, was auch in anderer Hinsicht Werth hat, der ganze Sprachunterricht nach einem gemeinsamen Plane geordnet werden und das Deutsche müßte gleichsam das Netz zeichnen, worin die übrigen Lehren ihre Einträge zu machen hätten.

Die Rückwirkung eines solchen Unterrichts auf erfreulichen Fortschritt in fremden Sprachen würde sich als sehr bedeutend erweisen. Goethe sagt: „wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen." Das läßt sich vollkommen umkehren: „wer von seiner Muttersprache nicht Rechenschaft zu geben weiß, eignet sich eine fremde nie wahrhaft an." Fremde Sprachen lernen wir, auch wenn wir im Lande selbst sind, nie auf harmlose Weise, wie in unsern Kindernjahren die Muttersprache, sondern in einem Streit zwischen dem vaterländischen Idiom und dem fremden. Dabei hat der Geist zweierlei Thätigkeiten zu entwickeln: einmal muß er durch Gewohnheit und durch bewußte Anstrengung des Gedächtnisses den Stoff erobern, und dann, weil in spätern Jahren das Gedächtniß nicht mehr so reich ist, auch die Uebung meist nicht so lange fortgesetzt werden kann, wie in den Kinderjahren mit der Muttersprache, so muß er Regeln zu Hülfe nehmen. Hier ist die eigene philosophische Thätigkeit unentbehrlich, denn die Grammatik gibt zwar die Regeln, aber sie spinnt sie nicht bis ins Feinste aus und ihre Anwendung ist immer noch Sache des Geschmacks. Die beiden genannten Thätigkeiten, Erfahrung und Abstraktion, müssen Hand in Hand gehen und sich gegenseitig vorwärts bringen; es ist für Sprachstudien eben so hinderlich, wenn man nach altem Brauche damit beginnt, eine Grammatik

einzutrichtern, und etwa den todten Regeln todte Beispiele zur Seite stellt, als wenn man mit Hamilton alles Heil von der rohen Praxis erwartet. Man beginne allerdings, wie er thut, den Unterricht damit, daß der Schüler sich ganze Sätze und Stücke zu eigen macht, denn auf diese Weise fühlt er bald die Lust, die im Besitz einer fremden Sprache liegt; aber man erspare ihm auch nicht die Mühe, von Allem, was da auftritt, den Grund zu erforschen. So wird er in Kurzem die wichtigsten Regeln inne haben und in den gelernten Stücken eine lebendige Grammatik besitzen, die um so mehr Werth hat, da sie von ihm selbst geschaffen ist. Eine zweite und dritte Sprache geht schon leichter, und am Ende ist die Fähigkeit gewonnen, Sprachen auch ohne Anleitung zu lernen, was gewiß als die Spitze philologischer Ausbildung betrachtet werden darf. — Den Anfang aber zu all dem legt, nach jener Umkehrung des Goetheschen Ausspruchs, das Bewußtseyn, das Einer von der Muttersprache hat, denn die Fertigkeit, Regeln zu entdecken, muß sich an Einer Sprache gebildet haben, und wo geschähe das leichter, als an der eigenen, bei welcher der Stoff keine Schwierigkeit macht und die Betrachtung ungehemmt fortschreiten kann!

Bevor die Untersuchung das Feld der Grammatik verläßt, tritt ihr noch ein Punkt entgegen, der schon lebhafte Erörterungen veranlaßt hat, nämlich, ob die Kenntniß der ältern deutschen Sprachen mit in den Kreis des Gymnasialunterrichts gehöre. Ich verhehle nicht, daß die Behandlung der neuhochdeutschen Grammatik, wie sie meinen Wünschen entspräche, mit darauf berechnet wäre, jenen Studien vorzuarbeiten, und umgekehrt von ihnen gefördert zu werden, doch ist damit noch Niemand genöthigt, die aufgeworfene Frage zu bejahen, nur leichter wird es ihm gemacht. Entschieden spricht hingegen für die Aufnahme altdeutscher Studien, daß sie, vornehmlich durch den neuen Schwung, den sie genommen haben, für einzelne Berufsarten, wie Geschichtsforscher, Fachphilologen, Rechtsgelehrte, immer mehr unabweisbares Bedürfniß werden. Es wird sich bald nicht mehr fragen, ob altdeutsche Studien in den Kreis der gelehrten Bildung gehören, sondern nur, ob sie eine Aufgabe der Gymnasien, oder ob sie auf die Hochschule zu verweisen seyen. Leider lehrt die Erfahrung, daß philosophische (und philologische) Wissenschaften von den

meisten Studirenden um des Brodstudiums willen versäumt oder höchstens dilettantisch betrieben werden. Wirkliche Kenntnisse im Altdeutschen sind aber, wie in jeder Sprache, nur zu gewinnen, wenn man sich durch die Mühseligkeiten des Anfangs nicht abschrecken läßt, bei den meisten mithin durch äußern Zwang. Will man also den Jünglingen einiges altdeutsche Wissen auf die Lebensbahn mitgeben, so bleiben nur zwei Auswege: entweder man macht es zu einem Zweige der Fakultätsprüfungen, oder man zieht es in den Kreis der Gymnasien. Letzteres ist darum rathsamer, weil überhaupt die Anfänge des Sprachstudiums für jüngere Jahre passender und daher den Gymnasien zugewiesen sind. Irgend eine Vorsorge in dieser Hinsicht ist dringendes Bedürfniß, denn mit jedem Jahr tritt die deutsche Wissenschaft schöner und ehrfurchtgebietender in unsere Bildung ein und noch immer fehlt unsern Jünglingen die Vorschule dafür, so daß die besten Docenten über schlechtbesuchte oder erfolglose Vorlesungen zu klagen haben.

Ein bedenklicher Einwurf, der mir hier entgegen blickt, ist allerdings die Fülle von Gegenständen, die sich dem Gymnasialunterricht sonst schon aufdringen, und zudem hat ein Theil des Unterrichts, der sich noch in voller Gährung befindet, alle Ursache, mit Ansprüchen auf Stundenzahl bescheiden zu thun. Aber das kann er eben um seiner Jugend willen verlangen, daß ihm die Schulbehörden, wofern er nicht durch Ueberladung der Schüler den Zwecken der Anstalt schadet, freistellen, wie er seine kleine Stundenzahl benutzen will. Ein Lehrer, der sein Fach mit Liebe und Einsicht betreibt, wird dann schon mit seinem Pfunde wuchern und seine Zeit zu Rathe halten, um Erfolge aufweisen zu können und dadurch seiner Sache zu nützen. Ist durch tüchtige Behandlung des Neuhochdeutschen ein guter Grund gelegt, so hält es nicht schwer, auf höheren Stufen der Anstalt Zeit fürs Altdeutsche zu finden, ohnehin, da es sich beim Studium der Literatur als schönes Hülfsmittel darbietet und die Liebe jedes wackern Schülers leicht gewinnt.

Bisher ist nur vom Altdeutschen im Allgemeinen die Rede gewesen; nun fragt es sich, welche Zweige des großen Stammbaums, der S. 182 in der Anm. gegeben ist, vorzugsweise zu berücksichtigen seyen. Zunächst gehen uns natürlich das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche an. Beide sind Grundlage unserer

heutigen Gesammtsprache, und empfehlen sich dem Sprachforscher, das erstere durch seine vollen Formen, wodurch es manchmal sogar über dem Gothischen steht, das letztere, weil es durch seine feine Syntax und überhaupt durch seine reiche Entwicklung für unsere neuhochdeutsche Sprache, der es nicht so gar ferne liegt, eine Fundgrube zweckmäßiger Neuerungen ist. Sodann sind beide für gewisse praktische Zwecke, für Geschichtsforschung, Rechtsgelehrtheit, Literaturgeschichte unentbehrlich; besonders ist das Mittelhochdeutsche der Schlüssel zu einer Reihe großartiger und lieblicher Dichtungen.

Eine Stufe weiter liegen uns das Gothische und das Altsächsische; jenes könnte Berücksichtigung ansprechen, weil ihm der Ruhm gebührt, die älteste, reinste und reichste Form deutscher Zunge zu seyn, und also über eine Menge grammatischer und sprachgeschichtlicher Fragen allein Auskunft geben zu können; das Altsächsische mit seiner Tochter und Enkelin, als die Sprache des nördlichen Deutschlands und wegen des nicht unbedeutenden Einflusses, den sie aufs Neuhochdeutsche ausgeübt haben. Etwas allgemein Gültiges läßt sich nicht sagen; es kommt viel auf besondere Verhältnisse an, wie denn z. B. niederdeutsche Gymnasien mehr, als oberdeutsche, aufgefordert sind, das Altsächsische und Mittelniederdeutsche einzuführen. Eine weitere Ausdehnung, als auf Gothisch und Altsächsisch, taugt schwerlich für Gymnasien, und man kann sich bei dem Gedanken beruhigen, daß z. B. ein Jüngling, der im hochdeutschen Kreis eine tüchtige Schule besitzt, sich im Angelsächsischen, Altnordischen u. dgl. unschwer von selbst zurechtfinden wird.

Unmittelbar schließt sich hier die Frage an, welche Rücksicht der Grammatikunterricht auf die deutschen Volksmundarten zu nehmen habe. Sie bieten sich auf unserem Gange durch den Garten der deutschen Wissenschaften vielfach dar: als Hülfsmittel der Geschichte und Geographie, als Trägerinnen mancher lieblichen Dichtung, durch ihren Zusammenhang mit der Gesammtsprache, endlich als Mittel der Sprachforschung überhaupt. Von den beiden ersten Punkten ist bei der Alterthumskunde und der Literatur zu reden; hier gehen uns die beiden letzten an. Was zuerst die Gesammtsprache betrifft, so ist für ihr vollkommenes, lebendiges Verständniß die Bekanntschaft mit den Mundarten unentbehrlich, denn sie hat sich aus ihnen gebildet und nährt sich fortwährend aus ihnen, so daß sie gleichsam nur die gezähmte, veredelte Volkssprache ist.

Was sodann den Werth für Sprachforschung anlangt, so weiß man, daß in dieser die besten Fortschritte durch Vergleichung geschehen; Mundarten aber sind Sprachen so gut wie andere, in Vielem ärmer, in Vielem reicher als die Gesammtsprache, eben so fest, wie sie, ihren Gesetzen folgend. Der Sprachforscher, der Lehrer, der dieses leicht erworbene Idiom verschmäht, schließt sich demnach für eine Fülle von Erscheinungen ab, aus denen um so besser Gewinn zu ziehen wäre, da sie ihm, so wie den Schülern, bis in ihre Tiefen verständlich und zugänglich sind.

Es kommt hiezu noch ein praktischer Werth, den das Studium der Mundarten hat; ein großer Theil des Volks bewegt sich mit seiner Sprache, also mit seinem geistigen Leben, auf dem Gebiete der Mundart; der Gebildete, der in ihr nur Rohheit und Zerfall sieht, verschließt sich eben damit gegen das Leben der niedern Klassen. Und doch sind so Viele berufen, dasselbe zu kennen und zu würdigen: Beamte, Richter, Aerzte, Lehrer, Geistliche, deren aller Verkehr mit dem Volke an Gehalt und Segen unendlich gewinnt, wenn sie gelernt haben, daß die Sprache des Volks auch eine Sprache ist und eigenthümliche Vorzüge besitzt. Ohnehin ziert es den Gebildeten, wenn ihm jede Erscheinung seines Kreises belebt und durchsichtig ist.

Besonderer Unterricht in den Mundarten ist übrigens gar keine Aufgabe für den Lehrer; weist er in den Lehrstunden seine Schüler auf das hin, was sie täglich und oft tadelnswerth ausüben, was sie auf Reisen und im Umgang mit Fremden vielleicht vernommen haben, so lernen sie von selbst die Gesetze beachten; mit vergnügtem Stolze liest und spricht schon der Knabe ein Gedicht, das in der Sprache seiner Heimath geschrieben ist, und eine Arbeit über die Eigenheiten dieser Sprache ist den Reiferen Spiel und Lust.

Nachdem auf diese Weise der Weg versucht worden ist, den der Grammatikunterricht zu nehmen hat, so mögen zur Uebersicht kurz noch einmal die Grundsätze gemustert werden, nach denen ein Lehrbuch der neuhochdeutschen Grammatik für Gymnasien verfahren müßte.

1. Eine doppelte Ausgabe, wie sie S. 178 beschrieben ist.

2. Vollkommene Faßlichkeit für Jeden, der überhaupt den Weg der wissenschaftlichen Bildung geht, auch wenn er sich auf den heutigen Stand der Sprache (das Neuhochdeutsche) beschränken will.

3. Rücksicht auf allgemeine philologische Ausbildung. Zu diesem Ende werden alle historischen und philosophischen Vorkenntnisse, die das Studium der Grammatik verlangt, mit hereingezogen; desgleichen die ältern und neuern Sprachen, die in unsern Bildungskreis gehören, wo sie Vergleichungspunkte darbieten. Uebrigens ist dieß, als Nebensache, so gehalten, daß es nirgend dem zweiten Grundsatz in den Weg tritt.

4. Das Altdeutsche (Ahd. Mhd. — Goth. Alts.) wird auf die Art hereingezogen, daß es eines Theils nie als Selbstzweck erscheint, andern Theils aber alle Vorkenntnisse erworben werden, die der Jüngling braucht, um vielleicht später einmal zum Studium dieser und anderer verwandter Sprachen überzugehen.

5. Aus ähnlichen Gründen und im nämlichen Maße wird auf die deutschen Volksmundarten Rücksicht genommen.

Allgemeine Geltung zu finden hoffen diese Grundsätze nicht, so lange die deutschen Grammatiker über das beste System für ihre Wissenschaft noch in offener Fehde sind. Die Ausgleichung, zu der jeder Freund der vaterländischen Bildung beizutragen berufen ist, wäre bedeutend näher gerückt, wenn man sich nur einmal über solche Punkte weniger zankte, die mit dem Wesen der verschiedenen Systeme am wenigsten zu schaffen haben. Ich meine die grammatischen Benennungen und die Eintheilungen. Ein allgemeiner Vertrag über deutsche Terminologie ist schwerlich zu hoffen, und da Terminologie eine ganze Nebensache ist, so sollten Gymnasien bei der lateinischen bleiben, welche die Schüler ja doch kennen müssen. Was die Eintheilungen betrifft, so wäre es an der Zeit, den Irrthum zu begraben, daß irgend eine absolut treffliche zu finden sey. Die Eintheilungen sind in keinem Gebiete unseres Wissens von der Natur gegeben, denn die Gebilde der Natur, unter ihnen auch die der Sprache, sind eine unendliche Kette, an der sich jedes Glied eng ans andere schließt, indem es vom vorhergehenden nur eben so viel abweicht, als es braucht, um ein anderes zu seyn. Daher springt die Verschiedenheit der sogenannten Klassen erst dann lebhaft hervor, wenn man die Mittelpunkte einer jeden ins Auge faßt; an den Gränzen zerfließt jede nach mehreren Seiten. Die Eintheilungen also, welche die Wissenschaft macht, sind keine Abbilder von irgend etwas Wirklichem, sondern nur Hülfsmittel, durch die wir das sonst unabsehbare Reich

der Erscheinungen überblicken, und Niemand, besonders nicht der Lehrer, soll vergessen, daß wir sie nur brauchen müssen, um sie entbehren zu lernen, daß wir großen Irrthümern ausgesetzt sind, wenn wir uns von ihnen beherrschen lassen. Vergessen wir das, so thun wir gar leicht der Natur Gewalt an, vornehmlich in den Fällen, wo eine Erscheinung auf der Gränzscheide zweier Klassen steht, wie z. B. in unserer Wissenschaft der Infinitiv zwischen Verbum und Substantiv; Wörter wie „Gelehrter, Ganzes" zwischen Adjectiv und Substantiv; Wortbildungen wie „fröhlich, sparsam" zwischen Ableitung und Composition. Alle Pedanterei ist hier der richtigen Einsicht nachtheilig, und der Lehrer, der selbstständigen Sinn für Wissenschaft pflanzen will, muß darauf bedacht seyn, daß sein Schüler nur dem Wesen des Dings die Achtung zolle, die so oft für die Eintheilungen gefordert wird. Die Buche trägt nicht darum Laub, weil sie zum Laubholz gezählt wird, sondern wir zählen sie dazu, weil sie Laub trägt; Tag hat im Genitiv nicht darum „Tages," weil es zur starken Declination gehört, sondern wir rechnen es dazu, weil es „Tages" hat. Einfache Wahrheiten, aber in der Regel sehr verkannt.

II. Literatur.

Es sind unter diesem Namen zwei Theile des deutschen Unterrichts zusammengefaßt: Literaturgeschichte und Erklärung der Dichter. Beide stehen in so engem Zusammenhang, daß sie hier, wie auch beim Unterricht, nicht wohl getrennt werden können, denn auf der einen Seite läßt sich Literaturgeschichte nicht mit Erfolg lehren, wenn nur über die Erzeugnisse der Dichtkunst gesprochen und nicht ihre Betrachtung und Erklärung angeknüpft wird; auf der andern entbehrt die Lektüre eines vorzüglichen Reizes und Gewinns, wenn sie die einzelnen Dichtungen nicht im Zusammenhang mit dem Seyn und den Schicksalen ihres Meisters, mit der Zeit, worin er lebte, mit seinen Vorgängern und Nachfolgern betrachtet.

Die Ergänzung, welche sich die beiden Zweige des literarischen Studiums bieten, darf jedoch nicht so genommen werden, als ob beide zeitlich immer Hand in Hand gehen müßten, und als ob beiden immer gleich viel Aufmerksamkeit gebührte. Die systematische Behandlung der Literaturgeschichte muß auf das Ende der Gymnasiallaufbahn verspart werden, wo die Jünglinge schon eine

Fülle von Dichterwerken und dadurch die Reihe der Meister kennen gelernt haben, so daß sie gleichsam nur noch Musterung zu halten, die minder bedeutenden Verbindungsglieder zu ergänzen und die Entwicklung im Großen zu überschauen brauchen. Damit aber dieses möglich sey, darf vom ersten Anfang des deutschen Unterrichts bis zu seinem Schlusse die Beschäftigung mit den Werken der Dichter nicht ausgesetzt werden.

Es sind immer nur die Dichter als Gegenstand des literarischen Studiums genannt, die Prosaiker abgelehnt. Dieß ist nicht so zu verstehen, als ob in unsern Kreis nur Werke in gebundener Rede gehörten, vielmehr ist, als äußere Form betrachtet, die Prosa nicht selten das Gewand, welches der Dichter wählt, und man wird darum seinem Werke den poetischen Charakter nicht absprechen. Weitere Zugeständnisse dürfen aber der Prosa nicht gemacht werden, namentlich soll sich die Literaturgeschichte nicht anheischig machen, auch den Gang der Beredsamkeit, Geschichtschreibung, Philosophie zu schildern, oder die Entwicklung der Sprache zu verfolgen, sonst wird ihre Aufgabe zu umfassend und ihre Bestrebungen entbehren des innern Zusammenhangs. Geschichte der deutschen Literatur sey Geschichte der deutschen Poesie; die Geschichte der übrigen geistigen Gebiete überlasse sie den einzelnen Wissenschaften, namentlich gehört die Entwicklungsgeschichte der Sprache in die Einleitung zur Grammatik. Nun zu den einzelnen Aufgaben des literarischen Unterrichts.

1. Erklärung der Dichter.

Obgleich das Feld der Literatur so eben eine nothwendige Einschränkung erlitten hat, behält es doch noch einen sehr bedeutenden Umfang, und namentlich ist der Reichthum an Dichtungen, die gekannt zu werden verdienen, so groß, daß man fast verzweifeln möchte, auch nur mit dem Wichtigsten zu Ende zu kommen. Wenn indessen jede Woche von der umfassenden Arbeit auch nur ein Stückchen verrichtet, so läßt sich in einer Reihe von Jahren Vieles zu Stande bringen. Außerdem ist durch mehrere gelungene Sammlungen die Uebersicht des Trefflichen sehr erleichtert. Diejenigen Sammlungen, welche für unsern Zweck in Betracht kommen, stimmen zwar alle darin überein, daß sie eine Auswahl des Preiswürdigsten seyn wollen, doch huldigen sie nicht alle dem gleichen

Grundsatz. Man kann sie in ästhetische und historische eintheilen. Jene gehen darauf aus, das Gelungenste unserer neuern Literatur zusammen zu stellen; ihre Eintheilung nehmen sie von den poetischen Gattungen, einige, unpassend genug, von den Versmaßen her. Unter den eigentlich ästhetischen Sammlungen behauptet Follens Bildersaal deutscher Dichtung durch Geschmack in der Auswahl und Fülle des Stoffs eine der ersten Stellen; er hat auch das Verdienst, den Schöpfungen der neuern Poesie den Weg in die Schule gebrochen zu haben, während man sich vor ihm in einem hergebrachten Kreis sogenannt klassischer Stücke bewegte, die eine Sammlung aus der andern entlehnte.

Während die ästhetischen Sammlungen sich mehr auf die Gegenwart beschränken, sind die historischen bemüht, aus jedem Zeitraum der Literatur nicht allein das Schönste, sondern auch das Charakteristische zu geben, und so das Studium der Literaturgeschichte praktisch zu begleiten. Obenan steht unter diesen Arbeiten W. Wackernagels doppelnamiges Lesebuch,* das einen lebendigen Kommentar für die Entwicklung unserer Poesie und Sprache von Ulfila bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts liefert. Für einen kleineren Zeitraum, für die letzten hundert Jahre, ist ein treffliches Werk, G. Schwab's Mustersammlung,** die den historischen und ästhetischen Eintheilungsgrund auf eigenthümliche Weise verbindet.

Beide Arten von Sammlungen sind hier nicht gesondert, als ob sie einander unverträglich entgegenständen, sondern nur weil es in der Natur der Sache liegt, daß sie sich beide geltend gemacht haben und fortwährend machen. Jede gute Sammlung, welchem Grundsatz sie auch huldige, muß mehr oder minder auch dem andern einigen Einfluß gestatten, und desgleichen muß jeder gute Unterricht so angeordnet werden, daß weder das ästhetische noch das historische Bedürfniß zu kurz komme. Für Schüler, die nur mit dem Neuhochdeutschen beschäftigt werden, genügen Sammlungen

---

* Deutsches Lesebuch, 1. Theil: Altdeutsches Lesebuch, 2. Theil: Proben der deutschen Poesie seit dem Jahr 1500. — Basel. Erste Ausgabe. 1835. 1836.

** Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von Haller bis auf die neueste Zeit. Leipzig. 1835.

der ersten Art; eben so sind diese hinreichend, wenn ästhetische Ausbildung Hauptzweck des Unterrichts ist; dagegen muß der systematischen Behandlung der Literaturgeschichte eine Sammlung der zweiten Art, wenn nicht voran, doch zur Seite gehen.

Als ein Hauptgesetz für beide Arten macht sich möglichste Vielseitigkeit geltend, besonders verlangt die Wichtigkeit des Dialektstudiums, die S. 187 ausgeführt worden ist, daß die deutschen Mundarten in ihren besten Erzeugnissen Aufnahme finden. Mit reifern Schülern lese man ganze Werke, epische und dramatische, oder nehme das Bedeutendste eines einzelnen Dichters heraus, wie L. Ettmüller mit Klopstock gethan hat. *

Die Methode bei diesem Zweige des Unterrichts hat mehrere Aufgaben zu lösen: einmal muß gründliches Verständniß der gelesenen Dichtungen, soweit die Reife der Schüler zuläßt, erzielt werden; sodann muß durch jedes einzelne Gedicht der Jüngling dem Geiste des Dichters und seiner Zeit näher treten, ein historischer Gewinn; endlich muß es dienen, Kenntniß der Formen und edeln Vortrag zu fördern, formeller Gewinn. Die beiden letzten Punkte werden später Berücksichtigung finden: der historische bei der Literaturgeschichte (s. S. 197), der formelle bei der Rhetorik und Poetik (s. S. 206); hier handelt es sich um die Erklärung im engern Sinn.

Sie hat eine äußere und eine innere Aufgabe. Die äußere, grammatische, ist erfüllt, wenn der Schüler den Wortsinn gefaßt hat; ihre Schwierigkeit nimmt natürlich in dem Maße zu, als uns die Zeit und Sprache des Dichters ferner liegt, doch ist die Arbeit auch bei manchen Neueren, z. B. Klopstock, Schiller, Hölderlin, Rückert, noch groß genug. Ohnehin aber läuft unser poetischer Styl dem prosaischen oft so zuwider, daß schon seine Zurückführung auf die prosaische Regel dem Unterricht reichen Stoff darbietet. Auch das wolle der Lehrer bedenken, daß fast in jedem Satz Gelegenheit ist, über den bildlichen Charakter der Sprache zu reden. Jeder abstrakte Ausdruck ruht auf einem Bilde, und wo wäre mehr der Ort, von dieser Eigenheit der Sprache zu

---

* Auserwählte Oden von Klopstock. Zum Schulgebrauch erklärt und herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich 1836.

reden, als bei Dichterwerken, deren ganzes Daseyn, wenn es wirklich poetischen Werth hat, symbolischer Natur ist!

Was weiter die innere Aufgabe, die Sacherklärung, betrifft, so ist das Feld noch viel umfassender, ja es wird unter den Händen eines durchgebildeten Lehrers eben so reich, als die Poesie überhaupt, d. h. unermeßlich; auch läßt sich hier jenes kecke Wort anwenden, daß nur der Dichter den Dichter verstehe. Glücklicherweise aber, da nicht jeder, der Dichter zu erklären hat, auch ein Dichter ist, besitzen wir Vorarbeiten für diese Aufgabe, und es läßt sich voraussehen, daß dieser Weg noch öfter und mit steigendem Erfolg werde betreten werden. Zuerst Valentin Schmidt,* und nach seinem Vorbild, in weiterem Umfang, Götzinger** haben Sammlungen veranstaltet, mit der bestimmten Absicht, jedes aufgenommene Gedicht sowohl historisch als ästhetisch zu beleuchten. So erfahren wir z. B. bei Bürgers Lenore, diesem Stolz deutscher Balladen, wann Bürger sie gedichtet, welche Aenderungen er auf den Rath seiner Freunde dabei angebracht, welche Aufnahme sie gefunden hat; ferner, daß der Stoff einer niederdeutschen Sage entnommen ist, daß aber Bürger ohne Zweifel schon die verwandte englische Ballade kannte, auch daß eine altdänische Ballade und ein deutsches Volkslied denselben Stoff behandeln; endlich werden wir auf die eigenthümlichen Verdienste der Behandlung hingewiesen, auf die gelungene künstlerische Form, wie auf den Geist, den Bürger seinem Stoffe eingehaucht hat. Die Zugaben zum Ring des Polykrates bestehen in der ältesten Erzählung des Ereignisses, wie Herodot sie gibt, der Verarbeitung durch Hans Sachs, einigen verwandten Sagen aus andern Völkerkreisen, einer Vergleichung der Schiller'schen Ballade mit seiner Quelle u. s. w. Diese Methode ist sehr geeignet, nicht allein Schüler, sondern auch Erwachsene den erfreulichsten Blick in die geistige Werkstätte unserer großen Dichter, in die Entwicklung unserer Literatur, ja in das Leben der Poesie überhaupt werfen zu lassen, und Verdienste,

---

* Balladen und Romanzen von Bürger, Stolberg und Schiller. Erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Berlin, 1827.

** Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Leipzig und Zürich, 1831.

Schönheiten werden uns klar, die wir bei früherem Lesen nicht ahnten. Eine Menge von Bemerkungen jeder Art knüpft sich auf diese Weise an, und es ist für umfassende Ausbildung des Geistes und Gemüths ein unabsehbares Feld eröffnet.

Bei diesem Anlaß noch einige Worte über einen sehr verbreiteten und sehr traurigen Irrthum. Für Knaben und Jünglinge, hört man sagen, müsse die eigentliche Poesie noch verschlossen bleiben; die Fabelsänger des achtzehnten Jahrhunderts, die Anekdotendichter des neunzehnten und etwa ein zahmer Balladenmacher oder bürgerlicher Natursänger seyen für sie die geeignete Nahrung; denn einen hohen Flug fasse dieses Alter noch nicht, und es sey gefährlich, durch officielle Bestrebungen der Phantasie ein Uebergewicht über den Verstand zu geben.

Was zuerst die Gefahren der Phantasie betrifft, so gibt es freilich Dichter, die für die Jugend nicht taugen; aber Deutschland besitzt auch einen Schatz echter Dichtungen, die, von Geistern voll edeln Ebenmaßes geschaffen, dieses Ebenmaß im Lesen fördern. Ueberdies mag es für einen phantasiereichen Knaben besser seyn, wenn man seine Phantasie durch reine Vorbilder regelt, als wenn man sie unbeachtet wuchern läßt, * und endlich ist zu bedenken, daß das spätere Leben hinlänglich dafür sorgt, die Zauberbilder der Phantasie erbleichen zu lassen, daß also eine kleine Morgengabe davon, die der Knabe erhält, wohl zu schätzen ist. Ueberhaupt lieber keine Dichter, als schlechte: ohne Phantasie aber ist keine guter gedenkbar, denn alle Poesie ist eine symbolische Sprache, und alle Symbolik ist eine Tochter der Phantasie.

* Goethe führt im neunten Buch von Dichtung und Wahrheit aus der allgemeinen deutschen Bibliothek eine Stelle an, die er für „bedeutend" erklärt und die so beginnt: „Wir haben von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen man ihre nöthige Kultur, und zwar gleich in den ersten Jahren zu geben nicht verabsäumen muß, und die man doch weder mit Logik noch Metaphysik, Latein oder Griechisch kultiviren kann; wir haben eine Einbildungskraft, der wir, wofern sie sich nicht der ersten besten Vorstellungen selbst bemächtigen soll, die schicklichsten und schönsten Bilder vorlegen und dadurch das Gemüth gewöhnen und üben müssen, das Schöne überall, und in der Natur selbst, unter seinen bestimmten, wahren und auch in den feineren Zügen zu erkennen und zu lieben."

Der andere Einwurf, daß die Jugend des Sinnes für erhabene Poesie entbehre, könnte sich nur auf Erfahrung stützen, allein er widerspricht ihr. Man hat es zwar an manchen Orten glücklich dahin gebracht, daß Alt und Jung ohne Geschmack für Poesie sind, und da mögen die Alten schwer begreifen, daß die Jungen anders sollen zwitschern können, aber in Wahrheit sind die Jugend und selbst das derbe Knabenalter, mit ihrem weiten Herzen und ihrer frischen Einbildungskraft, eben die rechte Zeit für den Dichter, und je früher man den Menschen in den poetischen Lustwald einführt, desto sicherer darf man seyn, daß die Bekanntschaft mit demselben ihm als trostreiche, heiligende Mitgabe für's arme Leben bleibt. Auch hier wird sich Goethes Wort bewähren: „Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie seyn sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind."

Natürlich darf, wenn die Beschäftigung mit Poesie weder schädlich noch unnütz seyn soll, die leitende Hand des Lehrers nie fehlen; denn um beim Gleichniß zu bleiben: jener Lustwald ist labyrinthisch und stößt an Abgründe. Alles kommt darauf an, daß die erste Einführung im rechten Geist geschehe: wem einmal eine weise Hand die Schönheit der rechten Poesie enthüllt hat, der findet sicherlich an dem Flitter der falschen keine Freude mehr.

Ein Uebelstand ist noch zu bedenken, der dem Lehrer der Poesie wie dem der Musik manches Unangenehme. bereitet: viele Naturen sind nur spärlich mit jenem Sinne bedacht, der an der Schönheit des Liedes Gefallen findet; aber wie dieser Sinn bei den Begabteren oft durch Rohheit der Umgebungen und Mangel an Pflege niedergehalten, vielleicht selbst erstickt wird, so kann durch treue Pflege gewiß in dem minder Begabten etwas von jenem himmlischen Lichte geweckt werden, womit die Poesie, gleich der Religion, das Leben verklärt. Die Aufforderung zu der Mühe, die solches Pflanzen und Begießen oft mit sich bringt, glaube ich nicht stärker unterstützen zu können, als durch die schönen Worte, mit denen Goethe seinen Liebling Wilhelm Meister den Segen der Poesie verfechten läßt: „Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksal entgegengeht, so schreitet

die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freud und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen und von ungeheuern Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen."

2. Literaturgeschichte.

Es gibt eine äußerst trockene, langweilige Manier, dieses Fach zu behandeln, das ist, wenn sich der Lehrer darauf beschränkt, ein Verzeichniß der Dichter, ihre Geburts- und Todesjahre, etwa auch ihre Lebensschicksale, die Titel und die chronologische Reihefolge ihrer Werke mitzutheilen und zu verlangen, daß der Schüler sich das einpräge. Eine reichere Behandlung, heißt es, sey nicht möglich, weil dem deutschen Fach, somit auch den einzelnen Theilen desselben, die Zeit zu karg gemessen sey.

Aber was hindert, die Literaturgeschichte in lebendigen Zusammenhang mit verwandten Beschäftigungen zu bringen, zunächst mit der Erklärung der Dichter, und dann mit deutscher Geschichte? Jene liefert, wie bereits S. 190 angedeutet ist, die Beispiele und verleiht so der Literaturgeschichte Leben; sie zeigt, indem sie eine Reihe von Dichtungen Eines Mannes, oder von Dichtern Einer Zeit reden läßt, die Entfaltung des Einzelnen, wie einer ganzen Zeit, im Zusammenhang; sie lehrt, wie Schicksale und Umgebungen den Geist ausprägen, wie umgekehrt der Geist des Einzelnen, der Völker und der Zeiten im Stand ist, die Macht der Verhältnisse zu brechen und Gestalten ins Leben zu rufen, die ohne solche schaffende Kraft nie erschienen wären.

Die Verbindung mit der Geschichte darf aus dem Grunde nicht unterbleiben, weil über die geistige Entwicklung eines Volkes, über den Stand seiner Einsichten, Vorstellungen und Gefühle kein klareres Zeugniß vorhanden ist, als seine poetische Literatur, die nothwendig von den kleinsten Veränderungen des politischen, religiösen

und geselligen Lebens so empfindlich betroffen wird, wie der Barometer von den Schwankungen im Gewichte der Luft.

Dieser enge Zusammenhang der Literaturgeschichte mit der eigentlichen beweist auch umgekehrt, wie wenig es gebildeten Männern gestattet seyn kann, mit der Poesie ihres Vaterlandes, und nicht allein mit der gegenwärtigen, unbekannt zu seyn; denn genaue Kenntniß der Geschichte des Vaterlands gehört doch wohl zu den Grundbedingungen eines gebildeten Geistes.

Und noch einen Schritt weiter führt uns der Faden dieser Betrachtung. Es ist oben bemerkt worden, daß von den ältern deutschen Sprachen im Gymnasialunterricht besonders die mittelhochdeutsche berücksichtigt werden müsse, zum Theil als der Schlüssel zu unserer mittelalterlichen Literatur. Beim Studium derselben — wenn man nicht ihren organischen Zusammenhang mit der neueren verkennt — dringt sich oft und stark die Nothwendigkeit jener Sprachkenntnisse auf; denn was nützen die gelehrtesten, geschmackvollsten Notizen über die Erhabenheit des Nibelungenlieds, den vielseitig gebildeten feinen Sinn Walthers von der Vogelweide, die warme Mystik des Bruders Berthold, wenn wir das Alles nur auf Treue und Glauben annehmen sollen, und vielleicht bei eigener Betrachtung nur Plattheit oder Rohheit zu entdecken glauben! Denn alles Feine und Tiefe erschließt sich nur dem, der die Sprache wirklich gelernt hat und weiß, wie oft sie uns mit Scheinverständniß neckt. Der indirekte Vorwurf, der hierin für manchen Kenner und Beurtheiler liegt, erstreckt sich selbst auf neuere Schriftsteller, deren wir leicht mächtig zu werden glauben, auf Luthers Werke in ihrer älteren Gestalt und auf den noch jüngeren Fischart, dessen wilde Innigkeit besser gekannt zu werden verdiente.

Wenn im Bisherigen der Werth der älteren Literaturgeschichte mehr als der der neuern hervorgehoben ist, so soll damit nicht dem Irrthum derer gehuldigt seyn, die sich der neuern beinahe ganz entziehen, weil sie mindere Gelehrsamkeit heischt. Die neuere steht uns vielmehr näher, und es wäre sogar nicht einmal etwas einzuwenden, wenn sie auf Gymnasien zuerst für sich allein gelehrt würde, und dann am Ende des Lehrgangs, wenn die ältere inzwischen vorgetragen ist, noch einmal, im Zusammenhang mit dieser.

III. Rhetorik und Poetik.

Diese beiden Zweige sind wegen ihrer Verwandtschaft hier zusammengefaßt. Zwar nähert sich die Rhetorik, insofern sie die geeignete Darstellung des Gedachten zur Aufgabe hat, mehr den philosophischen Wissenschaften, besonders der Logik, wogegen sich die Poetik mit der Musiktheorie vergleichen läßt, und mehr ins Kunstgebiet hinübergreift; aber beide Wissenschaften stimmen doch darin überein, daß sie darauf ausgehen, zur Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache behülflich zu seyn. Obwohl ein nicht geringer Unterschied dadurch begründet wird, daß die Rhetorik dieß auf dem prosaischen, die Poetik aber auf dem poetischen Felde thut, so reichen sich doch beide wieder die Hand, indem an die Darstellung des Gedankens immer künstlerische Ansprüche gemacht werden müssen, auf der andern Seite aber die poetische Darstellung ohne verständigen Sinn ihre Zwecke nicht erreicht. Dazu kommt noch, daß zwischen Prosa und Poesie selbst formell keine scharfe Scheidelinie zu ziehen ist, von der zwanglosesten poetischen Form, die sich in freien Rhythmen bewegt, laufen abwärts zur strengwissenschaftlichen Prosa und aufwärts zum unabänderlichen Anstand des Sonnets und anderer künstlicher Formen zwei ununterbrochene Ketten.

Aeußerlich zeigt sich die Verwandtschaft der Rhetorik und Poetik darin, daß jede eine philosophische und eine technische Seite hat: die Rhetorik ist philosophisch, sofern sie von den Zwecken und Mitteln handelt, deren sich der Redner oder Schriftsteller bei jeder einzelnen Gattung zu erinnern hat, und sofern sie dafür die philosophischen Disciplinen der Psychologie und Logik herbeizieht. Die Poetik ist gleichfalls philosophisch, sofern die Aesthetik, welche vom Princip des Kunstschönen aus Sinn und Maß in die poetischen Bestrebungen bringt, ein Zweig der Philosophie ist. Die technische Seite besteht bei der Rhetorik in jenem Mittelding von Regel und Geschmack, von Grammatik und Logik, das einige Grammatiker unter dem Namen Periodenbau, Styllehre, Architektonik des Satzes behandelt haben; bei der Poetik in der Verslehre, der man noch die Lehre von den poetischen Gattungen beigesellen könnte.

Da Rhetorik und Poetik wenigstens theilweise ins philosophische Gebiet fallen, ja in diesem gewissermaßen wurzeln, so kann die

Frage, wie sie auf Gymnasien behandelt werden sollen, erst beantwortet werden, wenn man sich darüber verständigt hat, wie weit überhaupt philosophische Wissenschaften in diesen Anstalten zulässig seyen. Philosophie wird, wie alle Abstraktion, nur dann mit Nutzen getrieben, wenn der Stoff, von dem es sich handelt, durch eine Reihe von Beobachtungen und Irrthümern dem Geiste geläufig geworden ist. Steht der Jüngling in diesem Stadium seiner geistigen Laufbahn, so regt sich lebhaft das Bedürfniß, das Gemeinsame zu erkennen, welches den beobachteten Erscheinungen zu Grunde liegt; wer ihm in dieser Zeit dazu behülflich ist, wird von ihm als Freund begrüßt und wird schönen Erfolg sehen. So lange aber jene Reife noch fehlt, erregt die Philosophie in der Regel nur lange Weile, bleibt als etwas Aufgenöthigtes ein äußerer Besitz und bringt im besten Fall, bei pflichtgetreuen Schülern, die Früchte nicht, die von der verwendeten Mühe zu erwarten wären. Mit seltenen Ausnahmen wird die Erfahrung zeigen, daß vor dem achtzehnten, ja zwanzigsten Jahr die Reife des Geistes, die zum philosophischen Studium gehört, nicht zu finden ist, und da man die Schule nicht nach Ausnahmen, sondern nach Durchschnittserfahrungen einrichten soll, so folgt, daß dem systematischen Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien keine Stelle gebührt.

Es sprechen dafür noch zwei andere Betrachtungen. Einmal ist dem genannten Alter zum Ersatz für den fehlenden philosophischen Sinn ein großer Hang, und im Einklang damit eine große Fähigkeit für Erwerbung positiver Kenntnisse verliehen, ein gewisser Sammelgeist, der Schätze des positiven Wissens anzuhäufen sucht. Wenn später der philosophische Sinn erwacht, so werden diese Schätze gesichtet, geordnet, für die Abstraktion ausgebeutet, und er wirkt für die Bildung des Geistes in dem Maße, als sein Vorgänger mit Fleiß und Glück gearbeitet hat.

Eine zweite Betrachtung gilt der Natur des Gymnasialunterrichts: derselbe hat vor dem akademischen, wenigstens wie letzterer gewöhnlich betrieben wird, den großen Vorzug, daß er auf Wechselseitigkeit zwischen Lehrer und Schüler beruht, und deßhalb im Durchschnitt eher hoffen darf, positive Kenntnisse zurückzulassen, solche zumal, die auf mühsamer Gedächtnißarbeit beruhen.

Aus diesen beiden Gründen ist oben S. 185 das Altdeutsche den Gymnasien zugewiesen worden, und überhaupt sollten diese

alle ihnen angewiesene Zeit auf Mittheilung positiver Kenntnisse verwenden, als da sind: Mathematik, Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte, Sprachen; denn der Gymnasialbildung liegt es ob, den Jünglingen jene Vielseitigkeit des Wissens auf ihren Lebensweg mitzugeben, ohne die keine allgemein menschliche Bildung, ja nicht einmal recht Berufsbildung gedenkbar ist. Die Erfahrung lehrt ja, daß immer nur Wenige, nämlich die Besten, auch unter dem Drang des Brodstudiums und später des Geschäftslebens, darauf bedacht sind, jene Vielseitigkeit zu bewahren und auszudehnen.

Man könnte freilich dieselbe Erfahrung sofort benützen, um auch die Philosophie in den Kreis der Gymnasien zu ziehen, aber immer steht jener Mangel an Reife entgegen, und wenn sichs einmal so verhält, daß die philosophische Ausbildung entweder unterbleiben oder auf Kosten des positiven Wissens erlangt werden muß, so ist gewiß das erste vorzuziehen, indem viel eher ein Mensch mit reichen Kenntnissen sich selbst das Nöthige abstrahirt, als umgekehrt ein Unwissender durch sorgfältigen philosophischen Unterricht aufgefordert wird, fehlendes Wissen zu ergänzen. Der Werth der philosophischen Ausbildung soll damit nicht beeinträchtigt seyn, vielmehr gewinnt er, wenn man ihn für das passende Lebensalter aufspart und bis zu dessen Eintritt die Jünglinge mit den erforderlichen Kenntnissen ausstattet. Welches aber die äußeren Mittel seyen, der Philosophie ihr Recht zu sichern, ob Lyceen, die den Uebergang vom Gymnasium zur Hochschule machen, ob eine Prüfung, durch welche die Jünglinge etwa nach der ersten Hälfte des akademischen Studiums ihren Fortschritt in den philosophischen Fächern darzulegen hätten, das kann hier füglich dahin gestellt bleiben.

Wenn nun wirklich philosophische Wissenschaften im Gymnasialunterricht keine Stelle finden, was ist dann das Loos der Rhetorik und Poetik? Soll man sie ganz ausschließen? Das geht durchaus nicht, weil sie mit tausend Fäden am Ganzen des deutschen Unterrichts befestigt sind, und namentlich eine hohe praktische Bedeutung für ihn haben. Bei so widersprechenden Anforderungen bleibt nichts übrig, als daß man von jeder der beiden Wissenschaften nur so viel nehme, als eben für unsere Zwecke nothwendig ist, nämlich den technischen Theil, (s. S. 199), dem sich noch eine

Aufzählung und Beschreibung der rhetorischen und poetischen Gattungen beigesellen ließe.

Wenn solches Zersetzen die Würde der Wissenschaft zu beleidigen scheint, so wolle man die Schuld davon in der Natur der Sache suchen und bedenken, daß es sich bei Gymnasien doch nie darum handeln kann, irgend eine Wissenschaft in ihrem ganzen Umfang zu lehren, sondern, daß dieß nur der „Universität" gebührt. Auch machen wir uns, wenn wir die Wissenschaften so darstellen, als ob sie in der Philosophie wurzelten, aus ihr hervorgegangen wären, immer einer gewissen Unredlichkeit oder wenigstens eines geschichtlichen Versehens schuldig; denn nicht die Theorie ist der Anfangspunkt der Wissenschaft und Kunst, sondern Erfahrung. Was insbesondere die Eintheilungen auf dem Gebiete der Rhetorik und Poetik anlangt, so gilt von ihnen wieder, was oben S. 189 über die grammatischen gesagt worden ist: wenn unsere Lehrbücher sagen, daß ein Dichter entweder episch oder lyrisch u. s. w. auftreten könne, wenn sie vornehm die Regel aufstellen, wonach er sich zu richten habe, um den Charakter der Gattung nicht zu verletzen, so verbergen sie uns, wie sehr die einzelnen Gattungen in einander zerfließen, daß sie ihre Weisheit nicht aus freier Spekulation, sondern aus der Betrachtung vorzüglicher Dichter gesogen haben, daß also diese Weisheit in dem Maße besser ist, als das Muster, das sie mit kritischem Messer zerlegt haben, vom ächten Genius beseelt war. Wenn also der Unterricht in der Poetik — und ebenso in der Rhetorik — damit anfängt, soviel zu geben, als zum Verständniß der Muster und zu selbstständiger Nachfolge auf ihrem Weg von Nöthen ist, das Uebrige aber, nämlich Uebersicht und Theorie, einer späteren Zeit anheimstellt, so thut er nur das, was die natürliche Entwicklung der Kunst ihn lehrt. Es soll damit keineswegs gesagt seyn, daß alles Heil auf der Praxis beruhe, vielmehr müssen bei jedem der beiden Gebiete neben den Uebungen, woraus die äußere Fertigkeit hervorgeht (praktische Seite), auch die Gesetze erwogen werden, auf deren Anwendung der richtige Gebrauch der Sprache beruht (theoretische Seite). Im Leben ist es ohne Zweifel passender, man lasse die praktische Seite zuerst hervortreten, bei einer Abhandlung spricht billig die theoretische den Vorgang an.

1. Theoretische Seite.

Für die Prosa kann alles hieher Gehörige unter dem Namen der Styllehre (vergl. S. 199) zusammengefaßt werden, was von der Poesie zu sagen ist, unter dem Namen der Verslehre. Letztere geht voran, weil die Erfahrung zeigt, daß die Schüler den abstrakten Gang der Styllehre schwerer fassen, als die Regeln der Verslehre, die von Auge und Ohr gefällig unterstützt werden. So hat ja auch die Menschheit im Ganzen die Kunst der Rede zuerst an der Poesie ausgebildet. Die ersten Denker und Geschichtschreiber jedes Volks waren Dichter.

Verslehre. Die Punkte, worauf es hier ankommt, sind der Reim, die Versfüße und die Versmaße (der Strophenbau). Die Reim ist hier zuerst genannt, weil er als die Grundlage unserer heutigen Verskunst angesehen werden darf. Wie viel aber für Reinheit in diesem Gebiet noch zu thun wäre, lehrt jede Seite selbst unserer besten Dichter, wenn wir damit die tadellose Kunst der Minnesänger zusammenhalten. Die Lehre von den Versfüßen, d. h. vom Tone (oder, wie man es durch eine merkwürdige Verwechslung gewöhnlich nennt, von der Quantität) und von der sonstigen Oekonomie im Innern der Zeilen, hat für uns nicht dieselbe hohe Bedeutung wie für die antike Poesie, wo dieses Princip das alleinige war. Doch darf sie keineswegs vernachlässigt werden, indem sie sich durch die Bestrebung, unsere Sprache für antike Versmaße brauchbar zu machen, zu eben solcher Geltung erhoben hat, wie die Lehre vom Reim. Aus den zahlreichen Kombinationen der Reimstellung und aus dem Wechsel der Versfüße nach Art und Zahl ergeben sich endlich jene zahlreichen Versmaße, die zum Reichthum unserer modernen Dichtung so wesentlich beitragen. Man hat diese dritte Rücksicht bisher nicht hinreichend gewürdigt, weil sich die Wissenschaft der Metrik noch nicht von den Fesseln der antiken Kunst losgemacht hat, und es unseren Metrikern immer viel wichtiger war, die künstlichen klassischen Gewebe zu beschreiben, worin sich Klopstock und seine Nachahmer verwickelt haben, als z. B. die reizende natürliche Mannigfaltigkeit in den Formen eines Bürger, Goethe, Schiller, die sich schon ergibt, wenn man nur die Balladen dieser Dichter ihrem Baue nach zusammenhält. Freilich darf dabei nicht bloß auf die Zahl der Zeilen Rücksicht genommen werden, das Grundprincip

ist vielmehr das der Zweiheit, Dreiheit u. s. w., das von der Zahlenzahl ziemlich unabhängig ist. Dieß wäre der rechte Weg für deutsche Metriker und würde ihre Wissenschaft an die der Minne- und Meistersänger anknüpfen, wodurch ihr ein ungeahnter Reichthum der schönsten, echtdeutschen Formen zuflöße. Bis jetzt haben sich unsere Dichter hauptsächlich bei den Fremden Raths erholt, zuerst bei den Griechen und ihren Schülern, den Römern, als man dessen satt war, bei Romanen, Skandinaviern, Persern, Serben u. s. w. Es ist zwar allerdings eine Pflicht der Metrik, die bunte Schaar von Versmaßen aufzuzählen, die auf diese Weise in unserer Poesie mehr oder weniger heimisch geworden sind, und ihr in Hinsicht des Stoffes, so wie in formeller, vielerlei Gutes zugeführt haben; aber sehr in der Irre geht sie, wenn sie damit anfängt und die einheimischen natürlichen Versmaße in den Anhang verweist.

Styllehre. Sie schließt sich unmittelbar an den letzten Theil der eigentlichen Grammatik, die Satzlehre, an; aber doch sind beider Gebiete zu scheiden: die Satzlehre gibt mit umwandelbarer Strenge die Regeln an, wonach wir die Worte zusammenfügen müssen (συντάττειν); sie ist eine fast mathematische Wissenschaft; die Styllehre dagegen bewegt sich schon auf dem Gebiete der Kunst, also der Freiheit, des Geschmacks. Sie kann also nur in dem Sinn mitgetheilt werden, wie jede Kunst: sie läßt sich durch verständige Leitung entwickeln bei dem begabten Jünger, demjenigen, der von Natur die Anlage zum richtigen Denken und zugleich ein feines Gefühl für Rundung, Maß und Wohlklang besitzt, logisches und ästhetisches Talent. Beide sind gleich nothwendig, denn die Wirkungen des Stoffes und der Form durchdringen sich bei künstlerischen Darstellungen so sehr, daß weder der geschmacklose Denker, noch der geistesarme Schönredner je ein Meisterstück oder nur etwas Erträgliches zu Stande bringen können. Damit ist die Behandlung der Styllehre gegeben: wie der Meister in Musik und Malerei den Zögling nicht lange mit Theorien über Allerlei, was in ihrer Kunst erlaubt, verboten, nothwendig sey, hinhalten dürfen, sondern ihn rasch in die That führen und bei jedem vorkommenden Fehler die verletzte Regel andeuten müssen, so auch der Lehrer des Styls; denn das Rechte ist immer nur ein Punkt, die möglichen Fehler sind eben so zahlreich, als für den Schützen die

Stellen neben dem Schwarzen in der Scheibe, und alle Fehler zuerst theoretisch durchmachen wollen, hieße den Meersand zählen. Zudem ist es überflüssig, weil bei jedem Schüler die Fehler wieder andere sind: mancher wird durch eine glückliche Gabe vor vielen bewahrt, die sonst häufig gemacht werden, und ein Anderer kann unter einem so unglücklichen Sterne geboren seyn, daß er sich auf Wege verirrt, von denen selbst ein erfahrener Lehrer keine Ahnung hätte haben können. Doch das führt schon auf praktisches Gebiet.

Ehe wir dasselbe wirklich betreten, fragt sich noch, wie es der Unterricht anstellen müsse, um die Vers- und Styllehre unterzubringen; denn obwohl ihre Gebiete wesentlich kleiner sind, als die der Poetik und Rhetorik, verlangen sie doch noch immer einen ziemlichen Raum, um sich auszubreiten. Es stehen hier zwei Wege offen, entweder behandelt man sie als selbstständige Wissenschaften, oder man gibt ihre Lehren gelegentlich. Im ersten Fall muß der Lehrgang eine bestimmte Stelle für sie ausmitteln, und zu bestimmten Zeiten muß ein Lehrer entweder eigene Werke über Vers- und Styllehre durchmachen, oder eine Grammatik nehmen, die, wie die Götzingerische, beide Wissenschaften in ihren Kreis hereingezogen hat. Im zweiten Fall muß die Styllehre bei den mündlichen und schriftlichen Uebungen, die Verslehre bei der Literaturgeschichte und der Erklärung der Dichter ein Unterkommen finden. Bei dieser zweiten Methode kann aber dem Lehrer doch nicht erlassen werden, daß er, so wie der Schüler die Kenntnisse nach und nach gewinnt, in Zwischenräumen eine Uebersicht gebe und so die Theorie aus der Erfahrung hervorgehen lasse. Dieser Weg ist ohne Zweifel der naturgemäßeste.

2. Praktische Seite.

Im theoretischen Theil konnte der Unterschied zwischen mündlichem und schriftlichem Gebrauch der Sprache übergangen werden; denn wenn auch Goethe Recht hat, daß Reden und Schreiben ein- für allemal ganz verschiedene Dinge seyen, und wenn auch demgemäß die Theorie für beide verschieden seyn muß, so greift doch diese Scheidung schon zu sehr in die besondern Gebiete. Da hingegen wo es darauf ankommt, die Wege anzugeben, die zur Fertigkeit im Gebrauch der Sprache führen, muß jener Dualismus unserer Bildung berücksichtigt werden. Billig beginnt die

Betrachtung mit der mündlichen Rede: wir lernen zwar meistens früher gut schreiben als gut reden, aber es sollte doch nicht so seyn. Eine andere Spaltung, die in poetische und prosaische Rede, findet nur bei der Lehre von der schriftlichen Fertigkeit Statt, bei der mündlichen unterbleibt sie füglich, da deutsche Improvisatoren doch sobald nicht an die Tagesordnung kommen werden.

Mündliche Rede. Dieser Unterrichtszweig geht darauf aus, unbedingte Herrschaft über den Gebrauch der lebendigen Rede, zu alltäglichen wie zu feierlichen Zwecken, zu verschaffen. Der Gang, den er nimmt, bewegt sich in zwei Kreisen: Vortrag gegebener Stücke (Deklamation) und freier Vortrag. Die Uebungen der ersten Art machen den Anfang, müssen aber auch, wenn die der zweiten beginnen, fortgesetzt werden, da diese ihres Beistands nicht entbehren können. Zur Deklamation taugen sowohl prosaische als poetische Stücke, letzteren gebührt jedoch der Vorzug, weil sie größere Schwierigkeit darbieten: denn im Metrum liegt eine große Versuchung, die logische Richtigkeit und die Musik des Vortrags unter einem einförmigen pathetischen Geleier zu begraben. Wer Gedichte gut vorträgt, wird sich an Prosa selten versündigen; jenen gebührt also beim Unterricht überwiegende Aufmerksamkeit.

Die Deklamation kann verschieden betrieben werden, entweder aus dem Gedächtniß oder mit dem Buch in der Hand. Die aus dem Gedächtniß gibt dem Lehrer willkommene Gelegenheit, einmal die Kunst des Behaltens, diese wichtige Seelenkraft, auf würdige Weise an edeln Gegenständen üben zu lassen, sodann den Schülern für ihr ganzes Leben einen herrlichen Schatz mitzutheilen. Denn was der Geist in diesen Jahren frischer Eindrücke gewonnen hat, steht ihm für immer zu Gebot, und wie Namen, in Baumstämme geschnitten, mit ihnen an Höhe und Breite zunehmen, so wird mit zunehmender Reife des Geistes auch das Lied, das sich ihm eingeprägt, von Tag zu Tag heller und lebendiger in ihm; immer bewußter wird er sich der unergründlichen Schönheit und Heiligkeit, die der echten Kunst inwohnen und ihr mit Recht eine Stelle neben der Religion ausgewirkt haben; der Saame, der in frühern Jahren gestreut ward, geht auf, wird zum Begriff und zur That. Die edeln Geister, die ihn stets umschwebten, sind nun seine Erquickung in Zeiten des Kummers und der Mühe, sein Schutz gegen

die zahlreichen Stunden im Leben, die den Menschen zu matter Gewöhnlichkeit stimmen und durch ihre beharrlich wiederholten Angriffe unmerklich das Edle in uns schwächen, wie der Wellenschlag am Ufer das gute Erdreich ablöst.

Da solche Gedächtnißübungen der Natur der Sache nach nicht so häufig seyn können, als überhaupt die Deklamation eintreten sollte, so muß diese sich noch an eine andere Thätigkeit anschließen, sie muß das Buch zu Hülfe nehmen. Hier ist entweder wie bei den Gedächtnißübungen die Erläuterung und das Beispiel des Lehrers vorausgegangen, oder das Gedicht wird vom Blatte gelesen. Goethe sagt in den Lehrjahren: „Wie man von jedem Musikus verlangt, daß er bis auf einen gewissen Grad vom Blatte spielen kann, so soll auch jeder wohlerzogene Mensch sich üben, vom Blatte zu lesen, einem Drama, einem Gedicht sogleich ihren Charakter abzugewinnen und sie mit Fertigkeit vorzutragen.“ Diese Fertigkeit, eine Zier des geselligen Lebens, ein Zeichen wahrer Bildung, zu bewirken, gehört offenbar zu den Aufgaben des deutschen Unterrichts. Vor allen Dingen ist dazu nöthig, daß sich der Schüler durch häufige Uebung gewöhne, jedes gelesene Stück in seiner Ganzheit zu fassen; denn so bildet sich die Kunst, einem Ganzen, das man zum erstenmal sieht, mit einer Art von Ahnung seinen „Charakter abzugewinnen,“ oder wie Goethe sich bald nachher ausdrückt, „eine Art produktiver Imagination.“ Weiter verlangt jenes „vom Blatte Lesen,“ daß, bevor ein Satz zu Ende gesprochen ist, das halbe Auge und der halbe Sinn schon den nächsten erfaßt haben; denn der Ton eines Satzes richtet sich bereits nach dem Sinne des folgenden. Endlich muß der Leser auf die Unterscheidungszeichen sorgsam achten: sie sind oft sein einziger Anhalt, besonders wenn sich der Styl nicht an die Regel hält, wie dieß bei Dichtern das Gewöhnliche ist. Unerläßlich ist für alle diese Anforderungen ein langsamer Vortrag, wenigstens solange der Leser noch nicht im Zug ist, solang er sich noch in den Ton hinein zu finden hat. Auch wenn dieß erreicht ist, fährt er sicherlich mit einem gemäßigten Tempo besser, als mit einem raschen, da die wenigsten Hörerkreise bloß aus solchen bestehen, die ein gelesenes Stück, wenn es ihnen neu ist und dazu noch rasch an ihnen vorübergeht, mit Leichtigkeit fassen. Das mag nur bei der leichtesten literarischen Waare der Fall seyn.

Der freie Vortrag ist gleichfalls doppelter Art: bei jüngeren Schülern besteht er darin, daß sie größere und kleinere Stücke, die sie vom Lehrer vernommen, oder unter seiner Anleitung selbst gelesen haben, am besten erzählende oder beschreibende, mündlich wieder geben und dabei auf vorkommende Versehen in Anordnung, Styl, Betonung, Aussprache hingewiesen werden. Man könnte diesen Vortrag den formellfreien nennen.

Bei älteren wird dann ganz freier geübt: der Lehrer nennt nur den Gegenstand und bemerkt vielleicht die Grundzüge seiner Behandlung, im Uebrigen ist es Sache des Schülers, Stoff und Form dafür zu finden, wobei ihn aber fortwährend der Rath des Lehrers unterstützt. Die Gegenstände sind hier entweder beschreibend und geschichtlich, und dann natürlich aus bekannten Kreisen: Scenen der vaterländischen Geschichte, Reiseerlebnisse, Thiere und Pflanzen der Heimat, Alles, was uns umgibt, was die Aufmerksamkeit des Tages erregt — oder sie sind, für reifere Schüler, philosophisch, wobei der Lehrer vornehmlich Bedacht zu nehmen hat, daß er nichts wähle, was die Sphäre der Schüler übersteigt.

Die Aufgabe, die der Lehrer auf diesem Gebiete hat, läßt sich, wie früher schon geschehen ist, in eine innere und eine äußere theilen. Die äußere, die auch der ungebildetste Lehrer anerkennt und begreift, ist die Sorge für richtige Aussprache und Betonung, beim freien Vortrag auch für Gebrauch der richtigen Formen. Was zur richtigen Aussprache gehört, hat die Grammatik auszufechten; hier nur eine allgemeine Bemerkung. Die Ansprüche der Meißner, die lange Zeit unsere Sprachgesetzgeber seyn wollten, bezogen sich nicht allein auf den Satzbau und die Wahl der Wörter, sondern auch auf die Aussprache. Diese ist aber beim Volk in Meißen eben so fehlerhaft wie irgendwo, und wenn man nun seine Zuflucht zu den Gebildeten nehmen will, so ist der Boden der Provinzialautorität schon verlassen; ein anderes Prinzip ist anerkannt, das des Geschmacks oder einer gebildeten Tradition, woran jede Landschaft eben so viel Antheil gewinnen kann, als die Bemühungen ihrer gebildeten Männer und Stände werth sind.

Ein festes Gesetz fehlt auf diese Weise, und man muß entweder unsere haltlose Orthographie, diese Tochter des Zufalls, zur Richterin machen, oder die Gesetze für richtige Aussprache der vergleichenden Sprachforschung anheimstellen. Dem Kapitel der

Grammatik, das sich speciell mit der Aussprache abgibt, liegt es ob, in dieser Hinsicht eine Anzahl Canones aufzustellen. Hier nur zwei, über die man sich leicht verständigen wird: Unrichtig ist, was organische Sprachunterschiede aufhebt, z. B. die sehr verbreitete Aussprache **i** und **e** in süß, schön u. s. w.; aber auch das **ö** und **ü** in ergötzen, trügen, das nur entstehen konnte, weil die meisten Deutschen **ü** wie **i**, **ö** wie **e** aussprechen. Unrichtig ist ferner die Aufnahme lokaler Eigenheiten, die nach dem Entwicklungsgang der Gesammtsprache in ihr keine Stätte finden, z. B. der schwäbisch-alemannischen Diphthongen in gut, vier u. dgl. (gu-et, vi-er); der bayrischen (und alemannischen) Kürzen in gschribn, gschlogn (gschribe, gschlage). Dieser Canon läßt sich auch auf die Streitfrage zwischen **st** und **sp** anwenden: die Niederdeutschen sprechen **s** in dieser Verbindung eben so spiz, wie wenn es allein steht: es lautet ihnen bei Stein, Spalt, Last, Espe ganz wie in Sand, Glas. Die Süddeutschen dagegen sprechen zwar auch Sand, Glas, aber die andern Wörter fast wie Schtein, Lascht u. s. w. Wenn es sich darum handelt, die Süddeutschen der Sprachrohheit zu zeihen und die Niederdeutschen als die echten Sprachmeister hinzustellen, so wird keine Eigenheit mehr hervorgehoben als diese. Man könnte sich zwar darauf berufen, daß die breite Aussprache des **s** wahrscheinlich die ursprüngliche sey oder darauf, daß, wenn Stein gesprochen wird, auch Swamm, Slag, Smid, Snitt consequent wären, bei denen orthographisch das **Sch** so wenig Grund hat, als es bei Schtein, Schpalt hätte; indessen frommt so gelehrtes Gezänke nicht, und es ist wohl das Gerathenste, daß man hier dem mitteldeutschen Brauch folge, der, sowohl die süddeutsche als die niederdeutsche Consequenz ausschließend, jene Verbindungen im Anlaut breit, im In- und Auslaut spiz gibt, und so dem Niederdeutschen wie dem Oberdeutschen ein Zugeständniß macht. Damit hat sich auch bereits die Mehrzahl der Gebildeten zufrieden erklärt.

Gänzliche Uebereinstimmung in Sachen der Aussprache läßt sich wohl nie erwarten, und sie ist nicht einmal nöthig. Der Dienst der Bildung verlangt kein knechtisches Haschen nach vollständiger Gleichmäßigkeit, und es ist kein Grund vorhanden, weshalb der Deutsche, wenn er nur seine Sprache edel zu reden weiß, verbergen sollte, daß er sie in dieser oder jener Landschaft zuerst erlernt hat. Man kann diesen Ehrgeiz denen überlassen,

die Bildung und Firniß verwechseln und Mangel an wirklicher Feinheit ihrer Sprache durch fremdartigen Laut und sonstigen Trug verhüllen möchten. Vornehmlich mögen sich dieß die Süddeutschen merken: sie haben sich in Hinsicht der Aussprache und der Sprache überhaupt allzulange von solchen Stämmen ängstigen lassen, denen entweder wegen ihrer Vermischung mit slawischen Elementen, oder wegen ihrer niederdeutschen Herkunft auf keinen Fall die erste Stimme in diesem Gerichtshof zukommt; die deutsche Gesammtsprache ist vorzugsweise hochdeutsch, d. i. süd- und mitteldeutsch, und ein Schweizer, Schwabe, Bayer, Franke, Thüringer, Hesse darf sich daher in ihrem Gebrauche viel kecker gehen lassen, als der Westphale und Hanseate, oder der Obersachse und Schlesier. Wenn man uns aber gar das Deutsch der Kurländer und ihrer Nachbarn als Muster vorhält, so sollten wir das ungefähr mit demselben Gefühl aufnehmen, wie etwa der Pariser, den man nach Turin oder Canada weisen wollte, damit er sich das dortige Französisch zu eigen mache.

Leichter verständigt man sich über die Betonung, über den Wortton, zum Theil auch über den Satzton, weil er ganz bestimmten Gesetzen folgt, die auf der Wort- und Satzbildung beruhen; über das, was man Musik des Vortrags, auch Sprachgesang nennt, weil es da kaum möglich ist allgemeine Gesetze aufzustellen und die Sache, wie bei jeder Kunst, vornehmlich im Geschmacke liegt. Dennoch ist es eine wichtige Aufgabe des Lehrers, auch diesen Theil des Vortrags bei seinen Schülern aufmerksam zu beachten, und alles Gemeine, Falsche, Geschmacklose, was bei jeder Individualität wieder anders zum Vorschein kömmt, sofort zu rügen. So bildet er in den Schülern ein edles Gefühl, das am sichersten leitet, wo es sich von der Melodie, dem Rhythmus und dem Tempo des Vortrags handelt.

Die Betonung im engern Sinn (Wortton, Satzton) zu fördern, ist es eine passende Uebung, wenn die Schüler unter Anleitung des Lehrers Tonzeichen über den betonten Silben anbringen: Hochton und Tiefton (Acut und Gravis), denen sich, wo man ganz genau seyn will, ein dritter unter dem Namen Mittelton, und mit einem beliebigen neuen Zeichen beigesellen ließe. Soll dabei das Lehrbuch geschont werden, so kann man einzelne Gedichte diktiren, was noch den Vortheil hat, daß sich daran mit jüngern

Schülern Orthographie und Interpunktion einüben lassen, und daß gute Gedichte, die neu erschienen sind, oder aus andern Gründen in der Mustersammlung fehlen, mitgetheilt werden können. Die Masse unserer Lesebücher pflegt sich ohnehin in einem traditionellen Kreise zu bewegen, und ist gewöhnlich um ein Jahrzehnd zurück, bis ein kühnerer Sammler auch die nachgeborenen Kinder der Poesie einführt. Nimmt das Diktiren zu viel Zeit in Anspruch, so gebe man lithographirte Abdrücke ohne Interpunktion, etwa auch mit absichtlichen Schreibfehlern (kakographische Stücke).

Die innere Aufgabe dieses Unterrichts, die Sorge für den geistigen Gehalt des Gesagten ist schwerer zu begreifen, und daher auch öfter vernachlässigt. Manchem wird sie sogar überflüssig erscheinen, sofern der Reichthum an Ideen, die richtige Folge der Gedanken, die geschmackvolle Wahl des Ausdrucks, das Maaß zwischen schlagender Kürze und anmuthiger Fülle allerdings vorzugsweise Naturgaben sind; aber zur Steigerung dieser Gaben kann unendlich viel geschehen, wenn das Urtheil über die Werke Anderer, das Verständniß edler Vorbilder und die Beachtung der mannigfaltigen Erscheinungen in Vergangenheit und Gegenwart — mit andern Worten, wenn kritischer, ästhetischer und historischer Sinn — durch weise Leitung genährt und einem rechten Ziele zugeführt werden.

Zu dieser Leitung geben dem Lehrer nicht nur gute, sondern auch schlechte Muster Anlaß; denn jede fehlerhafte Anzeige oder Nachricht, wie sie in unsern Zeitungen schaarenweise auftreten, kann lehrreich werden, wenn dem Schüler die Aufgabe gestellt wird, die schlechte Form in eine edle zu verwandeln. Was die guten Muster anlangt, so kommen poetische und prosaische in Betracht. Jene lassen sich benützen, indem man an die poetische Freiheit den strengen Maßstab der Prosa legt und eine ähnliche Umwandlung vornimmt, wie eben für die Verirrungen des Zeitungsstyls vorgeschlagen wurde. Mehr ins Große geht die Wirksamkeit guter prosaischer Muster Beim Unterricht zwar ist nicht viel Zeit zu finden; denn, wenn auch der Lehrer, wo er in seiner Lektüre etwas Schönes findet, davon bei den Schülern spricht, es vorliest, auf die Feinheiten der Form und des Gedankengangs aufmerksam macht, so sind das doch nur Ausnahmen. Aber eine große Wirksamkeit ist dem Lehrer geöffnet, wenn er darauf

hinarbeitet, daß die Schüler für sich die besseren Prosaiker des Vaterlands kennen lernen, was ihnen, wenn sie sich an Dichtern geübt haben, wenig Mühe und viel Freude macht. Sind in solcher Lektüre das rechte Maß, die rechte Wahl und der rechte Sinn, so ist sehr viel Werth darauf zu legen; denn was wir lesen, wirkt formell und logisch mit geheimer Macht auch auf den mündig gewordenen Geist, wie viel mehr auf den weichen jugendlichen! Schülerbibliotheken, die an manchen Gymnasien Sitte sind, sollten besorgt seyn, daß es leselustigen Jünglingen nie an ausgewähltem Lesestoff gebräche; ist ja doch an guten Prosaikern kein Mangel, besonders wenn wir nicht zu streng bloß neuere zulassen. Auch haben wir gute Beispielsammlungen, unter denen die von Pischon zeigt, wie sich unsere älteren Schriftsteller für solche Zwecke ausbeuten lassen. Jede Landschaft könnte ein Lesebuch besitzen, worin die Sagen, Geschichten und Bilder aus der Heimath versammelt wären, sey es aus neueren Schriften, sey es aus älteren. Diese müßte man, wenn sie lateinisch geschrieben sind, in guten Uebersetzungen geben; sind sie aber deutsch, so können sie eine gute Vorschule für die heimische Mundart, ein Anlaß zu Vergleichungen mit der Sprache der Gegenwart werden. Zudem erzählen die Alten in der Regel treuherzig, klar und einfach, so daß wir uns oft genug an ihnen spiegeln können.

Bei allen solchen Privatstudien ist es dem Lehrer leicht möglich, seinen leitenden Einfluß auszuüben, durch Umgang, den er mit den Schülern außer der Schule hat, oder indem er ihnen zur Pflicht macht, bei den Redeübungen von dem, was sie gelesen haben, in gehaltvoller Kürze Rechenschaft abzulegen.

Da wir auf das Aeußere dieser Uebungen zurückgekommen sind, so seyen, bevor wir sie verlassen, noch einige Bemerkungen vergönnt. An vielen Orten, besonders da, wo die Mundart der Gesammtsprache gegenüber ein gewisses Recht erworben hat, und in einzelnen Gebieten, z. B. im häuslichen und geselligen Leben auf alleinige Geltung Anspruch macht, hat sich eben damit ein Vorurtheil gegen die Anwendung der reinen Gesammtsprache festgesetzt, so daß nicht allein Schüler, sondern auch Lehrer sich überhaupt scheuen, sie zu sprechen, und jeden, der sie nicht aufs geschriebene Wort beschränkt, für geziert halten. Das sollte nicht so seyn; wenn eine Sprache nicht im Wort lebendig wird, entwickelt

sie auch in der Schrift nicht die gehörige Natürlichkeit, Fülle und Klarheit, und wenn im Verkehr mit Ausländern oder mit Deutschen anderer Stämme die Nothwendigkeit eintritt, hochdeutsch zu reden, so ist man der Verlegenheit und gerechtem Spotte preis gegeben. Daher sollte jeder Lehrer, ganz besonders aber der des Deutschen, beim Unterrichte weder an sich selbst, noch am Schüler etwas dulden, was nach seiner Ueberzeugung den Gesetzen unserer Gesammtsprache entgegen ist. Niemand wird den Verfasser dieser Abhandlung des Unrechts gegen die Mundarten zeihen, aber jedes Ding hat seine Zeit: wenn es der Schule Ernst ist, für Beredsamkeit, die in unserem Vaterlande gewiß nicht fröhlich blüht, das Ihre zu leisten, so darf sie in diesem Punkt nicht spröde thun und blödem Partikularismus dienen; denn in zwei Sprachen wird Niemand beredt, und wenn wir uns nicht ganz der Mundart ergeben wollen, so müssen wir der Gesammtsprache huldigen.

Den Werth der Redeübungen glaube ich nicht zu hoch anzuschlagen, wenn ich sie die Vorschule der Beredsamkeit nenne. Am Kleinen entwickelt sich der Sinn fürs Große; durch jene Uebungen aber erwacht die schöne Kunst, Alles mit objektivem Sinn zu fassen und in klarer Kürze wiederzugeben, Eigenschaften, ohne die, sowohl im geselligen Kreis, als auf dem Lehrstuhl, der Rednerbühne und der Kanzel Niemand sich wirklicher Gewalt über die Sprache rühmen, Niemand bedeutenden Erfolg hoffen darf. Man wird zwar von der Schule nicht erwarten, daß sie die künftige Gewandtheit schon mitgebe; denn diese ist bei Jedem wieder in anderer Weise nöthig, und die Gabe dazu muß nicht allein von Gott geschenkt seyn, sondern auch das halbe Leben hindurch reifen; aber die Schule kann den Boden ebnen: auch der reichste Geist hat die Regeln der Kunst und die systematischen Uebungen nicht ohne Schaden vernachlässigt; diese Regeln aber sind eine Sache der Ueberlieferung, diese Uebungen verlangen den Rath der Erfahrenen.

Schriftliche Rede. Unsere Verhältnisse haben dieser eine höhere Wichtigkeit eingeräumt als der mündlichen; eine höhere, als ihr vielleicht gebührt, insofern dadurch die Sorge für die mündliche zu sehr in den Hintergrund getreten ist. Mehr Gleichgewicht in dieser Sache wäre allerdings zu wünschen, da bekanntlich Deutschland, das südliche zumal, kein Land der strömenden Beredsamkeit ist; indessen soll damit nicht gesagt seyn, daß der Anfang einer

Aenderung in dieser Hinsicht der Schule zukomme; denn ihre Pflicht ist es, jedem wirklich bestehenden Zeitbedürfniß zu genügen. Ein solches aber ist gewiß vorhanden; denn während im Alterthum, bei engeren Verhältnissen, der Verkehr der Geister fast ganz auf das Mittel des gesprochenen Worts beschränkt war, und die Schrift nur zur Aufbewahrung des Gediegensten diente, ist er jetzt im Gegentheil fast ganz von der Schrift getragen, und die große Mehrzahl dessen, was geschrieben wird, macht gar keinen Anspruch auf weitergreifende Wirksamkeit, begnügt sich mit Erfolgen des Augenblicks, wofür dem Athener oder Römer die Rednerbühne, der Markt, der Rathssaal, dem Hebräer Tempel, Thor und alle grünen Höhen geöffnet stunden. Die Menschen der Gegenwart brauchen daher eine größere Vielseitigkeit in schriftlicher Rede, und es ist eine Aufgabe des Sprachunterrichts, dieß Bedürfniß zu befriedigen. Zu diesem Ende unterwerfen wir die beiden Hauptrichtungen dieses Fachs, den prosaischen und den poetischen Styl, einer genaueren Betrachtung.

Der prosaische Styl. Die Sorge für denselben findet ihre Erledigung theils in demjenigen, was bereits bei Gelegenheit der mündlichen Rede gesagt worden ist, insofern beide Gebiete die innere Aufgabe gemeinsam haben, theils in den schriftlichen Arbeiten (Aufsätzen). Es ist allgemein anerkannt, daß ohne diese Uebungen der Feder kein Sprachunterricht bestehen kann; beim Deutschen tritt für sie noch die besondere Rücksicht ein, daß sie den Geist nicht allein formell bilden, wie dieß bei Stylübungen in fremden Sprachen der Fall ist, sondern auch materiell, indem sie ihn nöthigen, über seinen Besitz ins Klare zu kommen. Das haben sie zwar mit den mündlichen Uebungen gemein, es läßt sich aber ohne Zweifel behaupten, daß sie in höherem Grade zu jenem Ziel mitwirken, indem eine gerundete und erschöpfende Darstellung nur möglich ist, wenn man sie auf dem Papiere versucht hat. Ist diese Ansicht auch nicht allgemein richtig, so ist sie es doch für unsere Verhältnisse; denn durch das oben erwähnte Uebergewicht der Schrift haben wir verlernt, eine lange Reihe von Thatsachen und Ansichten im Gedächtniß zu überblicken, wie es vielleicht den Alten möglich war.

Die schriftlichen Uebungen sollten, wie die parallelen mündlichen, bei guter Zeit ihren Anfang nehmen, und auch nie ausgesetzt

werden; denn die Leichtigkeit im Gebrauch der Muttersprache, schriftlichem und mündlichem, beruht, wie die Ausübung jeder Kunst, vornehmlich auf der Uebung, und der gewandteste Schriftsteller wird es, wie der beste Reiter, Musiker und Fechter, empfinden, wenn er längere Zeit seine Kunst nicht angewendet hat.

Je länger jedoch jene Uebungen der Feder fortgesetzt werden, desto größeren Schein von Wahrheit gewinnt jene vielfach ausgesprochene Klage, daß es an Stoff für die Aufsätze fehle. Sie mag begründet seyn, so lang überhaupt der deutsche Unterricht noch in seinen Anfängen ist, und die gebührende Stelle im Ganzen der wissenschaftlichen Ausbildung noch nicht gewonnen hat. Ist er aber einmal als ebenbürtig anerkannt, gehört es einmal zu den Erfordernissen der Bildung, besonders an Lehrer, die Deutsch lehren wollen, daß sie die deutsche Wissenschaft nach ihrem ganzen Umfang kennen und würdigen, so kann es auch am Stoffe für Ausarbeitungen nicht fehlen, weil sämmtliche Gebiete des deutschen Unterrichts in ihrem engen Zusammenhange unter sich, wie mit andern Wissenschaften und mit dem Leben erkannt sind, und die geistigen Thätigkeit von vielen Seiten anregen. Man wird dann vielleicht die Klage umkehren und sagen, es sey zu viel Stoff da, d. h. nicht allen Richtungen, worin die Feder möglicher Weise geübt werden kann, vermöge man hinreichende Aufmerksamkeit zu widmen.

Ich füge zum Beweise, wie reich dieß Feld ist, eine kurze Uebersicht der Gebiete bei, aus denen der Lehrer wählen kann, wenn es sich um Gegenstände für jene Arbeiten handelt. Sie nützt vielleicht auch dadurch, daß sie Vorschläge enthält für den nothwendigen Stufengang, der in den verschiedenen Klassen einer Anstalt eingehalten werden muß. Welche Gegenstände auch für die mündlichen Uebungen passen, wird jeder Lehrer leicht selbst beurtheilen; dort ist absichtlich des Stoffes nur nebenher gedacht worden.

Den Anfang machen, als die leichtesten Arbeiten, die über gelesene Stücke: Auszüge und Inhaltsangaben. Damit der Knabe wirklich das Verlangte leiste und nicht den vorliegenden gedruckten Stoff größtentheils wieder dem Heft einverleibe, bestimmt man ihm eine Zeilenzahl, die er nicht überschreiten darf. So erlangt er die werthe Eigenschaft, den Kern von der Schale zu sondern.

Ist das gegebene Stück ein poetisches, so sey man besonders aufmerksam gegen unrechte Prosa und verlange, daß Alles, was dem poetischen Styl eigenthümlich ist, der Veränderung unterworfen werde.

Ein Schritt weiter geschieht, wenn man Vorerzähltes niederschreiben läßt. Dieß gibt willkommenen Anlaß, die Jugend mit dem besten aus dem Schatze der deutschen Sagen und Märchen bekannt zu machen, auch mit solchen historischen Bildern, die im Geschichtsunterricht keine Stelle finden.

Es folgt hierauf die Bearbeitung solcher Gegenstände, die der Lehrer mit den Schülern besprochen und wovon er das Wichtigste schriftlich mitgetheilt hat: Gleichnisse mit ihrer Deutung, Geographisches, Mythologisches, Schilderung von Charakteren, deren Bekanntschaft man durch die gelesenen Schriften, alte und neue, profane und heilige, historische und poetische, gemacht hat: Scipio und Barbarossa, Saul und Wallenstein, Kaiser Karl und Marquis Posa. Daran lassen sich plutarchische Charaktervergleichungen knüpfen, für die übrigens die genannten drei Paare keinen Vorgang eröffnen wollen. Auch Abhandlungen leichterer Art, wie das Lob der Tanne, des Eisens u. s. w. Vergleichungen zwischen zwei gelesenen Stücken von ähnlichem Inhalt, exegetische Versuche nach dem Vorgang von Valentin Schmidt (s. S. 194), endlich grammatische Arbeiten, wie z. B. die gereinigte Orthographie eines Hebelschen Gedichtes, Vergleichung der heimischen Mundart mit der Gesammtsprache, und was dessen mehr ist, kann auf dieser Stufe gewählt werden.

Nicht eben schwieriger, aber von anderer Art sind die Beschreibungen von Gesehenem und Erlebtem, die Schilderungen eines Gemäldes, Gebäudes, Ortes; einer Gegend, Jahreszeit, Reise; eines Brandes, Truppenzugs, Festes, und was sonst der Wechsel der Tage mit sich führt. Solche Arbeiten lehren den Geist achten auf Alles, was in seinen Umgebungen vorgeht, und sind daher ein wesentlicher Beitrag zu seiner Ausbildung und Bereicherung.

Am Ende kann man zu solchen Arbeiten übergehen, die ein ganz selbstständiges Schaffen voraussetzen: man lasse z. B. eine einfache Wahrheit, wie sie oft in einem Sprichwort niederlegt ist, in eine freierfundene Geschichte einkleiden; lasse ein merkwürdiges Familienerlebniß, wie von einem verlornen oder geraubten Sohne, durch

eine Reihe von Briefen mittheilen; einer historischen Person eine Rede in den Mund legen u. s. w.

Bei einem gewissen Alter und gewissen Naturen mehrt es die Liebe zur Arbeit, wenn der Lehrer den Stoff ganz freistellt, oder wenigstens die Wahl zwischen mehreren läßt; auch er selbst kann aus dieser Emancipation Gewinn ziehen, indem er dadurch in Erfahrung bringt, welche Gegenstände den Schülern vornehmlich munden. Diese Rücksicht ist keineswegs die geringste; denn alles Ansehen und alle Furcht erleichtern den Unterricht nicht so sehr, wie jene Kunstgriffe, durch die es dem Lehrer glückt die Theilnahme der Schüler an seinen Unterricht zu fesseln.

Zwei Klippen hat er in dieser Hinsicht besonders zu meiden. Die eine sind jene abstrakten Gegenstände von der Eitelkeit des Nachruhms, von der Weisheit Gottes die uns die Zukunft verhüllt, vom Werthe der Freundschaft u. s. w. Es mag Naturen von so vorherrschend spekulativem Sinne geben, daß sie sich schon im Jünglingsalter mit Vorliebe zu solchen Stoffen wenden, aber im Ganzen findet gewiß die oben geäußerte Ansicht von der Unzulässigkeit der Philosophie auf Gymnasien auch bei der Wahl der Aufsatzthemate ihre Anwendung.

Eine andere Gefahr ist die allzu praktische Richtung: als Nebenübungen zwar mögen die Arbeiten, die rein formelle Fertigkeit beabsichtigen, wie Anstands- und Geschäftsbriefe, Billets, Rechnungen, Quittungen, Anzeigen u. dgl. immerhin ihre Stelle finden, denn sie sind jedem nütz; aber immer müssen sie eine untergeordnete Stelle behalten, und damit sich diese auch äußerlich darstelle, lasse man sie als Subitaneen (Improvisationen, Extemporaneen) in der Schule machen. Da es sich bei ihnen nur um Aeußerlichkeiten, Titulaturen, Adressen, Datum u. s. w. handelt, so braucht sich die Kritik des Lehrers gar nicht auf jede einzelne Arbeit zu erstrecken, sondern läßt sich in Bausch und Bogen abthun.

Wenn auch wirklich diese beiden Richtungen, die manchem Lehrer auf diesem Felde die wichtigsten scheinen, somit unterbleiben oder doch sehr untergeordneten Werth erhalten, so besitzen wir doch noch einen großen Reichthum an Stoff: Alles, was im täglichen Leben oder auf dem Gebiete des Wissens, oder im Reich der Phantasie dem Schüler entgegentritt, kann ihm ein Anlaß zu schriftlicher Darstellung werden. Diese nährt sich demnach an den

Erscheinungen der Gegenwart, der Wissenschaft, der Kunst; aber umgekehrt kommen auch diese in ihrer unbegränzten Mannigfaltigkeit erst dadurch dem Geiste recht zum Bewußtseyn, daß er allmählich eine Reihe von ihnen im Spiegel seiner Betrachtung auffängt und in dieser Fassung leichter überschaut.

Bei der Lehre von der mündlichen Rede ist neben der innern Aufgabe noch einer äußeren gedacht worden. Jene hat sie mit dem gegenwärtigen Abschnitt gemein, indem für beide der Stoff und seine Gestaltung ungefähr derselbe ist; diese wird hier zwar eine andere, folgt aber doch der Analogie der dortigen: was beim mündlichen Vortrag als Aussprache und Betonung erschien, tritt hier als Orthographie und Interpunktion auf. Jene ist das Abbild der Aussprache, diese das Abbild der Betonung; beide freilich dem Urbilde gegenüber so unvollkommen, wie je ein Bild gegenüber seiner Sache, ein Schatte seinem Leib. Rechnet man zu dieser nothwendigen Unvollkommenheit noch die Meinungsverschiedenheiten über die Orthographie, und die Abhängigkeit der Interpunktion von persönlichen Ansichten und Bedürfnissen, so kann es wohl nicht anders seyn, als daß diese beiden Theile der Sprachwissenschaft zu lebhaftem Gezänke geführt haben, und ein Friedensverträg darüber zu den schwierigsten, vielleicht zu den unmöglichen Dingen gehört.

Bei der Orthographie bekämpfen sich Neuerer und die Anhänger der hergebrachten Ordnung. Gegen letztere läßt sich sehr viel sagen; denn sie ist zum Theil für Sprachverhältnisse gemacht, die längst zu Grabe gegangen sind, wie unser e i statt a i in zwei, feil u. s. w., zum Theil verdankt sie ihr Daseyn rein dem Zufall, dem Gutdünken der Setzer in den letzten Jahrhunderten, und in hundert Fällen widerspricht sie den Sprachgesetzen oder sich selbst. Ein Lehrer der deutschen Sprache stößt bei seinen Schülern fast in jeder Stunde auf Irrthümer, die nie entstanden wären, wenn wir eine vernünftige Orthographie hätten; wie schwer läßt sich nur begreiflich machen, daß **th** nichts anders ist als **t** und daß **h**, womit wir lange Vokale bezeichnen, nur als Lesezeichen gelten darf, nicht als Buchstab, und daß die **e** in F e l d, H e l d, G ü t e, V a t e r ganz verschiedener Art sind, und daß in G e f ä h r t e der Wurzelvokal lauten muß, wie in f e r t i g, nicht wie in g e f ä h r l i c h, und was solcher wunderbarer Dinge mehr sind. Ein Herkules

wäre diesem Augiasstalle hoch nothwendig; ganz irrig ist es, wenn Einige dadurch helfen wollen, daß sie auf eigene Faust ein neues System einsetzen; denn eine neue Ordnung kann sich nur bilden, wie sich die alte gebildet hat, durch Uebereinkunft, und diese kann jetzt nur durch Verbreitung richtiger Einsichten bewirkt werden. Das große deutsche Wörterbuch, dessen Herausgabe die Brüder Grimm vorbereiten, könnte uns das werden, was den Franzosen ihre Akademie war, ein Richterstuhl für unsern Sprachschatz und also auch für unsere Orthographie.

Das Gesetz, das in der Interpunktion jetzt gilt, wird mit Recht angegriffen, weil es seine Bestimmung verkennt. Die Interpunktion soll dem Auge die Musik der Rede darstellen, muß also wie diese der freien Ansicht des Schreibenden anheimgegeben seyn. Statt dessen hat man unabänderliche Normen zu schaffen getrachtet, an die sich Niemand binden kann, er wolle denn dem Götzenbild äußerer Gleichförmigkeit das Wesen der Sache zum Opfer bringen. So hören wir z. B. das Gebot, daß vor Infinitiven mit zu, vor den Relativen, vor daß u. s. w. ein Komma stehen müsse; aber die Pause, deren Abbild das Komma ist, läßt der Sinn vor diesen Wörtern hundertmal nicht zu, wogegen er unmittelbar nachher ein Innehalten der Stimme verlangt, an Stellen, wo sie vielleicht die steife Regel verbietet. Wenn z. B. Schiller sagt: „ein glaubenswerther Mann Johannes Müller bracht' es von Schaffhausen," so verlangt der Sinn eine Pause nach Mann und bracht' es, aber die schulmeisterliche Regel wird das zweite Komma nach Müller setzen und so die Rede zum Unsinn stempeln; denn Betonung und Interpunktion haben hier die Aufgabe, einen Mangel des Satzbaus gut zu machen und zu zeigen, daß von Schaffhausen nicht die Nachricht kommt, sondern der Mann herstammt. Freilich wird auf diese Weise die Interpunktion für den Unterricht eine schwere Frage. Vielleicht ist am passendsten, die Schule theilt, solang nicht eine neue sachgemäße anerkannt ist, die alte mit, macht aber die reiferen Schüler auf den wahren Sachverhalt aufmerksam. Fühlen sie dann die Kraft in sich, der besseren Regel zu folgen und ihr Ohr zum Richter zu machen, so mögen sie es thun.

Poetischer Styl. Hier tritt der ganz besondere Fall ein, daß in jeder Anstalt einem Theile der Schüler die natürliche

Anlage, die doch bei poetischen Uebungen nicht entbehrt werden kann, versagt seyn wird. Wenn sich nun auch annehmen läßt, daß sie bei Manchem nur schlummere und durch sorgsame Hand zu wecken sey, so bleibt doch der Grundsatz stehen, daß diese Seite des Unterrichts keine allgemeine werden kann. Dem ist aber abzuhelfen, wenn der Lehrer jedem Schüler, bei dem er jenen Mangel erkannt hat, frei stellt, ob er einen Aufsatz statt des Gedichts übergeben wolle.

Als Stoff zu diesen Uebungen bietet sich für Anfänger die Methode dar, von der Gözinger in seiner Grammatik eine Anzahl Proben gibt: Gedichte von minder bekannten Verfassern sind mit Beibehaltung der Ausdrücke in ungebundene Rede aufgelöst und werden so dem Schüler vorgelegt, der die poetische Form herzustellen hat. Reifere mögen aus fremden Sprachen oder aus einheimischer poetischer Prosa übersetzen, zuerst nur metrisch, später auch mit dem Reim und in künstlichen Versmaßen. Gerade bei diesen Anfängen ist der Ort, auf grammatische Genauigkeit, Klarheit der Diktion, Reinheit der Form nach Betonung und Reim zu dringen; wer das einmal gelernt hat, besitzt es; und wenn er auch kein Dichter wird, erfreut sich seine Rede doch allezeit der wohlthätigen Folge. Ist auf diese Weise einige Leichtigkeit in Behandlung der Form gewonnen, so kann man Aufgaben wählen, die poetische Selbstthätigkeit fordern, zunächst Verwandlung epischer Gedichte in dramatische, oder umgekehrt; epische oder dramatische Behandlung geschichtlicher Scenen; zuletzt vollkommene Freiheit der Erfindung. Die Freiheit darf freilich nie so weit gehn, daß man überhaupt nur ein Gedicht verlangt; bei der Masse der neuhochdeutschen Dichter, die kein Lehrer alle kennen kann, läge dem Schüler die Versuchung nahe, sich mit fremden Federn zu schmücken. Angabe eines bestimmten Gegenstandes ist also nothwendig, und wenn er gut gewählt ist, wird dieß wenigstens bei epischen und dramatischen Versuchen eher fördernd als hemmend einwirken.

Die Sorgfalt, die nach dem Bisherigen für poetische Ausbildung in Anspruch genommen wird, könnte Manchem unverträglich scheinen mit dem Zwecke von Anstalten, die auf wissenschaftliche Bildung ihrer Zöglinge ausgehen. Ich erwidere einmal: in ihrem Zwecke liegt auch eine gewisse Vielseitigkeit, damit keine der mannigfaltigen Kräfte, die ihnen anvertraut sind, brach liege und

verderbe; wenn auf den hölzernen Bänken ein Jüngling mit säße, der seinem Vaterlande ein Virgil oder Shakespeare werden soll, so hätte er auch das Recht, für diese seine Zukunft Belehrung zu erwarten, wie er sie bedürfte. Das Genie bricht sich zwar überall Bahn, aber gerade uns Deutschen fehlt es auf dem Felde der Poesie an Schule, wir huldigen so gerne der Ansicht, daß die Begeisterung hinreiche, den Dichter zu machen, und vernachläßigen darüber die Ausführung, überhören die lästigen Gesetze der Schönheit. Aus unsern ersten Dichtern lassen sich Beispiele herholen, daß sie nicht allein die Regeln der Metrik, nein auch die der Grammatik und der Styllehre hintangesetzt haben. Und was geschieht erst am dürren Holz: welche Pein bringen oft nicht dem feinern Ohr Gedichte, hinter denen minder glänzende Namen stehen! Wie man auch über den Werth der französischen Dichtkunst im Allgemeinen denke, in Einer Hinsicht könnten wir uns an ihr spiegeln: jeder französische Dichter glaubt der Poesie eine reine, edle Sprache, Sorgfalt im Gedankengang wie im metrischen Bau schuldig zu seyn; jeder übt seine Kunst als Kunst, und darum bleibt sie verschont von jenem Dilettantenheer, das ohne Klarheit der Gedanken, ohne Schönheit der Formen, ja ohne Kenntniß der Muttersprache der Göttin unwillkommene Opfer bringt. Es wäre anders, wenn die Schule schon zeigte, wie viel man gesehen und gelernt, gedacht und gewacht haben muß, um ein Dichter zu seyn.

Wenn nun aber trotz all dem ein Gestrenger die „Schule" nicht verpflichtet glaubt, „Dichter" zu ziehen, so lassen sich für jene oben geforderte Sorgfalt noch andere Gründe geltend machen. Zunächst, daß die Schönheit der Dichtung nur dann recht gefühlt und in der Seele wirksam wird, wenn ein Mensch von ihren Gesetzen weiß; allgemeine Eindrücke sind vergänglich. Wenn also verlangt werden darf, daß Jeder, der auf allgemeine Bildung Anspruch macht, im Stande sey, von einem schönen Gedicht wirklich ergriffen zu werden und „Rechenschaft zu geben seines Glaubens," so erwächst damit der Schule die Verpflichtung, dieses Feld nicht unbebaut zu lassen.

Weiter muß noch eines mehr äußerlichen Gewinnes gedacht werden: für die Ausbildung des lateinischen Styls hat man die Wichtigkeit des Versemachens immer und mit Recht sehr hoch angeschlagen. Seit aber über die Bestimmung der Gelehrtenschulen

andere Ansichten aufgekommen sind und feine Latinität nicht mehr als ihre oberste Aufgabe gilt, ist den Schülern diese Mühe meistens geschenkt, worüber man sich um so mehr freuen darf, da unsere lateinische Aussprache nur in den wenigsten Fällen ein Bild von dem Verhältniß in der Sprache gab, auf dem die antike Verskunst beruht, von der Quantität, die Aufgabe demnach über Gebühr erschwert war. Wenn man dafür jetzt anfinge, auf Ausbildung des poetischen Styls in der Muttersprache bedacht zu seyn, so hätte man einen ähnlichen Gewinn, aber um weit geringeren Preis, weil der Schüler im Stoffe daheim ist. Das Ziel wäre überdieß viel anziehender, sofern jeder, dem ein Lied in der Muttersprache gelingt, nicht bloß auf den Beifall des Lehrers und einiger Kenner des Lateinischen angewiesen ist, sondern die Freude hat, allgemein verstanden zu werden.

Ich schließe diesen Abschnitt mit einem Worte Fr. A. Wolfs, des klaren Geistes, dessen klassische Bildung so umfassend war, daß sie Sinn und Liebe für deutsche Studien in ihm nicht allein duldete, sondern weckte. Der Eingang zu einer Vorlesung,* die er 1811 vor der Akademie der Wissenschaften zu Berlin hielt, enthält die Worte: „Sie wissen aus Erfahrung, wie die ersten bedeutenden Versuche des Componirens in der Muttersprache den Geist des Jünglings befruchten, wie sie unter verständiger Leitung seine noch schlummernden Kräfte wecken. Dasselbe werden in höherem Grade die empfohlenen Uebungen der Metrik leisten; sie werden auch der prosaischen Composition die schönste Ausbildung geben, und der junge Leser wird bald mit ganz anderer Empfindung seine kunstreichen Dichter studiren und die andern ihrem Naturwerthe überlassen."

IV. Alterthumskunde.

Es könnte ein Eingriff ins Gebiet der Geschichte scheinen, wenn die deutsche Philologie einzelne Zweige der Alterthumskunde als ihr Eigenthum in Anspruch nimmt; allein der Geschichtsunterricht kann sich doch nicht so aufs Einzelne einlassen, daß er den Schülern eine umfassende Kunde des deutschen Alterthums versprechen dürfte, und auf der andern Seite muß die deutsche

---

* Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst.

Philologie, bei der geschichtlichen Richtung, die sie jetzt genommen hat, so häufig in jenes Gebiet hinüber greifen, daß eine genaue Scheidung unmöglich ist. Dieses engen Zusammenhangs ist schon bei der Literaturgeschichte gedacht worden; äußerlich beurkundet er sich auch dadurch, daß die Sprachforscher der historischen Schule sich mehrfach Zweigen der vaterländischen Geschichte mit Eifer und Glück zugewendet haben, wie wir denn ihrem edeln Haupte, Jac. Grimm, mehrere Werke dieser Art, die Rechtsalterthümer und die Mythologie verdanken. Und nicht umsonst ist seine Grammatik zuerst dem Vorkämpfer der historischen Rechtsgelehrten, Savigny, gewidmet. Auch unsere Historiker erkennen von Tag zu Tag mehr die Wichtigkeit der deutschen Philologie für ihre Forschungen; ich führe nur zwei Beispiele an, Heinrich Leo, der diese Anerkennung direkt und indirekt überall ausspricht und manche eigenthümliche Leistung eben jenen Studien verdankt; sodann Kaspar Zeuß, dessen ausgezeichnetes Werk über die deutsche Urgeschichte, „die Deutschen und die Nachbarstämme," durch und durch auf der festen Grundlage der geschichtlichen Sprachforschung ruht. Wenn ein Historiker griechische Geschichte schreiben wollte, ohne Griechisch zu verstehen, man würde das selbst jetzt, wo er alle seine Quellen übersetzt lesen kann, höchst anmaßend finden; daß aber seit langen Jahren deutsche Historiker zur Bearbeitung der vaterländischen Geschichte keine Kenntniß der alten Sprache mitbringen, wird erst seit Kurzem als mißlich anerkannt. Wenn einmal diese Einsicht allgemein ist — und wenige Jahre reichen vollends hin, dieß zu bewirken — so findet man dann vielleicht auch zweckdienlich, die Geschichte des Vaterlands auf hohen und niedern Schulen in eben die Hände zu legen, denen die übrigen deutschen Wissenschaften anvertraut sind. Wenn einmal alle diese Forschungen auf einen höheren Stand gediehen sind, kann man vielleicht auch die deutsche Alterthumskunde als eine selbstständige Wissenschaft behandeln; jetzt, wo sie noch zwischen philologischem und historischem Charakter schwankt, wird sie gewiß mit Recht zur deutschen Philologie gezogen, da dieser das Verdienst gebührt, sie zuerst zu Ehren gebracht zu haben. Daß sie erst im Werden ist, wolle man auch bei der Beurtheilung des vorliegenden Versuches bedenken.

Die Eintheilung beruht am besten auf den drei Hauptperioden unserer Geschichte: Urzeit, Mittelalter, Gegenwart. Der letzte

Name nimmt sich freilich in der Alterthumswissenschaft seltsam aus, findet aber seine Rechtfertigung darin, daß für mehrere Forschungen, die aufs höchste Alterthum Bezug haben, nur aus der lebendigen Gegenwart bedeutende Thatsachen zu gewinnen sind.

1. Kenntniß der Urzeit.

Die dunkeln Fragen, die auf diesem Gebiete zahlreich entgegentreten, lassen sich unter vier Namen bringen: Herkunft, älteste Geschichte, Glaube, Sitte.

Herkunft. Welches die ursprüngliche Heimath der Germanen sey; wann sie den Boden besetzt haben, auf dem die Geschichte sie zuerst findet; wie sie sich zu den benachbarten Völkern, Kelten, Slawen, Pelasgern, wie zu den Brüdern im fernen Persien und Indien verhalten; in welchem Zusammenhang die einzelnen germanischen Stämme unter einander stehen, das sind Räthsel, zu deren Lösung Niemand Hoffnung hat, als wer die Sprache zu Hülfe nimmt,* denn geschriebene Urkunden sind nie da gewesen, die Sage gibt nur dunkle Andeutungen, und was auf Physiognomie, Sitte, Glauben u. s. w. gebaut werden kann, ist wenigstens sehr unsicher, weil daran eine lange Reihe von Jahrhunderten solche Einflüsse geübt hat, daß der Charakter der Ursprünglichkeit an den Stellen, wo er sich vielleicht noch findet, nicht nachgewiesen werden kann.

Geschichte. Was die ältesten Schicksale des Volkes betrifft: die Vertheilung des Bodens unter den einzelnen Stämmen; ihre Gränzen gegen die Nachbarvölker; später ihre Bündnisse, die an die Stelle vieler kleiner Namen wenige große setzten; zuletzt die mächtigen Wanderungen, die der Welt eine neue Gestalt gaben und die Wurzel aller europäischen Verhältnisse seit vierzehn Jahrhunderten sind, so müssen natürlich die Geschichtschreiber, griechische, römische und germanische, als die wichtigsten Führer gelten, aber

* Ein Beispiel gibt H. Leo in seiner Geschichte von Italien, wo ihm eine Zusammenstellung einzelner Wörter aus langobardischen Rechtsbüchern zur Stütze wird, um die hochdeutsche Herkunft der Longobarden zu beweisen. — Die Vergleichung der deutschen Helden- und Ortsnamen ist ein noch immer nicht genug ausgebeutetes Mittel für diesen Zweck; neben Vielem, was die Namengebung aller Germanen gemein hat, verfolgt jeder Stamm einige Richtungen mit besonderer Vorliebe.

auch hier läßt sich Vieles nur durch die Sprachforschung ermitteln: von dem historischen Werthe der Heldennamen ist oben die Rede gewesen; einen ähnlichen haben andere Eigennamen, z. B. die zahlreichen keltischen, oder keltisch-römischen Benennungen für süddeutsche Flüsse, Berge, Ortschaften, denn diese weisen die Gränze nach, hinter der lange Zeit die germanische Bevölkerung von der keltisch-römischen gehalten wurde; aus dem Charakter der Ortsnamen in den verschiedenen deutschen Landschaften lassen sich, wie schon Neugart geahnt und Zellweger für Appenzell anzuwenden versucht hat, wichtige Schlüsse für die Geschichte der germanischen Ausbreitung und die Gränzen der einzelnen Stämme gewinnen. Alle jene Namen aber sind Hieroglyphen, die sich nur aus sich selbst und mit Hülfe der alten Sprache deuten lassen. Auch die Kenntniß der Mundarten ist für die älteste Geschichte überaus wichtig; denn noch ziehen sich in dieser Hinsicht durch Deutschland unverkennbare, oft ganz scharfe Gränzen, wie z. B. der Sprachunterschied auf beiden Ufern des Lechs noch heute sehr stark ist und die alte Angabe bestätigt, daß dieser Fluß Bayern und Schwaben trenne.

Glaube. Unter den Beweisen von Stammverwandtschaft zwischen den Germanen und den übrigen Völkern des indischeuropäischen Stammes, z. B. Griechen, Slawen u. s. w., nimmt die Aehnlichkeit der Mythologie nicht die letzte Stelle ein; denn wenn man erwägt, daß uns die griechische aus einer Zeit überliefert ist, wo sie längst den Kreis des unbewußten Glaubens und Dichtens verlassen hatte und in die Hände der Künstler übergegangen war, welche sie nach Zwecken der Kunst beliebig umgestalteten; wenn man als das Ursprüngliche jene gigantischen Vorstellungen anerkennt, die sich bei Homer und selbst bei späteren noch nicht ganz verleugnen, so ergeben sich zahlreiche Anknüpfungspunkte mit dem Götterglauben unserer heidnischen Ahnen, der, wenn er nicht frühe schon dem Christenthum gewichen und wenn er nicht unter einen zu nördlichen Himmel verschlagen worden wäre, wohl auch seine kraftvolle, formlose Jugend mit solcher Reife und Ruhe männlicher Schönheit vertauscht hätte. Der germanische Götterglaube ist uns lange Zeit nur vom nördlichsten Stamme her, dem skandinavischen, bekannt gewesen, weil bei diesem seine systematische Auffassung und schriftliche Festhaltung dem Sieg der christlichen Lehre voranging;

bei den südlichen Germanen haben sich, neben zerstreuten Nachrichten, nur arme, unverstandene Bruchstücke in Sagen, Märchen, abergläubischen Ansichten und Gebräuchen erhalten, bis sich J. Grimms Genius auch dieser verwaisten Schaaren erbarmte und in seiner deutschen Mythologie ein Gemälde entwarf, das bei zahlreichen Lücken doch durch seine Vollständigkeit überrascht und durch die dargelegte Verwandtschaft des deutschen Heidenthums mit dem nordischen über jenes einen Theil der Helle verbreitet, deren sich dieses erfreut.

Sitte. Was Römer und Griechen in dieser Hinsicht von unsern Vorfahren melden, fällt natürlich nicht hieher, und so dankenswerth es ist, reicht es auch nicht aus. Wie beim Götterglauben, so haben auch auf diesem Gebiete die Entdeckungen, die wir der deutschen Philologie verdanken, die höchste Wichtigkeit, und J. Grimms deutsche Rechtsalterthümer sind hier dasselbe, was dort die deutsche Mythologie. Sitte gilt hier nämlich nicht im engern heutigen Sinn, sondern befaßt auch das Recht, denn dieses war in der Urzeit nichts anderes, als Herkommen und Sitte, sofern das Zusammenleben der Einzelnen durch sie geregelt wird.

2. Kenntniß des Mittelalters.

Was hier zu sagen ist, fällt unter die Namen Geschichte, Glaube, Sitte, Recht. Die beiden letztern sind jetzt schon nicht mehr so lebendig vereint, daß sie, wie beim vorigen Abschnitt, ungetrennt zu betrachten wären.

Geschichte. Sie gehört weniger, als bei der vorigen Periode, aber doch immer noch in ziemlichem Umfang, ins Gebiet der deutschen Philologie, sofern ihre Quellen gutentheils in den Händen derselben liegen; Chroniken, Urkunden, Inschriften, selbst wenn sie lateinisch geschrieben sind, lassen sich oft nur dann recht verstehen, wenn man den deutschen Ausdruck unterlegt.* Die Wichtigkeit der Eigennamen ist wieder dieselbe, ja die Quelle fließt reichlicher, weil alle Verhältnisse sich ausdehnen und heller werden, z. B. durch das Aufkommen der Familiennamen beim Adel und beim Bürgerstand.

---

* Der Schweizer braucht rühren für werfen, daher erzählt ein sanggallischer Mönch von seinem Heiligen: *tetigit* idola in lacum (Gall rührte die Götzenbilder in den Bodensee).

Glaube. Die deutschen Stämme machen zwar in dieser Periode nur einen Theil der Christenheit aus, und Belehrung über die religiösen Ansichten, die bei ihnen walteten, hat also die Dogmengeschichte zu geben; allein wenn man bedenkt, welche Kluft gleichzeitig mit Ausbreitung des Christenthums zwischen Morgenland und Abendland, welche später zwischen Katholiken und Protestanten entstand, und daß jene mit dem Unterschiede zwischen jüdisch-griechischem und romano-germanischem, diese aber mit der Verschiedenheit zwischen romanischem und germanischem Wesen aufs Innigste zusammenhängt, so ergibt sich für diejenigen, welche das religiöse und kirchliche Leben im Mittelalter verstehen wollen, sofort die Nothwendigkeit, den germanischen Geist in seiner Entwicklung zu begreifen. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß bei jedem Volke das Christenthum eine nationale Färbung annimmt; aber der Einfluß der deutschen Götterlehre, oder wie sichs später darstellt, des deutschen Aberglaubens, überhaupt des ganzen deutschen Wesens auf die religiösen Vorstellungen des Mittelalters ist noch keineswegs genau ergründet. Wenn er's wäre, so würde sich vielleicht ergeben, daß ohne die Germanen das Christenthum sich unter jüdischen Händen in Formendienst, unter griechischen in Spekulation aufgelöst hätte, und daß ohne den germanischen Widerstand gegen Rom das Christenthum der Abendländer ein corpus juris geworden wäre; mit andern Worten, daß erst die Germanen das Christenthum von den Fesseln der antiken Aeußerlichkeit befreiten und mit dem Stifter begriffen, wie Gottes Reich inwendig im Menschen ist. In allen religiösen Kämpfen der Germanen gegen andere Auffassungen des Christenthums kommt diese seelenvolle Ansicht zum Vorschein, die schon ihr Heidenthum, wenn es auch eine Nacht war, doch zu einer sternenvollen macht. Selbst wo Deutsche gegen Deutsche für jüdische, griechische oder römische Auffassung fechten, verleugnen sie diese Grundstimmung nicht, und das Banner wird in ihren Händen ein anderes. Bei diesem engen Zusammenhang des Glaubens mit dem innersten Wesen und der Seelengeschichte des Volks darf die Sprachforschung, die sich ja überall als ein wichtiges Hülfsmittel der Geschichte zeigt, ohne Erröthen ihre Dienste anbieten. Wie man z. B. Dichter benützen könne, hat Gieselers Kirchengeschichte gezeigt, deren Berufungen auf Walther von der Vogelweide und andere mittelhochdeutsche Dichter

über kirchliche Verhältnisse und Ansichten so helles Licht verbreiten. Und um auf eine weit spätere Erscheinung überzugehen — wie ganz anders liest Luther's Schriften, diese vornehmsten Zeugen der Reformationsgeschichte, wer in der alten Sprache lebt, als wer nur die Kenntniß der gegenwärtigen mitbringt!

Sitte. Die Dürftigkeit der meisten Chroniken weist unsere Nachforschungen über die Lebensweise der Deutschen im Mittelalter zwar nicht aus dem Gebiet der Geschichte, aber doch vornehmlich an die Angaben der Sprachkunde. Wie die mittelhochdeutschen Gedichte dafür auszubeuten seyen, und welche reichen, klaren Bilder sie bieten, wenn man sie mit dem rechten Sinn zu lesen weiß, das beweist Leos klassischer Aufsatz über Bau und Einrichtung der deutschen Burgen im Mittelalter, den uns Raumers historisches Taschenbuch vor einigen Jahren brachte. Wer Schriften, wie den Frauendienst Ulrichs von Liechtenstein, zuerst liest, verwundert sich in der Regel über die tiefe Unwissenheit, worin uns die meisten Werke über das Mittelalter gerade in Betreff des täglichen Lebens lassen. Eine Sittengeschichte des Mittelalters, die diesem Mangel abhälfe, haben wir, dem Vernehmen nach, von J. Grimm zu erwarten, dem Gott noch langes Leben für seine segensreiche Wirksamkeit gönne möge!

Recht. Was oben von der Geschichte gesagt worden ist, gilt auch hier: die unmittelbaren Quellen fließen im Vergleich mit der Urzeit so reichlich, daß man der Unterstützung durch die emsige deutsche Philologie wenigstens eher als an andern Orten entbehren kann und auch größtentheils noch entbehrt. Dennoch würde es unsern Rechtsgelehrten wohl anstehen, wenn sie mit gründlicher Kenntniß des Deutschen an den Sachsen- und Schwabenspiegel, an Grimms Rechtsalterthümer und an dessen eben erscheinende Weisthümer gehen wollten. Grimms Rechtsalterthümer haben gerade für die Wissenschaft, der sie eigentlich zu dienen bestimmt sind, noch wenig Früchte getragen, nicht sowohl durch die Schuld der Juristen, als durch die der Schule; denn sie setzen vielseitige Sprachkenntnisse voraus, und nirgends gibt die Schule ihren Zöglingen die nöthige Vorbereitung dazu mit. Es war daher ein glücklicher Gedanke, den Professor Ettmüller in Zürich, vielleicht auch andere deutsche Philologen, ausgeführt haben, für Juristen eine eigene Vorlesung über dieses Buch zu halten und ihnen

namentlich die angelsächsischen, altnordischen und andere unverständliche Stellen zu erklären. Das darf freilich nur als Uebergangsmaßregel gelten, bis der Wunsch in Erfüllung gegangen ist, den die Vorrede zu jenem Buch ausspricht, daß nämlich die Gelehrten in ihre Muttersprache hinlänglich eingeführt werden möchten, um über solche Zugaben zu gelehrten Werken nicht bloß wegspringen zu müssen. Die viele Zeit, welche den Juristen das Griechische wegnimmt, wäre so vielleicht besser angewandt.

3. Kenntniß der Gegenwart.

Wie ein Abschnitt der Alterthumskunde zu diesem Namen komme, ist schon oben (S. 224) angegeben. Die Erscheinungen der Gegenwart, die für unsern Zweck Werth haben, sind: das Aussehen der Menschen und des Landes, die Volkssprache, Ueberreste alter Poesie, endlich Tracht, Sitte, Recht. Des Beistandes, den zum Verständniß dieser und verwandter Erscheinungen die Sprachkunde leistet, ist oben gedacht worden; hier handelt sich's davon, wie sie für Kunde des Alterthums zu benutzen sind. Der Dienst ist gegenseitig: die Gegenwart dient zur Aufhellung der Vergangenheit, das Verständniß der Vergangenheit erschließt uns erst recht die Gegenwart, und ganz hell sieht nur, wer sich beiden ergibt.

Auffallend und erfreulich ist, daß sich auch bei andern Nationen dieser Gedanke regt, wenn gleich überall nur erst wie die Puppe, wenn der Schmetterling hervorbrechen will. In dem tableau des idiomes populaires ou patois de la France par Schnakenburg liest man S. 6 den Vorschlag, in jeder Provinz Akademien, theils aus Gelehrten, theils aus Leuten vom Volk zu bilden und so die verborgenen Schätze von Frankreichs Sprache und Geschichte zu heben. „So gelänge es vielleicht, die gallische Ursprache wieder zu entdecken und herzustellen, wodurch sich nothwendig die Lösung für eine Menge verwandter Fragen ergäbe. Gewiß würde man in den keltischen, griechischen, römischen, germanischen und morgenländischen Niederschlägen die fossilen Wurzeln von einem großen Theil des heutigen Französischen entdecken, denen außerdem nicht bis in die letzten Verzweigungen beizukommen ist.“ Diese Hoffnungen sind vielleicht zu kühn, aber sie nennen gewiß den rechten Weg, auf dem sich Vieles ergibt, wovon wir noch

keine Ahnung haben. Für Deutschland, das fast an allen seinen Grenzen einen ähnlichen Wechsel der Nationen hat (Kelten, Romanen, Slawen), gilt gewissermaßen dasselbe, und auch da, wo immer nur Germanen gewesen sind, ist so viel gewandert, verlassen, erobert worden, daß mancher reiche Fund zu erwarten steht.

Aussehen des Volks. Keinem denkenden Menschen, zumal wenn er schnell reist oder an Einem Ort Leute verschiedener Landschaften beisammen sieht, wird es entgehen, wie sehr sich die Bewohner der einzelnen Gaue eines Landes von einander unterscheiden. Es ist nicht allein Sprache und Tracht, es ist etwas Besonderes in Bewegungen, Gestalt und Zügen. Man darf freilich, um das zu sehen, nicht die großen Städte aufsuchen, noch die Flußthäler und Straßen, wo sich die Heere, der Strom der Reisenden und der Handel bewegen, denn da verwischt sich, wie in Tracht und Sitte, so auch im Aussehen alles Eigenthümliche; den rechten Beweis liefern jene stillen Gegenden, die vom Weltverkehr fast unberührt bleiben und in allen Aeußerlichkeiten um Jahrhunderte zurück sind, wie dieß bei manchen Gebirgsgegenden, z. B. im Schwarzwald und in den Alpen, oder auf fernen Küsten und Inseln buchstäblich behauptet werden kann und selbst in Reichsstädten noch unlängst der Fall war.

Die beiden Elemente, worauf jene eigenthümlichen Unterschiede beruhen, sind: die angeborne Art und der Einfluß der Verhältnisse. Ein geübter Sinn, dem einige Zeit zur Beobachtung gegeben ist, wird in beiden Beziehungen manches überraschende Ergebniß gewinnen und dadurch über das innerste Wesen eines Volks, wie über seine Geschichte und ihre Wirkungen schöne Aufschlüsse geben können, die für mehr als eine Wissenschaft von Werth sind. Freilich läßt sich nicht bergen, daß diese Aufgabe eine der schwierigsten ist, um so schwieriger, da noch Wenige das Feld angebaut haben, also noch keine lange Reihe von Beobachtungen zu Gebote steht. Für sich allein dürfen sie allerdings nicht auf eine entscheidende Stimme Anspruch machen, weil gleiche Schicksale und Verhältnisse, selbst manchmal zufällige Ursachen, bei Leuten verschiedener Abkunft gleiche oder ähnliche Erscheinungen herbeiführen können, aber im Verein mit andern Merkmalen legen sie wohl ein Gewicht in die Schale. Am ehesten hätten vielleicht Maler den Beruf, die Verschiedenheit der deutschen Stämme in dieser Hinsicht zu ermitteln.

Bauart, Tracht, Gebräuche. Diese Dinge fallen stärker in die Augen und sind deshalb auch schon mehr gewürdigt worden. Auch hier wirken seit Jahrtausenden zwei Kräfte: ursprüngliche Sitte und äußere Verhältnisse. Zu letzteren gehört Alles, was die Natur des Landes, politische und religiöse Einflüsse im Bildungsgange des Volks veranlaßt haben. In beiden Beziehungen läßt sich auch auf diesem Gebiete mancher schöne Gewinn erwarten; doch muß auch hier geklagt werden, daß so Wenige ihr Auge auf Dinge richten, die vor dem ausgleichenden Tritte der neueren Zeit von Jahr zu Jahr mehr verschwinden. Die Ursache liegt theils in einem sehr häufigen Mangel an historischem Sinn, an jener blinden Neuerungssucht, der das Alte mißfällt, weil es alt ist; theils darin, daß Leute, die viel reisen, selten solche Forschungen anstellen, der Forscher aber meist zu Hause bleibt und also nicht vergleichen kann. Vereine, die sich die Hand reichten, könnten hier Vieles retten, was schon die nächsten Jahrzehnde dem unvermeidlichen Untergang bestimmt zu haben scheinen.

Mundarten. Obwohl auch sie dem Einfluß der Umgebungen nicht ganz entgehen, wie man z. B. aus dem vielen Gemeinsamen sieht, was in der Sprache von zwei ganz unverwandten Stämmen, Alemannen und Schwaben, durch Bundesgenossenschaft und Nachbarschaft herbeigeführt worden ist, so ist doch dieses Gebiet dasjenige, dessen Bearbeitung die sichersten Ergebnisse für die Urgeschichte der Stämme verheißt. Frühere, zwar unreife, aber doch höchst verdienstliche Leistungen für die Grammatik einzelner Dialekte, wie z. B. Stalders für den alemannischen, sind seit einiger Zeit durch des gediegenen Schmellers Arbeiten über die Mundarten des Königreichs Baiern (bairisch, schwäbisch, ost- und westfränkisch) überflügelt, und die ganze Forschung ist außerordentlich vorwärts geschritten. Die Literatur dafür, worin M. Usteri's und Hebel's alemannische Dichtungen obenan stehen, und M. Rapps schwäbische in den Atellanen durch feine Orthographie und poetischen Werth zwiefaches Verdienst haben, nehmen mit jedem Jahre zu. Ueberall ist ein reges Streben erwacht, die provinziellen Schätze ans Licht zu fördern, und nicht zu gedenken des früher ausgeführten Gewinns, den die Schriftsprache für ihre eigene Erweiterung, Ausbildung und stete Erfrischung aus dem Zurückgehen auf diese ihre Wurzel erwarten darf,

muß auch die ganze Behandlung der deutschen Geschichte und das deutsche Leben anders werden, wenn man sich gewöhnt, jeden Theil des deutschen Volks, der sich durch seine Sprache als selbständig darstellt, in seiner Eigenthümlichkeit anzuerkennen und zu behandeln.

Eigennamen. Es ist eine sehr verbreitete Meinung, daß die Sprachwissenschaft sich mit diesem Theil der Sprache eigentlich nicht zu befassen habe, indem er gleichsam unter der Herrschaft des Zufalls stehe, und indem sowohl für die Bildung der Eigennamen, als für ihre Darstellung durch die Schrift keine allgemein gültigen Gesetze da seyen. Dieser Ansicht, welche die Eigennamen ungefähr so behandelt, wie der Gärtner das Unkraut, die aber im Grunde nur ein Bekenntniß der Unwissenheit enthält, tritt die historische Grammatik mit der Behauptung gegenüber, daß die Egennamen so gut als jeder andere Theil der Wortlehre den allgemeinen Sprachgesetzen unterthan seyen, daß sich ihre scheinbare Unbotmäßigkeit durch sorgfältige Behandlung zu heben lasse, ja daß mit diesen Sonderbarkeiten der eigenthümliche hohe Werth dieses Feldes zusammenhange.

Eigennamen sind nämlich die ältesten Denkmäler unserer Sprache: beinahe 500 Jahre vor Ulfila, dem Stifter germanischer Schriftsprache, nennen uns die Alten einzelne deutsche Namen, und die spärlichen Reste sind das Zeugniß für den damaligen Stand unserer Sprache, auf umfassende Weise von J. Grimm in der ersten Ausgabe seiner Grammatik gewürdigt, aber natürlich ein Studium, vor dessen Begründung jede andere Gelehrsamkeit als die seine erschrecken mußte. Doch abgesehen von diesen Anfängen unserer Geschichte, noch weit später bietet sich für die Sprache der meisten deutschen Stämme kein anderes Hülfsmittel als die Eigennamen. Um nur von Schwaben und der Schweiz zu reden: ihre ältesten Sprachdenkmäler im eigentlichen Sinn gehören erst dem achten Jahrhundert an, aber eine ungefähre Vorstellung vom früheren Zustand der Sprache gewährt die Heerschaar der Ortsnamen, die vom Anfang des fünften Jahrhunderts an unsere schwäbisch-alemannischen Ahnen in dieser Gegend hinterlassen haben. Vom historischen Werth dieser älteren Bruchstücke ist bereits die Rede gewesen; er erstreckt sich auch auf die neuesten Schöpfungen, die Familiennamen, die für Sprachforschung und Sittengeschichte eine Reihe der anziehendsten Thatsachen liefern.

Wenn für die ältere Klasse der Eigennamen eben ihr hohes Alterthum ein Hinderniß des Verstehens ist, so liegt für die jetzt geltenden die Schwierigkeit zwar zum Theil auch darin, daß sie aus grauer Vorzeit stammen und in unsere Sprachwelt oft so wenig passen, wie die Knochen vorweltlicher Thiere in das System unserer Zoologen; aber ein zweiter Anstoß entsteht aus dem überwiegenden Einfluß der Mundarten auf dieses Sprachgebiet. Ein strenger Zaum ist seit Jahrhunderten der Gesammtsprache durch die Wissenschaft angelegt, so daß sie dem angebornen Hange zur Verwilderung nicht folgen darf, und in der Hoheit, die sie dadurch gewinnt, wirkt sie aller Orten segensreich auf die Mundart zurück; aber auf dem Gebiete der Eigennamen ist eine solche Rückwirkung nur selten wahrzunehmen.* Wenn das verwilderte Gebüsch beschnitten und mit geordneten Wegen durchzogen werden soll, so ist es unerläßlich, daß das Altdeutsche und die Mundarten hülfreiche Hand dazu bieten.

Märchen, Sagen, Volkslieder. Auch hier begegnet uns, wie so oft, der Name Grimm als anregend und maßgebend; zu den frühesten und gemeinsamen Arbeiten der Brüder gehören die deutschen Sagen und die Kinder- und Hausmärchen. Dem Volksliede hat zuerst Herder die verdiente Aufmerksamkeit zugewendet; in des Knaben Wunderhorn haben Arnim und Brentano mit Bienenfleiß, wenn auch nicht mit der gehörigen Kritik, das Schönste zusammengetragen; aus L. Uhlands Feder steht eine Arbeit über das deutsche Volkslied zu erwarten, die in Hinsicht des Stoffes und der Behandlung gewiß jedem Anspruch genügt.

---

* Ein Beispiel: die häufigen Bildungen mit — heim (d. i. Wohnort) sind von der Mundart überall zu einer ton- und bedeutungslosen Nachsylbe entstellt: Arnheim heißt brandenburgisch Arnim, Steinheim heißt schwäbisch Steinen. Aber dort ist die Schreibung von der Mundart abhängig: wir lesen Achim von Arnim statt Joachim von Arnheim; hier dagegen enthält die Schreibung das Ursprüngliche, und wenn auch die Mundart im täglichen Leben die Oberhand hat, so weiß doch jedes Kind, daß sein Ort Steinheim heißt und nicht Steinen. — Größer ist der Einfluß der Mundart und die Willkür etymologischer Unwissenheit überall bei den Geschlechtsnamen; man denke nur an die Meier, Meyer, Mayer, Moyer, Moier, Mair u. s. w., die alle im schriftgemäßen Maier, d. i. major, ihr gemeinsames Band fänden.

Den Unterschied von Märchen und Sage bezeichnet die Vorrede zu den deutschen Sagen so: „das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinah nur in sich selber fest, in seiner angebornen Blüthe und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haftet, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen."

Manchem entlockt vielleicht die Hereinziehung dieser fröhlichen Gesellen in die ernsten Kreise des Unterrichts ein Lächeln, aber die Sache hat ihre sehr wissenschaftliche Seite. Unsere Märchen sind kein Erzeugniß phantastischer Müßiggänger, sondern enthalten großentheils die Bruchstücke unserer ältesten Dichtung und Philosophie (Heldensage und Mythologie). Sind diese Reste auch oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, immer geben sie sehr werthvolle Beiträge zur Geschichte unserer Poesie und zur Beurtheilung des Ganges, den das geistige Leben der Nation genommen hat. — Aehnliches läßt sich von der Sage rühmen, nur gehört sie mehr dem Menschenleben als der Götterwelt an, ist mehr historisch als philosophisch, und streckt daher ihre Zweige durch alle Räume der Geschichte, ja treibt ihre jüngsten Schößlinge noch unter den Augen des lebenden Geschlechts. Ein richtiger Blick in ihr geheimnißvolles Walten ist nicht das letzte Erforderniß zu kritischer Ausbildung, vornehmlich des Geschichtsforschers, und die Wissenschaft hat es durch trockene Dürftigkeit schwer genug gebüßt, daß sie so lange ihren Zusammenhang mit diesen Studien des unmittelbaren Lebens verkannte. — Das Volkslied endlich, der Ausdruck des Volkes bei Freude und Leid, Liebe und Haß, ist mit seinem Geschick und Wesen so enge verschlungen, wie der Epheu mit der Fichte, es ist von jeher ein Hebel der Geschichte gewesen, und seine epische Seite wie seine lyrische dürfen nicht übersehen werden, wenn es sich darum handelt, die Entwicklung des Volkes von Anbeginn bis heute zu begreifen.

Aussehen des Landes. Wenn die Geographie als Wissenschaft bloß die Aufgabe hätte, die irdischen Räume so darzustellen, wie sie aus der Hand der Natur hervorgegangen sind, so käme sie zwar immer noch als Hülfswissenschaft der Geschichte in Betracht, aber da sie selbst kein historisches Element in sich schlösse, fände sie hier keine Stelle. Dem ist jedoch nicht so: der Mensch verändert

die Oberfläche des Landes, das er bewohnt, sehr bedeutend, und der Charakter eines Volks, wie er durch die Natur des Bodens zum Theil bedingt ist, spiegelt sich auch wieder in den Veränderungen ab, die er darauf anbringt; der Europäer, der die Ebene mit Kornfeldern, die Abhänge mit Weingärten bedeckt, die Wälder mit Kanälen und Eisenbahnen durchzieht, an jedem gelegenen Orte sein Haus, seine Stadt baut, ist ein anderer gewesen und ein ganz anderer geworden, als der rothe Indianer, der dieselben Waldgegenden in einsamer Jagdlust durchstreifte, als der Beduine, der mit seinen Heerden, Rossen und Zelten bald da bald dort in der grasreichen Oede sein Lager schlug. Die Gestalt der Länder auf diese Weise zu betrachten, ist eine von den Hauptaufgaben der Geographie; jedes Land, jede Landschaft hat in dieser Hinsicht eine eigenthümliche Physiognomie, und wer mit Aufmerksamkeit reist, die Vergangenheit des Volks, vornehmlich die Geschichte seiner innern Bildung von Anfang an erwägt, der erkennt im Aussehen der Landschaften, in der Wahl und Einrichtung der Wohnorte, so gut wie in deren Benennung, in Märchen, Liedern und Sagen, in Mundart, Tracht und Sitte ein übereinstimmendes Gepräge, wodurch sich ein Volk oder Stamm vom andern unterscheidet und wodurch uralte Gränzlinien kund werden.

Die Zeugnisse, die auf diese Art die Gegenwart von der Vergangenheit ablegt, sind zwar nur demjenigen verständlich, der sich der Geschichte der Vergangenheit mit Vorliebe zugewandt hat; aber wie den Bäumen des Waldes ihr eigenes abgefallenes Laub zur Nahrung dient, so nährt sich auch jenes Wissen aus sich selbst. Deshalb darf kein Theil desselben, nicht einmal der zuletzt genannte, der in die Geographie eingreift, ausgeschlossen werden: sie ergänzen sich alle, und wenn die Sprachforschung geschichtlich seyn will, so muß sie auch geographisch werden. Wie sie durch Vergleichung einem Zweige der Geographie, der Völkerkunde, allein sichere Angaben über Verwandtschaft und Herkunft der Nationen liefert, so nimmt sie von dem andern Zweig, der Länderkunde, eine Anzahl Materialien für ihren Bau.

Bevor ich den Abschnitt über Alterthumskunde schließe, muß ich noch einem Vorwurfe begegnen, der sehr nahe liegt: daß eine solche Ausdehnung des Unterrichts auf Gymnasien unter allen Umständen unzulässig sey, nicht allein, weil diese Dinge noch der

gehörigen wissenschaftlichen Reife ermangeln, sondern auch und vornehmlich, weil sie dem eigentlichen Zwecke des deutschen Unterrichts zu ferne liegen und überhaupt die Zeit dafür gar nicht aufzutreiben wäre. Diese Gründe sind so wahr, daß es auch dem begeisterten Germanisten nicht einfallen wird, auf Gymnasien Vorlesungen über Sagenpoesie, Eigennamen, die Trachten und Mundarten Deutschlands zu halten; aber davon handelt es sich auch gar nicht, sondern davon, daß der Lehrer beim Unterricht in Grammatik, Literatur und vaterländischer Geschichte, desgleichen bei der Wahl des Stoffes für mündliche und schriftliche Sprachübungen, auf jene Dinge, die sich Jedem täglich aufdringen, Rücksicht nehme und den Sinn öffne, damit die Sprache des Lebens nicht tauben Ohren ertöne. Bieten sich dann später gute Vorlesungen oder Schriften über die genannten Gegenstände dar, um so besser; sie finden das Feld geebnet und gepflügt.

Das steht fest, daß Kenntniß und Anerkennung des Vaterlandes, so wie praktisches Geschick — Dinge, deren Mangel man den Deutschen und der deutschen Erziehung so oft und nicht mit Unrecht vorwirft — auf keine Weise besser gepflegt werden, als wenn sich schon der Knabe gewöhnen muß, das, was ihn umgibt, aufmerksam zu betrachten, und dem tieferen Zusammenhang nachzuforschen, der alle Erscheinungen seines Kreises trägt. So wird die Wissenschaft die gesunde Dienerin des Lebens, und rettet sich gegen die Vorwürfe, die ihr der Realismus einseitig zwar, aber mit vielem Grunde gemacht hat.

Mögen diese Worte eine freundliche Stätte finden bei allen, die einsehen, wie viel auf richtige Behandlung des deutschen Unterrichts ankommt, und mögen sie zu seiner endlichen Organisirung auf Gymnasien das Ihre beitragen! Der Boden, den wir durchwandert haben, ist voll reicher Keime und harrt längst des erweckenden Sonnenlichts, um dem Vaterland edle Saaten zu tragen. Aber zuvor muß noch viel gearbeitet werden, daß die alten Sümpfe des Vorurtheils abfließen und das Dickicht widerstrebender Meinungen sich lichte.

Albert Schott.

Ueber die Errichtung
staatswissenschaftlicher Fakultäten
auf den deutschen Universitäten.

In dem Begriffe der deutschen Universität liegt die Nothwendigkeit einer von Zeit zu Zeit eintretenden Ausdehnung. Die Universität ist nämlich dazu bestimmt, in allen Wissenschaften systematischen und organischen Unterricht zu geben, wie ihn gründlich vorbereitete junge Männer verstehen und bedürfen, und so, daß auf ihn kein weiterer höherer Kurs mehr folgt. Die einzigen Ausnahmen bilden solche Wissenschaften, welche entweder eine ganz eigenthümliche Ortlichkeit, oder eine besondere Disciplin der Zöglinge erfordern, oder welche nur in sehr seltenen Fällen getrieben werden und Anwendung finden. Es ist somit einleuchtend, daß jede neuentstehende Wissenschaft von irgend allgemeinerer theoretischer oder praktischer Bedeutung alsbald von der Universität berücksichtigt werden muß, sobald sie den zum regelmäßigen Unterrichte erforderlichen Grad der Consistenz und Ausbildung erhalten hat. Oder ist dieß nicht etwa so gefordert und so gehalten worden bei den Naturwissenschaften, der orientalischen und der modernen Philologie u. s. w.?

Nun werden aber wohl Wenige geneigt seyn, bestreiten zu wollen, daß jetzt zu den sowohl scientivisch gehörig ausgebildeten, als praktisch und theoretisch zum Bedürfniß gewordenen Disciplinen die Staatswissenschaften gehören. Systematische Beschäftigung mit dem Staate ist zwar allerdings, sowohl vom rechtlichen als vom politischen Standpunkte aus, von den ältesten Zeiten an

ein wesentlicher Theil der höheren Bildung gewesen. Dieß beweisen Plato und Aristoteles, Cicero, Machiavel, Bodinus, Hugo Grotius, Hobbes und Locke, Puffendorf, Wolf, Montesquieu, J. J. Moser und Pütter. Allein erst seit zwei Menschenaltern haben alle Seiten des Staatslebens eine umfassende und, soweit unsere jetzigen Ideen gehen, richtige wissenschaftliche Begründung gefunden. Auf der einen Seite nämlich wurde die geschichtliche Seite durch die Schaffung und Ausbildung der Statistik und der Geschichte der Staatensysteme in das gehörige Licht gestellt. Auf der andern Seite hat A. Smith es möglich gemacht, die ökonomisch-politischen Disciplinen, also die Volkswirthschaftspflege und die Finanzwissenschaft, auf sichere Grundlagen zu stellen, und ist die Polizei aus ihrem chaotischen und prinziplosen Zustande gezogen worden. Durch die zu gleicher Zeit eingetretene wissenschaftliche Ausbildung der privatwirthschaftlichen Fächer, namentlich also der Forstwissenschaft, Landwirthschaft, Technologie und der Handelslehre, haben aber die politischen Wissenschaften eine sehr wichtige materielle Stütze erhalten. So daß, wenn man die zu keiner Zeit vernachlässigten Fächer des Staats- und Völkerrechtes und der allgemeinen Politik dazu nimmt, jetzt jede Richtung und Beziehung des Staatslebens wissenschaftlich erforscht und entwickelt, das Ganze aber in einem harmonischen, überall in einander greifenden Zusammenhang ist. Kurz, die Zeit ist weit hinter uns, in welcher die älteren Fakultätswissenschaften die Unwissenschaftlichkeit, Unbildung und Zerstücktheit des „Kameralwesens" in sicherer Vornehmheit bespötteln und verachten konnten. Die Staatswissenschaften haben nicht nur ihre Bedeutung für das Leben erwiesen, sondern es wagt ihnen auch Niemand mehr wissenschaftliche Ebenbürtigkeit in Beziehung auf Gelehrsamkeit und formale Behandlung abzusprechen.

Schon dieser scientivische Zustand wäre an sich hinreichender Grund, um die Ausdehnung des Universitätsunterrichtes auf die gesammten Staatswissenschaften zu verlangen. Allein ist es erst nöthig zu bemerken, daß gerade in der jetzigen Phase der Menschheitsentwicklung der Unterricht in dem politischen Wissen eine unabweisbare praktische Forderung ist? Dreht sich doch seit einem halben Jahrhundert Alles in dem europäisch gesittigten Theile der Erde um den Staat als Axe. Was haben die erdbebengleichen

Erschütterungen und Umkehrungen anders beabsichtigt, als eine andere Gestaltung der socialen und staatlichen Verhältnisse? Wofür haben Millionen geblutet, sind Milliarden verschwendet worden, als für eine den Bedürfnissen oder Launen entsprechende politische Gestaltung? Was bewegt in diesem Augenblick uns Alle mit Hoffnung, Furcht oder Verzweiflung, als eben unsere Meinung, wie der Zustand der Dinge in der politischen Welt nächstens, künftig seyn werde, könne, müsse? Unter diesen Umständen kann denn auch kein Theil des menschlichen Wissens von häufigerer und wichtigerer Anwendung seyn, als die Kenntniß von dem, was in äußern oder innern Staatssachen Recht ist, wie das hinsichtlich ihrer Wünschenswerthe zu bewerkstelligen ist, was in der Welt von ähnlichen oder entgegengesetzten Zuständen schon vorhanden war, oder irgendwo in fernen Landen noch besteht. Und zwar ist ein solches umfassendes staatliches Wissen nicht bloß für die Hochstehenden, von deren Ermessen der Gang der Dinge im Großen abhängt, und für ihre untergeordneten Beamten als Ausführende nothwendig; sondern es kann kein gebildeter Mann, welchen Standes er sey, desselben ganz entbehren, damit er sich wenigstens Rechenschaft darüber geben kann, was um ihn und mit ihm vorgeht. Wie zu Zeiten der Reformation selbst die Fürsten und Soldaten mehr oder weniger Theologen seyn mußten, so muß jetzt der über das bloße Handwerk strebende Theolog und Arzt einige politische Kenntnisse haben. Natürlich kann er kein besonderes Studium machen; allein es müssen Viele da seyn, welche durch gründlich Fachbildung verhindern, daß nicht die Ideen und Handlungen der Dilettanten ins Bodenlose und Widersinnige verfallen.

Dazu kommt aber für uns Deutsche insbesondere noch ein weiterer, wenn man will tiefer stehender, allein wegen seines unmittelbaren Eingreifens ins Leben und Studium doch sehr zu beachtender Umstand. Wir meinen die Einrichtung, daß in allen deutschen Staaten für Bekleidung der Verwaltungsstellen eine eigene sichere Laufbahn besteht, in welcher der Beamte nicht viel weniger, als der Richter in der seinigen geschützt ist, so lange er nicht durch Vergehen der strafenden Gerechtigkeit anheimfällt. Diese, in mehr als Einer Beziehung höchst einflußreiche und im Ganzen gewiß sehr wohlthätige Anordnung hat denn namentlich auch die Folge, daß zum Behufe der einstigen Versehung solcher Aemter eine

eben so gründliche, ausgedehnte und kostspielige Vorbereitung möglich ist, als für die Laufbahn des Richters oder Rechtsanwaltes. Bei uns ändert nicht jede neue politische Constellation und jedes neue Ministerium das gesammte höhere Personal in dem Ministerium des Innern und der Finanzen. Es haben also die Inhaber solcher Stellen nicht nöthig, sich in der Hauptsache um eine andere sichere Stellung im Leben umzusehen, auf welche sie sich zurückziehen können, wenn sie unversehens aus ihren Stellen geworfen werden; sie brauchen nichts anders zu seyn, als Verwaltungsbeamte, nichts anders zu verstehen, als Staatswissenschaften. Somit kann aber natürlich der Staat auch von ihnen verlangen, daß sie sich ausschließlich tüchtig machen zur Versehung ihrer Aemter, so gut wie die Kirche dieß von ihren Geistlichen, der Staat selbst von den Rechtsgelehrten, den Aerzten u. s. w. verlangt. Hierdurch wird die Möglichkeit und selbst die Nothwendigkeit eines ausgedehnten systematischen Studiums der Staatswissenschaften gegeben, wie sie in diesem Grade und für so Viele in Frankreich, England, Belgien, den Vereinigten Staaten u. s. w. allerdings nicht seyn kann.

Sind nun aber diese allgemeine Forderungen, ist dieser besondere Umstand in der Organisation unseres Studienwesens bereits gehörig berücksichtigt? — Offenbar nein. Mit ganz wenigen Ausnahmen ist auf den deutschen Universitäten nur Geringes, Zufälliges und Unorganisches für das Studium der Staatswissenschaften gethan, und es begnügen sich die meisten Staaten auch für reine Verwaltungsämter entweder mit Juristen, höchstens einige oberflächliche politische Kenntnisse nebenbei von ihnen verlangend; oder aber sie übertragen diese Stellen sogar in der Regel bloßen Routiniers, welche durch langen Aufenthalt in den Schreibstuben sich eine Kenntniß der hergebrachten Formen und bestehenden Befehle mechanisch erworben haben, ohne aber weder in ihrem, noch in einem andern Fache zu wissenschaftlicher höherer Bildung gelangt zu seyn. Die Nachtheile dieser Einrichtung, oder vielmehr dieses Mangels an Einrichtung, liegen nun aber klar vor Augen.

Die Uebertragung der Verwaltung an Rechtsgelehrte hat den Nachtheil, daß es solchen Beamten leicht nicht nur an den materiellen Kenntnissen zur Beförderung der Staats- und Volkswirthschaft fehlt, sondern daß ihnen sogar der Sinn für solche Thätigkeit

abgeht. Sie haben gelernt, die Ertheilung der Gerechtigkeit als die Hauptsache im Staate zu verehren, und lassen sich dadurch leicht verleiten, die Besorgung des geistigen und materiellen Wohles der Nation als unbedeutend oder bereits in jener Staatsthätigkeit begriffen zu betrachten. Nur zu leicht setzt sich bei ihnen die Ansicht der Dinge fest, welche alles gethan findet, wenn nur der formale Rechtspunkt im Reinen ist, und welche wähnt mit dem Civilprozesse die Welt regieren zu können. Der aus dieser verkehrten und stumpfen Ansicht und Handlungsweise entstehende und sich in jedem Augenblicke aufs Neue wiederholende Schade ist unermeßlich. Die Gemeinden ermangeln in solchem Falle der intelligenten Leitung und Aufmunterung zum Nachtheile ihres Gesammtvermögens und des Wohles der Einzelnen. In der Bezirksverwaltung herrscht Gleichgültigkeit und Nichtvollziehung der etwa bestehenden vernünftigen Gesetze und höheren Anordnungen, während vielleicht die formelle Aufsicht und die Personenpolizei auf eine widrige und leer geschäftige Weise die Zeit des Beamten ausfüllt. Bei den höheren Stellen ist keine Einsicht dessen, was Noth thut; keine Fähigkeit zur Auffindung der Mittel, welche bestehenden Uebeln abhelfen könnten; keine Voraussicht künftig erst drohender Mißstände. Anstatt daß die Regierung auf der Bahn der Verbesserungen voranschritte, die Privaten an sich ziehend, aufmunternd, belohnend, läßt sie sich unter solcher Leitung von den Einzelnen den Vorsprung abgewinnen, und häufig wird sie den Zuruf, zu helfen und zu unterstützen, nicht einmal verstehen und befolgen, wenn er auch noch so laut von einsichtsvolleren Bürgern, oder von den Ständeversammlungen an sie gerichtet wird. Wird ja doch nicht über Verletzung eines Rechts geklagt. Die Folge von diesem Allen aber ist ein viel geringerer Grad, nicht nur von materiellem Gedeihen des Ganzen und des Einzelnen, sondern auch von Anhänglichkeit und Achtung der Unterthanen. — Hier kann nur eine tüchtige, für den Zweck eigens berechnete Bildung der Verwaltungsbeamten helfen. Und man enthalte sich, auf einzelne Beispiele von besonders talentvollen Männern, welche den Mangel eines systematischen Studiums durch Lektüre oder ausgezeichnet praktischen Takt ersetzten, als auf Gegenbeweise hinzuzeigen. Ausnahmen gibt es freilich, glücklicherweise; allein sie beweisen nichts und genügen nicht, eben weil sie Ausnahmen sind. Und deßhalb reicht denn

auch zur Beseitigung des Uebels die Forderung, daß der junge Jurist auf der Universität nebenbei auch einige staatswissenschaftlichen Kenntnisse erlangen müsse, weit nicht aus, weil sowohl die Rechtswissenschaft immer mehr ihren ganzen Mann in Anspruch nimmt, als auch die Staatswissenschaften ihr eigenes gründliches Studium erfordern, wenn es fruchtbar seyn soll. — Wie soll es aber, wird man fragen, in jenen Staaten, welche Justiz und Administration durch dieselbe Behörde ausüben lassen, anders gehalten werden? Ist hier nicht Rechtskenntniß durchaus für den Verwaltungsbeamten nöthig? Allerdings hier. Allein solcher Staaten sind nur noch wenige, und auch diese bereiten sich wohl zu einer Aenderung vor, welche nicht nur für einige derselben durch die Grundsätze des konstitutionellen Staatsrechtes über Unabhängigkeit der Richter, sondern mindestens eben so dringend für alle durch die Bedürfnisse der Verwaltung verlangt wird. Es ist somit diese Einwendung nur eine geographisch und eine vorübergehend richtige. Für die Mehrzahl der Fälle und bei einem sonst wünschenswerthen Organismus greift sie gar nicht Platz.

Was aber die Verwendung der bloßen Routiniers betrifft, so unterliegt es zwar keinem Zweifel, daß es unter dieser Klasse manchen Mann gibt, welcher, der Ungunst der äußern Lage trotzend, schöne wissenschaftliche Kenntnisse sich zu erwerben weiß, oder bei welchem ausgezeichnetes natürliches Talent den Mangel an systematischer Bildung ersetzt. Es ist ferner nicht zu läugnen, daß solche rein praktische Geschäftsmänner häufig sehr anstellig und brauchbar sind zur Besorgung der gewöhnlichen Geschäfte. Allein mit Letzteren ist es lange nicht immer gethan, und Jene bilden die Minderzahl. Nur allzuoft fehlt es an allen allgemeinen Prinzipien, sowohl bei der formellen Besorgung der Geschäfte, als hinsichtlich des materiellen Handelns. Wo nur das Hergebrachte die Richtschnur des Handelns ist, da kann weder von einem Triebe nach Verbesserung, noch von einer Kenntniß der zu einem solchen Ziele führenden Mittel viel die Rede seyn. Der Standpunkt in Betrachtung des Bestehenden pflegt ein gar niederer zu seyn; denn die tägliche mechanische Arbeit des Geschäftslebens kann keine Ideale schaffen, wie dieß der Wissenschaft möglich ist. Davon nicht zu reden, daß selbst unter den Ausgezeichnetern eine Uebereinstimmung des Handelns nicht denkbar ist, weil Jeder von

andern Vordersätzen ausgeht, indem keine allgemeine Theorie Richtung und Maß gebend vermittelt. An Männern von so geringer Bildung gehen natürlich die Lehren und Erfahrungen fremder Völker ungekannt vorüber; denn es fehlt ihnen schon an den Vorbedingungen einer richtigen Auffassung. Allerdings will man, im Gegensatze mit den in der Schreibstube Aufgewachsenen, gegen die wissenschaftliche Bildung der angehenden Verwaltungsbeamten die Einwendung machen, daß die auf solche Weise erzogenen jungen Männer zu den doch nothwendigen mechanischen Arbeiten sich zu gut dünken, zu den einfachsten Geschäften anfänglich zu ungewandt seyen. Hierauf läßt sich aber die Antwort geben, daß zum bloßen Abschreiben bessere Kräfte zu verwenden, eine unverzeihliche Sünde gegen den Geist ist, und daß eine wissenschaftliche Bildung keineswegs den vorübergehenden Eintritt in eine Geschäftsstube zur Erwerbung der mechanischen Gewandtheit ausschließt, sondern vielmehr ein solcher vor dem Behufe der Universität und nach Vollendung des Gymnasialkursus als ganz zweckmäßig und wünschenswerth erscheint.

Hiermit dürfte sowohl die Möglichkeit als die Nothwendigkeit eines eigenen vollständigen Studiums der Staatswissenschaften für jeden richtig organisirten Staat erwiesen seyn; und waren die Eingangs aufgestellten Sätze über den Zweck der Universitäten richtig, so kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß diese — wenn nicht etwa besondere Ausnahmsgründe geltend gemacht werden können — hiezu die nöthigen Mittel liefern müssen.

Sind aber etwa solche Ausnahmsgründe vorhanden? Wir denken nicht. Es wäre getrennt von dem Universitätsunterrichte eine doppelte Einrichtung möglich, nämlich: entweder die Errichtung eigener Lehrinstitute für die Staatswissenschaften, oder Verbindung dieses Studiums mit einer der für die privatwirthschaftlichen Fächer bestimmten Anstalten, als z. B. mit einem polytechnischen oder einem landwirthschaftlichen Institute. Beide Mittel ertragen aber keine genauere Untersuchung. Wider die Errichtung eigener Akademien sprechen sämmtlich die schon so oft vorgebrachten Gründe gegen die Trennung der einzelnen Fakultäten. Namentlich würde in dem vorliegenden Falle entweder ein ganz unverhältnißmäßiger und ganz unnöthiger Aufwand an Lehrern verursacht werden, oder es würde bei deren Verweigerung das doch so nöthige Studium mancher philosophischen, geschichtlichen und mathematischen Fächer, so

wie der betreffenden Theile der Rechtswissenschaft, unterbleiben müssen, d. h. die Bildung der Zöglinge einseitig und ungenügend ausfallen. Da nun, wie bereits oben bemerkt wurde, von einer wissenschaftlichen Unebenbürtigkeit der politisch-ökonomischen Disciplinen keine Rede mehr ist, und die Verspottung von Seiten der älteren Fakultäten, namentlich der juristischen, jetzt die Errichtung jener Kameral-Hohenschule in Lautern wahrlich nicht mehr veranlassen könnte, so ist gar keine Ursache abzusehen, welche die Aufnahme der staatswissenschaftlichen Disciplinen unter die Lehrgegenstände der Hochschule beanstanden ließe. Vielmehr werden dieselben sogar noch für die zunächst mit andern Studien Beschäftigten ein nützliches allgemeines Bildungsmittel abgeben. Und da ferner auch in der Persönlichkeit der Zöglinge kein Grund liegt, warum sie nicht den übrigen Studirenden angereiht werden könnten, so kann man in jeder Beziehung sich von dem Plane einer eigenen Lehranstalt nur abwenden. — Die Verbindung mit einer privatwirthschaftlichen Unterrichtsanstalt hat auf den ersten Anblick für sich, daß die künftigen Beamten eine genaue Kenntniß von einem der hauptsächlichsten Produktionszweige erhalten, und somit Unterstützung und Schonung derselben mit Sachkenntniß vornehmen würden. Allein auch hier fehlte es wieder an dem so nothwendigen allgemeinen und rechtlichen Unterrichte. Dieser würde aber durch die größern technischen Kenntnisse um so weniger ersetzt, als solche für den Staatsmann in diesem Detail und Umfange keineswegs nothwendig sind. Auch ist es höchst zweifelhaft, ob überhaupt der rein wissenschaftliche Unterricht, wie ihn das Studium der politischen Disciplinen erfordert, sich an derselben Anstalt leicht verbinden ließe mit der ganz andern Richtung und Betreibung der Bildung in einer technischen Schule. Dessen nicht zu gedenken, daß die vielen, bei solcher Verbindung zuströmenden Zöglinge für den eigentlichen Zweck einer solchen Anstalt leicht sehr störend seyn könnten, so daß Zweierlei verdorben, anstatt gemeinschaftlich Beides gefördert würde.

Somit bleibt es entschieden bei der Forderung, daß die Universitäten für den Unterricht in den Staatswissenschaften zu sorgen haben. Dieß kann nun aber wieder auf verschiedene Weise geschehen: nämlich entweder durch Errichtung einer eigenen neuen Fakultät zu diesem Zwecke, oder durch Ausdehnung des

Lehrkreises einer der alten Fakultäten, wozu wieder entweder die juristische oder die philosophische ausersehen werden mag. Die Frage, welche von diesen Einrichtungen die vorzüglichere sey, ist zwar von geringerem Belange, als die bisher erörterten; doch ist ihre Beantwortung keineswegs gleichgültig. — Wir unseres Theiles stehen nicht an, uns unbedingt für die Errichtung eigener staatswissenschaftlicher * Fakultäten zu erklären.

Vor Allem ist nicht einzusehen, warum dieser Compler von Wissenschaften nicht auch seine abgesonderte Organisation haben soll, wie dieß bei den übrigen Kreisen von Disciplinen schon längst der Fall ist? Man wird vielleicht auf die Naturwissenschaften verweisen wollen, welche ebenfalls ein geschlossenes Ganzes ausmachen und doch kein selbstständiges Gremium von Lehrer haben, sondern den andern Fakultäten zugetheilt sind. Wir bemerken, daß wir dieses schon längst für einen Uebelstand und eine Folgewidrigkeit halten, und daß somit, weit entfernt, von hieraus einen Schluß auf die gleichmäßige Zersplitterung und Unterordnung der Staatswissenschaften gelten zu lassen, wir vielmehr auch für die Naturwissenschaften eine eigene Fakultät verlangen. Die Vermehrung der hergebrachten Zahl kann kein Hinderniß seyn. Nach welchem unwandelbaren Gesetze müssen denn gerade nur vier Abtheilungen der Lehrer an einer Universität stattfinden? Auch der Umstand kann nicht hinderlich seyn, daß Staatsrecht und Völkerrecht eben so gut zu den Rechtsdisciplinen gehören. Entweder mag der Lehrer dieser Fächer in beiden Fakultäten zu gleicher Zeit sitzen, oder es kann, auf größern Universitäten, ohne allen Schaden und Ueberfluß jeder der zwei Fakultäten ein eigener Publizist zugetheilt seyn. Die doppelte Beziehung des Kirchenrechtes zu der Theologie und zur Rechtswissenschaft ist doch auch kein Hinderniß der Trennung dieser Fakultäten. Allein es ist nicht einmal genug an diesen bloß negativen Gründen. Die Bildung einer eigenen Fakultät hat mehr als Einen bedeutenden positiven Nutzen. Einmal hebt sie das Daseyn

* Nicht staatswirthschaftlicher. Der Kreis der in Frage stehenden Wissenschaften begreift nicht bloß die ökonomischen, sondern auch die rechtlichen, geschichtlichen und die eigentlich politischen Disciplinen. Und es ist nicht einmal ein Grund vorhanden, jene auch nur als die Hauptsache zu bezeichnen.

eines eigenen geschlossenen Studiums am bestimmtesten heraus. Es wird dadurch vielfaches Schwanken und Umhertappen vermindert, für Manchen sogar der Wissenschaft erst der Stempel der scientivischen Legitimität aufgedrückt. Zweitens aber ist einleuchtend, daß die Organisation und Vollständigkeit des Lehrplans, die Wahrung der speziellen Interessen des Studiums und seiner Angehörigen, namentlich die Besetzung der Stellen, ferner, daß die Ertheilung der akademischen Grade, die Vornahme der Prüfungen, wo solche vorgeschrieben ist, viel ungestörter und folgerichtiger vor sich geht, als wenn die Betheiligten einem oder gar mehreren fremdartigen Lehrerkreisen zugewiesen sind. Und zwar wolle man wohl bemerken, daß derselbe Vortheil, welchen eine Trennung für die staatswirthschaftlichen Fächer zur Folge haben muß, eben sowohl den juristischen oder philosophischen Disciplinen zu Gute kommt, welche durch die Verbindung eben so wenig in ihrem wahren Gedeihen gefördert werden. Ungleiches zu verbinden ist immer ein Fehler; eine Absonderung des Gleichartigen läßt es erst in seiner Eigenthümlichkeit erstarken und blühen. Als thatsächliche Bestätigung der Zulässigkeit und Richtigkeit der Trennung berufen wir uns auf die Beispiele von Tübingen, München und Würzburg, wo nirgends ein Nachtheil verspürt wird. — Unter diesen Umständen ist es völlig überflüssig, zu untersuchen, ob es besser ist, wenn bei einer Verbindung mit anderem die Staatswissenschaften der juristischen, oder wenn sie der philosophischen Fakultät zugetheilt sind, wie jenes z. B. auf den Schweizer Universitäten, dieses in der Regel auf den deutschen der Fall ist. Beides taugt weniger als die Trennung; bei Beidem ist ein die Nachtheile ausgleichender Nutzen nicht zu finden.

Vielleicht ist es nun an der Stelle, dem allgemeinen Grundsatze einige Bemerkungen über das Nähere der Einrichtung einer staatswirthschaftlichen Fakultät beizufügen. Wir werden uns dabei vor allzugroßen Forderungen hüten und die Erfahrung immer zu Rathe ziehen.

Natürlich ist hier vor Allem nothwendig, daß man den Zweck der staatswissenschaftlichen Fakultät scharf auffasse, und namentlich Nichthergehöriges entschieden entferne. Als hauptsächlichster praktischer Zweck wurde oben die Bildung der Verwaltungsbeamten anerkannt. Auf dessen Erfüllung sind denn auch die einzelnen

Einrichtungen zu berechnen, was um so leichter und unzweifelhafter geschehen mag, als die an den Mann vom Fache gehenden Forderungen die weitesten sind, und somit die Mittel zu ihrer Befriedigung auch mehr als hinreichen für diejenigen, welche das politische Studium nur zu ihrer allgemeinen Bildung betreiben wollen, namentlich für die jungen Rechtsgelehrten, welchen allerdings eine encyklopädische Bekanntschaft mit den Saatsdisziplinen besonders heilsam seyn wird. Es könnte sich höchstens fragen, ob etwa auf solche, welche sich der diplomatischen Laufbahn bestimmen, besondere Rücksicht zu nehmen sey? Allein auch dieß scheint zu verneinen; theils weil selbst in den größten Reichen, geschweige denn in kleinern Staaten, die Zahl solcher jungen Männer viel zu klein ist, um eigene Anstalten zu rechtfertigen; theils weil sie durch passende Wahl aus den Vorlesungen der juristischen und der staatswissenschaftlichen Fakultäten ihre wissenschaftliche Bildung wohl vollenden können. Am entschiedensten hat man sich aber vor dem Fehler zu hüten, die staatswissenschaftliche Fakultät auch für Techniker einrichten zu wollen, sey es nun für die seiner Zeit in Staatsdiensten zu verwendenden, wie Bergmänner, Forstbeamten, sey es für solche, welche auf eigene Rechnung Gewerb und Fabriken betreiben wollen. Für solche sind entweder polytechnische Schulen oder spezielle Lehranstalten, wie Berg- und Forstakademien, vorhanden. Für die staatswissenschaftliche Fakultät paßt solcher Unterricht schon seinem Inhalte nach nicht, denn er bezieht sich nicht auf den Staat als Mittelpunkt. Sodann würde die Ausdehnung des Lehrerpersonals viel zu groß, um nicht mannigfache Verwicklungen herbeizuführen. Die Art des Unterrichts, welcher für die Techniker zum bedeutenden Theile in praktischen Uebungen bestehen muß, würde einen Umfang von materiellen Anstalten erfordern, welcher mit den Verhältnissen einer Universitätsstadt nur selten vereinbar seyn dürfte. Auch ist keineswegs zu übersehen, daß die Vorbildung der meisten dieser Techniker sich mit dem Schnitte des akademischen Unterrichts schwer vertrüge. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß nicht solche Techniker, wenn sie entweder das Bedürfniß einer allgemein wissenschaftlichen Bildung haben, oder wenn sie sich außer ihrem Gewerbefache auch noch formell zu Staatsdienern bilden wollen, die Universität und besonders die staatswissenschaftliche Fakultät vor oder nach ihrer speziellen

technischen Bildung besuchen könnten oder dürften. Es ist dieses sogar bei manchen derselben, so z. B. den für den höheren Forstdienst Bestimmten, sehr wünschenswerth. Nur ist die staatswissenschaftliche Fakultät nicht für ihre Fachstudien einzurichten. Wir legen bedeutendes Gewicht auf das richtige Verständniß dieses Punktes, weil wir aus Erfahrung wissen, daß gerade hierüber manche Unklarheit obwaltet. — Kehren wir nun aber nach Abweisung des Fremdartigen zu dem eigentlichen Zwecke zurück, so finden wir bei näherer Betrachtung allerdings, daß die Verwaltung des Staates in zwei wesentlich verschiedene Abtheilungen zerfällt, nämlich in die Polizei- und in die Finanz-Verwaltung. Da nun diese keineswegs ganz die nämlichen Kenntnisse bei ihren Organen fordern, so muß auch zwischen den Studirenden der Staatswissenschaft unterschieden werden, je nachdem sie für die Polizei oder für die Finanzen sich bestimmen, Regiminalisten oder Kameralisten sind. Dieser Unterschied geht aber nicht so tief, daß daraus zwei verschiedene, ganz getrennte Studienkreise und eine doppelte Aufgabe für die Fakultät entstünden. Der Hauptstamm der Begriffe und Kenntnisse ist für beide derselbe; nur einzelne Vorlesungen werden mehr für die Einen, andere hauptsächlich für die Andern berechnet seyn und passen müssen. Es ist ein ähnliches Verhältniß wie bei den medicinischen Fakultäten, welche Aerzte und Wundärzte nebeneinander zu bilden haben, ohne daß sie oder ihre Zuhörer deßhalb in ganz verschiedene Abtheilungen zerfielen.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend, wird es uns nicht schwer werden, zu bestimmen, welche Zahl von Lehrstühlen und welche Arten von Instituten für eine vollständig ausgerüstete staatswissenschaftliche Fakultät erforderlich sind. Auch wird sich eine allgemeine Skizze des Studienplans leicht entwerfen lassen.

Die Zahl der Lehrstühle kann nicht unter sechs seyn, und es ist sogar wünschenswerth, daß einige weitere besetzt werden, falls die tauglichen Männer dazu gefunden werden können. Von den sechs unentbehrlichen werden vier von den eigentlichen Staatswissenschaften in Anspruch genommen; wenigstens zwei verlangen die privatwirthschaftlichen Vorträge. Jene aber sind: ein Lehrstuhl für das öffentliche Recht in seinem ganzen Umfange; ein Lehrstuhl

für politische Oekonomie, natürlich einschließlich der Finanzwissenschaft; ein Lehrstuhl für Statistik und politische Geschichte; endlich ein Lehrstuhl für die positiven Verwaltungsgesetze des betreffenden Staates und die Vergleichung mit den Legislationen anderer Staaten. Die unentbehrlichen Stellen für die privatwirthschaftlichen Fächer sind eine für Technologie, die andere für Landwirthschaft und Forstwirthschaft. Ist es möglich, vollkommen brauchbare Lehrer zu finden, so ist eine Stelle für Straßen- und Hochbauwesen und eine zweite für Handelswissenschaft sehr nützlich.

Wir rechtfertigen diese Forderungen im Allgemeinen und im Einzelnen, und zwar sowohl was wir verlangt, als was wir als überflüssig übergangen haben.

Im Allgemeinen möchte es zuerst auffallen, daß, trotz des kaum gegen die Verbindung mit privatwirthschaftlichen Lehranstalten Vorgebrachten, nun dennoch mehrere Lehrstühle für Vorträge über privatwirthschaftliche Fächer verlangt werden. Wir sind hier keineswegs in einem Widerspruch mit uns selbst. Einen deutlichen Begriff von dem Betriebe aller Hauptgattungen von Gütererzeugung muß der Verwaltungsbeamte nothwendig haben; denn wie wollte er sonst die Bedürfnisse und Streitpunkte recht verstehen, wie die Staatsunterstützung mit Verstand und Nutzen verleihen, wie überhaupt schützen und helfen? Allein alles dieses selbst arbeiten und machen braucht er keineswegs zu können. Der Unterricht, welchen wir für ihn in technischer Beziehung verlangen, ist somit ganz anderer Art, als er für künftige Techniker gegeben werden muß. Einerseits nämlich genügt es für ihn an bloß encyklopädischen Uebersichten, und es ist weder von einer Belehrung über das Detail, noch weit weniger aber von praktischen Uebungen und von Erwerbung manueller Fertigkeit die Rede; andererseits müssen diese privatwirthschaftlichen Vorlesungen einer staatswissenschaftlichen Fakultät eine beständige Rücksicht auf die politische und volkswirthschaftliche Seite der Gewerbe haben, sie müssen, um Vollgraff's Ausdruck von den antiken Völkern zu parodiren, eine „staatlich-centripetale" Richtung haben. Ein solcher Vortrag würde natürlich dem Techniker nicht genügen, umgekehrt aber der für diesen vortrefflich sich eignende Unterricht durchaus nicht passen für den künftigen Beamten. Nicht nur wäre das Meiste für diesen überflüssig und somit nur Zeitverderb, sondern er würde auch aus der

großen Masse das, was gerade ihm zu wissen noth thut, nur mit Mühe und unklar herausfinden. Daher kann zwar von keiner gemeinschaftlichen Bildung die Rede seyn, wohl aber muß Jeder in seiner Art gebildet seyn. — Eine zweite Einwendung allgemeiner Bedeutung haben wir vielleicht darüber zu erwarten, weil wir außer für das öffentliche Recht keine andere Lehrstellen für Rechtsdisciplinen verlangen. Wir setzen allerdings deren Studium voraus, nur glauben wir in Beziehung auf sie lediglich auf die juristische Fakultät verweisen zu können. Um deren Nachbarschaft nicht zu verlieren, haben wir uns hauptsächlich gegen eine von der Universität abgesonderte Errichtung einer politischen Lehranstalt erklärt. Bei weitem in den meisten Rechtsfächern, deren Studium auch für die Verwaltungsbeamten nöthig ist, macht die Verschiedenheit der künftigen Bestimmung keinen Unterschied in der jetzigen Auffassung; und wenn etwa da oder dort, z. B. bei den Prozessen, eine kurze Uebersicht genügt, so wird sich ein Lehrer der Juristenfakultät zur Ertheilung einer solchen Encyklopädie wohl finden.

Was nun aber das Einzelne hinsichtlich der aufgeführten Fächer betrifft, so könnte man vorerst vermissen, daß kein Lehrstuhl für die Polizeiwissenschaft verlangt werde, als welche doch einen Hauptheil des Studiums ausmache. Wir sind aber der Ansicht, daß mit diesem Fache, dessen Vortrag doch nicht allein einen Mann beschäftigen würde, entweder der Staatsrechtlehrer oder der Nationalökonom unbedenklich beauftragt werden kann. — Auf die Frage, ob wir Landwirthschaft und Forstwirthschaft für so verwandt erachten, daß wir sie Einem Mann zu übertragen vorschlagen, erwiedern wir, daß dieß unserer Ansicht nach nicht der Fall ist, daß aber kaum eine andere Möglichkeit bleibt, wenn nicht zwei zum Theil unbeschäftigte Lehrer bestellt werden wollen. Die Schwierigkeit, einen Mann zu finden, welcher beiden Fächern gewachsen ist, kann, mannigfacher Erfahrung gemäß, nicht als unüberwindlich betrachtet werden. Jedenfalls kann die Regierung, im Falle eines bevorstehenden Bedürfnisses, einen jungen Mann besonders aufmuntern zu dem nöthigen doppelten Studium. Ganz entbehrt werden kann übrigens keines von beiden Fächern, denn wenn die Verwaltungsbeamten auch nicht selbst Waldungen und Landgüter zu bewirthschaften haben (was übrigens auch der Fall gelegentlich seyn kann), so haben sie wenigstens solche Verwaltungen

zu beaufsichtigen und zu kontroliren. — Eine weit größere Schwierigkeit bietet die Besetzung der Stellen für die Verwaltungsgesetzgebung, für die Baukunst und die Handelswissenschaft dar. Daß sie alle drei wichtig und zur Abrundung des Studiums nothwendig sind, bedarf schwerlich eines Beweises. Von der Kenntniß der vaterländischen Gesetze versteht es sich von selbst. Die Beaufsichtigung und Anordnung der Bauwesen aller Art, für welche der Staat so große Summen ausgibt, und deren gute oder schlechte Ausführung von so wesentlichem allgemeinem Interesse ist, liegt häufig dem Verwaltungsbeamten ob. Offenbar ist eine geordnete Kenntniß und eine Belehrung über die gewöhnlichen landesüblichen Fehler und Betrügereien von wesentlichem Nutzen für sie und für den Staat. Kenntniß des technischen Theils des Handels aber gehört sich für den vollendeten Finanzmann und Polizeibeamten, so gut als eine Uebersicht über die Urproduktion und über die Gewerbe. Nun wird es aber bei allen drei Fächern in der Regel schwer seyn, Männer zu finden, welche die erforderliche praktische Erfahrung mit der für den akademischen Vortrag nöthigen formellen Bildung vereinigen. Und wenn je ein solcher Mann vorhanden ist, so fragt sich, ob er nicht im Alter oder in der Geschäftslaufbahn bereits zu weit vorgerückt ist, um noch Professor werden zu können und zu wollen. Bei dem Fache der Verwaltungsgesetzgebung ist sogar noch der weitere Uebelstand, daß eine gleichzeitige und gleichmäßige Erfahrung im Finanzdepartement und im Ministerium des Innern selten genug bei demselben Mann stattfinden, und doch von der Errichtung zweier Lehrstühle nicht wohl die Rede seyn kann. Hier ist nun wohl zu unterscheiden. Für die Verwaltungsgesetzgebung muß unter allen Umständen ein Mann unter den jüngern Beamten gefunden werden, und sollte er sich erst hierzu auf Veranlassung des Staats ausbilden. Kann er nicht in den sämmtlichen Zweigen des Dienstes gerechten Forderungen entsprechen, so kann vielleicht einer der Amtsgenossen die fehlenden mehr oder weniger passend übernehmen. Vielleicht, aber auch nur vielleicht, findet sich in der Universitätsstadt ein tüchtiger praktischer Beamter, welcher mit einem dieser Lehrzweige beauftragt werden kann. Der mannigfache unglückliche Erfolg solcher Versuche wird künftig, wenn erst materiell und formell wissenschaftlich gebildete Verwaltungsbeamte herangezogen sind, sich

günstiger gestalten können. Die Besetzung der beiden andern Fächer aber hängt wohl davon ab, ob sich zufällig der tüchtige Mann findet, und ob er zur Uebernahme geneigt ist. Am seltensten wird sich dieser doppelte Zufall wohl ereignen bei der Handelswissenschaft. Glücklicherweise mag diese Stelle von allen noch am leichtesten entbehrt werden, weil der Handel leichter für sich allein und ohne Beihülfe der Regierung zu sorgen weiß.

In Beziehung auf Sammlungen sind keine großen Forderungen zu machen. Die Staatswissenschaften erfordern zu ihrem Verständnisse kein Versinnlichungsmaterial. Die privatwirthschaftlichen Hülfsfächer aber können sich zur Erreichung des hier vorliegenden Zwecks mit einem technologischen Modellkabinet begnügen. Da bei der Forst- und Landwirthschaft es sich nicht von der Erwerbung manueller Uebung und eigener Erfahrung, sondern nur von allgemeiner Kenntniß und Uebersicht handelt, so bedarf es auch keiner eigenen Bewirthschaftung von Wald oder Grundstück, sondern es genügen verständig geleitete Exkursionen. Da und dort kann die Modellsammlung nachhelfen; eben so der allgemeine botanische Garten der Universität.

Einen ganz im Einzelnen ausgeführten Studienplan für die Zuhörer einer staatswissenschaftlichen Fakultät wird man ohne Zweifel hier nicht verlangen. Es ist auch ein solcher in völlig allgemeiner Gültigkeit nicht zu entwerfen, da von der Anordnung des Geschäftsumfanges der verschiedenen Verwaltungsstellen und deren innerer Organisation, welche doch in den einzelnen deutschen Ländern weit von einander abweichen, Manches im Einzelnen wieder abhängt. Allein im Allgemeinen dürften nachstehende Sätze wohl eine Prüfung aushalten. Daß das Studium der künftigen Beamten des Ministerium des Innern, der sogenannten Regiminalisten, und das der Finanzbeamten in manchen einzelnen Punkten von einander abzuweichen hat, liegt eben so sehr in der Natur der Sache, als daß es von einer gemeinschaftlichen Grundlage ausgehen muß. Als beiden gemeinschaftlich nothwendig betrachten wir aber — abgesehen von der jedem Studirenden zu empfehlenden allgemeinen Bildung — von den Lehrfächern der staatswissenschaftlichen Fakultät selbst: das Studium der Statistik und der politischen Geschichte, der sämmtlichen privatwirthschaftlichen Fächer, welche bei der Fakultät vorgetragen werden, der

Nationalökonomie, des öffentlichen Rechtes; von den Lehrgegenständen der juristischen Fakultät aber: die Rechtsphilosophie, eine Einleitung in das gemeine bürgerliche Recht, die ausführliche Theorie des Partikularrechts, eine Uebersicht über die Prozesse. Den Regiminalisten abgesondert würden wir rathen: Polizeiwissenschaft, Erläuterung der positiven vaterländischen Polizeigesetzgebung, Strafrecht und Kirchenrecht; den künftigen Finanzbeamten dagegen: die sämmtlichen finanzwissenschaftlichen Vorlesungen und die positiven Finanzgesetze. In beiden Fällen werden drei wohl angewendete Jahre zureichen; kann weitere Zeit zugegeben werden, so ist sie, namentlich von Regiminalisten, allerdings mit großem Nutzen auf größere Gründlichkeit und Selbstständigkeit des Wissens zu verwenden.

Man sieht, es handelt sich von unerschwinglichen Opfern weder für den Staat, noch für den Einzelnen. Von jenem mag für weniger, als ihm die falsche Leitung eines einzigen der täglich vorkommenden Verwaltungsgeschäfte Nachtheil bringen kann, die ganze Einrichtung ein Jahr lang unterhalten werden. Und bedenkt man, wie viel geistiges und materielles Wohl von einer geschickten und gebildeten Administration in einem ganzen Lande erzeugt und gefördert, von einer unwissenden und trägen aber versäumt werden kann, so verschwindet der öffentliche Aufwand für ein umfassendes und gründliches Studium der Staatswissenschaften völlig. Selbst ein kleinerer Staat hat das Interesse und die Mittel, ein solches anzuordnen. Wie viel mehr gar große Staaten und solche, welche ihre hauptsächliche Stütze in der Güte ihrer Verwaltung suchen. Was aber die Einzelnen betrifft, so wird von solchen, welche ohne eigene Einrichtung für die Staatswissenschaften das Rechtsstudium als Vorbereitung für ein Verwaltungsamt gewählt hätten, gar kein weiterer Zeit- oder Geldaufwand verlangt. Diejenigen freilich, welche sonst ihren Weg durch die Schreibstuben aufwärts genommen hätten, müßten zu Vollendung solcher Studien ein Opfer bringen. Allein nicht nur scheint dieß keineswegs eine unbillige Forderung bei der Sicherheit des deutschen Verwaltungsdienstes, sondern es dürfte auch die Folge haben, daß eine größere Anzahl von Männern von höherer gesellschaftlicher Herkunft sich der administrativen Laufbahn widmen, was wir in mehr als Einer Beziehung für die Sache förderlich finden müßten. Natürlich sind

wir weit davon entfernt, zu glauben, daß durch einen bessern theoretischen Unterricht künftig alles Fehlerhafte an Dingen und Personen verbessert, alles Mangelnde ergänzt werden werde. Außer dem Wissen gehört hiezu auch das Wollen, und dieses wird nicht vom Professor eingetrichtert. Allein unzweifelhaft kommt auch das Wollen sehr oft mit der Einsicht. Eine gründliche Bildung hebt auch den Charakter und veredelt die Ideen. Sich des Wissens zu berauben, heißt somit auf die Möglichkeit eines vollkommenen Zustandes in mehr als Einer Richtung verzichten, und umgekehrt.

Wenn dem aber so ist, warum wird so wenig nach dem einfach Vorliegenden gehandelt? Die auch in dieser Beziehung so ausgezeichnete Karls-Akademie in Stuttgart, die erste Hochschule, welche eine eigene „ökonomische" Fakultät besaß, ist längst aufgehoben. Ihrem Beispiele aber ist wenig nachgelebt worden. Mit Ausnahme der beiden bayrischen Hochschulen in München und Würzburg, der württembergischen Landes-Universität, und des, unserer Ansicht nach im Plane nicht richtig konstruirten, Institutes in Eldena bei Greifswalde hat keine deutsche Universität noch eine staatswissenschaftliche Fakultät. Die größeren preußischen Hochschulen, so reich ausgestattet in allen andern Beziehungen, entbehren nicht nur der organischen Einrichtung, sondern fast jeder Gelegenheit zum umfassenden Studium der Staatswissenschaften. Da und dort ist sogar nur Ein Mann für alle politischen Disciplinen sammt ihren Hülfsfächern bestellt. Wie kann dieser möglicherweise seine Aufgabe gewältigen? Und wie genügen jene andern berühmten Sitze der deutschen Gelehrsamkeit, Göttingen, Leipzig, Heidelberg u. s. w. dem Bedürfnisse? Wir geben gerne zu, daß sie einzelne sehr ausgezeichnete Männer beauftragt haben mit Vorträgen über Staatswissenschaften. Rau nimmt unzweifelhaft die erste Stelle ein unter den deutschen Nationalökonomen, und Dahlmann hatte vom Staatsmanne mehr, als in der Regel auf dem Katheder getroffen wird. Allein vereinzelt können selbst solche Männer nicht das Nöthige leisten; denn es ist nichts Organisches, Ausgeschiedenes, Umfassendes angeordnet. Wir glauben deßhalb nicht, daß uns nur individuelle Vorliebe zu der Ansicht bringt, es könne hier noch viel Gutes gethan werden, und zu dem Wunsche, es möge bald und allgemein geschehen. Durch eine

allgemeine Errichtung von staatswissenschaftlichen Fakultäten an sämmtlichen deutschen Universitäten würden diese letzteren eine weitere Begründung in den befriedigten Bedürfnissen der Nation erhalten, noch mehr Eindruck machen durch die Masse in ihnen vereinigten Kenntnisse, und noch entschiedener die ohnedieß weit dürftiger ausgestatteten Hochschulen anderer Länder überragen.

Hätte man aber vielleicht die Furcht, durch Förderung des Studiums der politischen Wissenschaften noch mehr Oppositionsmänner selbst zu bilden und die Kannegießerei zu fördern? Nichts könnte ungegründeter seyn, als eine solche Besorgniß. In keinem menschlichen Verhältnisse führt wirkliche und volle Bildung auf Abwege, wohl aber thut dies Unwissenheit und Halbwisserei. So denn auch in der Beurtheilung der Staatsangelegenheiten und der Regierungshandlungen. Wo ist gegenwärtig, so fragen wir, der Hauptsitz der unvernünftigen Widersetzlichkeit gegen die Staatseinrichtungen, wo der Sitz unbegründeten Mißtrauens und des unseligen Wahnes, daß Tugend und Vaterlandsliebe nur in einer feindlichen Gesinnung gegen alle bestehenden socialen Gestaltungen bestehe? Unleugbar in den mittlern und untern Klassen der Städter, deren halbe Bildung durch falsche Gläser sieht und keiner Belehrung und Erfahrung irgend zugänglich ist. Aber wahrlich, der Verwaltungsbeamte, welcher das Gesammtgebiet der Staatsthätigkeit deutlich und systematisch übersieht, die ungeheuren Forderungen und die beschränkten Mittel kennt, unsere Zeit mit den früheren, unsere Zustände mit denen anderer Länder vergleicht, welcher weiß, was er will und soll, ein solcher Mann ist von unvernünftiger und ungerechter Tadelsucht, von unbestimmten Wünschen und thörichten Planen entfernter und vor ihnen gesicherter, als irgend ein anderer Staatsgenosse. Allerdings wird, so ist wenigstens zu hoffen, sein Ideal vom Staatszustande durch die wissenschaftliche Bildung gesteigert werden; er wird nicht Alles, was ist, bloß weil es ist, unverbesserlich finden; er wird sich im Gefühle seiner Bildung auch gegenüber von Höhern und Vorgesetzten seines Werthes und seiner Aufgabe bewußt bleiben. Allein in alle dem ist nicht entfernt Gefahr für den Staat und die Regierungen. Man befrage doch nur die Erfahrung. Sind nicht unter allen Ständen gerade die Verwaltungsbeamten, trotz ihrer jetzt noch oft mangelhaften Bildung, am wenigsten von unerlaubter

und verkehrter Unruhe erfaßt? Dieß aber ist sicher zum größten Theil ihrer bessern Einsicht in Staatsangelegenheiten zuzuschreiben. Erhöhte und systematisirte Kenntniß wird hier nur vermehren und kräftigen.

Uebrigens wünschen wir nicht mißverstanden zu werden. Wir sind nämlich keineswegs der Ansicht, daß der Besuch der Universität zur unerläßlichen Bedingung der Bekleidung eines Verwaltungsamtes gemacht werden möge. Nicht nur versteht sich von selbst, daß eine solche Vorbereitung für eine große Anzahl von ganz untergeordneten Stellen, besonders im Finanzdienste, lediglich überflüssig und zeitverschwendend wäre, und daß solche zu allen Zeiten Männern übertragen werden können, welche nur die ersten Elementarkenntnisse inne haben; sondern wir möchten auch für die höheren Stellen, bei denen es sich von Einsicht und Gedanken, nicht bloß von strengem Vollzuge im Einzelnen handelt, das akademische Studium nicht als Zwang anordnen. Bei den jetzt überall angeordneten strengen und umfassenden Prüfungen kann sich der Staat bei jedem Dienstkandidaten zur Genüge von Kenntnissen und Fähigkeiten überzeugen. Wo und wie aber derselbe zu seiner Bildung gelangt ist, falls er sie nur besitzt, ist völlig gleichgültig. Wenn also auch nach Bestellung leichter und sicherer Gelegenheit zur Erlangung einer vollständigen theoretischen Bildung der Eine oder der Andere glaubt, durch bloßes Privatstudium sich bilden zu können, so versuche er es immerhin. Der Erfolg wird schon ausweisen, wie weit es ihm wirklich gelingen kann. Und sicher wird sich sehr bald an der Hand der Erfahrung die allgemeine Ueberzeugung bilden, daß zu einem vollständigen und gründlichen Studium der Staatswissenschaften der regelmäßige Besuch einer Hochschule eben so förderlich, wenn schon nicht unerläßlich nothwendig, ist, als dieß schon längst anerkannt ist für die Bildung des Theologen, des Arztes und des Rechtsgelehrten. Wir sind ferner noch weniger der Ansicht, als solle nicht in konstitutionellen Staaten der Weg gerade zu den ersten Stellen in der Verwaltung über die ständische Rednerbühne führen. Ist doch die Berufung der ausgezeichnetsten Talente zur Leitung der Staatsangelegenheiten gerade einer der unzweifelhaftesten Vortheile dieser Regierungsform, welcher manche Nachtheile und Unbequemlichkeiten ersetzen muß. Und daß man den durch Rednergabe, Kenntnisse

und Geistesgegenwart im Ständesaal Herrschenden, ehe er sich auf der Ministerbank niederlassen darf, nicht erst nach seinem alten Prüfungszeugnisse von der staatswissenschaftlichen Fakultät befragen kann und wird, ist klar. Er hat sich auf andere Weise, und wahrlich genügender, ausgewiesen, mag er nun bisher den Degen geführt, sein väterliches Gut bewirthschaftet, als Richter oder Rechtsfreund seinen Verstand an Rechtsfragen geschärft haben. Er kann der Mann der Nothwendigkeit geworden seyn, ohne daß er je eine Hochschule besuchte. Allein der auf solche Weise zu besetzenden Stellen sind nur wenige; für die große Menge der Aemter bleibt immerhin der regelmäßige Dienstgang. Und wer wird am Ende läugnen wollen, daß auch solche, welche sich durch das Gefühl von Talent, durch Neigung und äußere Stellung zur parlamentarischen Laufbahn hingezogen fühlen, es in den meisten Fällen, und sehr mit Recht, nicht verschmähen werden, in ihren Bildungsjahren die dargebotene Gelegenheit eines systematischen Unterrichtes in dem politischen Wissen zu benützen? Es sey ein Gleichniß gestattet. Die Feldherrn werden freilich nicht bloß durch den Unterricht über Strategie in der Militärschule gebildet. Hoche, Soult und Ney saßen nie auf den Bänken einer solchen Anstalt, und Mancher, welcher Jahre lang darin war, taugt am Ende kaum zum Hauptmann einer Kompagnie von Halbinvaliden. Den Professor selbst hätte man vielleicht nicht einmal dazu brauchen können. Allein hat man gehört, daß der Unterricht Davoust geschadet? ist er dem großen Imperator selbst im Wege gewesen?

Ueber die Kaltwasser-Heilmethode.

(Von einem Nichtarzt.)

Nachdem der enthusiastische Lärm einerseits, und die fanatische Verfolgung andererseits, welche die Kaltwasserkuren und Kaltwasser-Heilanstalten hervor gerufen haben, zur Ruhe zu kommen und einer ruhigen Prüfung und gewissenhaften Beobachtung Platz zu machen begonnen hat, dürfte es an der Zeit seyn, über das bisher Geleistete, so wie über die zu hoffenden Erfolge der neuen Heilmethode für einen größern Kreis des gebildeten Publikums Einiges zur Verständigung mitzutheilen. Der Verfasser gibt die folgenden Bemerkungen als Frucht vielfacher Erfahrung und Beobachtung an sich und Andern, während und nach einem vielmonatlichen Aufenthalt in einer Kaltwasser-Heilanstalt, dem er Unendliches zu danken hat. Zu Feststellung und Berichtigung seines Urtheils diente die Lektüre schlechter und guter Wasserschriften, an denen er die Extreme zu vermeiden lernte. Er würde sich glücklich schätzen, durch das Folgende ein Kleines dazu beizutragen, daß eine für die ganze Generation so höchst wichtige Angelegenheit gebildeten Lesern auf ansprechende Weise nahe gelegt würde.

Zwei Bemerkungen sind es vor Allem, welche sich bei Betrachtung der Kaltwasserkuren aufdrängen. Sie tragen nämlich den Stempel unserer Zeit, welche ein beachtenswerthes Streben nach der Einfachheit der Natur in sich beherbergt, und die Bevormundung der Laien, des Volkes, der Masse nicht mehr dulden zu wollen scheint.

Unsere Zeit fühlt es, daß die Menschheit unter der Last der Jahrhunderte zusammenbrechen würde, wenn sie die ungeheure

Masse von Erübrigungen aus der Vergangenheit und Gegenwart nicht zu ordnen, zu sichten, auf ihren einfachen Werth und Zweck zurückzubringen suchte. Und das im Leiblichen wie im Geistigen. In Wissenschaft und Kunst, in der Technik, im Leben und in seinen Genüssen ist nicht das Massenhafte, nicht die Menge der Größen Zweck und Ziel, sondern an das Kleine Großes, an das Einfache und Natürliche eine Fülle von Beziehungen und Erfolgen zu knüpfen, mit einem Worte jenes weise Gesetz der Sparsamkeit, das die Natur in ihren reichen Wirkungen anwendet, auch den menschlichen Zwecken und Bedürfnissen einzuordnen, das ist eine nicht zu verkennende Triebkraft der Gegenwart. Nur dadurch wird sie auch der Zukunft ein ersprießliches Vermächtniß hinterlassen. Statt Revolutionen werden nur ruhig sich fortentwickelnde Reformen möglich und nothwendig bleiben.

In Beziehung auf die diätetischen und medizinischen Lebenskreise, die uns hier zunächst liegen, kamen nach einander Mäßigkeitsvereine und Homöopathie, und zuletzt die Wasserkuren mit dem Anschein, ja mit dem Versprechen, das Bestehende umzustürzen, eine Revolution in jenen Kreisen zu bewerkstelligen. Sie haben das Einfache, Naturgemäße auf ihre Panner gestickt, und enthusiastische Vorkämpfer pflanzten diese im Geiste schon über den Trümmern einer alten Welt auf. Allein die Abstraktion Rousseau'scher Rückkehr zur Natur ist vorüber, nicht rückwärts, sondern vorwärts liegt das Ziel. Dennoch haben jene beiden ersten einseitigen Versuche viel, sehr viel schon gethan. Die Mäßigkeitsvereine haben in weitern und engern Kreisen die Aufmerksamkeit auf den Segen einer einfachern, natürlichern Lebensweise gewendet. Daß aber die alte Medizin eben das Prinzip der Einfachheit aus der Homöopathie mehr und mehr mit Erfolg sich anzueignen weiß, ist eine eben so bekannte als erfreuliche Thatsache. Einen noch größern Einfluß wird die Wasser-Heilmethode ausüben, welche diätetisch und medizinisch jenes Prinzip mit aller Energie und Konsequenz auch bis zur Einseitigkeit verfolgt. So weit sie einseitig ist, hat sie in der Zeit ihr Bestehen und Vergehen, aber je gesunder, kräftiger und gewichtiger der Kern ist, den diese Methode in ihrer Mitte trägt, desto umfassender werden ihre Wirkungen auf eine innerliche Umgestaltung, auf eine wesentliche Reform jener Lebenskreise seyn.

In der Vereinfachung, die sie erstrebt, hat die Kaltwasser-Heilmethode auch den nächsten Anlehnungspunkt an jene andere Zeitrichtung. Was von Hippokrates bis auf Schönlein in tausenden von Folianten Scharfsinniges und Tiefgelehrtes über Gesundheit, Krankheit und Heilung niedergelegt ist, bleibt bislang dem nichtärztlichen Publikum verschlossen, wie der Giftschrank der Apotheke. Keine Kunst und keine Wissenschaft vermochte sich so zu verschanzen und jedes Eindringen von außen abzuhalten. Dem Volke zwar mußte die Medizin seine Hausmittel lassen und den Gebildeten mußte sie mit der Zeit durch sparsame Mittheilungen einen Köder hinwerfen. Aber dem Leben wußte diese Wissenschaft nicht wie die andern Resultate zu geben, weil sie selbst noch zu keinem Resultat gekommen ist. So lange das noch nicht geschehen ist, darf sie freilich nicht aus der Schule plaudern, um ihrer und des Publikums willen. Nie könnte es gerathen seyn, diese ungeheuern Massen des Wissens und Wollens und Könnens vor ungelehrten Augen auszubreiten, denen der Baum dieser Erkenntniß nur noch mehr ein Baum des Verderbens werden müßte. Aber es kann nicht fehlen, daß auch diese seit Jahrtausenden aufgestapelten Schätze mehr als bisher, wenn auch nicht in gewöhnlicher Art, zum Gemeingut werden. Innerhalb ihrer selbst ist gerade in den letzten Dezennien in jeder Beziehung der entschiedenste Fortschritt zu dem Ziele gemacht worden. Chemie und Physiologie haben mehr geleistet, als jemals, um Uebersicht, Harmonie und Einheit in die Wissenschaft zu bringen. Man hat sich über die wichtigsten Prozesse mehr und mehr verständigt, und aus der unendlichen Zersplitterung will sich ein Ganzes bilden, Hand in Hand mit der fortschreitenden Erkenntniß des leiblichen Lebens als eines geschlossenen Organismus. Aber fast scheint es, als ob sich eine im Leben so häufige Erscheinung auch hier wiederholte. In die eigenen Kreise vertieft, findet der Blick Alles, nur das nicht, was er sucht. Er tritt heraus, und wie durch einen Zauber stellt sich alsbald dem befreiten Auge das punctum saliens dar. Wie nun, wenn der freie scharfe Blick eines außer den enggeschlossenen Kreisen der Wissenschaft stehenden Laien zufällig auf diesen Punkt gefallen wäre, und nun der Wissenschaft selber den Augpunkt gegeben hätte, in den sie ihre Kreise und Linien einfach und harmonisch könnte auslaufen lassen? Wie, wenn der Geist der Zeit durch diesen

glücklichen Mann seine Ansprüche auf Gemeinsamkeit und Oeffentlichkeit sich auch von dieser Wissenschaft, wie sie es von allen andern that, erobern lassen wollte? Und wenn es jetzt noch nicht geschehen ist, daß, wie vor fünfzig Jahren die lettres de cachet im Staate, so die in der Medizin, die verhängnißvollen Rezepte, abgeschafft sind, wird das in noch fünfzig Jahren geschehen seyn? Doch ehe wir an die Zukunft denken, betrachten wir Gegenwart und Vergangenheit näher.

Daß Laien ins Handwerk pfuschen, hat die Aerzte am meisten in Allarm gebracht. Und sie haben Recht auf ihrem Standpunkt. Ganz und gar sehen wir ab von der materiellen Bevortheilung, welche nur kleinen, verächtlichen Seelen den Ausschlag in ihrer Betrachtungsweise geben könnte. Aber es muß gerade der tüchtige, gewissenhafte Arzt jeden Griff in seinen Beruf für um so unstatthafter erklären, als nur die gemessenste Vorsicht, die umsichtigste Besonnenheit ihn selbst einigermaßen über das Zufällige in seinem Wirken erheben kann. Die meisten Arzneimittel sind, wenn sie nicht unter jenen Voraussetzungen gegeben werden, Gift für den kranken Körper, dem sie ohnehin im Innersten fremd und zuwider sind. Mit vollem Recht ist alles Quacksalbern von Staats- und Polizeiwegen verboten; mit vollem Recht wird in und außerhalb der Apotheke von einem gewissenhaften Arzte jede Unbefugtheit gerügt und verfolgt.

Aber etwas Anderes scheint es zu seyn mit dem Wasser. Da ist ein einiges und einfaches Mittel, an und für sich dem Körper nicht fremd und zuwider, sondern ein wesentliches Element für das Bestehen alles Lebendigen. An sich also etwas Naturgemäßes, wendet es sich einfach an die Natur, an ihre Lebens- und Heilthätigkeit, welche es nicht künstlich alteriren, sondern einfach unterstützen und fördern will. Schon hieraus erklärt es sich, warum durch Laien vermöge dieser Methode schon so viel gethan worden ist, und warum sie sich wohl auch fernerhin diese Heilweise nie ganz aus den Händen winden lassen werden. Wasser gibt es einmal überall und kann nie und nirgends unter das Siegel der Fakultät, unter das Schloß des Arzneikastens gelegt werden. Der Standpunkt hat sich also geändert, und die Gefahr ist bei Anwendung des an sich unschädlichen Wassers bei weitem geringer, ja nach den bisherigen Erfahrungen keine im Vergleich mit einer

etwaigen ähnlichen Anwendung der medizinischen Mittel von Seiten ungelehrter Laien.

Um sich vor dem Eindringling desto eher zu verwahren, sucht die Medizin der Methode ihre Neuheit zu bestreiten, indem sie das Wasser als einen uralten Bestandtheil ihrer materia medica darthut. Es ist wahr, in jeder Zeit finden sich Spuren von diätetischer und medizinischer Anwendungsweise das Wassers. Bekannt ist die Verehrung des Wassergottes bei den Chaldäern, des Nylflusses bei den Aegyptern. Herkules, der Gott der männlichen Kraft, ist der Beschützer der Bäder, und läßt auf alten Münzen einen Strahl Wassers aus dem Rachen eines Löwen auf sich sprühen, und bei Gottesdiensten goß man Wasser über seine Statue. Spartaner, Scythen, Macedonier badeten kalt, selbst ihre Frauen nach der Niederkunft. „Alles Wasser wäscht das Meer hinweg," hieß es, und Pindar singt: ἀριςον το ὑδωρ (Wasser ist das Beste). In der ganzen alten Mythologie ist ja Wasser das Prinzip der Erzeugung, Belebung — Aphrodite, die Göttin der weiblichen Schönheit, ist die Schaumgeborne.

Allbekannt ist, wie große Verehrer vom kalten Wassergebrauch die alten Römer waren. Selbst der weiche Augustus verließ seine Pelze und Teppiche, um auf den Rath des Antonius Musa durch den innern und äußern Gebrauch des kalten Wassers von der Schwindsucht zu gesunden. Darauf hin wurde das kalte Wasser in der vornehmen römischen Welt förmlich zur Modesache. Derselbe Arzt heilte durch Sturzbäder den Lieblingsdichter des Kaisers und des damaligen Roms (Horat. ep. 1, 1). Seneka gebrauchte kalte Bäder, sogar im Winter, und nannte sich in seinem Enthusiasmus einen ψυχρολουτης (Kaltwasserbader).

Die Geschichte der Wasserheilkunde (wie die treffliche Schrift Mauthner's über die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls, und Hirschel's Hydriatica einen Abriß davon geben) gibt sehr interessante Belege eines vielseitigen, methodischen Gebrauchs des kalten Wassers, von Hippokrates an bis Galen, der ihm einmal für allemal das Bürgerrecht in der Arzneikunde verlieh. Auch einzelne arabische Aerzte benützten dieses Mittel. Allein das Mittelalter gab sich mehr und mehr der Scheue vor dem kalten Wasser hin. Warme Bäder wurden in den Kreuzzügen gegen Aussatz und weiterhin vor dem Ritterschlag, am Feierabend, in der Brautnacht gebraucht.

In unserm Deutschland findet Erasmus von Rotterdam bei den niedern Klassen dieselben überheißen Stuben und unsaubern, weichlichen Körper, wie man sie in den meisten Gegenden noch heute trifft.

Der große Paracelsus gab in seinem kühnen System die Grundlage auch für die Wasser=Heilkunde, so fern er auf Physiologie seine Theorie und auf die Naturheilkraft seine Praxis gründete. Von Paracelsus bis auf den genialen van Helmont, dem das Wasser Urstoff aller Dinge war, erscheint eine Reihe von Aerzten, welche vom kalten Wasser die schönsten Erfolge hatten. — Kaiser Maximilian I. rettete sich aber trotz seinen Aerzten, die ihn aufgegeben hatten, durch einen tüchtigen Trunk kalten Wassers, den ihm sein Bedienter heimlich reichte, in einer hitzigen Krankheit vom Tode.

Epoche machte der berühmte englische Arzt J. Floyer, dessen Psychrolusia (1702) für Aerzte und Nichtärzte Anstoß zu umfassender, verbreiteter Anwendung des kalten Wassers wurde. Auch der holländische Börhave that einen tiefen Einblick in die Heilwirkung desselben. Italiener indessen gaben das erste Beispiel von einem großartigen, heroischen Betrieb der Kaltwasser=Heilmethode. Der Pater Bernando Marcade Castrogiane aus Sicilien, der früher Medizin studirt hatte, erregte durch seine um 1724 verübten Wunderkuren auf Malta Aufsehen in ganz Europa. Bemerkenswerth ist, daß bei dieser Gelegenheit Nikolo Crescenzo in Neapel erklärte: „Es ist leicht zu erachten, daß die edle Wasser=Heilmethode nicht sowohl für einen Arzt, als vielmehr für einen Nichtarzt von natürlichem Verstande und guter Fassungskraft geeignet ist. Denn es fällt dem Arzte überaus schwer, seine früh einstudirten Grundsätze auf ein Mal aufzugeben, und dafür Grundsätze anzunehmen, von welchen er nie eine Ahnung hatte, nie einen Wink im Hörsaal erhielt." — Bis zur Charlatanerie trieben diese Methode Todano, **medicus per aquam**, Sangez aus Raffina, **medicus per glaciem** genannt, welche A l l e s durch kaltes Wasser und Eis heilen zu wollen sich anmaßten. — In Frankreich wurde die Anwendung des kalten Wassers im vorigen Jahrhundert sehr allgemein. Geoffroy, als Vorsitzer des medizinischen Kollegiums in Paris, erklärte, daß das Wasser im Allgemeinen gegen alle Krankheiten nützlich, für jede insbesondere spezifisch sey. Es

habe den einzigen Fehler, daß es zu allgemein, zu bekannt, und deswegen zu wenig geachtet sey. Der durch seine populären Schriften unsterbliche Tissot pries mit gewaltiger Ueberredungskraft (1761) den Nutzen der kalten Bäder an. — Auch im Norden fand diese Anwendungsweise volle Anerkennung. Besonders aber bereitete sich in Deutschland die wichtige Epoche, namentlich durch den berühmten Fr. Hoffmann vor, der (1660 — 1742) als glücklicher Praktiker und tüchtiger Schriftsteller die allgemeine Aufmerksamkeit auf das kalte Wasser hinlenkte. Aber das Meiste haben dafür die Schweidnitzer Aerzte Dr. Sigm. Hahn († 1742) und sein Sohn Johann Sigm. Hahn († 1773) gethan. Der Letztere empfiehlt das Wasser in allen seinen Formen gegen alle Krankheiten für Alle. Er hat eine Art von Wasser-Heilkunde geschaffen und Ungeheures gewirkt. Seitdem wurde das Wasser nie mehr vergessen, Typhus und Cholera, Hufeland und Oertel thaten das ihrige, um ihm in ärztlichen und nichtärztlichen Kreisen Geltung und Verbreitung zu verschaffen.

So ekelhaft sich Oertels Persönlichkeit herausstellt, so toll seine Kapuzinaden über das unsinnige Thema „Trinkt Wasser im Uebermaß, je mehr, je besser, denn Wasser hilft gegen Alles," so groß die Nachtheile des Mißbrauchs und der Uebertreibung sind, das Verdienst gebührt ihm, einer guten, einer wichtigen Sache seine Kräfte geliehen zu haben. Der Ruhm bleibt ihm, „Verbreiter der Kaltwasser-Anwendung in neuerer Zeit gewesen zu seyn."

In der Chirurgie ist die Anwendung des kalten Wassers ohnehin allgemein, namentlich seitdem in den Revolutionskriegen ein elsäßisches Mittel durch seine Verbindung des Wassers mit Sympathie die Aufmerksamkeit auf Werth und Wirkung des erstern gelenkt hat.

So alt und so allgemein also sind bei Aerzten und Laien die Heilungen mit kaltem Wasser. Nichts Neues unter dem Monde. Auch der jetzige Lärm hat nichts auf sich, wie jede Mode wird auch diese nach sechs, höchstens zehn Jahren gewesen seyn, — so tröstet sich mancher kleine Geist. Aber mit dem vornehmen Ablehnen ist es nicht gethan, und mehr und mehr sehen wir die Aerzte sich mit der eigenthümlichen Erscheinung der Gräfenberger Wasserkuren beschäftigen.

Und da zeigt es sich, daß das kalte Wasser zwar von jeher auf die verschiedenste Art, in allen Formen und Krankheiten schon angewendet worden ist, und mit Vortheil, aber noch nie auf diese Weise und mit solch erstaunlichem Erfolg. Es zeigt sich, daß der originelle Geist des Vinzenz Prießnitz die verschiedenen Gebrauchs- und Wirkungsweisen mit einer Genialität zu vereinigen weiß, daß seine Methode als eine durchaus neue, selbstständige, originelle erscheint. Die Natur, der man nicht mit Haken und Schrauben beikommen kann, scheint somit einem ungelehrten, kaum des Lesens und Schreibens kundigen Laien einen Einblick in ihre tiefsten Wirkungen, in ihre geheimste Werkstätte geschenkt zu haben. Nicht wissenschaftliche Erkenntniß, sondern ein genialer Takt hat Prießnitz zu Entdeckungen geführt, die, fern von empirischer Zufälligkeit, sich als durchaus rationell für den gelehrten und gelehrigen Beobachter erweisen.

Es ist hier nicht am Orte, eine ausführliche Beschreibung der neuen Methode zu geben. Wer sich für eine speziellere Darlegung interessirt, dem sind die Schriften von Zeller, Munde, Bergmann, Malzer, Schnitzlein, Mauthner, Hirschel, Richter, Cläßen als sehr empfehlenswerth zu bezeichnen. Aus der Sündfluth der Wasserliteratur ragen die genannten als die wenigen Gerechten zu wahrem Gewinn für Leben und Wissenschaft hervor. Sie kommen alle darin überein, daß kein gewissenhafter Arzt, kein denkender Laie mehr seine Aufmerksamkeit der Prießnitz'schen Methode entziehen kann.

Einen übersichtlichen Begriff von den Prinzipien der Wasser-Heilmethode mögen indeß folgende Andeutungen geben.

Der Körper ist ein Organismus, eine Einheit von verschiedenen, einander ergänzenden Thätigkeiten, in deren harmonischem Zusammenwirken die Gesundheit des Körpers besteht. Tritt eine einzige Thätigkeit oder mehrere aus dieser harmonischen, einheitsvollen Wechselwirkung heraus, will sich ein Glied, ein Organ nicht in gehöriger Weise dem Ganzen ein- und unterordnen, will es diesem nicht mehr geben und nicht mehr von ihm nehmen, was sein ist, so entsteht Krankheit. Die Krankheit ist die Sünde des Leibes; denn das ist ja das Wesen der Sünde, daß der Wille des Einzelnen dem allgemeinen göttlichen Willen sich entzieht, gegenüberstellt, jaüberzuordnen, also die Weltordnung

zu verkehren sucht. Mit der Ordnung des Ganzen ist das für sich Seynwollen des Einzelnen unvereinbar, entweder muß jene oder dieses aufhören. Auf den Körper angewendet, heißt das: entweder muß er gesund werden oder sterben. So lange nur ein einziges Glied, ein einzelnes System von Gliedern und Organen sich der Harmonie entzieht, tritt der letztere Fall nicht ein; nur wenn der Organismus in allen seinen Gliedern oder im innersten Keim und Wesen selber von jener Disharmonie und Unordnung ergriffen ist, ist die Auflösung unvermeidlich. So lange aber dieses nicht der Fall ist, kehrt sich der ganze Organismus dem einzelnen Organe, das sich ihm entziehen will, mit seiner harmonischen Lebenskraft zu, und sucht es sich wieder zu gewinnen und einzuordnen, indem er die Verkehrung der normalen Thätigkeit aufzuheben und diese wieder ihr selbst zurückzugeben trachtet. Dieß ist die Heilkraft der Natur, d. h. der Inbegriff aller Kräfte der Organisation, wie sie sich gegen die vorhandene Krankheit, gegen die Verkehrung und Verwirrung einer oder mehrerer Kräfte und Organe zusammennimmt. Vermöge des innigsten Zusammenhangs des Einzelsten mit der Gesammtheit erstreckt sich einerseits die Störung des Einzelnen auf das Ganze: wenn der entlegenste, unbedeutendste Theil meines Körpers erkrankt, so bin Ich krank; andererseits hilft das Ganze wiederum dem Einzelnen, sich in seine eigenthümliche Kraft und Thätigkeit herzustellen: wird jenes Glied wieder gesund, so werde Ich gesund. Indem sich die ganze Lebenskraft zusammennimmt und zu einer Gegenbewegung gegen den Ort, wo der Organismus angegriffen ist, aufrafft, so entsteht jene eigenthümliche Aufregung und Unruhe, jenes Fliehen und Suchen, jenes Schwanken und Ringen, das nicht eher aufhört, bis das Gleichgewicht und die Harmonie wieder hergestellt ist: es entsteht das Fieber. Und so sagt nun die Wissenschaft, wie sie in einem Schönlein letztlich ihren wichtigsten und tüchtigsten Ausdruck gefunden hat: „Das Fieber, das in der mittlern Stärke jede Krankheit zu besiegen ausreicht, zu lenken und zu leiten, damit es diese mittlere Stärke behalte, oder wenn sie verloren ist, sie wieder herzustellen, ist Grund aller Therapeutik."

Das Fieber ist also selbst nicht Krankheit, sondern es bekämpft und besiegt die Krankheit. Die Fieberhitze macht den Krankheitsprozeß rapider, bringt die Entmischung der Säfte in volle

Gährung, das Ungesunde wird durch sie mächtiger vom Gesunden ausgeschieden. So ist das Fieber entscheidend, indem es die Ausscheidung und Entfernung des Entarteten und Verdorbenen im Organismus, die verbrauchten und verdorbenen Materien aus dem Körper mit der ganzen Gewalt der gesteigerten Lebensthätigkeit befördert und beschleunigt.

Das Geschäft jenes Ausscheidens und Ausführens übernimmt die Haut (Schweiß) und die Nieren (Harn). Der gesunde Organismus, das Lebendige ist in steter Reproduktion begriffen, das Leben ist nie ein ruhiges, unthätiges Seyn, sondern, wie schon Heraklit sagt, ein fortgesetztes Werden. Daher die Annahme, daß innerhalb eines Zeitraums von 6—8 Jahren der ganze Körper bis in die letzte Faser sich vollständig reproducirt und wiedergebiert, so daß keine Faser unverändert und unerneuert bleibt. Die verbrauchten und abgenützten Stoffe sind todte Masse und müssen, sollen sie nicht schädlich wirken, aus dem Kreise des Lebendigen entfernt werden. Ferner kommt mit Speise und Trank, mit der Luft, die wir einathmen, überhaupt von Außen eine Menge von Stoffen, die dem Körper fremd und feindlich sind, die er nicht sich assimiliren und zu seiner Reproduktion verwenden kann; auch diese muß er ausstoßen. Fällt dabei nichts Ungewöhnliches vor, ist die Masse dieser Stoffe nicht zu groß, so entweichen sie auf unmerkliche Weise. Berechnungen haben dargethan, daß durch die luftförmige, unmerkliche Hautausdünstung täglich ein ungeheures Gewicht von todten Stoffen entfernt wird. Ist aber der Zustand des Körpers irgendwie ungewöhnlich, z. B. einfach größere Bewegung der Muskeln, also auch größere Abnutzung derselben, größerer Verbrauch ihrer Stoffe, so hilft sich die Natur durch stärkere, merklichere Ausscheidungen: die Hautausdünstung wird förmlicher Schweiß. Ist aber auch dieses Vehikel unzureichend für die Masse des Stoffes, so übernimmt es die Haut in Form von Ausschlägen und Geschwüren, denselben auf die Oberfläche auszuführen.

Auf solche Weise hilft sich die Natur in den meisten Fällen. Hat der Organismus aber nicht die volle Kraft, allein mit der Arbeit fertig zu werden, so hat ihm die ärztliche Kunst zu helfen. Hiebei kommt in Betracht, was Paracelsus sagt: „Der äußere Arzt ist nicht Herr, sondern Diener der Natur, der dem innern Arzte bloß die Waffen reicht, mit denen er gegen die Krankheit

streitet und sie besiegt. Niemand wird aus Krankheiten geheilt, es heile ihn denn sein eigener Arzt in ihm selber." Daher die goldene Regel: **naturam aut serves aut imiteris.**

Es kommt nun darauf an, ob der Körper selbst noch die volle Elasticität besitzt, um seine ganze Thätigkeit gegen den einen Punkt aufzubieten, ob die Funktionen von ihm selber gleichmäßig angetrieben werden, um dadurch das einseitige Streben des erkrankten Theiles: sich auszudehnen und nach und nach den ganzen Organismus in sein Verderben hineinzuziehen, zu übertäuben und auszutilgen. Ist dieses der Fall, so wird sich die „akute Krankheit" eben durch das sie begleitende und bezeichnende Fieber vernichten. Dieses Fieber hat der Arzt auf seiner mittlern Höhe zu erhalten, sein Geschäft ist das **servare.** Hier ist das eigentliche Gebiet der ärztlichen Thätigkeit.

Wenn aber die Anstrengungen des Gesammtorganismus gegen den einreißenden Schaden vergeblich blieben, wenn dieser dann langsam fortwuchert und zur sogenannten „chronischen Krankheit" wird, so wäre das **imitari naturam** am Platz. Aber hier findet die ärztliche Kunst in den meisten Fällen eine leidige Schranke. Sie kann dann nichts thun, als **servare:** vorbauen, verhüten, daß das Uebel nicht stärker werde. Den Heilprozeß der Natur künstlich nachahmen: Fieber zu erzeugen und so den ganzen Organismus in seiner vollen und gesteigerten Lebenskräftigkeit gegen den Feind führen, das vermag die Arzneikunde nicht.

Darum ist es hier zumeist, wo sich die Kaltwasser=Heilmethode mit ihren Versprechungen und Leistungen geltend macht. Was kein Mittel in der ganzen **materia medica** leistet, will sie mit dem einfachen k a l t e n Wasser vollbringen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Anwendungs= und Wirkungsweisen des k a l t e n Wassers. Ueber den verschiedenen Grad der Kälte, welchen das Wasser zum Heilzwecke haben müsse, läßt sich nichts im Allgemeinen sagen. Es kommt auf das Individuum an, in welchem Grade es die Kälte zunächst ertragen kann; nach und nach, durch Gewöhnung darf und kann die Kälte bis zu dem Grade steigen, wo es noch eben in tropfbarer Form sich erhält. Die Kälte als solche ist dem Körper feindlich, dessen Bestehen sich an die Lebenswärme und die sie erzeugende Thätigkeit knüpft. Der Körper hat sich also gegen die an= und eindringende

Kälte zu wehren. So lange er dieses vermag, wird er aus dem Kampfe gekräftigt und gestärkt hervorgehen; denn die Kraft wächst durch ihre Uebung. Wenn also die Kälte zuerst das Leben beschränkt, und Wärme, Blut, Empfindlichkeit, Thätigkeit in das Innere zurückdrängt, so sammeln sich hier die Lebensmächte und dringen mit gesteigerter Kräftigkeit wieder nach außen. Statt zu erkälten, erwärmt also das kalte Wasser in seiner Nachwirkung. Die Rückkehr des Lebens macht sich fühlbar durch gesteigerte Empfindlichkeit, durch ein Prickeln, Jucken und Brennen, die Haut gewinnt eine stärkere Röthe, es entwickelt sich mehr Wärme, das Blut strömt gegen die Oberfläche, die Absonderung wird stärker, die Haut ist weich, strotzt von Blut und Säften, duftet und schwitzt. So wird Wärme und Leben, welche von der einwirkenden Kälte in ihrer Erstwirkung unterdrückt wurden, nach geschehener Rückwirkung (Reaktion) nur um so größer und energischer, je stärker der Angriff und die Unterdrückung war. Und dieses Verhältniß steigert sich noch viel mehr, je rascher der Uebergang aus der möglich größten Körperwärme in die möglich größte Wasserkälte geschieht. Diese Erregung und Steigerung des gesammten Organismus ist unmittelbar eine fieberhafte und heilsame. Indem das Blut nach der Kälteanwendung in vermehrter Stärke und Quantität nach der Hautoberfläche strebt, werden die innern Organe von ihrer Ueberfülle stockender Säfte befreit. Indem weiter die Nerven der Haut an- und aufgeregt werden, wird die Aufregung der innern Nerven gedämpft, die krankhaft erhöhte Empfindlichkeit der Nerven-Centralorgane beruhigt. Ganz besonders aber wird durch den erhöhten Blutzufluß die Hautabsonderung ungeheuer verstärkt, somit durch erhöhte Ausscheidung die Entscheidung — gerade der schwersten Krankheiten — also die heilsame Krise erzielt.

Diesen Erfolg verspricht die äußere Anwendung des kalten Wassers in ihren verschiedenen Formen. (Waschungen, Eintauchen, Uebergießen, kalte Bäder in Wannen, als Regen, Strahl, festanliegende, naßkalte Umschläge, auf die ganze Fläche oder nur einzelne Theile des Körpers angewendet.)

Es wurde oben bemerkt, daß, je größer die Wärme vor Anwendung der Kälte ist, desto größer die nachfolgende Wärme mit ihrer reaktionären Kraft. Dieß ist ein Grund, warum Prießnitz

das Schwitzen dem kalten Bade vorangehen läßt. Dieß ist das Originelle und Heroische an der Methode. Aber da der Schweiß nicht durch äußere Bewegung erzwungen, sondern durch Einhüllung in wollene Teppiche, durch Einschließung der entweichenden Körperwärme hervorgelockt wird, bleibt die Lunge ruhig, und so mußte der plötzliche Uebergang aus der größten Wärme in die größte Kälte, wofern er nur unmittelbar geschieht, nach tausend und aber tausend Erfahrungen als durchaus unschädlich sich erweisen. Angenehm ist freilich die Prozedur im Anfang nicht, aber die Gewohnheit und die Sehnsucht, den glühenden Körper im kalten Wasser zu kühlen, läßt bald und in wenig Wochen den natürlichen Schauder vergessen, der sich wohl nie ganz verlieren kann. Durch dieses Bad werden obige Wirkungen in vollem Grade erzielt, theils unmittelbar, theils mittelbar, sofern die so wieder gestärkte Haut den Ausscheidungsprozeß beim nächsten Schwitzen nur um so energischer vollführen kann. So verstärkt das kalte Wasser in seiner äußerlichen Anwendung die Wärmethätigkeit der Haut, und die Wärme der Haut verstärkt die Wirkung des kalten Wassers.

Die Wirkung des Schwitzens ist aber nicht bloß auf die erhöhte Hautthätigkeit beschränkt, vielmehr erstreckt sie sich auf den ganzen Organismus. Der Körper wird nämlich dadurch in seiner eigenen Hitze ausgeglüht, alle Flüssigkeiten kommen in Gährung, alle Säfte kommen in ein Kochen, wobei das Schlechte und Todte vom Gesunden auf's kräftigste gesondert, das Verfestete und Verstockte aufgeweicht und in Fluß gebracht wird. Das kranke und das gesunde Leben wird auf den höchsten Grad ihrer Gegenwirkung getrieben, und indem das gesunde die volle Energie gewinnt, das kranke auszustoßen, steigert und beschleunigt auch das letztere seine Thätigkeit und seine Produktion, bis sich diese erschöpft, der Krankheitskeim sich zum Ende seiner Erzeugungen gebracht, und so sich recht eigentlich zu Tode gearbeitet hat.

In diesen Aufruhr der innern Elemente, in diesen glühenden Kampf von Leben und Tod gießt nun das innerlich genossene kalte Wasser sich wie Oel ins Feuer. Die Organe selber kräftigt es in und zu dem Kampfe durch seine Kühlung und Erfrischung; zu jenem Gähren und Kochen aber und zur Ausführung der todten Stoffe bildet es das nöthige Vehikel. Daher zum Baden und

Schwitzen, als nicht minder wesentlicher Bestandtheil der Wasserkur, reichlicher Genuß reinen, weichen, frischen Wassers. Nicht im Uebermaaß; aber bei einem so bedeutenden Säfteverlust durch die, alle gewöhnlichen Begriffe übersteigende Menge des Schweißes, ist eine Mittelzahl von 20—25 Schoppen, so sehr das gegen das hergebrachte Vorurtheil ist, für die Tage der Kur nicht zu viel.

Bei solcher Anwendung und durch solche Wirkungen des kalten Wassers ist es denn dieser Methode möglich geworden, einerseits in akuten Krankheiten das von selbst sich einstellende Fieber zu regeln und zum Heile zu wenden, und so Krisen zu fördern mit einem Mittel, das, wie ein geistreicher Arzt (Dr. Cläßen in seiner trefflichen Schrift: Wahres und Falsches in der sogenannten Wasserheilkunde) nicht verschweigt, unschuldiger und energischer ist, als die meisten Mittel der gewöhnlichen Heilkunst. In chronischen Krankheiten aber weiß diese Methode die Natur in Erzeugung der Fieber nachzuahmen, und so ihre erlahmte Lebens- und Heilthätigkeit anzuspornen und zu fördern; ein Erfolg, der dieser Methode wenigstens das Recht der Ebenbürtigkeit mit der bisherigen ärztlichen Kunst und Wissenschaft verschaffen muß.

In akuten Fällen heilt man auf diese Weise schnell und schneller als durch manche der gewöhnlichen Mittel, jedenfalls aber ohne den großen Nachtheil der meisten Medizinkuren, ohne die langen Nachwirkungen der überstandenen Krankheit. Da ist keine Schwächung und keine Herabstimmung, keine unnatürliche Reizung und Steigerung, sondern das Fundament der Heilung ist Kräftigung des Gesammtorganismus, Herstellung und Belebung der geschwundenen Kraft im Ganzen, damit diese nun die wiedergewonnene Spannkraft gegen das Einzelne herstellend und heilend bethätige. Und es ist auffallend, wie schnell diese Kräftigung gewöhnlich vor sich geht; einige Wochen, ja Tage können hinreichen, um die zusammengesunkensten Jammergestalten aufzufrischen und aufzurichten. Man muß das selber mit ansehen, an sich und Andern, um einen vollen Begriff davon zu bekommen.

Zu Hebung chronischer Krankheiten bedarf es freilich auch einer langen Zeit und einer großen Ausdauer. Jahrelange Uebel, angeerbte Leiden können nicht nur so weggewaschen werden. Man muß die Wiedertaufe und Wiedergeburt, die nicht leicht ausbleiben

wird, wenn die Bedingungen dazu vorhanden sind, abwarten können. Im Hinblick auf den hier allein möglichen Erfolg mag man denn schon die Opfer und die Beschwerden vergessen, welche ein so langer — vielmonatlicher, ja mehrjähriger — Aufenthalt in einer Kaltwasser-Heilanstalt erheischt.

Zu Heilung hartnäckiger Uebel ist letzterer unumgänglich. Die Kurart ist an sich mit viel Entbehrung und Unannehmlichkeit verbunden; diese aber wird, wie der Verfasser auch aus eigener Erfahrung weiß, doppelt beschwerlich, wenn man die Kur für sich zu Hause und in gewohnter Umgebung braucht. Kein Hauswesen wird sich die Unruhe, Mühe und Störung wünschen, welche die Kur mit sich bringt. Die Entsagungen werden viel peinlicher und es erfordert eine viel größere Festigkeit, um auszuharren, wenn aus der Umgebung tägliche und stündliche Reizungen, Unterbrechungen und Störungen, ja Geschäfte ihre psychischen und physischen Einflüsse geltend machen. Sodann wird es viel schwieriger, Regel und Strenge in Bezug auf die Diät festzuhalten. Es ist dieß ein wichtiger Punkt, und so wichtig, daß Manche, wie Dr. Schnitzlein, die Kur vorzugsweise als eine diätetisch wirkende bezeichnen. Indessen ist sie doch bloße, obgleich wesentliche Voraussetzung der Kur. Vom Körper sollen alle schädlichen, aufregenden, reizenden Stoffe fern gehalten, dagegen ihm nur einfache, gesunde, leicht verdauliche Speisen zugeführt werden, damit er leicht und bald die nöthige Kraft und Belebung zu Vollführung seines Heilgeschäftes erhalte. Daher werden Säuren, fremde, zu reizende Gewürze, Gegohrenes, überhaupt das eigentlich Pikante von der Kost ausgeschlossen. Ebenso würden warme und hitzende Getränke, Wein, Kaffee, Thee, Chokolade, dem Zwecke der Kaltwasserkur wenigstens lähmend und verzögernd entgegenstehen. All diesem aber in gewöhnlichen Lebenskreisen dauernd zu widerstehen, ist eine Aufgabe, der nicht Jedermann gewachsen ist. Endlich ist die unmittelbare Nähe des Arztes zu Rath zu That immer wünschenswerth, ganz besonders nothwendig aber zur Zeit der Krisen. Diese nämlich treten mit einer Schnelligkeit und Stärke auf, welche die sorgfältigste Aufmerksamkeit in der Behandlung erheischt. Gewöhnlich befindet man sich in der ersten Zeit der Kur in einem fast glückseligen Zustande. Noch nie war es dem Körper und Geist leichter und wohler; das Leben gewinnt bei der genannten Anwendungsweise

des frischen Wassers, bei der einfach guten Kost, bei dem reichlichen Genuß der freien, frischen Luft eine nie gefühlte Spannkraft; der Appetit ist wunderbar gesteigert, die Verdauung geht energischer von Statten; die Sinnesorgane sind geschärft, jeder Muskel schwillt von Kraft, jedes Wirkungsvermögen verlangt thätig zu seyn; es erhebt sich ein Uebermuth des Lebens und der Thatkraft, der sich selbst nimmer genug thun zu können glaubt. Das sind die Flitterwochen.

Aber indem man in seiner Heiterkeit bereits am Ziele der Kur zu stehen glaubt, fängt sie erst recht an. Wenn es Einem am wohlsten ist, beginnen die Tage, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht. Da merkt man die Riesenkraft des Elements, und wenn die Fieberaufregung in voller Gährung ist, fühlt man, was es heiße, wenn Wasser und Feuer sich mischen. Verfasser dieses ist in seinem Leben nicht so krank gewesen, und würde es vielleicht nie geworden seyn, als während einiger Monate seiner Wasserkur. Zum Glück sind diese Krisen selbst von kurzer Dauer; in einigen Tagen kehrt gewöhnlich schon wieder Kraft und Heiterkeit vermehrt zurück. Und eben diese zunehmende Kräftigkeit des äußern und Freudigkeit des innern Menschen fördert begreiflicherweise besonders eine schleunige und entschiedene Heilwirkung. Unter diesen Umständen ist also die Nähe des Arztes, wie die Entfernung jeder auch noch so gut und freundlich gemeinten Störung doppelt wünschenswerth. Hat man doch sogar in einer entfernten Wasserheilanstalt die liebe Noth, all die ängstliche Theilnahme der Angehörigen und Befreundeten zu beschwichtigen; wie peinlich wird sie vollends, wenn man in täglicher Berührung damit zu stehen hat. Dagegen ist es gerade die Umgebung, an der man sich in der Heilanstalt am besten wieder aufrichten kann. Man sieht, wie schlecht es Andern gegangen, und wie gut es ihnen jetzt geht; sie selber kommen nicht mit dem Jammer, den die Unkunde der Vorgänge vermehrt, sondern, weil sie in dergleichen Dingen erfahren sind, willkommen zu Rath und That entgegen. Und mancher Spaß, manche Laune durchkreuzt dieses recht eigentlich humoristische Wasserleben, um das Beisammenseyn bei allem Ernst und Eifer zu einem recht heitern und jovialen zu machen.

Man hat die Kaltwasserkuren gerne schon mit den Badekuren zusammengestellt. Allein beide haben durchaus nichts mit

einander gemein, weder in Bezug auf Art und Weise, noch auf Dauer des Gebrauchs, noch viel weniger aber in diätetischer Beziehung. Dem Genuß und Vergnügen zu lieb geht gewiß Niemand in eine Wasserheilanstalt. Luxusbäder können diese nie werden. Und die harte Nothwendigkeit der innern und äußern Verhältnisse macht einem Jeden so viel mit sich selber zu schaffen, die Gebrauchsweise ist für Jeden wieder eine so besonders zu modifizirende, daß die Geselligkeit am allerwenigsten mit der bei den Badekuren zu vergleichen wäre. Ja, wir sind auch zu Tanz und Spiel gegangen, aber wenn die Propfen der Champagnerflaschen flogen, und die Köpfe den festen Boden unter sich zu vergessen anfingen, ließen wir Amphibien Gottes frisches, klares Wasser in unseren Gläsern perlen. Wir sind in Gesellschaft gegangen zu Bier und Wein, und sprachen unserm Kruge Wasser, den ein gefälliger Wirth seinen Wassergästen zu einem Kreuzer verabreichte, lustig in die Wette zu. Man hat die Gefahr der Uebertreibung, welche aus dem Wetteifer der Kurgäste in Wasserheilanstalten entstehen könnte, gegen letztere als Grund angeführt. Aber sie ist eine sehr seltene, ja sie wird weit aufgewogen durch die Erfahrung und den Rath, durch die Beispiele und Vorfälle, die von Seiten früherer und gleichzeitiger Gäste ebenso zu Warnung, als zu Ermunterung entgegenkommen. Dagegen könnten Fälle genannt werden, welche die Gefahr einer Uebertreibung bei einer Kur zu Hause, wo nicht einmal der Rath erfahrener Mitgäste die zufällige Abwesenheit des Arztes ersetzen kann, als eine bei weitem größere darthun.

Aus den oben angeführten Gründen der Diät, in weitester Beziehung, ist die Errichtung in kleinen oder großen Städten nachtheilig. Die Nähe großer Städte selbst wirkt nachtheilig, indem sich dann durch Besuche, Gasthofsscenen, Vergnügungen der Städter ganz das frühere Leben wiederholt, eine Umstimmung, Absonderung und Entfernung vom gewöhnlichen Treiben nicht möglich ist. Denn zu dieser Kur gehört ein förmliches Hineindenken und Vertiefen in die Behandlung, ein fester, konsequenter Glaube und Wille; mit einem Worte, es muß dem Arzt und Patienten Ernst seyn mit der Heilung und Herstellung der Gesundheit, welche eines neuen festen Grundes und Bodens bedarf.

Durch all die genannten Beziehungen ist eine Vergleichung der Kaltwasser-Heilanstalten mit den Krankenhäusern nahe gelegt. Die Bequemlichkeit und Vollständigkeit der Errichtung, die Nähe des Arztes, die reine Hingebung an den Kurzweck in jeder Beziehuug müssen für den Erfolg der Wasserkuren günstig seyn, wie bekanntlich die glücklichen Resultate der Spitalbehandlung, trotz mancher Ungunst der Umstände, namentlich in Epidemien, um viele Prozente die der Privatbehandlung überwiegen. Für die Wissenschaft selbst aber gewähren sie eben denselben Vortheil der Vielseitigkeit der Erfahrung, der Leichtigkeit der Beobachtung, der Zuverlässigkeit und Selbstständigkeit der Thatsachen und Resultate. Und so sind diese Anstalten der Ort, wo sich die Aerzte mit der Heilweise und ihren Ergebnissen genau und umständlich bekannt machen, wo sie einen praktischen Kursus durchmachen können, um für Theorie und Praxis die nöthige Umgestaltung und Ergänzung zu erzielen.

Gerade das, daß die neue Heilweise sich sogleich nach einem eigenen festen Grund und Boden umgesehen hat, in dem sie frei und sicher einwurzeln konnte, scheint für die innere Triebkraft zu zeugen, welche nicht bloß ein Blühen und Verblühen, sondern einen wirklichen Ertrag von bleibenden Früchten für Wissenschaft und Leben verspricht. So können die Wasserheilanstalten in der That Bildungsanstalten für die Schule und das Leben werden. Zunächst für jene. Vorher müssen die Aerzte sich mit der Sache einlassen, Wahres und Falsches unterscheiden und sichten, und demgemäß die Sphäre der neuen Wirksamkeit bestimmen. Es ist ihr Recht und ihre Pflicht, die Sache aus den Händen der Laien zu nehmen, denen die Voraussetzungen zu Ausübung des Heilgeschäftes fehlen, und unter denen es keinen zweiten Prießnitz gibt.

Und je tüchtiger die Männer vom Fache sind, desto ernster nehmen sie es mit der Sache. Nach den bisherigen Ergebnissen zu schließen, dürfte es nicht mit dem leichten Geschäfte abgethan seyn, ein neues Gewicht auf die Heilwirkung des Wassers zu legen und die Rubrik ein bischen auszustäuben, in welcher bisher dieses Mittel verlegen ist.

Der Kategorie der Mittel scheint sich das kalte Wasser schon darum zu entziehen, weil es ebenso diätetische als heilende Wirkung

hat. Darum steht es einzig da. Jedes andere Mittel hat diesen oder jenen Zweck, jede andere genießbare Substanz hat diese oder jene spezielle Wirkung, das Wasser dagegen ist nichts Spezielles, es ist ein allgemeines, ein nothwendiges Element alles Lebens. Vier Fünftheile vom Gewicht einer jeden organischen Materie kommen auf seine Rechnung. Zur Erhaltung des Lebens ist es unentbehrlich. Dieses selbst ist ja nie ein ruhiges Seyn, sondern ein stetiges Werden; daher die Gesundheit selber nichts als die augenblicklich siegreich vollzogene Thätigkeit der Lebenskraft gegen die innern und äußern Feinde, also nichts als eine stetig und fortwährend überwundene Krankheit. So leuchtet ein, daß dasjenige, ohne welches das Leben in seiner normalen Bekämpfung des Feindes, d. h. im sogenannten gesunden Zustand nicht seyn kann, gerade für den krankhaften Zustand, wo der Feind wirklich eingedrungen ist, und mit doppelter Kraft zurückgeschlagen werden muß, nur um so unentbehrlicher und energischer seyn wird. Ist aber das Wasser kein spezifisches Mittel gegen und für spezielle Zustände und Bethätigungen des Körpers, so kann man es auch kein Universalmittel nennen. Dieser letztere Begriff ist ohnehin ein sich selbst widersprechender; denn das Mittel kann nur im direkten Verhältniß zu seinem Zwecke gedacht werden. Ein einzelnes, besonderes Mittel kann nur einen einzelnen und besondern Zweck haben. Darum müßte ein Universalmittel eine Zusammensetzung aller einzelnen Mittel seyn, welche — das eine für dieses Glied, das andere für jenes Organ ꝛc. — einen Heilzweck haben.

Wie gesagt, der Selbsterhaltungstrieb und das Erhaltungsgeschäft des Lebens ist eines und dasselbe in Gesundheit und Krankheit. Dort geht das Geschäft ruhig und harmonisch von Statten, ohne irgendwo im Organismus stärker, als es im Wesen und in der Natur desselben liegt, in Anspruch genommen zu werden. Hier aber stößt das Erhaltungsgeschäft auf ein Hinderniß in dem einen oder andern Organ; entweder von innen oder von außen hat sich eine feindliche, nach Vernichtung des Lebens strebende Macht niedergelassen. Um jenes Hinderniß wegzuräumen, hat es also einer doppelten oder mehrfachen Kraftäußerung nöthig. Was es zu seinen einfachen, normalen Aeußerungen fähig gemacht hat, reichliche Nahrung und verhältnißmäßiger Genuß von Wasser (äußerlich und innerlich), das wird es auch zu der größern, mehrfachen Bethätigung,

in größerer Masse genossen, befähigen. Daher erstreckt sich in der Kur das Wasser und seine Anwendung in Schwitzen, Trinken und Baden auf den ganzen Körper, weil der ganze Körper einen größern Kraftaufwand in seinen Funktionen bethätigen muß, und wie vom Ganzen aus der Ueberschuß auf den einzelnen Theil, wo die Hemmung stattfindet, sich hinrichtet, damit so der Feind ausgestoßen werde, so sucht die Wasser=Heilmethode nach und neben der Behandlung im Ganzen auch dem einzelnen Theil durch Theilbäder, Ueberschläge 2c. näher beizukommen. Also gilt es nicht, verschiedene Mittel anzuwenden in verschiedenen Fällen, sondern das dem Ganzen und somit auch seinen einzelnen Theilen zur Erhaltung von Natur angemessene Element nach der Verschiedenheit der einzelnen (erkrankten) Theile zu benützen und zu verwenden. Eben darin ist Prießnitz so groß. Mit bewundernswürdigem Scharfsinn verfolgt er den Heilgang der Natur, um an jedem Orte, in jedem einzelnen Falle ihrer Heil= und Selbsterhaltungskraft die nöthige Aushülfe und Stärkung zu geben. Auf solche Weise wird es erklärlich, wie bis jetzt nicht leicht eine Krankheitsform nach dieser Methode ungeheilt geblieben ist. Nicht das kalte Wasser heilt, sondern es belebt, erregt, kräftigt den innern Heilprozeß, durch den der Selbsterhaltungstrieb der Natur ihr Leben gegen die feindlichen Angriffe auf die Harmonie des Organismus vertheidigt und rettet. Daher müssen denn auch die erklärtesten Gegner zugestehen, daß in der ganzen materia medica sich kein Mittel finde, welches erfahrungsgemäß in so vielerlei Krankheitsformen Heilung gewirkt habe. Wenn wir daher mit Laien nicht bloß, sondern auch mit gewichtigen ärztlichen Autoritäten dem kalten Wasser die Kraft zuschreiben, dem Körper in seinem Kampfe gegen alle möglichen Formen seiner Erkrankung zum Sieg zu verhelfen, so geben wir dabei Zweierlei zu bemerken.

Für's Erste kommt es auf die Individualität des Kranken, auf die Dispositionen der Konstitution und des Alters, auf den Fortschritt und die Stärke des Uebels an, ob die Heilkraft der Natur noch so stark angeregt werden kann, daß ein Erfolg zu hoffen ist. Sodann kommt es auf die Geschicklichkeit und Ausdauer des Arztes an, dem Körper beharrlich auf seinen schwächsten Seiten beizukommen, und das kalte Wasser immer am rechten Orte und

zur rechten Zeit anzuwenden. Absolut unheilbar kann für diese Methode wohl nur der eigentliche organische Fehler seyn.

Aber nun eine weitere Bemerkung in Bezug auf die Ausschließlichkeit dieser Methode. Daß bis jetzt dieselbe behauptet wird, wird zu ihrer schnellern Durchbildung nur förderlich seyn. Aber es ist durchaus nicht einzusehen, warum nicht die wirklich bewährten Arzneimittel neben der Behandlung mit Wasser ihren Werth behalten sollten. Es gibt hundert Zufälle, wo das Wasser zu langsam und zu wenig unmittelbar wirkt; da ist noch immer Raum genug für passende Anwendung der Arznei. Der Enthusiasmus der Wasserfreunde hat freilich auf einmal das ganze alte Reich des Aeskulap in Wasser untergehen lassen wollen. Das darf man ihnen nicht so übel nehmen. Wer nach jahrelangem Leiden und Mediziniren von den Aerzten aufgegeben, zuletzt bei dieser Methode das edelste aller irdischen Güter, Gesundheit, und mit ihr Heiterkeit und Lebenslust wieder gewonnen hat, der mag sich von seiner Begeisterung schon ein wenig über das Reich der Wirklichkeit hinausreißen lassen. Und vollends die Aerzte sollten z. B. einem gewissen H. Rausse, der im Sturm und Drang seiner Begeisterung den Mund freilich etwas gar zu voll nimmt, die Freude schon gönnen, ihre Arzneien schlechtweg Gift und sie selber Giftmischer zu nennen. Indessen wäre es wohl möglich, daß noch manches Mittel über Bord geworfen würde; es ist ja nicht das erstemal, daß in den Apothekerbüchsen aufgeräumt wurde. Für die Wissenschaft wird es sich nun darum handeln, ob sie auf dem neu entdeckten Boden sich förmlich ansiedeln, oder ob sie bloß einige Streifzüge in das fremde Gebiet thun kann, um sich dieses und jenes, was ihr gefällt, zu holen. Arbeit wird es genug geben, hoffentlich wird es auch nicht an Früchten fehlen.

Jedenfalls ist das Auftreten einer so bedeutenden Erscheinung nicht unter die bloße Mode zu rechnen. Trotz so vieler Versuche seit Jahrtausenden hat sich die Hydriatik noch nie diese Geltung zu verschaffen gewußt, weil sie noch nie den Mann gefunden, der mit ihr seiner Zeit als mit einem wesentlichen Bedürfniß entgegen gekommen wäre. Mit der Geschichte der Heilkunde ist es wie mit aller geschichtlichen Entwicklung. Nur dem oberflächlichen, beschränkten Blicke zeigt z. B. die Geschichte der Philosophie oder der Dogmen nur eine Reihenfolge zufälliger Meinungen, welche kommen

und vergehen in der Zeit. Der schärfere, tiefere Blick erkennt ein höheres Prinzip und Gesetz in dieser Entwicklung, eine innere Nothwendigkeit, mit welcher der Menschengeist Periode für Periode sein innerstes Leben dargelegt hat. So wäre die Geschichte der Medizin nichts als ein Protokoll der menschlichen Irrthümer, wenn sie sich nicht zur Aufgabe setzte, die zahlreichen, unaufhörlichen Abweichungen in der Kunstübung, als durch entsprechende Veränderungen des allgemeinen Krankheitscharakters bedingt, und beide als aus den Entwicklungsphasen der Menschheit hervorgegangen, nachzuweisen. Nur so werden die verschiedensten, sich widersprechenden medizinischen Systeme in ihrer historischen Berechtigung begriffen. Die Heilkunst wäre ein ödes, trostloses Feld, auf dem nur der Irrthum im bunten Farbenspiel blühte, wenn an jede dagewesene Form der Kunstübung die Anforderung der Gegenwart gestellt würde, der sie nimmer genügen könnte.

Gerade nun in unserer Gegenwart erfährt der pathologische Charakter der zeitlichen Krankheitskonstitution eine wesentliche Umänderung. Dr. Cläßen führt die Behauptung eines geistreichen und erfahrnen Praktikers an, daß der Entzündungsprozeß anfange, seinen bis dahin reinen Charakter zu verlieren. Seit 1831 sey ihm keine Entzündung vorgekommen, die eine allgemeine Blutentleerung erfordert hätte. Das neue Element ist ein nervöses. Eine krankhafte Nervosität läßt sich als Grundton in der Stimmung der heutigen Generation aufweisen. Wer nur ein wenig mit den jetzigen Zuständen bekannt ist, kennt diese geistige Ueber- und Abspannung, diese Uebersättigung, diese geistige Appetitlosigkeit, welche, um das widrige Gefühl zu übertäuben, nach Nahrung jeder Art, besonders aber recht saurer und recht süßer, recht pikanter, äzender, den Gaumen kitzelnder Speise hascht. Unter der Ueberfüllung hat die Verdauungskraft gelitten. Daher ein allgemeines Mißbehagen, ein Widerwillen, eine Zerrissenheit, ein Unglück, das man nicht zu nennen weiß. Und dabei steht Leib und Geist, wie immer, in innigster Wechselwirkung. Die großen Nervengeflechte des Unterleibs sind in ihrer Thätigkeit zu krankhafter Höhe gesteigert; daher eine allgemeine Trübung und Lähmung, eine Unempfänglichkeit und Abstumpfung der gesammten Lebensthätigkeit, wofür man die vornehmern Namen der Zerrissenheit und Blasiertheit hat. Bleichsucht und Hysterie beim weiblichen,

nervöse Hypochondrie beim männlichen Geschlechte sind wohl nicht leicht zu irgend einer Zeit verbreiteter gewesen.

Dieser allgemeinen Abgestumpftheit und Abgestandenheit, diesem durchgreifenden Mangel an Thatkraft entspricht denn ganz die Beobachtung der neuern Pathologie in Beziehung auf die Fieber. Sie sind, wie wir gesehen haben, die kräftigste Aufraffung des ganzen Organismus, der in voller Rüstung, im Sturmschritt den Feind einmal für allemal aus seiner Stellung wirft. Aber die Fieberkrisen sind in neuerer Zeit seltener und weniger auffallend geworden. Die Fieber endigen meist nicht mehr durch jene energische Entscheidung des Kampfes, sondern durch allmähliges Nachlassen, durch die sogenannte Lysis. „Man kann die Frage aufwerfen, ob ein Fieber, welches ohne kritische Entscheidung verlaufen, als völlig geheilt, als ohne Schaden vorübergeführt betrachtet werden kann."

Diesem allgemeinen Kräftenachlaß, wo nicht einmal mehr die Krankheit energisch aufzutreten und vernichtet zu werden vermag, ist dem nicht das große Uebergewicht zuzuschreiben, welches nach den Angaben der Statistik (Quetelet) die chronischen Krankheiten heutzutage erlangt haben? Sie allein bilden 38 Prozente, während die an Altersschwäche, also naturgemäß Gestorbenen nur höchstens 8 aller Gestorbenen ausmachen. Vorzugsweise aber haftet an dem weiblichen Geschlecht jenes chronische Siechthum, das in der ganzen Erziehung und Lebensweise, in der Verweichlichung und Verkümmerung der Natur fort und fort neues Feld zum Fortwuchern erhält. Bedenkt man nun, in welchem genauen Zusammenhang das Leben des Kindes mit dem der Mutter steht, so ist es gar kein Wunder, daß und wenn gerade bei der jungen Generation jene unglücklichen Mißverhältnisse sich ganz besonders auffallend zeigen.

Nun ermesse man, ob der Zufall und die Mode zu bewundern, oder die Vorsehung zu preisen ist, welche in solcher Zeit einen Prießnitz erstehen ließ. Wir erwarten immer die Geister und Größen, welche für Staat und Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Religion die Messiasse seyn sollen. Als ob nicht auch damals vorher Johannes gekommen wäre, der mit Wasser taufte, und dann erst der, welcher mit Feuer und mit Geist taufte und das Bad der Wiedergeburt über die Geister ausgoß.

Sey es mit der Um- und Wiedergeburt des modernen Geistes, wie es wolle, eine gründliche Wassertaufe, eine gründliche leibliche Wiedergeburt thut unserer Generation Noth, wenn nicht vollends die Zukunft in ein bodenloses Verderben stürzen soll. Und diese Wiedergeburt verspricht diese Heilmethode, welche Stärkung des Gesammtorganismus, erhöhte Lebensthätigkeit der Haut in ihrer Totalität, erhöhte Gefäßthätigkeit der Haut, gesteigerte Nerventhätigkeit der Haut, vermehrte Hautabsonderung, ja Hebung örtlicher Leiden im Bereich ihrer Wirksamkeit erfahrungsgemäß weiß, und so gerade jene innere Verschlackung und Erlahmung durch Belebung und Steigerung des peripherischen Lebens gründlich auszutreiben und aufzuheben vermag. Indem diese Heilweise das Schlechte und Verlegene, das Entartete und Verstockte mit der Wurzel auszureißen die Kraft hat; indem sie auf die ersten Anfänge eines degenerirten Lebens zurück zu gehen, und (wie der Verfasser durch chemische Analyse es in seiner Kur erfahren hat) selbst angeerbte, angeborne Leiden zu heben weiß; indem sie eben dem chronischen Siechthum selber sich gewachsen zeigt; indem sie energisch Fieberkrisen hervorruft, muß sie für Wissenschaft und Leben, für Gegenwart und Zukunft als eine Glück und Heil bringende Erscheinung begrüßt werden. Was sie den Vätern zu gute thut, wird noch den Enkeln zu gute kommen. Es wird ein frischeres, freudigeres, thatkräftigeres Leben in der Gegenwart die Folge von einer weitern Verbreitung dieser Heilmethode seyn. Denn wie die leibliche Kraft und Energie bei dieser Behandlung so wunderbar wiederhergestellt, gesteigert und gestählt wird, so wird auch in geistiger Beziehung „Frische und Natürlichkeit der Auffassung, Empfindlichkeit der Sinne ohne krankhafte Reizbarkeit, wiedergekehrtes Selbstvertrauen, neue Lebenslust, Kräftigkeit und Energie in allen Lebensäußerungen bei allen Personen beobachtet, welche sich der Einwirkung dieses Elementes längere Zeit unterworfen haben." Die Zukunft aber wird durch erneuten Aufschwung der geschichtlichen That der Gegenwart den Dank bezeugen dafür, daß sie ihr nicht die verzärtelte und entnervte, an Körper und Geist kränkelnde Nachkommenschaft übergeben hat, welche den Keim des leiblichen, sittlichen und geistigen Verderbens in sich trägt, wie manche in der Geschichte des Völkerlebens gebrandmarkte Generation.

Und hier kommen wir denn auf den Anfang unserer Zeilen zurück. Eben die Vereinfachung des ganzen Lebens, die vernünftige Rückkehr zur Natur und einem ihr gemäßen Daseyn, nach welcher ein allgemeiner, wenn auch meist unbewußter Drang die Gegenwart in engern und weitern Kreisen ergreift, findet den entschiedensten Ausdruck, so wie die wesentlichste Bedingung in der immer mehr sich ausbreitenden und konsolidirenden Wasser-Heilmethode. Man kann bereits mehr denn 50 Wasser-Heilanstalten zählen, die fast alle von Aerzten in den verschiedensten Gegenden Deutschlands geleitet sind. Eine Menge von Aerzten besucht diese Anstalten fortwährend, um sich mit Methode und Ergebniß vertraut zu machen. Aber tausende von Kurgästen haben bereits dort entweder die volle Gesundheit, oder doch jene Kräftigung des Gesammtorganismus erlangt, welche, verbunden mit der wiedergekehrten Heiterkeit der Seele, das etwa noch nicht gehobene spezielle Leiden leichter und besser ertragen läßt. Dazu kommt eine Masse von Literatur, die unter vielem Spreu doch auch manches Saamenkorn zum Gedeihen ausstreut. Endlich die Vereine und Gesellschaften, die vereinzelten Anstalten und Einrichtungen, die aller Orten, in Stadt und Land erstehen.

Demgemäß mag man sich einen Begriff bilden von den Fortschritten, welche in stillen und in lauten Wirkungen das neue Wasserleben gemacht hat. Mag viel Lächerliches und Uebertriebenes damit unterlaufen, ist doch der Humor, die edelste aller Feuchtigkeiten, selbst mit diesem Elemente verwandt. Einer, der in einer Wasser-Heilanstalt die Wiedertaufe erhalten hat, ist zum Proselytenmachen förmlich wiedergeboren. Eifern solche auch hie und da mit Unverstand: das Wasser ist kühl genug, um die Welt nicht ganz und gar in Feuer und Flammen der Begeisterung für dasselbe aufgehen zu lassen; und ist auch die Uebertreibung und die Uebereilung im Gebrauch sehr gefährlich, so ist doch das Mittel an sich das unschädlichste von Allem, was je zum Heilen verwendet wurde.

Mit der Heilwirkung auf das erkrankte Leben geht die diätetische auf das gesunde Leben Hand in Hand, und wie die medizinische Wissenschaft, so wird das Leben überhaupt den Segen der Vereinfachung in Gebrauch und Genuß erfahren. Mag es immerhin falsch seyn, in letzterer Beziehung den Menschen geradezu mit dem Thiere auf eine Stufe zu stellen, das an dem rohen Erzeugniß

des Feldes seinen Hunger, an Quelle und Bach seinen Durst stillt; mag der Mensch auch in dieser Beziehung die Kunst, als zu seinem Wesen gehörig, in Anspruch nehmen; mag immerhin Rumohr seinen Geist der Kochkunst schreiben, und mögen die Weinverbesserungsgesellschaften für immer edlere Trauben, die Wirthe für immer besseres bayrisches Bier sorgen, so viel ist doch gewiß, daß das naturwidrig ist, wenn schon die Jugend ihren Durst nicht anders zu stillen weiß, als durch ein künstliches Getränk, und wenn besonders im weiblichen Geschlechte manche sechzigjährige Dame sich nicht erinnern kann, je einen Tropfen frischen Wassers getrunken zu haben. Freilich kann man auch mit Wein und Bier, mit Kaffee und Thee alt werden, wohl auch sogar gesund bleiben, aber an ihren Früchten sollen wir diese Verkünstelung und Ueberbildung erkennen. Wie viele gebildete Familien gibt es denn, in denen der Hausarzt auch nur einen Monat lang die Schwelle nicht beträte? Und wie verwandeln sich die Kinderstuben bei oft nur gewöhnlichen Krankheiten in wahre Lazarethe! Welche Summen werden in die Apotheken getragen, während der Hausvater oder die Hausmutter in einer meist zu wiederholenden Brunnenkur auf dem Altar der Hygiäa Zeit und Vermögen opfert! Da beneidet man dann die Wohlhabenheit, das Glück und die Zufriedenheit verschwundener Zeiten. Diese haben freilich dem Körper und Geist noch nicht so viel zugemuthet; sie nahmen sich Muße zu Verdauung ihrer einfachern Speise für Leib und Geist, sie begnügten sich noch mit Hausmanns Kost. Aber eine größere Last bedingt auch eine größere Stütze. Unsere Vorfahren bedurften noch keines Prießnitz. In seiner ganzen Bedeutung und in allem Ernste ziehen wir hieher das schöne Wort: Wisse nur das Glück zu greifen, denn das Gute liegt dir nah.

Schließlich geben wir nun auch noch der andern Bemerkung, mit der wir diese Zeilen eingeleitet haben, die dem eben Ausgeführten entsprechende Wendung. In dieser Methode tritt die Heilkunst entschieden aus dem engen, verschlossenen Zunftverbande. Bei der Allgemeinheit und Einfachheit des Elements wird ein aufgeweckter Kopf, namentlich, wenn er etwa in einer Anstalt Erfahrungen und Beobachtungen zu sammeln Gelegenheit hatte, an der heilsamen Anwendung desselben nicht verzweifeln. Es werden also gewöhnliche Uebel, kleinere Schäden nicht alsbald

die Anwesenheit des Arztes nöthig machen, und ganz besonders wird sich das für die Dorfbewohner auf erfreuliche Weise fühlbar machen, für die von jeher namentlich der Geistliche gern seine Hausapotheke mit Rath und That zu öffnen wußte. Seitdem sich übrigens die Aerzte selbst mit so viel Ernst und Anerkennung der neuen Heilweise zuwenden, ist die Gefahr einer unbefugten Einmischung laienhafter Unkenntniß eine abnehmende. Aber dem Geheimthun der Schule entzieht sich einmal für allemal diese Heilweise, bei der es, wie schon gesagt, viel weniger gefährlich ist, wenn auch der Laie in die Karten sieht und sie sogar hie und da mischt und ausspielt.

Aber von größerer und wichtigerer Bedeutung in dieser Beziehung ist die diätetische Anwendung des Wassers, wenn sie, wie zu hoffen und zu wünschen ist, allgemeiner wird. Gerade auf das diätetische Leben hat die bisherige Heilkunde nie den Einfluß üben können, der für ihre eigenen Erfolge so wichtig und wünschenswerth gewesen wäre. Auch ein fester Wille scheiterte am Vorurtheil, an der Convenienz und Gewohnheit. Statt alles Weiteren verweisen wir blos auf die tables d'hôte der Mineralbadanstalten. Ganz anders bei dieser Methode, wo die diätetische und die Heilwirkung an ein und dasselbe Element sich knüpft. Hier geht die Kunst und die Wissenschaft im schönsten und besten Sinn des Wortes aus ihren Schranken heraus ins Leben, hier nähert sie sich dem Laien, hier weiß sie sich populär zu machen, und diese Art von Popularität wird der Wissenschaft und dem Leben schönere Früchte bringen, als alle Bücher und Systeme. Im Sinne und im Dienste dieser Popularität möchten diese Zeilen selbst geschrieben seyn.

H. M.

Die deutschen Gewerbvereine.

Die zahlreichen und vielartigen Privatvereine zur Beförderung gemeinnützlicher praktischer Zwecke, welche wir in der neuesten Zeit haben entstehen sehen, gehören gewiß zu den merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erscheinungen unsers gesellschaftlichen Lebens. Man könnte fast zu einem Zweifel darüber veranlaßt werden, ob das Aufkeimen und Gedeihen dieses Strebens, durch Privatverbindungen Zwecke zu fördern, die zum Theil in den Wirkungskreis der Staatsgewalt zu fallen scheinen, eine Unvollständigkeit des Wirkens dieser letztern andeute, oder vielmehr ein Fortschritt der bürgerlichen Freiheit zu nennen sey, insofern die obere Gewalt der Staaten den Einzelnen unbedenklich erlaubt, für wesentliche Punkte ihres Besten *selber* zu sorgen. Wie dem auch sey: die Existenz jener Vereine ist eine Thatsache, und als solche schon verdient sie die Aufmerksamkeit eines Jeden, der den Gang der Kultur beobachten und mit denkendem Blicke verfolgen will. Wenden wir uns im Besondern zur Betrachtung einer der zahlreichsten Klassen von Vereinen, nämlich derjenigen, deren Gegenstand die Gewerbsindustrie (im engern Sinne des Wortes, also mit Ausschluß der Landwirthschaft) ist, so bietet sich von selbst dar, daß man in Hinsicht auf dieselben sich folgende Fragen zu stellen hat:

Welchen *Zweck* verfolgen die Gewerbvereine?

Durch welche *Einrichtungen* und *Mittel* streben sie denselben zu erreichen?

In wie fern hat der *Erfolg* dieser Bemühungen den Absichten bisher entsprochen?

I. Die in der Natur der Sache liegenden, und in den Statuten der Gewerbvereine mehr oder weniger umfassend, mehr oder weniger bestimmt ausgesprochenen Zwecke solcher Gesellschaften sind folgende:

1) Erforschung und Bekanntmachung des Zustandes der inländischen Gewerbsindustrie; d. h. sowohl der Stufe von Vollkommenheit, auf welcher sie in allen ihren Zweigen steht, der stattfindenden Mängel und Vorzüge, als auch des Umfanges, in welchem die Gewerbe betrieben werden, und der vorhandenen Lücken. Die genaue Kenntniß der hier genannten Punkte muß als die sicherste und einzig vollkommene Grundlage angesehen werden, auf welche eine erfolgreiche Wirksamkeit der Vereine sich stützen kann; was man verbessern, was man heben will, muß zuerst in seinem jetzigen Zustande, auf seinem jetzigen Standpunkte, richtig und vollständig erkannt werden. Massen von Akten und daraus gezogene statistische Tabellen allein sind es jedoch nicht, was hierin erstrebt werden soll, wiewohl zuweilen gerade hierauf das vorzüglichste oder ausschließliche Augenmerk gerichtet worden ist. Es handelt sich noch weit mehr um eine lebendige Kenntniß der Betriebsart; um eine technische Vergleichung der einheimischen Gewerbe, mit denen des konkurrirenden Auslandes; um Einsicht in das Bedürfniß und die Forderungen des konsumirenden Publikums; um Würdigung der Hülfsquellen und Mittel, welche die geographische und merkantilische Lage, wie nicht minder die finanziellen Kräfte eines Landes der Industrie darbieten; lauter Umstände, welche sorgfältig berücksichtigt werden müssen, will man sich nicht der Gefahr aussetzen, seine Bemühungen entweder ganz zu verschwenden, oder wenigstens am unrechten Orte, zur unrechten Zeit, auf die unrechte Weise anzubringen.

2) Verbesserung der beobachteten Mängel in der Ausübung der Gewerbe; Hervorhebung und Befestigung des Vorzüglichen; Vergrößerung des Umfangs vorhandener Gewerbsbetriebe; Einführung sowohl neuer Erfindungen in den schon bestehenden Gewerben, als ganzer noch fehlender Industriezweige. — Der größte Theil der unmittelbaren Aufgabe der Gewerbsvereine ist mit diesen Worten ausgedrückt; denn fast alles Andere, was solche Gesellschaften sonst noch wirken oder wirken sollen, ist im Vergleich damit Nebensache, oder bahnt nur den Weg dahin. Aber es

leuchtet ein, wie gewichtig und umfangreich diese Aufgabe ist, in-indem sie ein Eingreifen in eine Menge von Einzelnheiten der Gewerbe erfordert, wie schwierig zugleich, da den Gewerbvereinen, als Privatgesellschaften, nicht der Weg des Befehlens oder Anordnens, sondern nur der des Rathens, Anregens und Entgegenkommens offen steht. Man füge hierzu den Umstand, daß die Vereine in vielen Beziehungen zwischen den Regierungen und dem gewerbtreibenden Theile des Volkes stehen, von letzterem als ein natürliches Organ für die bei ersteren anzubringenden Eröffnungen, Vorstellungen, Bitten betrachtet werden, unzählige Male vermitteln, dabei keine Rücksicht verletzen sollen, und am Ende manchmal von beiden Theilen wenig Dank erfahren. Die Bekanntschaft mit neuen Erfindungen und Verbesserungen unter den Gewerbtreibenden zu verbreiten, scheint eine leichte Sache; allein man stößt dabei nicht selten auf Schwierigkeiteiten, die aus öfters vorkommender Unbesorgtheit oder Indolenz entspringen. Wäre dieß aber auch nicht der Fall, so ist von dem Bekanntseyn bis zur wirklichen Anwendung des Neuen noch ein Schritt zu thun, und oft ein ziemlich großer, wie Jeder erfährt, der mehr oder weniger auf dieses Ziel seine Bemühungen gerichtet hat. Handelt es sich nun gar darum, Mängel und Unvollkommenheiten des technischen Betriebes zur Sprache zu bringen und auf deren Ausrottung hinzuweisen, so hat man nicht selten mit einer gewissen Empfindlichkeit der Betheiligten zu kämpfen, besonders wenn es dabei unvermeidlich ist, ihre Leistungen mit denen der Konkurrenten in Parallele zu stellen. Wird zu vermehrter Betreibung eines Industriezweiges aufgemuntert, dessen Umfang mit dem Bedarfe nicht im Verhältniß steht, so finden sich wohl solche, die bereits den nämlichen Gegenstand als Erwerbsquelle benutzen, dadurch beeinträchtigt, sehen die geschehenen Schritte als feindselig gegen sie gerichtet an, und werden nicht nur selbst dem wohlwollendsten Streben abgeneigt, sondern wirken in ähnlichem Sinne auch auf Andere. Dieß sind freilich lauter Ansichten von der dunkeln Seite des Gegenstandes, welche glücklicher Weise nicht die einzige ist; aber sie sind hier hervorgehoben worden, um zu zeigen, was auf den ersten Blick nicht einem Jeden vorliegt, nämlich wie sehr die größte Umsicht und Beharrlichkeit in dem Wirken der Vereine Noth thut, und wie wesentlich es dabei ist, nicht durch einzelne

Widerwärtigkeiten sich von der Verfolgung des wohlberathenen Zieles abschrecken zu lassen. Eine besonders wohl zu beachtende Klippe bietet sich bei den Bemühungen zur Einführung solcher (fabrikmäßiger) Gewerbszweige dar, die für das Land noch gänzlich neu sind. Bei nicht sehr gründlicher Kenntniß und Berücksichtigung der unter 1) angedeuteten Verhältnisse können jene Bemühungen leicht dahin führen, nur Treibhauspflanzen von Fabriken zu schaffen, welche die freie Luft der Konkurrenz nicht aushalten, ohne zu verwelken; schwächliche Geschöpfe, die nie auf ihren eigenen Füßen stehen lernen, und allenfalls nur in einem von Zollbarrikaden geflochtenen Laufkorbe sich aufrecht zu erhalten vermögen. Die Vollkommenheit der Industrie des Landes (dieß sollte man nie aus den Augen verlieren) liegt nicht darin, daß alles Mögliche fabrizirt wird, sondern vielmehr darin, daß gute, wohlfeile Waaren produzirt und alle die Fabrikationen betrieben werden, die den natürlichen und kommerziellen Verhältnissen angemessen sind.

3) Belebung des Forschungs- und Erfindungsgeistes in den Gewerbtreibenden; Hebung des geistigen Momentes in ihnen, durch Anerkennung, Belohnung und ehrende Aufmunterung. Hiermit ist ein Punkt berührt, dessen hohe Wichtigkeit nur derjenige verkennen könnte, der noch von altem, rostigem Vorurtheile befangen, den Arbeiter in mechanischen Beschäftigungen nicht höher setzte, als das todte Werkzeug, welches derselbe in seinen Händen führt. Daß zur erfolgreichen Leitung größerer industrieller Geschäfte, namentlich eigentlicher Fabriken, geistiges Vermögen ein unerläßliches Bedingniß sey, wird in jetziger Zeit wohl auch der Befangenste nicht mehr läugnen; aber auch der Handwerksmeister muß geistig thätig seyn, ja der einfache Arbeiter ist mehr als ein gedankenloses Instrument, wenn er seinen Platz ausfüllt. Es ist betrübend, daß man diesen Satz noch aussprechen darf, ohne sich den Vorwurf zuzuziehen, etwas ganz Ueberflüssiges gesagt zu haben; tröstlich aber, daß die wahre Ansicht sich von Tag zu Tage mehr Bahn bricht. Wer die praktischen Einzelnheiten der Gewerbe studirt, kommt leicht zu der Ueberzeugung, daß in denselben ein Schatz von Scharfsinn, Nachdenken, Urtheil, Beobachtungs-, Erfindungs- und Kombinationsgabe aufgehäuft ist, wovon sich die theoretische Gelehrsamkeit nichts träumen läßt. Und der Ursprung so vieler,

zum großen Theile bewunderungswürdiger Dinge sind sehr häufig jene sonst gering geachteteten Werkstätten, in welchen man nur Hände und Füße beschäftigt glaubte. Wo aber der Geist thätig ist, da genügt auch der Lohn nicht, der bloß Mund und Magen befriedigt, oder den Geldbeutel füllt. Das Bewußtseyn, nach Verhältniß seiner Leistungen gewürdigt zu werden, und in der allgemeinen Achtung eine Stufe weiter aufgerückt zu seyn, feuert den denkenden Gewerbsmann eben so zum Fortschreiten nach höherer Entwickelung an, spornt eben so zu gesteigerter innerer Thätigkeit, wie jeden Andern. Die schlechtesten Arbeiter, die wahren Handwerker, sind überall die, welche nichts nach der Ehre fragen; mag nun eben das Schicksal ihnen den Gänsekiel oder den Hobel in die Hand gegeben haben.

4) Beförderung des wissenschaftlichen Unterrichtes in dem gewerbtreibenden Stande, und namentlich in der heranwachsenden Generation desselben. Bei den innigen Beziehungen, in welchem die reine und angewandte Mathematik, die Naturwissenschaften, insbesondere Physik und Chemie, zu der Technik stehen, ist der Unterricht in diesen Wissenschaften eines der kräftigsten und am tiefsten eingreifenden Förderungsmittel für den rationellen Betrieb der meisten Gewerbe, sie mögen nun von geringerem oder großartigerem Zuschnitte seyn. Da ferner eine möglichst gründliche und vollständige Ausbildung in dieser Hinsicht bei solchen Individuen, welche bereits zur Ausübung eines technischen Berufes übergegangen sind, durch äußere und innere Hindernisse sehr erschwert zu seyn pflegt, so ist der günstigste Erfolg eines solchen Unterrichtes in der der eigentlichen Schulbildung gewidmeten Lebensperiode zu erreichen. Die Wirksamkeit der Gewerbschulen und polytechnischen Institute steht daher in dem genauesten Zusammenhange mit jener der Gewerbvereine. Unter Umständen, wo der Schulunterricht aus allgemeinen oder individuellen Gründen nicht genügend auf das in Rede stehende Ziel hat hinwirken können, muß wenigstens getrachtet werden, dem Mangel einiger Maßen durch Darbietung einer Gelegenheit zu nachträglicher Erwerbung der unentbehrlichsten Kenntnisse abzuhelfen. Dem Unterrichte in Mathematik und Naturwissenschaften schließt sich unmittelbar, und als ein nicht minder dringendes Erforderniß jener im Zeichnen

und theilweise in plastischer Bildnerei (Bossiren) an, welcher sogar für den Bedarf einiger Gewerbszweige in die Hauptstelle eintritt.

5) Beförderung einer genauen Bekanntschaft mit den vorzüglichen Seiten der Gewerbsbetriebe in fremden Ländern, wo jene eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht haben, durch Unterstützung der Gewerbtreibenden in ihrem Bestreben, die erwähnte Bekanntschaft mittelst eigener Anschauung zu erwerben. Sofern solche Anschauung auf die unmittelbarste Weise die Fähigkeit und den Reiz hervorbringt, fremde Erfindungen oder nützliche Eigenthümlichkeiten in die Heimat zu verpflanzen, ist dieser Punkt von einer großen Wichtigkeit; allein es muß dabei um so mehr mit Umsicht und gehöriger Auswahl verfahren werden, als das Mittel nur auf eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Individuen seine Anwendung finden kann.

6) Angemessene Einwirkung auf die Gewerbepolizei, z. B. in Betreff der Zunftordnungen, des Wanderns der Handwerker und dergl. mehr. Da die hierher gehörigen Anordnungen theils den verwaltenden Behörden des Staates anheim fallen, oder zum Theil auf willkürlichem Uebereinkommen gewerbtreibender Korporationen selbst berufen, so wird das Einschreiten der Gewerbvereine in Bezug auf solche Gegenstände in der Regel nur ein berathendes oder anregendes seyn können; allein auch auf diesem Wege kann innerhalb gewisser Grenzen oft viel Heilsames erwirkt werden.

7) Aeußere Unterstützung der Gewerbtreibenden: durch Geldvorschüsse, Vermittlung zwischen ihnen und den Abnehmern ihrer Erzeugnisse, Ermunterung zum vorzugsweisen Verbrauche inländischer Industrieprodukte, überhaupt Schritte zur Vermehrung des Absatzes, Einschreiten bei den Staatsbehörden zur Erlangung nützlicher Maßregeln (Zoll- und Steuergesetze, Handelsverträge mit auswärtigen Staaten 2c.).

II. Die Einrichtungen und Mittel, durch welche die Vereine nach Erreichung ihrer Zwecke streben, sind eben so mannigfaltig, als diese Zwecke selbst, und darum noch zahlreicher, weil Lokalverhältnisse, Verschiedenheit der Ansichten, und Ungleichheit der Geldkräfte, so wie des materiellen und des moralischen Einflusses, vielerlei Modifikationen und eine oft sehr abweichende Auswahl herbeiführen. Wie vielfach die hier möglichen und wirklich

betretenen Wege sind, mag folgende, von einigen Bemerkungen begleitete Aufzählung darthun:

1) Sammlung von Materialien zur Gewerbs-Statistik, um den Zustand, wenigstens den Umfang, der gewerblichen Industrie kennen zu lernen. Daß solche Materialien nur in sofern wahren Werth für die Zwecke der Gewerbvereine haben, als sie mit der Kenntniß der technischen Vollkommenheiten und Mängel in den inländischen Gewerben gleichen Schritt gehen, und fleißig nach dem neuesten Zustande berichtigt und vervollständigt werden, liegt in der Natur der Sache.

2) Gewerbausstellungen, periodisch wiederkehrende öffentliche Darlegungen von Erzeugnissen der Landesindustrie. Sie wirken dahin: a) ein lebendigeres, anschaulicheres Bild von den Vollkommenheiten und Mängeln der einheimischen Gewerbsindustrie zu geben, als auf irgend eine andere Art erreicht werden könnte; b) durch ihre Wiederkehr die Fortschritte, oder den etwa Statt findenden Rückgang dieser Industrie zu dokumentiren; c) die einzelnen Gewerbtreibenden und deren Erzeugnisse dem Kaufmannsstande und dem Publikum bekannter zu machen, und dadurch den Absatz der guten Waaren zu vermehren; d) unter den Gewerbtreibenden gleichen Faches einen rühmlichen und nützlichen Wetteifer hervorzurufen; e) Gelegenheit und Veranlassung zu öffentlicher Anerkennung und Auszeichnung der besten technischen Produktionen zu geben, worin für die Gewerbtreibenden ein kräftiger Antrieb zum Festhalten des erreichten Guten und zu weiterem Fortschritte liegt. Nicht selten gestattet man den Verkauf der ausgestellten Gegenstände, während der Ausstellung selbst, was aber stets eine sehr untergeordnete Rücksicht bleiben muß, und eigentlich ganz zu verwerfen seyn würde, wenn man bei den beschränkten Ansichten vieler Gewerbtreibenden immer vermögend wäre, reichhaltige Ausstellungen ohne jenes Reizmittel zu Stande zu bringen. Besonders bei Gewerbausstellungen in kleinen Ländern oder Bezirken, noch mehr in einzelnen Städten, scheint die erwähnte üble Nothwendigkeit gefühlt zu werden. Ja, man geht oft noch weiter, und verbindet mit der Ausstellung eine Lotterie, zu welcher mittelst der durch den Verkauf der Loose aufgebrachten Summe ein Theil der ausgestellten Waaren angekauft wird. Der (für den Einzelnen durchschnittlich doch geringe) unmittelbare pekuniäre Vortheil,

welcher aus der Gestattung des Verkaufs und einer Lotterie den Ausstellern entsteht, gibt leicht Veranlassung, daß Manche die Ausstellung fast wie einen Kaufladen betrachten und demgemäß mit ihren Produkten ausstatten, wodurch der wahre Gesichtspunkt verrückt und der richtige Zweck wenigstens theilweise vereitelt wird.

3) Prüfung und Begutachtung solcher Erzeugnisse und Erfindungen, welche von inländischen Gewerbtreibenden dem Vereine vorgelegt werden; so wie von Erfindungen des Auslandes, welche der Einführung werth seyn könnten. In Bezug auf Untersuchungen der letztern Art kann ein Verein kaum jemals zu viel thun; allein mit der Begutachtung einheimischer gewerblicher Erzeugnisse, auf den Wunsch der Verfertiger, ist es etwas Anderes, namentlich, wenn damit verbunden ist, daß der Verein sein Gutachten entweder selbst veröffentlicht, oder den betheiligten Gewerbtreibenden zu veröffentlichen gestattet. Eine solche öffentliche Bekanntmachung günstiger Beurtheilungen wird nämlich sehr gewöhnlich als eine offizielle Empfehlung ausgebeutet, als Lockspeise für das kaufende Publikum benutzt, und Derjenige, welchem das Gutachten zu Theil geworden ist, erhält dadurch einen Vortheil vor seinen Konkurrenten, welcher von Einigen mißgünstig angesehen und dem Vereine als eine Parteilichkeit zur Last gelegt wird, Andere hingegen veranlaßt, auch ihre Erzeugnisse prüfen zu lassen, um ein empfehlendes Gutachten zu erlangen. In so fern das letztere geschieht, geräth der Verein öfters ohne Absicht in die üble Lage, Produkte gleicher Art nicht durchaus nach ganz gleichem Maßstabe zu beurtheilen, also nicht immer ganz der Gerechtigkeit treu zu bleiben. Wenn daher kein Bedenken dabei seyn möchte, ein im Lande noch neues Erzeugniß zu begutachten, und durch das Gutachten selbst zu empfehlen, so scheint es dagegen mißlich, die Bereitwilligkeit unbedingt auch auf die Begutachtung aller zu diesem Zwecke vorgelegten kurrenten Erzeugnisse auszudehnen. Es ist gewiß weit angemessener, solche Gegenstände auf die Gewerbausstellungen zu verweisen, wo sie im Vergleiche mit andern Produkten derselben Art beurtheilt, also jedenfalls mit mehr Sicherheit und richtiger gewürdigt werden können.

4) Beantwortung der von Gewerbtreibenden an den Verein gestellten, auf technische Gegenstände sich

beziehenden Anfragen, Ertheilung von Auskünften und Rathschlägen. Eine der wohlthätigsten und wünschenswerthesten Arten, seine Thätigkeit zu äußern, ist für jeden Gewerbverein ohne Zweifel die hier genannte; denn in zahllosen Fällen bedürfen Gewerbtreibende aller Gattungen einer bereitwilligen und zuverlässigen Quelle, an welcher sie Rath bei ihren Unternehmungen, Lösung ihrer Zweifel über technische Fragen, Auskunft über minder allgemein bekannte Thatsachen und Verhältnisse schöpfen können. Daher ist es ebenso zweckmäßig als lobenswerth, wenn die Vereine in diesem Kreise ihres Wirkens mit der erforderlichen, oft ziemlich großen, Gefälligkeit und Geduld sich ausrüsten. Je mehr sich aber diese Eigenschaften steigern, desto leichter und öfter pflegt, der Erfahrung nach, der Fall einzutreten, daß einzelne Gewerbtreibende die Grenze der billigen Bescheidenheit stark überschreiten und den Vereinen Leistungen zumuthen, für die weder die Zeit noch die Kräfte der leitenden Mitglieder hinreichend sind. Es hat sich wohl zuweilen ereignet, daß den Vereinen angesonnen wurde, im Interesse eines Einzelnen, der eine Fabrik anlegen wollte, ohne die geringste Kenntniß von dem Objekte derselben zu besitzen, kostenfrei alle Vorerhebungen und Anschläge zu machen, über alle Details des Betriebes eine Unterweisung zu geben, ja Zeichnungen und Beschreibungen sämmtlicher Maschinen zu liefern, die Konjunkturen für den Absatz abzuwägen 2c. Gegen ein solches gänzliches Verkennen der Zwecke eines Gewerbvereins muß sich dieser letztere jedenfalls, so viel möglich, sicher stellen; denn sind einmal übertriebene Erwartungen und Ansprüche herangewachsen, so wird deren Täuschung und Zurückweisung leicht unfreundlich vermerkt.

5) Herbeischaffung von Muster-Exemplaren oder Modellen solcher bewährter Maschinen und Werkzeuge, welche im Auslande erfunden worden sind, wie nicht minder von Proben neuer ausländischer Fabrikate, welche sodann den inländischen Gewerbtreibenden zugänglich gemacht, auch, in geeigneten Fällen, zur probeweisen oder beständigen Benutzung überlassen werden. Dieses Mittel ist ohne Zweifel das am schnellsten wirksame, um den Erfindungen des Auslandes Eingang zu verschaffen; allein bei großen Gegenständen scheitert dessen Anwendung oft an der unvermeidlichen Kostspieligkeit.

6) Anlegung von Sammlungen in- und ausländischer Industrieprodukte, Maschinen, Werkzeuge: der inländischen, um den Zustand der einheimischen Gewerbe auf eine möglichst instruktive Weise fortlaufend zu dokumentiren; der ausländischen, um zur Vergleichung und zur Nachahmung des Vorzüglichen Gelegenheit und Anreizung zu geben.

7) Prämien (Ehrenbelohnungen oder Geldunterstützungen, je nachdem die Umstände Eins oder das Andere angemessener erscheinen lassen) für ausgezeichnete gewerbliche Leistungen, sowohl bei Gelegenheit der Gewerbausstellungen, als außerdem.

Die Ehrenbelohnungen pflegen in goldenen, silbernen und bronzenen Medaillen zu bestehen; auf Veranlassung der Gewerbausstellungen wird in der Regel noch als die vierte (geringste) Stufe der Auszeichnung die „ehrenvolle Erwähnung“ hinzugefügt. Weise Sparsamkeit mit allen diesen Ehrenbezeugungen kann nicht genug empfohlen werden, wenn man Inkonsequenzen vermeiden, und nicht die Werthschätzung der Ehrenzeichen unangemessen verringern will.

8) Preisaufgaben zur Hervorrufung wünschenswerther Erfindungen oder Verbesserungen, wobei die Preise in Medaillen oder in Geldsummen, oder in beiden zugleich bestehen. Solche Aufgaben sind ein höchst taugliches Mittel zu dem genannten Zwecke; wenn sie aber nicht nutzlos Jahrzehnde hindurch in den Programmen figuriren sollen, so muß der (wohl zuweilen vorkommende) Mißgriff vermieden werden, die Forderungen zu hoch zu spannen oder auf ein voraussichtlich unerreichbares Ziel zu richten. Nicht weniger muß die Auswahl der Gegenstände mit Umsicht veranstaltet werden, und nur solche von wahrem und erheblichem Nutzen treffen; so wie endlich die Größe des Preises und der Konkurrenzzeit angemessen seyn muß der Kostspieligkeit und Schwierigkeit der anzustellenden Versuche. Alles das versteht sich zwar von selbst, aber man sieht dennoch dagegen nicht selten verstoßen.

9) Herausgabe periodischer Schriften zur Veröffentlichung aller der Gegenstände, welche der Verein seinen Mitgliedern und dem Publikum überhaupt durch den Druck mitzutheilen sich veranlaßt sieht. Gewöhnlich besteht der Inhalt dieser Zeitschriften aus Mittheilungen von dreierlei Art: a) solche, welche

die Organisation, die Verwaltung und Oekonomie, überhaupt die innern Angelegenheiten des Vereins betreffen; b) Nachrichten und Beschreibungen von technischen Gegenständen, welche aus den eigenen Arbeiten des Vereins hervorgehen, oder ihm als eigenthümlich von Mitgliedern und Nichtmitgliedern mitgetheilt werden; c) aus entlehnten (übersetzten oder blos abgedruckten) Abhandlungen und Notizen, vollständig oder im Auszuge. Die Zeitschrift eines Vereins ist das gemeinsame Band, welches alle seine Mitglieder umschlingen, vereinigen und mit dem größern Publikum in Verbindung setzen soll. Oeffentlichkeit ist, wenn überhaupt irgendwo, am allermeisten bei Vereinen zu gemeinnützlichen Zwecken das unerläßliche Prinzip. Selbst die Mitglieder, welche selten oder gar nie Veranlassung finden, direkt an der Thätigkeit des Vereins Theil zu nehmen, bleiben durch die Zeitschrift in belebendem und anregendem Rapport mit demselben. Darum ist es in der Regel gebräuchlich, den Mitgliedern die Zeitschrift ohne besondere Bestellung und Bezahlung zu liefern, und die Kosten derselben ganz aus fest bestimmten regelmäßigen Geldbeiträgen der Mitglieder zu bestreiten. Nur auf solchem Wege kann die Zeitschrift im größten Umfange anregend wirken und das Interesse an geeigneten Gegenständen hervorrufen; während dieses Interesse als schon vorhanden vorausgesetzt werden müßte, wenn man es den Mitgliedern überlassen wollte, die Zeitschrift zu erwerben oder nicht. Der Vereins-Vorstand ist den einzelnen Mitgliedern Rechenschaft schuldig über die Leitung der Gesammtangelegenheiten; diese Rechenschaft legt er ab in der oben mit a) benannten Rubrik der Zeitschrift. Es ist gut, wenn hier die Nachrichten nicht zu kahl, nicht zu sehr von Detail entblößt sind; aber andernseits dürfen sie auch nicht kleinlich werden und in Fraubaserei ausarten, wovon man bei Vereinen eines untergeordneten Ranges manchmal Beispiele gesehen hat. Trinklieder, bei gesellschaftlichen Gastmahlen der Vereinsglieder gesungen, Reden voll gegenseitiger Lobpreisungen oder überschwänglicher Gemüthlichkeit u. dgl., sollte man billig wenigstens dem nicht zum Vereine gehörigen Publikum vorenthalten. Im Ganzen genommen bilden die verschiedenen Zeitschriften der Gewerbvereine den werthvollsten Theil unserer periodischen gewerblichen Literatur. Kleinere Vereine, die wegen Beschränktheit ihres Wirkungskreises und ihrer Geldkräfte keine eigene Zeitschrift herausgeben, pflegen

wenigstens Jahresberichte über ihr Wirken drucken zu lassen und unter den Mitgliedern zu vertheilen, was selbst dann höchst zweckmäßig ist, wenn der Inhalt auch ganz und gar von innern Vereinsangelegenheiten handelt.

10) Korrespondenz mit den Staatsbehörden, mit andern Gewerbvereinen und mit einzelnen Technikern. Eine hierher gehörige, sehr nützliche Maßregel ist der gegenseitige Umtausch der Zeitschriften, durch welchen jeder Verein ohne Kosten schnell in Kenntniß gesetzt wird von allen Verhandlungen der übrigen, und mancher weitere, dem Gemeinwohle nützliche Verkehr herbeigeführt wird. Neuerlich ist die Idee angeregt worden, das Wichtigste aus den Verhandlungen sämmtlicher deutschen Gewerbvereine in einem periodischen General- oder Zentralblatte gesammelt niederzulegen, und einen jährlich wiederkehrenden Kongreß deutscher Techniker (analog den Naturforscherversammlungen) zu veranstalten. Beide Vorschläge sind aus einem ehrenwerthen Sinne entsprungen, haben aber sehr wenig Anklang gefunden, und scheinen mir in der Ausführung manche Schwierigkeiten zu haben. Letzteres will ich namentlich in Bezug auf das beabsichtigte Generalblatt der deutschen Gewerbvereine gesagt haben; die jährlichen Zusammenkünfte möchten eher ins Leben zu rufen seyn, und sind jedenfalls ein Gegenstand, der viel mehr Berücksichtigung verdient, als ihm bis jetzt zu Theil geworden ist.

11) Versammlungen der Vereinsmitglieder zu Anhörung der vom Vorstande zu erstattenden Rechenschaftsberichte und zu Beschlüssen über innere Angelegenheiten nicht nur, sondern auch zu Besprechungen in Ansehung technischer und wissenschaftlicher Gegenstände, zu Vorträgen und Vorlesungen über dergleichen. Unter gewissen Verhältnissen, namentlich bei Vereinen von geringem Umfange, kann sich, wohl angewendet, dieses Mittel zu dem kräftigsten und vorzüglichsten gestalten, um stets frisches Leben und reges Zusammenwirken zu bewahren. Der projektirten General-Versammlung deutscher Gewerbvereine habe ich so eben gedacht.

12) Gewerbschulen und Sonntagsschulen, theils von den Gewerbvereinen selbstständig gestiftet und erhalten, theils mit denselben in Verbindung gesetzt, oder wenigstens von ihnen durch Geldzuschüsse, unentgeltliche Lehrvorträge u. s. w. unterstützt.

13) Bibliotheken von technischen Schriften, zur Benutzung der Vereinsmitglieder gestellt; Lesekabinette und Lesezirkel zur ausgedehnten und zugleich für den Einzelnen möglichst wohlfeilen Belehrung durch gewerbliche Zeitschriften und andere Werke aus technischen Fächern.

14) Reisestipendien für junge angehende Techniker, so wie Reisen von Vereinsmitgliedern selbst, auf Vereinskosten, zur Erforschung des Zustandes der Gewerbe in andern Ländern und Landestheilen.

15) Herausgabe und wohl auch unentgeltliche Vertheilung von (sowohl eigenen als fremden) unterrichtenden Schriften über allgemein wichtige gewerbliche Gegenstände.

16) Unentgeltliche Vertheilung oder Erleichterung des Ankaufs von Werkzeugen und Geräthschaften, oder von Hülfsmaterialien, wenn es um die Einführung neuer, einer allgemeinen Verbreitung fähiger Industriezweige sich handelt (z. B. Maulbeersamen, Maulbeerbäumchen und Seidenwurmeier zur Belebung der Seidenzucht u. dgl.).

17) Geldgeschenke oder Darleihen zur Gründung gewerblicher Unternehmungen, jedoch mit der Beschränkung auf Anlagen, welche neue und etwa besonders schwierige Industriezweige betreffen, weil ein Gewerbverein keine Wohlthätigkeits- oder Leihanstalt seyn soll.

Dem Vorstehenden mögen sich einige Worte über die Grundlage der Organisation der Gewerbvereine im Allgemeinen anreihen, in so fern eben diese Organisation die Hülfsquellen zu den unter 1 bis 17 aufgezählten Aeußerungen der Thätigkeit gewährt.

Die bestehenden Gewerbvereine sind, der großen Mehrzahl nach, reine Privatgesellschaften, unter ausdrücklicher oder stillschweigender Autorisation der Regierungen gebildet. In einigen Ländern hat jedoch die Regierung einen direkteren Antheil an deren Gründung und Forterhaltung, indem sie theils die Bildung eines solchen Vereins offiziell veranlaßte, theils denselben bis zu einem gewissen Grade unter ihre unmittelbare Leitung nahm, und ihm mehr oder weniger bedeutende Geldhülfe zufließen läßt. In diesen Fällen, wo ein Ausgehen des Vereins von der Staatsregierung stattfand, oder ein näheres Anschließen desselben an die Regierung prinzipmäßig ist, pflegt denn auch ein wesentlicher Vortheil für

dessen Wirksamkeit daraus zu entstehen, daß der Verein ein offiziell autorisirtes oder anerkanntes Organ der Staatsverwaltung ist, durch welches die letztere in gewerblichen Angelegenheiten sich Raths erholt, was bei andern Vereinen oft nur gelegentlich und mit bedeutender Einschränkung geschieht. Daher ist auch, sofern nur die Oberleitung der Staatsgewalt nicht zu sehr in das Detail und in die freie Thätigkeit des Vereins eingreift, eine solche Verbindung höchst zweckmäßig und wohlthätig, indem sie dem Bestehen der Gesellschaft mehr Sicherheit und ihren Vorschlägen oder Anträgen mehr Autorität verleiht.

In der Regel sind die Mitglieder der Gewerbvereine sowohl aus dem gewerbtreibenden Stande als aus andern Klassen der Bevölkerung entnommen; eine Ausnahme hievon machen nur die Handwerkervereine an einigen Orten, welche aus Assoziationen der Gewerbtreibenden unter sich bestehen, in der Absicht, durch gemeinschaftliche Maßregeln für das Gedeihen der Gewerbe zu wirken. Der Eintritt der Mitglieder ist in allen Fällen freiwillig, und eben so der Austritt einem Jedem (nach vorausgegangener Kündigung) gestattet. Zur Aufnahme reicht bei einigen Vereinen die bloße Meldung des neuen Mitgliedes hin, und es wird nur gefordert, daß der Eintretende sich zur Erfüllung der statutenmäßigen Pflichten verbindlich macht; bei andern hat der Aufzunehmende sich einer Abstimmung zu unterwerfen, welche über seine Zulassung entscheidet. Die Pflichten reduziren sich meist hauptsächlich oder ausschließlich auf Leistung eines festgesetzten Geldbeitrags; die hierdurch erworbenen Rechte bestehen in dem Zutritte zu den Vereinsversammlungen, in der Stimmfähigkeit bei Beschlüssen, welche von der Gesammtheit gefaßt werden, in der Theilnahme an statutenmäßiger Benutzung der Sammlungen des Vereins, in dem Anspruche auf kostenfreien Empfang der Vereinszeitschrift u. s. w. Ehrenmitglieder und korrespondirende Mitglieder ohne Verpflichtung zu Geldbeiträgen werden von den Vereinen ernannt, in der Absicht, ausgezeichneten Männern einen Beweis der Anerkennung ihrer Verdienste zu geben, oder an verschiedenen Orten des In- und Auslandes Gelegenheit zur Einziehung von Nachrichten zu gewinnen. Die pekuniären Kräfte zur Erreichung der Vereinszwecke gehen aus den Geldbeiträgen der Mitglieder hervor, wozu öfters noch ein Zuschuß aus Staatsmitteln,

so wie Geschenke und Vermächtnisse von Privaten kommen. Einige größere Vereine haben durch ihre Ersparnisse bedeutendes Vermögen gesammelt, von welchem nur die Zinsen zu den laufenden Ausgaben mit verwendet werden. Zu physischer und intellektueller Wirksamkeit werden zwar nach Gelegenheit und Veranlassung bald diese bald jene geeigneten Mitglieder des Vereins herangezogen; der Regel nach aber konzentrirt sich diese Seite der Thätigkeit in einem Vorstande (einer Direktion, einem Ausschusse), wozu eine Anzahl Mitglieder durch freie Wahl von der Gesammtheit designirt worden. Diesem Vorstande, der sich oft wieder in mehrere Spezialausschüsse für bestimmte Abtheilungen der Geschäfte verzweigt, ist der größte Theil der laufenden Arbeiten übertragen, zu deren Verhandlung entweder zu bestimmten Zeiten oder nach Bedürfniß Sitzungen gehalten werden. Den gewöhnlich nur ein oder einige Mal im Jahre stattfindenden Generalversammlungen, zu welchen sämmtliche Mitglieder Zutritt haben, sind gewisse Angelegenheiten von allgemeiner Wichtigkeit vorbehalten, worüber die Anwesenden durch Stimmenmehrheit Beschlüsse fassen, die auch für die Abwesenden verbindlich sind. Die Mitglieder des Vorstandes treten nach Ablauf einer bestimmten Periode aus, und werden entweder von Neuem gewählt oder bei der Wahl durch andere ersetzt. Ihr Amt ist ein Ehrenamt, und daher in der Regel mit keinem Gehalte verbunden; nur allein das eigentliche Dienstpersonal (an Schreibern u. dgl.) pflegt besoldet zu seyn.

III. Die Erfolge, welche durch die Thätigkeit der Gewerbvereine bereits wirklich erreicht sind, lassen sich im Ganzen genommen durchaus nicht verkennen, wiewohl sie nicht im ganzen Umfange durch Worte und Zahlen nachzuweisen sind. Die Natur derselben macht eine solche genaue Nachweisung zum Theil sehr schwierig oder ganz unmöglich, da einige der Wirkungen mehr nur gefühlt und im Allgemeinen beobachtet, als gemessen und abgewogen werden können. Dieß gilt namentlich z. B. von derjenigen Anregung und Förderung des Gemeingeistes, von derjenigen Belebung der industriellen Thätigkeit, welche unleugbar mehr oder weniger von allen solchen Vereinen hervorgerufen worden ist. Andere Wirkungen, wie die Unterstützungen und Ermunterung durch Rath und Beispiel, verlieren sich meist so sehr in dem Getriebe der allgemeinen Gewerbsthätigkeit des Volkes, daß eine Sammlung

und Darlegung der einzelnen Fälle nicht ausführbar ist. Der Nutzen der Gewerbausstellungen, der Preisaufgaben und Prämienverleihungen, der Bekanntmachung ausländischer Erfindungen, der Vereinszeitschriften und Vereinsbibliotheken, der Vermittelung zwischen den Staatsbehörden und den Gewerbtreibenden, der Einwirkung auf Gewerbschulen, der auf Vereinskosten unternommenen technischen Reisen, der unentgeltlichen Vertheilung von mancherlei nützlichen Gegenständen, endlich der unmittelbaren Geldverwendungen zum Besten gewerblicher Unternehmungen ist offenbar und groß. Manche schlummernde Anlage, manches unentwickelte Streben, mancher halb gefaßte Vorsatz würde spät oder nie geweckt, zur Reife gebracht worden seyn; mancher vernachlässigte Gewerbszweig würde nicht verbessert und gehoben, mancher fehlende nicht ins Daseyn gerufen worden seyn, wenn nicht die andeutende, ermunternde, helfende Hand der Gewerbvereine eingegriffen hätte. Der Umstand allein schon, daß fast alle diese Vereine immerfort neue Mitglieder, zum großen Theil aus dem Gewerbstande selbst, gewinnen, ist ein sprechendes Zeugniß für ihre wohlthätige und erfolgreiche Wirksamkeit; denn gerade in diesem Stande sind, allgemein betrachtet, die etwa vorhandenen Vorurtheile eher ungünstig als günstig für die Vereine. Wer Gelegenheit hat, den Einfluß eines Gewerbvereines in der Nähe und im Detail zu beobachten, kann sich leicht die Ueberzeugung verschaffen, daß das vorstehende Bild von dem Nutzen solcher Gesellschaften nicht geschmeichelt ist. Freilich tragen die speziellen Verhältnisse überall ungemein dazu bei, die Art wie den Umfang des Erfolges verschiedentlich zu modifiziren; und auch an einzelnen Beispielen von theilweise verfehlten Resultaten mangelt es nicht, da hier, so gut wie bei andern menschlichen Unternehmungen, zuweilen verkehrte Berechnungen und Mißgriffe in der Ausführung eines Planes stattfinden, oder die trefflichsten Bemühungen an unüberwindlichen Hindernissen scheitern. Dieses wird jedoch nicht hindern, in den Gewerbvereinen überhaupt ein höchst heilsames Institut zu erkennen, dem alle mögliche Unterstützung und Förderung von Seite der Staatsgewalten, wie der Staatsbürger zu wünschen ist.

Wenn es gelungen ist, im Vorstehenden ein deutliches und ansprechendes Bild von dem Wollen und Wirken der Gewerbvereine im Allgemeinen aufzustellen, so wird es den Lesern auch nicht an Neigung fehlen, jetzt den historischen Nachweisungen über die einzelnen Vereine des deutschen Gesammtvaterlandes zu folgen, welche, aus den Originalquellen geschöpft, jenen Abriß zu vervollständigen und weiter auszumalen bestimmt sind. Ich lasse dieser Darstellung zur Vergleichung einige Notizen über die zwei vorzüglichsten derartigen Gesellschaften des Auslandes vorausgehen, nämlich jener in London und Paris.

Die Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste, der Manufakturen und des Handels zu London ist vor etwa 60 Jahren gegründet worden, und hat zum Zwecke: die Künste, Manufakturen und den Handel des großbrittanischen Königreichs durch angemessene Ehren- oder Geldbelohnungen, welche sie für nützliche Erfindungen, Entdeckungen oder Verbesserungen ertheilt, zu befördern. Sie hat zu diesem Behufe bereits sehr ansehnliche Summen (bis zum Jahre 1838 schon über 100,000 Pfd. Sterl.) angewendet, welche ihr durch freiwillige Unterzeichnung und durch Vermächtnisse zugefallen sind. Die Gesellschaft stellt Preisaufgaben auf; allein nicht nur die Lösung einer solchen, sondern auch die Mittheilung einer andern interessanten und nützlichen Erfindung oder Verbesserung im Fache der schönen Künste, des Ackerbaues, der Manufakturen, der Mechanik und Chemie gibt Anspruch auf eine Belohnung, welche entweder in Geld, oder in einer Medaille, oder in beiden zugleich besteht. Im ersten Falle ist die geringste Summe, welche zuerkannt wird, 5 Pfd. Sterl. Der Medaillen sind fünferlei, nämlich goldene in drei Abstufungen und silberne in zwei Abstufungen der Größe. In den Monaten vom Anfang des Novembers bis zur Mitte des Junius hält die Gesellschaft jeden Mittwoch Abend eine Sitzung; an den übrigen Abenden versammeln sich die Ausschüsse zur Berathung derjenigen Gegenstände, welche ihnen von der Gesellschaft zugewiesen worden sind. Solcher Ausschüsse sind neun, jeder von zwei Mitgliedern, welche für das Manufakturwesen, die Mechanik, Chemie, den Ackerbau, die schönen Künste, die Korrespondenz u. s. w. bestimmt sind. Die Gesellschaft hat einen Präsidenten (gegenwärtig und schon seit vielen Jahren der Herzog von Sussex), sechszehn Vizepräsidenten, einen

Sekretär, einen Sekretärsassistenten und einen Sammler. Unter den Mitgliedern befinden sich viele hochgestellte und angesehene Personen. Um Mitglied zu werden, muß man von wenigstens drei Mitgliedern der Gesellschaft in Vorschlag gebracht werden, sich dann einer Abstimmung unterwerfen, und hiebei wenigstens zwei Drittel aller Stimmen für sich haben. Peers der vereinigten Königreiche, so wie Parlamentsglieder, werden, nachdem sie vorgeschlagen sind, sogleich durch die Abstimmung erwählt; alle andern Personen werden von dem Sekretär in einer Sitzung der Gesellschaft vorgelesen, dann in eine am Versammlungsorte aufgehangene Liste eingeschrieben, und in der zunächst folgenden Sitzung der Abstimmung unterworfen. Auch Frauen können Mitglieder werden, und es steht ihnen frei, sich bei den Wahlen durch ein anderes Mitglied als Bevollmächtigten vertreten zu lassen. Die Mitglieder werden unterschieden in beständige, oder Mitglieder auf Lebenszeit, welche ein für alle Mal wenigstens 20 Guineen beitragen, und subskribirende, die sich zur jährlichen Zahlung von wenigstens 2 Guineen verpflichten. Alle Mitglieder besitzen, außer der Stimmfähigkeit, das Recht, zwei Personen als Gäste zu den Versammlungen der Gesellschaft einzuführen, die Bibliothek der Gesellschaft zu benutzen, und ihren Freunden die Sammlung, in welcher alle seit dem Entstehen des Vereins durch Belohnungen ausgezeichneten Maschinen rc. aufgestellt sind, zu zeigen. Jeder Gewerbsmann, Fabrikant u. s. w., welcher der Gesellschaft eine neue Erfindung, Entdeckung oder Verbesserung vorzulegen wünscht, hat sich schriftlich an den Sekretär zu wenden, und die nöthigen Zeichnungen, Modelle und Zeugnisse zu überreichen, sofern er eine Belohnung anzusprechen beabsichtigt. Alle diese Gegenstände bleiben ein Eigenthum der Gesellschaft, welche die ihr vorgelegten Erfindungen u. s. w. in einer eigenen Zeitschrift öffentlich bekannt macht. Von letzterer erscheint unter dem Titel: **Transactions of the Society for Encouragement of Arts, Manufactures and Commerce**, jährlich ein Band (der 1. kam im Jahr 1783 heraus, der 52. im Jahr 1838). Sie wird an die Mitglieder unentgeltlich vertheilt, kommt aber auch in den Buchhandel. Zur Beförderung der Gemeinnützlichkeit und Vermeidung aller Unterschleife sind durch die Statuten hinsichtlich der Ertheilung von Belohnungen gewisse Bedingungen festgesetzt.

Niemand erhält eine Belohnung, der eine solche für den nämlichen Gegenstand schon von einer andern Gesellschaft bekommen hat; alle mit Patent versehenen Erfindungen sind gleichfalls von dieser Auszeichnung ausgeschlossen. Kein Mitglied der Gesellschaft kann eine andere Auszeichnung erhalten, als die für besondere Verdienste bestimmte Ehrenmedaille. Jeder Preiswerber, von dem bekannt wird, daß er die Gesellschaft hat hintergehen wollen, wird dadurch für die Zukunft zu einer Auszeichnung unfähig. Die Vertheilung der Preise wird jedes Jahr am letzten Mittwoch des Maimonats vorgenommen, und die Bewerber müssen entweder selbst oder durch bevollmächtigte Stellvertreter (welche aber Mitglieder seyn müssen) dabei anwesend seyn. Die Gesellschaft hat ohne allen Zweifel schon viel Nützliches gewirkt; aber ein Umstand steht ihr dabei, wie es scheint, sehr wesentlich im Wege, nämlich daß sie für keine Erfindungen, worauf ein Patent genommen ist, Belohnungen gibt. Der Zweck dieses Grundsatzes, nämlich möglichst allgemeine Nutzbarmachung der belohnten Erfindungen, kann nur gebilligt werden; jedoch ist es Niemanden zu verargen, wenn er es vorzieht, für einen Gegenstand von erheblicher Bedeutung ein Patent zu nehmen, statt gegen eine Medaille oder eine Geldsumme von fünf bis höchstens fünfzig Pfd. Sterl. das ausschließliche Eigenthumsrecht an seiner Erfindung aufzugeben. Daher gelangen wenig technische Mittheilungen von eigentlicher Wichtigkeit an die Gesellschaft, und diese vertheilt die größere Hälfte ihrer Belohnungen für (wahrscheinlich auch nicht außerordentlich hervorragende) Leistungen in der Malerei, und überhaupt in den schönen Künsten. Der Flor der Gesellschaft scheint im Abnehmen zu seyn, wie aus folgender Nebeneinanderstellung ihres Zustandes und ihres Wirkens in zwei etwas von einander entfernten Jahren hervorgeht: Im Jahr 1822 war die Zahl der beitragenden Mitglieder 1745, worunter 283 auf Lebenszeit und 1462 subskribirende; von letzteren 7 mit 5 Guineen, 12 mit 3 Guineen, 1443 mit 2 Guineen jährlichen Beitrags. Außerdem waren 24 korrespondirende auswärtige Mitglieder vorhanden. Es ist also für damals das Jahreseinkommen der Gesellschaft auf nahe 3000 Pfd. Sterl. anzuschlagen. In den vom November 1821 bis Juni 1822 gehaltenen Sitzungen wurden 20 goldene und 58 silberne Medaillen nebst 185 Guineen in Geldpreisen zuerkannt. Im Jahr 1838 zählte die Gesellschaft nur 833

zahlende, dagegen 38 korrespondirende Mitglieder, unter ersteren 247 auf Lebenszeit, 7 mit 5 Guineen, 6 mit 3 Guineen, 573 mit 2 Guineen Beitrag, so daß das Jahreseinkommen nur 1200 Pfd. Sterl. betragen hat. In den Sitzungen vom November 1837 bis Juni 1838 wurden zuerkannt: für gewerbliche Gegenstände 2 goldene, 14 silberne Medaillen und 25 Pfd. Sterl. an baarem Gelde; für Leistungen in den schönen Künsten 3 goldene und 25 silberne Medaillen; im Ganzen also nur 5 goldene Medaillen, 39 silberne Medaillen und 25 Pfd. Sterl.

Die Gesellschaft zur Aufmunterung der National-Industrie in Paris ist im Jahre 1801 erstanden, und erfreut sich fortwährend eines sehr guten Gedeihens. Sie setzt jedes Jahr bedeutende Preise für technische Erfindungen aus, nimmt auch Mittheilungen über andere gewerbliche Gegenstände an, belohnt manche derselben durch Geldpreise oder Medaillen (letztere von Gold, Platin, Silber und Bronze), und veröffentlicht dieselben in ihrer Zeitschrift (**Bulletin de la Société d'Encouragement pour l'Industrie nationale**), wovon 1840 der 39. Jahrgang erscheint, und welche stets einen Reichthum an interessanten Gegenständen enthält. Auch verleiht die Gesellschaft Stipendien an Schüler der Ackerbau- und Manufakturschulen. Die Industrieausstellungen in Paris sind bekanntlich eine vom Staate unmittelbar ausgehende Anstalt, und fallen daher nicht in den Wirkungskreis der Aufmunterungsgesellschaft. Der Jahresbeitrag eines Mitgliedes ist auf 36 Franken bestimmt. Die Gesellschaft besaß am 1. Januar 1839 200 Aktien der französischen Bank, 18,651 Franken fünfprozentige Renten, und 13,760 Franken an baarem Gelde und ausstehenden Forderungen. Die Gesammteinnahme des Jahres 1838 belief sich auf 70,282 Fr. 27 Cent. (worunter 2900 Fr. an Beiträgen des Königs und der königlichen Familie, 4000 Fr. von dem Handelsministerium, 25,848 Fr. von 718 zahlenden Mitgliedern); die Gesammtausgabe auf 69,186 Fr. 32 Cent. (worunter 13,314 Fr. 86 Cent. für Medaillen, Preise und Aufmunterungen). Im Laufe des Jahres 1839 traten 81 zahlende und 6 auswärtige korrespondirende Mitglieder neu hinzu.

Die deutschen Gewerbvereine, über welche ich nun das Hauptsächliche der mir zu Gebote stehenden Nachrichten mittheilen werde, zerfallen in zwei Abtheilungen, nämlich in solche, die für

ganze Länder gestiftet sind, und in lokale Vereine, deren Wirkungskreis planmäßig auf einzelne Städte oder kleine Bezirke beschränkt ist. Die ersteren, als die einflußreichsten und wichtigsten, gehen voran.

I. Gewerbvereine für ganze Länder.

1) Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen, zu Berlin. — Die Gründung desselben fällt in das Jahr 1820. Zur Aufnahme als Mitglied reicht die Meldung bei dem Vorsitzenden, verbunden mit der Uebersendung des Geldbeitrages für ein Jahr, hin. Es werden unterschieden: einheimische Mitglieder, welche in Berlin wohnhaft sind, und auswärtige (außerhalb Berlin, sowohl im preußischen Staate, als im Auslande). Der jährliche Geldbeitrag ist für diese wie für jene auf 6 Thlr. gesetzt (früher bezahlten die einheimischen 10 Thlr.). Jedes Mitglied, welches im preußischen Staate wohnt, hat das Recht, in den Versammlungen zugegen zu seyn und seine Stimme abzugeben; Mitglieder, die ihren Wohnsitz im Auslande haben, dürfen den Versammlungen beiwohnen, haben aber kein Stimmrecht. Aus den in Berlin wohnenden Mitgliedern werden durch jährliche Wahl folgende Verwaltungsabtheilungen (Ausschüsse) für die einzelnen Geschäftszweige gebildet: für das Rechnungswesen sechs Mitglieder; für Chemie und Physik acht, für Baukunst und schöne Künste sechs, für Mathematik und Mechanik acht, für Manufakturen und Handel vierundzwanzig Mitglieder. Die Vereinsbeamten sind: der Präsident (jetzt, und seit Gründung des Vereins, der verdienstvolle Geheime Ober-Regierungsrath Beuth), zwei Stellvertreter desselben, der Redakteur der Vereins-Zeitschrift (Prof. Schubarth), und ein Schreiber. Mit Ausnahme des letzten sind diese Aemter ohne Besoldung. Am ersten Montag eines jeden Monats wird eine Versammlung, am ersten Montage im Jahre eine Hauptversammlung gehalten. Zur Fassung eines gültigen Beschlusses ist die Anwesenheit von wenigstens fünfzehn Mitgliedern erforderlich, und die Uebereinstimmung von zwei Dritteln der Stimmenden. Der Verein stellt Preisaufgaben; belohnt bedeutende Erfindungen durch Medaillen und Geldsummen; läßt Entdeckungen und Erfindungen durch seine Abtheilungen prüfen; besitzt Sammlungen von Gewerbsprodukten, Maschinen, Modellen, Zeichnungen und Büchern, und gibt eine sehr werthvolle

Zeitschrift heraus (Verhandlungen des Vereins z. B. d. Gfl. in Preußen), von welcher jährlich sechs Hefte erscheinen. Wer sich um einen von dem Vereine ausgesetzten Preis bewirbt, oder auf eine der Gesellschaft gemachte Mittheilung den Anspruch auf Belohnung gründet, ist verpflichtet, den Gegenstand genau und vollständig zu beschreiben, und ihn, sofern seine Natur dieß zuläßt, in einer vollständigen und korrekten Zeichnung, im Modell oder in völliger Ausführung vorzulegen. Beschreibungen, Zeichnungen und Modelle bleiben, wenn ein Preis oder eine Belohnung wirklich ertheilt wird, Eigenthum des Vereins. Gegenstände, auf welche der Staat ein Patent ertheilt hat, sind nur dann belohnungsfähig, wenn der Bewerber sich mit dem Vereine über die Beschränkung seines Patentrechtes geeiniget hat.

Am 1. Januar 1840 bestand der Verein aus 7 Ehrenmitgliedern und 949 zahlenden Mitgliedern, von welchen letzteren 297 in Berlin, 511 außerhalb Berlin im preußischen Staate und 141 im Auslande wohnhaft sind. Nach der von dem Vereine öffentlich abgelegten Rechnung über das Jahr 1839 betrug die Einnahme im Laufe dieses Jahres 8290 Thlr. 15 Sgr.; die Ausgabe 7824 Thlr. 14 Sgr. 11 Pf., und es blieb am 31. Decbr. 1839 ein baarer Kassenvorrath von 172 Thlr. 7 Sgr. 7 Pf., nebst einem Vermögen von 33000 Thlr. in Staatspapieren. Ein noch beträchtlicheres Besitzthum hat der Verein außerdem dadurch erlangt, daß er von dem 1829 in Potsdam verstorbenen Ritterschaftsrathe v. Seydlitz zum Universalerben eingesetzt wurde; aus den Zinsen dieser Erbschaft werden bedeutende Stipendien an fähige junge Männer bezahlt, welche sich in dem königlichen Gewerbinstitute zu Berlin ihrer Ausbildung widmen. Für Geldprämien und Medaillen hat der Verein von seiner Gründung bis zu Ende des Jahrs 1839 über 10,000 Thlr. angewendet, abgesehen von erheblichen Summen, welche in anderer Weise für gewerbliche Zwecke ausgegeben worden sind. Oeffentliche Ausstellungen von Gewerberzeugnissen veranstaltet der Verein nicht selbst; aber derselbe widmete seine Mitwirkung den zwei Ausstellungen dieser Art, welche im Auftrage und auf Kosten der preußischen Regierung in den Jahren 1822 und 1827 zu Berlin Statt fanden.

2) Niederösterreichischer Gewerbverein zu Wien. Die Idee eines über die gesammte österreichische Monarchie sich

erstreckenden Gewerbvereins ist zwar bereits vor längerer Zeit gefaßt und offiziell festgestellt worden, aber nie zur Ausführung gekommen. Das im Jahr 1817 sanktionirte Organisationsstatut des polytechnischen Instituts enthält als einen wesentlichen Abschnitt die Bestimmung, daß mit dieser Lehranstalt eine „Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste und Gewerbe" verbunden werden solle, deren Mitglieder man aus den Angesehenen und Honoratioren, dem Handelsstande und den gebildeten Fabrikanten zu „ernennen" beabsichtigte. Diese Gesellschaft, welche jährlich bedeutende Preise für Erfindungen und Verbesserungen im Felde der technischen Künste aussetzen sollte, würde demnach einen amtlichen Charakter erhalten haben, und gleichsam eine Staatsanstalt gewesen seyn. Sie ist jedoch, aus unbekannten Gründen, nicht zu Stande gebracht worden; dagegen haben sich in den letzten Jahren einige Privat-Gewerbvereine für einzelne Provinzen des Kaiserstaates gebildet. Wir erwähnen darunter zunächst den niederösterreichischen Gewerbverein. Laut der Statuten dieses Vereins soll sich dessen Thätigkeit über das gesammte Gebiet der Gewerbsindustrie, daher auch auf jene Wissenschaften und Künste, welche Einfluß auf dieselbe haben, erstrecken. Zur Verbreitung jeder den Gewerbtreibenden nützlichen Belehrung wird in dem Lokale des Vereins eine Bibliothek und ein Lesekabinet errichtet, ferner eine Sammlung von Manufakturzeichnungen, Modellen, Gewerbserzeugnissen und andern zur Vermehrung nützlicher Kenntnisse dienenden Hülfsmitteln. Der Verein wird neue Erfindungen prüfen, Gegenstände, welche von den Staatsbehörden oder von Vereinsmitgliedern zur Beurtheilung an ihn gelangen, begutachten, und sich mit allen wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigen, welche die Vervollkommnung der Gewerbe zum Zwecke haben. Zur unmittelbaren Aufmunterung des Fortschreitens in dem Gebiete der Gewerbe wird der Verein Preise aussetzen, Ehrenmedaillen ertheilen, an inländische Gewerbtreibende für besonders nützliche Leistungen Belohnungen verabfolgen, auch in geeigneten Fällen Unterstützungsbeiträge zu Versuchen geben. Nicht minder soll darauf Bedacht genommen werden, auf die Mittel und Gelegenheiten aufmerksam zu machen, welche zur Erleichterung, Erweiterung und Vermehrung des Absatzes inländischer Gewerbsprodukte dienen. Als Organ für die dem technischen Publikum zu machenden Mittheilungen wird

eine Zeitschrift in zwanglosen Heften herausgegeben. Der Verein ist unter dem Patronate eines Protektors (Erzherzog Franz Karl) und eines Kurators (Minister Graf Kolowrat) aus ordentlichen, korrespondirenden und Ehrenmitgliedern gebildet. Wer als ordentliches Mitglied beitreten will, muß für längere Zeit in der österreichischen Monarchie wohnhaft seyn, von einem ordentlichen Mitgliede oder einem andern inländischen Gewerbvereine vorgeschlagen werden, und bei der (schriftlichen) Abstimmung über seine Aufnahme die absolute Stimmenmehrheit für sich haben. Jedes ordentliche Mitglied leistet bei seiner Aufnahme eine freiwillige Einlage zur Gründung eines Stammkapitals, und außerdem einen jährlichen Beitrag von wenigstens 15 Gulden Konventionsmünze (sofern es in Wien oder der Umgegend wohnt) oder 10 Gulden (wenn es seinen Wohnsitz entfernt von Wien hat). Die Rechte der ordentlichen Mitglieder bestehen in der Stimmfähigkeit bei den Vereinsverhandlungen; dem Anspruche auf ein Exemplar aller vom Vereine herausgegebenen Druckschriften; der Benutzung des Lesekabinets, der Bibliothek, der übrigen Sammlungen; der Erlangung von Belehrungen über Gegenstände ihrer Gewerbsbetriebe; dem Anspruche auf Begutachtung ihrer Erfindungen.

Zur obern Leitung und Beaufsichtigung der Geschäfte wählt der Verein aus seinen ordentlichen Mitgliedern einen Präsidenten (gegenwärtig Graf Ferd. v. Colloredo-Mansfeld) und zwei Stellvertreter desselben, jedesmal für einen Zeitraum von zwei Jahren. Zur Besorgung der technischen Arbeiten und wissenschaftlichen Untersuchungen sind durch Wahl (ebenso auf zwei Jahre) fünf beständige Abtheilungen (Ausschüsse) ernannt, nämlich für Mechanik (eilf Mitglieder), für Chemie und Physik (eilf Mitglieder), für schöne Künste (neun Mitglieder), für Manufakturzeichnung (dreizehn Mitglieder), für Naturgeschichte und Materialkenntniß (sieben Mitglieder) und für den Handel (neun Mitglieder).

Für diejenigen Angelegenheiten, welche sich auf Verwaltung des Vermögens, der Einkünfte und Ausgaben, des Lokals und der Sammlungen rc. beziehen, besteht ein (gleichfalls auf zwei Jahre erwählter) Verwaltungsrath, der aus dem Vereinspräsidenten, aus dessen zwei Stellvertretern, vier Verwaltungsräthen und den Sekretären der beständigen Abtheilungen zusammengesetzt wird. Die schriftlichen Arbeiten und Rechnungen besorgen zwei

besoldete Sekretäre. Die beständigen Abtheilungen versammeln sich wenigstens in jedem Monate ein Mal; der Verwaltungsrath hält der Regel nach monatlich zwei Sitzungen; die Vereinsversammlungen theilen sich in ordentliche und außerordentliche; erstere werden monatlich (Monatsversammlungen) oder halbjährlich gehalten (Generalversammlungen). In allen Vereinsversammlungen kann nur dann ein gültiger Beschluß gefaßt werden, wenn die Anzahl der anwesenden, nicht zum Verwaltungsrathe gehörigen Stimmberechtigten wenigstens doppelt so groß ist, als jene der Mitglieder des vollzähligen Verwaltungsrathes.

Der Verein hielt seine erste Monatsversammlung am 17. Februar 1840, und zählte zu dieser Zeit bereits 540 ordentliche Mitglieder.

3) Verein zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen, zu Prag. Die Konstituirung desselben fällt in das Jahr 1833, wo eine bedeutende Anzahl Personen aus dem Adel und der höhern Geistlichkeit zu diesem Zwecke zusammentrat, und erfolgreiche Aufforderungen zum Beitritt ergehen ließ. Der damalige Kronprinz (jetzige Kaiser) nebst den Erzherzogen Karl und Anton stellten sich an die Spitze der Stifter, und bis zum 31. Dezember 1833 zählte der Verein bereits 316 Mitglieder. Nach den Statuten besteht der Verein aus stiftenden Mitgliedern und wirklichen Mitgliedern, unter der Oberleitung einer Generaldirektion. Als stiftende Mitglieder werden ursprünglich jene bezeichnet, welche durch ihre bis zu dem Tage der ersten Versammlung der Stifter ausgesprochene Beitrittserklärung den Verein begründet haben: ihre Anzahl betrug, am 31. Dezember 1831, 174. Seit Ablauf des genannten Zeitpunktes können als stiftende Mitglieder nur aufgenommen werden: a) Landstände, deren Aufnahme nach geschehenem Ansuchen bei der Generaldirektion von den ursprünglichen Stiftern genehmigt wird; b) Landstände, welche als Erben eines stiftendes Mitgliedes an dessen Stelle treten zu wollen erklären. Die stiftenden Mitglieder haben kein anderes Vorrecht vor den übrigen Mitgliedern, als a) die in diesem Titel liegende Erinnerung, daß sie oder ihre Vorfahren die Gründer des Vereins gewesen sind; b) die Wahl des Generaldirektors aus ihrer Mitte; c) die Vererblichkeit dieser Vorrechte. Die wirklichen Mitglieder theilen sich in beitragspflichtige und nicht beitragspflichtige.

Erstere werden es durch freiwillige Beitrittserklärung; zu letzteren gehören diejenigen, welche entweder a) als arbeitende Mitglieder (und Ehrenmitglieder) von der Generalversammlung aufgenommen werden, oder b) die Mitgliedschaft als höchste Auszeichnung für Leistungen in technischen Fächern von der Generalversammlung empfangen. Jedes stiftende und jedes beitragspflichtige wirkliche Mitglied bezahlt jährlich 24 Gulden Konventionsmünze an die Kasse des Vereins. Die Generaldirektion besteht aus einem Generaldirektor, welcher aus und von den stiftenden Mitgliedern auf sechs Jahre erwählt wird, und neun Direktionsmitgliedern. Letztere werden in einer Generalversammlung auf sechs Jahre gewählt. Der Oberstburggraf und Landesgouverneur von Böhmen ist Protektor des Vereins. Die Generalversammlung, in welcher sämmtliche Mitglieder des Vereins Zutritt und Stimme haben, wird alle Jahr im Monate März gehalten.

Die Mittel, durch welche der Verein seinen Zweck — Ermunterung des Gewerbsgeistes und Belebung des Gewerbsfleißes — zu erreichen strebt, sind folgende:

a) Oeffentliche Ausstellungen von Gewerbserzeugnissen des Königreichs Böhmen, deren bereits einige (in den Jahren 1831, 1834, 1836) veranstaltet worden sind, abgesehen von jenen frühern Ausstellungen, welche 1828 und 1829 von Seiten der böhmischen Provinzialregierung bewerkstelligt wurden.

b) Herbeischaffung und Vorzeigung von Musterstücken, Modellen 2c.

c) Mittheilung von Abhandlungen, in- und ausländischen Erfindungen, Verbesserungen 2c. durch technische Zeitschriften. Der Verein gibt solcher Zeitschriften drei heraus, nämlich zwei in deutscher Sprache (Mittheilungen für Gewerbe und Handel, bis jetzt 26 Hefte, Jahrbuch für Fabrikanten und Gewerbtreibende 2c.); und eine in böhmischer Sprache.

d) Herausgabe gemeinnützlicher Werke, sowohl in deutscher als in böhmischer Sprache.

e) Gründung einer Bibliothek (die 1839 bereits 2571 Werke in 5491 Bänden enthielt), eines Lesekabinets und einer Kopieranstalt, woselbst Gewerbtreibende gegen mäßige Bezahlung Kopien von Beschreibungen und Zeichnungen technischer Gegenstände erlangen können.

f) Oeffentliche populärwissenschaftliche Vorträge an Sonntagen, deutsch und böhmisch, desgleichen Unterrichtsstunden im Zeichnen.

g) Geldbewilligungen zu Reisen in technischer Beziehung, sowohl im Inlande als nach dem Auslande angestellt von Professoren und jungen Technikern.

h) Belohnungen für vorzügliche technische Leistungen, sowohl bei Gelegenheit der Ausstellungen und in Folge von Preisaufgaben, als außer dem, durch Geldpreise, Ehrenmedaillen und — als höchste Auszeichnung — Ertheilung des Diploms als wirkliches (beitragsfreies) Vereinsmitglied.

Der Verein zählte, im März 1839, 374 Mitglieder. Mit Ende 1837 besaß derselbe ein Vermögen von 22,568 fl. Konventionsmünze. Im Laufe des Jahres 1838 betrug die Einnahme 12,029 fl., die Ausgabe 7699 fl.

4) Verein zur Beförderung und Unterstützung der Industrie in Innerösterreich, zu Grätz. — Gegründet 1838, auf Veranlassung des Erzherzogs Johann, erstreckt dieser Verein seinen Wirkungskreis über die Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain. Nähere Nachrichten über seine Einrichtung und seinen Bestand habe ich nicht auffinden können.

5) Polytechnischer Verein für das Königreich Baiern, zu München. — Nachdem dieser Verein seit dem Monat Mai 1815 als Privatgesellschaft bestanden hatte, wurde derselbe durch ein kön. Reskript vom 22. August 1816 bestätigt. In seinen Statuten ist „Beförderung des vaterländischen Kunst- und Gewerbfleißes" als Zweck angegeben, wonach a) die Werke der schönen Künste, vorzüglich in ihrer Eigenschaft als Handelsgegenstände, b) die Gewerbe, d. h. Fabriken, Manufakturen und Handwerke, mit Ausschluß der Landwirthschaft, c) der Handel, die Gegenstände der Wirksamkeit des Vereins bilden. Das Organ des Vereins, dem Publikum gegenüber, ist eine Zeitschrift, von welcher monatlich ein Heft erscheint (Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins, 26. Jahrgang, 1840). Die Mitglieder entrichten einen jährlichen Beitrag von wenigstens 2 fl. Zur Führung der Geschäfte besteht ein Centralverwaltungs-Ausschuß, welcher sich selbst ergänzt, aus einem Vorstande, einem Stellvertreter desselben, einem Sekretär, einem Sekretärs-Stellvertreter,

einem Kassier, nebst noch 24 Mitgliedern gebildet ist, und sich in jeder Woche Ein Mal versammelt. Er ertheilt Prämien und Aufmunterungs-Medaillen und bewilligt Geldbeiträge zur Unterstützung gewerblicher Unternehmungen. Früher (namentlich in den Jahren 1821, 1822, 1823, 1827) wurden auch Industrie-Ausstellungen durch denselben veranstaltet, was jetzt nicht mehr der Fall ist, da seit 1830 die (alle drei Jahre wiederkehrenden) Ausstellungen von der Regierung veranlaßt werden. — Der polytechnische Verein zählte zu Anfang des Jahres 1840, 555 ordentliche Mitglieder (wovon 223 in München) und 32 Ehrenmitglieder. Der Rechnungsabschluß des Jahres 1839 weist an Kassebestand vom vorhergehenden Jahre (5277 fl. 37 kr.) und neuen Einnahmen (5975 fl. 55 kr.) zusammen 11,253 fl. 32 kr. nach; an Ausgaben hingegen 6368 fl. 4 kr., so daß mit Ende 1839 der Verein ein Vermögen von 4885 fl. 28 kr. besaß.

6) Gewerbverein für das Königreich Hannover. — Entstanden im Jahre 1834, unter dem Protektorat des damaligen Vicekönigs, Herzogs von Cambridge. Die Mitglieder werden in wirkliche und außerordentliche, oder Mitglieder erster und zweiter Klasse unterschieden. Jene der ersten Klasse verpflichten sich durch ihren Eintritt (abgesehen von der Beförderung der Vereinszwecke im Allgemeinen) zu einem jährlichen Beitrage von zwei Thalern, haben das Recht, den Versammlungen beizuwohnen und sind stimmfähig; die der zweiten Klasse machen sich nur im Allgemeinen zur Beförderung der Zwecke des Vereins, so viel ein Jeder es in seinem Wirkungskreise für thunlich hält, jedoch zu keinem Geldbeitrage verbindlich. Diese letztere Art von Mitgliedern bildet eine Eigenheit des hannoverschen Gewerbvereins, und kommt bei keinem andern solchen Vereine vor; allein der Nutzen dieser Einrichtung ist sehr unsicher, ja problematisch. Personen, welche durch kein anderes Band, als jenes der bei ihnen vorausgesetzten Gesinnungen an den Verein geknüpft sind, deren Verpflichtungen höchst vage ausgesprochen, und deren Rechte in Bezug auf den Verein gleich Null sind, solche Personen können eigentlich gar nicht als Mitglieder betrachtet werden. Es liegt in der Natur menschlicher Dinge, daß ein bloß innerliches oder moralisches Gelöbniß, ohne äußere Symbole oder gemeinschaftliche Handlungen, keine Gesellschaft zusammenhält. Daher

ist auch hier sehr bald das Institut der sogenannten außerordentlichen Mitglieder der That nach eingeschlafen, obwohl der Jahresbericht von 1835 deren Zahl auf nicht weniger als 4262 angibt.

Die Leitung des Vereins wird von der Direktion besorgt, welche in Hannover ihren Sitz hat; unter ihr bestehen sieben Provinzialvorstände zu Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Stade, Osnabrück, Aurich und Clausthal; an vielen einzelnen Orten sind, durch Zusammentreten der daselbst wohnenden Mitglieder, Lokalvereine gebildet, deren Zahl gegenwärtig 39 beträgt. Die Direktion (unter dem Präsidium des Finanzministers, Freiherrn v. Schulte) besteht aus 9 Mitgliedern, welche in einer Generalversammlung auf drei Jahre gewählt werden, und worunter wenigstens drei aus dem gewerbtreibenden Stande seyn müssen. Jeder Provinzialvorstand ist aus sechs Personen gebildet, worunter wenigstens zwei Gewerbtreibende seyn müssen; sie werden in einer Provinzialversammlung, ebenfalls auf drei Jahre, gewählt. Die Direktion hält wenigstens Eine Sitzung in jedem Monate und schreibt wenigstens Eine Generalversammlung im Jahr aus, in welcher alle wirklichen Vereinsmitglieder Zutritt und Stimmrecht haben. Die Provinzialversammlungen sind Zusammenkünfte der in dem sieben Provinzialbezirken wohnhaften Mitglieder, und werden von den Provinzialvorständen berufen.

Von den Geldbeiträgen der Mitglieder fließt die Hälfte in die Kasse der Direktion, und die andere Hälfte wird zu eigener Verwendung von den Provinzialvorständen zurückbehalten; jedoch bedürfen letztere, für alle bei ihnen vorfallenden Ausgaben, der Einwilligung der Direktion.

Die Direktion gibt eine technische Zeitschrift heraus (Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover), von welcher bis jetzt 21 Hefte erschienen sind; sie veranstaltet auch öffentliche Ausstellungen von Gewerbserzeugnissen des Königreichs (bisher drei: 1835, 1837, 1840), setzt Preisaufgaben, bewilligt Geldprämien und Ehrenauszeichnungen (Medaillen) u. s. w.

Am Ende des Jahres 1839 zählte der Verein 2100 Mitglieder erster Klasse, ferner außerdem eilf Ehrenmitglieder und acht korrespondirende Mitglieder. Nach dem Rechnungsabschlusse von 1838 betrug während jenes Jahres, bei sämmtlichen acht Klassen des Vereins zusammen genommen, die Einnahme 9915 Thlr. 17 Ggr.;

die Ausgabe 8877 Thlr. 21 Sgr., der hiernach bleibende Ueberschuß 1037 Thlr. 20 Sgr., unabhängig von 2426 Thlr. 16 Sgr. Kapital, welche auf Verzinsung angelegt waren. Vom Könige empfängt der Verein jährlich 500 Thlr., von der Königin jährlich 200 Thlr.

7) Großherzoglich hessischer Gewerbverein, zu Darmstadt. — Besteht seit dem Jahre 1836. In Folge einer Proposition der Staatsregierung an die Stände des Großherzogthums, wurde von letzteren ein jährlicher Beitrag von 5000 fl. zur Errichtung eines Gewerbevereins bewilligt. Dieser, welcher sonach in seiner Grundlage eine offentliche Anstalt, und keine reine Privatgesellschaft ist, steht unmittelbar unter der obersten Leitung der Ministeriums des Innern, und hat in Bezug auf das Gewerbwesen amtliche Berichte und Gutachten an dasselbe zu erstatten. Mitglieder werden auf den schriftlichen Vorschlag von drei Ausschußmitgliedern aufgenommen. Jeder Aufgenommene verbindet sich durch seinen Beitritt, jährlich drei Gulden zu bezahlen, und außerdem die Zwecke des Vereins nach Kräften zu fördern, erwirbt dagegen das Recht der Theilnahme an den allgemeinen Vortheilen und Anstalten des Vereins, namentlich an den Berathungen in den Generalversammlungen, und das Recht, Anträge und Anfragen über technische Gegenstände zu stellen. Für die Leitung der Geschäfte ernennt die Staatsregierung einen Präsidenten (dermalen der Ministerialrath Eckhardt), einen Vicepräsidenten und einen Sekretär.

Die Bearbeitung der vorkommenden Gegenstände geschieht durch drei Ausschüsse, die sich theils einzeln, theils vereinigt versammeln: der erste Ausschuß, für mechanische Technik, besteht aus sechs; der zweite, für chemische Technik, ebenfalls aus sechs; der dritte, für Manufakturen und Handel, aus zwölf Mitgliedern. Für jedes Mitglied der Ausschüsse ist ein Ersatzmann bestellt, um in Verhinderungsfällen einzutreten. Die Ausschußmitglieder und deren Ersatzmänner werden in Generalversammlungen jedes Mal auf zwei Jahre gewählt. Die (vierteljährig stattfindenden) Generalversammlungen und die Sitzungen der vereinigten Ausschüsse werden in Darmstadt gehalten; für die Sitzungen der einzelnen Ausschüsse wechselt der Versammlungsort unter verschiedenen Städten des Großherzogthums.

Der Verein setzt Preisaufgaben, bewilligt Prämien und Geldunterstützungen, veranstaltet Industrieausstellungen (die erste fand 1837, die zweite 1839 Statt,) und gibt zwei technische Zeitschriften heraus (Verhandlungen des Gewerbvereins für das Großherzogthum Hessen, 1.—3. Jahrgang, 1837—1839; — Monatsblatt des großherzoglichen hessischen Gewerbvereins, 1.—2. Jahrgang, 1838—1839). — Im Jahre 1839 zählte der Verein 820 ordentliche Mitglieder und 19 Ehrenmitglieder. Die Rechnung von 1838 weist für dieses Jahr eine Einnahme von 11,809 fl. 56 kr. nach, welche durch die Ausgaben vollständig erschöpft wurde.

8) Kurhessischer Handels- und Gewerbverein, zu Kassel. — Analog dem vorigen, ist auch dieser Verein, so viel bekannt, eine Staatsanstalt. Ueber seine Verfassung habe ich jedoch keine Nachrichten auffinden können. Er veranstaltet Industrie-Ausstellungen, von welchen die neueste 1839 stattfand. Früher ließ er auch eine Zeitschrift (Gewerbeblätter für Kurhessen) herausgeben, wovon aber nur drei Jahrgänge (1836—1838) erschienen sind.

9) Industrieverein für das Königreich Sachsen, zu Chemnitz. — Gestiftet im Jahre 1830. Die Leitung der Geschäfte besorgt ein aus neun Personen bestehendes, gewähltes Direktorium, und für die 18 Bezirke, in welche das Königreich hinsichtlich der Wohnorte der Vereinsmitglieder abgetheilt ist, sind Bezirksvorsteher ernennt. Der Jahresbeitrag eines Mitgliedes ist auf 4 Thaler gesetzt; außerdem genießt der Verein jährliche Zuschüsse aus der Staatskasse. Die Anzahl der Mitglieder betrug im Jahre 1838 (20 im Auslande wohnende mitgerechnet) 335, worunter 15 Ehrenmitglieder. Das Direktorium erstattet Gutachten und Vorschläge an das Ministerium und übt, allem Anscheine nach, auf diesem Wege einen sehr wirksamen und nützlichen Einfluß auf die das Gewerbwesen betreffenden Maßregeln der Regierung aus. Nicht minder ist der Verein für die in Dresden stattfindenden Industrieausstellungen (1831, 1834, 1837, 1840) thätig. Er unterstützt ferner die Sonntags- und Gewerbschulen, und ertheilt Stipendien an Gewerbschüler, so wie Reisegelder an Techniker. Von der Vereinsschrift (Mittheilungen des Industrievereins für das Königreich Sachsen) sind bereits 9 Jahrgänge (1832—1840) erschienen.

10) Gewerbverein für das Herzogthum Braunschweig, zu Braunschweig. — Gegründet 1838. Außer seinen Statuten hat derselbe bis jetzt nichts weiter bekannt gemacht. Er soll aus wirklichen, korrespondirenden und Ehrenmitgliedern bestehen. Jedes wirkliche Mitglied hat das Recht: die Sammlungen des Vereins zu benutzen; ein Exemplar der vom Vereine herausgegebenen periodischen Blätter unentgeldlich zu fordern; an die Direktion des Vereins Fragen zu richten; den allgemeinen Versammlungen beizuwohnen, in denselben Anträge zu stellen, Vorträge zu halten und bei Wahlen ꝛc. seine Stimme abzugeben; Gegenstände eigener Fabrikation zu den vom Vereine veranstalteten öffentlichen Ausstellungen einzusenden und letztere unentgeldlich zu besuchen; sich um Prämien zu bewerben; endlich, an der Verlosung der Produkte des Gewerbfleißes Theil zu nehmen, welche zu diesem Zwecke bei den Gewerbausstellungen werden angekauft werden. Dagegen ist jedes wirkliche Mitglied verpflichtet, die Zwecke des Vereins nach Kräften zu fördern, und vierteljährlich acht gute Groschen in die Vereinskasse zu entrichten. Es steht den Mitgliedern frei, zur Zahlung mehrerer solcher Beiträge sich verbindlich zu machen, in welchem Falle eine entsprechende Anzahl von Loosen für die gedachte Verloosung verabfolgt wird. Die Leitung der Geschäfte übernimmt ein Direktorium, welches aus den in der Stadt Braunschweig wohnenden Mitgliedern gewählt wird, und dem drei besondere Ausschüsse (ein mechanisch-technischer, ein chemisch-technischer, ein merkantilischer) sich anschließen. Jeder Ausschuß erhält einen Vorsteher. Das Direktorium ist aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, den Vorstehern der drei Ausschüsse, zwei Beisitzern, zwei Sekretären und einem Schatzmeister gebildet. Es versammelt sich monatlich Ein Mal. Die Amtsführung der Mitglieder des Direktoriums dauert drei Jahre. Alljährlich findet eine ordentliche Generalversammlung des Vereins (zu Braunschweig) statt. Wo es zweckmäßig erscheint, können die außerhalb Braunschweig wohnhaften Mitglieder in Lokalvereinen zu gegenseitigen Mittheilungen, Berathungen u. s. w. zusammentreten.

11) Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Würtemberg, zu Stuttgart. — Konstituirt im Jahre 1830. Zur Leitung der Geschäfte wird ein Vorstand (Direktor), ein

Ausschuß von 30 Mitgliedern (15 in und 15 außerhalb Stuttgart wohnenden) und ein Sekretär gewählt. Von den 30 Ausschußmitgliedern werden 24 in einer Generalversammlung der Gesellschaft, und die übrigen sechs von dem Ausschusse selbst zu seiner Ergänzung ernannt. Von den ersteren (24) tritt jährlich die Hälfte aus; die letzteren (6) treten jährlich alle aus. Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte einen engern Ausschuß von 9 Personen. Jährlich Ein Mal findet regelmäßig eine Generalversammlung statt. Der Jahresbeitrag jedes Mitgliedes ist auf fünf Gulden bestimmt. Die Zeitschrift der Gesellschaft, welche dieselbe in Gemeinschaft mit der Centralstelle des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins heraus gibt, ist das Wochenblatt für Feld- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel (seit 1834). — Nach dem achten Rechenschaftsberichte des Ausschusses bestand die Gesellschaft im Mai 1838 aus einem Ehrenmitgliede und 280 ordentlichen Mitgliedern (welche hier korrespondirende genannt werden). In dem Jahre vom 1. April 1837 bis 31. März 1838 betrug die Einnahme der Gesellschaftskasse 4501 fl. 10 kr. (worunter 2410 fl. 46 kr. Ueberschuß vom vorhergegangenen Jahre und 500 fl. als Geschenk des Königs); die Ausgabe 1292 fl. 54 kr.; der hiernach bleibende Ueberschuß 3208 fl. 16 kr. Unabhängig von der Gesellschaftskasse ist nach einem im Jahre 1831 gefaßten Beschlusse eine so genannte Gewerbs-Hülfskasse auf Aktien gegründet worden, aus welcher kleinere Gewerbtreibende durch Anleihen unterstützt werden, und deren Kapitalfonds am 1. April 1838 die Summe von 2042 fl. betrug.

II. Vereine für kleinere Länderbezirke und einzelne Städte.

(Ohne auf Vollständigkeit des Verzeichnisses Anspruch zu machen,* führe ich folgende Vereine dieser Art an:)

a) In den königlich preußischen Staaten.

1) Aachen: Gesellschaft für nützliche Wissenschaften und Gewerbe. — Gegründet 1836. Ihre Mitglieder theilen sich in aktive (und zwar einheimische: in und zunächst um Aachen; auswärtige: an anderen Orten des Regierungsbezirks Aachen),

* Das „Generalblatt" des Hrn. v. Pfaffenroth zählte schon 1838 nicht weniger als 72 deutsche Gewerbvereine auf.

Ehrenmitglieder und korrespondirende Mitglieder. Jedes neu aufgenommene aktive Mitglied hat zur Vermehrung der Vereinsbibliothek ein passendes, darin noch nicht vorhandenes Buch abzugeben, oder statt dessen 1 Thlr. zu erlegen; außerdem einen Eintrittsbeitrag von 5 Thlr. oder 2 Thlr. zu bezahlen, je nachdem es einheimisches oder auswärtiges ist. Der laufende Beitrag beträgt jährlich 5 Thlr. für die Einheimischen und 2 Thlr. für die Auswärtigen. Der Vorstand besteht aus fünf Mitgliedern (einem Vorsitzenden, zwei Vorstehern, dem Kassier und dem Sekretär), welche auf ein Jahr in der Generalversammlung gewählt werden. Im Jahre 1839 waren 133 aktive, 10 korrespondirende, 16 Ehrenmitglieder. Der Verein veranstaltet Industrieausstellungen. (Die erste 1838.)

2) Bielefeld: Gewerbverein.

3) Breslau: Gewerbverein. — Gestiftet 1830 (1828?), mit revidirten Statuten versehen 1835. Jedes wirkliche Mitglied bezahlt jährlich einen beliebigen Beitrag, der jedoch nicht geringer als ein Thaler seyn darf. Die oberste Leitung des Vereins ist in den Händen eines Direktoriums, bestehend aus drei Mitgliedern, von welchen jährlich Eins, der Reihe nach, austritt. Die spezielle Führung der Geschäfte besorgt ein Vorstand, welcher aus neun Mitgliedern (sämmtlich Gewerbtreibenden oder technischen Künstlern) besteht. Von diesen neun Mitgliedern scheiden alljährlich die drei ältesten aus, welche erst nach Verlauf eines Jahres wieder wählbar sind. An ihrer Stelle werden von dem Vorstande neun Kandidaten vorgeschlagen, aus welchen dann eine Generalversammlung des Vereins drei neue Vorsteher wählt. Der Vorstand bewirkt die jährliche Ergänzung des Direktoriums auf die Weise, daß für den Einen ausgetretenen Direktor die beiden noch übrigen drei Kandidaten vorschlagen, aus welchen der Vorstand Einen wählt. Der ausscheidende Direktor ist sogleich wieder wählbar. Der Vorstand wählt alle Jahre zwei Sekretäre, welche in der Vorstandsversammlung Stimmrecht haben, einen Bibliothekar und einen Kassier. Die Versammlungen zerfallen in drei Klassen: Allgemeine Versammlungen (Generalversammlungen), regelmäßig von 14 zu 14 Tagen; Abtheilungs-Versammlungen, d. h. Vereinigungen zur Besprechung unter den Gewerbtreibenden gleichen oder verwandten Faches (wie: Metallarbeiter, Holzarbeiter, Weber und Färber u. s. w.);

Vorstandsversammlungen, gebildet aus den Direktoren, Vorstehern und Sekretären, dem Bibliothekar und dem Kassier, im Sommer alle vier Wochen, im Winter alle 14 Tage.

Der Verein bestand im Jahr 1838 aus 335 wirklichen und 20 Ehrenmitgliedern; 1837 betrug die gesammte Einnahme seiner Kasse 1152 Thlr., die gesammte Ausgabe 394 Thlr. Im Jahre 1837 veranstaltete der Verein seine dritte Gewerbausstellung. In dem nämlichen Jahre wurde auch eine von dem Vereine gegründete Bürgerrettungsanstalt eröffnet, welche den Zweck hat, unverschuldet herabgekommenen Gewerbtreibenden durch Geldhülfen (Anleihen) beizuspringen. Außerdem unterhält der Verein eine Sonntagsschule.

4) Bunzlau: Gewerbverein.

5) Danzig: Gewerbverein. — Gibt eine technische Zeitschrift heraus (Gemeinnützige Blätter für Gewerbtreibende, 1.—3. Jahrg., 1837—1839), und unterhält eine Sonntags- und Gewerbschule.

6) Düsseldorf: Gewerbverein für den Regierungsbezirk Düsseldorf. — Besteht seit 1836, und zählte zu Anfang des Jahres 1837 bereits 536 Mitglieder, von welchen ein jedes 5 Thlr. als jährlichen Beitrag zu entrichten hat. Der Verein theilt sich in mehrere Lokalvereine (zu Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Lennep, Gladbach, Crefeld, Cleve), von welchen einem jeden die Hälfte der von seinen Mitgliedern eingekommenen Geldbeiträge zu eigener Verwendung überlassen bleibt. Es ist ferner den Lokalvereinen freigestellt, Handwerker und Landleute als besondere Mitglieder gegen einen geringen Beitrag aufzunehmen, und die daraus sich ergebende Einnahme gleichfalls selbstständig zu verwenden. Zur Leitung der Geschäfte des Gesammtvereins besteht ein (aus fünf Mitgliedern und fünf Stellvertretern gebildeter) Vorstand und ein Verwaltungsrath. Letzterer kommt alle Vierteljahr Ein Mal in Düsseldorf zusammen, und besteht aus den Mitgliedern des Vorstandes, den Präsidenten der Lokalvereine, nebst einigen von der jährlichen Generalversammlung gewählten Ehrenmitgliedern. Den Vorsitz darin führt der Präsident der Königlichen Regierung zu Düsseldorf.

7) Elbing: Gewerbverein. — Gegründet 1828. Die Mitglieder desselben theilen sich in ordentliche (in Elbing wohnhafte), außerordentliche (Einwohner außerhalb Elbing) und Ehrenmitglieder.

Die erstern beiden bezahlen jährlich 3 Thlr. an die Vereinskasse. Versammlungen des Vereins finden regelmäßig am ersten Dienstag eines jeden Monats Statt. Eine Gewerbschule steht unter der Leitung des Vereinsdirektors.

8) Erfurt: Gewerbverein. — Errichtet im Jahre 1827. Jedes Mitglied bezahlt jährlich 2 Thlr. Beitrag. Es wird unterschieden zwischen bloß beitragenden Mitgliedern, welche nur diese Zahlung leisten, und werkthätigen Mitgliedern, welche noch außerdem sich zu persönlichem Handeln für die Zwecke des Vereins verpflichten. Die werkthätigen Mitglieder versammeln sich vierteljährlich wenigstens Ein Mal; aus ihrer Mitte wird auf drei Jahre ein Vorstand von fünf Mitgliedern erwählt, unter welchen wenigstens drei Gewerbtreibende seyn müssen. Alljährlich findet eine Versammlung aller Mitglieder Statt. Der Verein veranstaltet Lehrvorträge zur wissenschaftlichen Begründung und Ausbildung der Gewerbe, namentlich über Naturgeschichte, Mathematik, Physik, Mechanik, Chemie und Technologie. Zu Anfang des Jahrs 1831 zählte derselbe fünf Ehrenmitglieder und 108 wirkliche Mitglieder (worunter sechs außerhalb Erfurt).

9) Görlitz: Gewerbverein.

10) Greifswald: Gewerbverein.

11) Hirschberg: Gewerbverein.

12) Koblenz: Gewerbverein. — Entstand 1835. Der jährliche Beitrag eines Mitgliedes ist auf 2 Thlr. gesetzt. Die Generalversammlung wählt einen Vorstand von sieben Personen, worunter wenigstens drei Gewerbtreibende seyn müssen. Unter dem Titel „Verhandlungen" gibt der Verein eine technische Zeitschrift in monatlichen Lieferungen heraus (1.—5. Jahrgang 1836—1840); auch unterhält derselbe eine Sonntagsschule.

13) Köln: Gewerbverein (Anfangs unter dem Namen: polytechnischer Verein). — Konstituirt im Jahr 1830. Jährlicher Beitrag der Mitglieder 2 Thlr. Zur Leitung der Geschäfte besteht ein Vorstand, zu welchem außer acht gewählten Mitgliedern auch die Lehrer der Provinzial-Gewerbschule statutengemäß gehören. Die Zahl der Vereinsmitglieder beläuft sich jetzt auf beinahe 300. Zu Ende des Jahrs 1839 besaß der Verein als Vermögen sechs Prämienscheine (zu 100 Thlr.) und einen baaren Kassebestand von 107 Thlr. 17 Sgr. Die Einnahme des genannten Jahres hat

484 Thlr. 11 Sgr., die Ausgabe 538 Thlr. 20 Sgr. betragen. Die Verhandlungen erscheinen unter dem Titel: Gemeinnütziges Wochenblatt des Gewerbvereins zu Köln (1—5. Jahrgang 1836 bis 1840).

14) Königsberg: Kunst- und Gewerbverein. — Im Jahr 1832 gegründet. Die Mitglieder bezahlen 2 Thlr. als Jahresbeitrag. Die Geschäfte leitet ein Vorstand von drei Mitgliedern, mit Zuratheziehung des Comité, welches aus sechs Mitgliedern besteht. Der Vorstand wird in einer Versammlung des Vereins auf 4 Jahre gewählt, und er schlägt sechs Personen als Comitémitglieder dem Vereine zu Bestätigung vor. Alle zwei Jahre wird eine Ausstellung von Kunst- und Gewerbsgegenständen veranstaltet.

15) Liegnitz: Gewerbverein.

16) Mühlhausen: Gewerbverein.

17) Sagan: Gewerbverein. Entstand 1829.

18) Schweidnitz: Gewerbverein.

b) Im Königreich Sachsen.

19) Annaberg: Gewerbverein. — Gegründet im Jahr 1829. Die Leitung der Geschäfte wird von einem Ausschusse und einem Vorstande besorgt; Letzterer ist aus einem Dirigenten, drei Vorstehern und dem Rechnungsführer gebildet. Zur Erstattung von Gutachten sind sechs Deputationen, für die Hauptgewerbszweige, angeordnet. Jedes neu aufgenommene Mitglied entrichtet 12 Ggr. als Eintrittsgeld, und bezahlt wenigstens 8 Pfennige wöchentlich als Beitrag.

20) Budissin: Gewerbverein. Gestiftet 1833. — Die Leitung der Angelegenheiten wird von einem Direktorium, bestehend aus zwei Vorstehern und dem Sekretär, besorgt. Versammlungen des Vereins finden regelmäßig Einmal des Monats Statt. Jedes Mitglied leistet einen jährlichen Geldbeitrag von wenigstens 16 Ggr.

21) Chemnitz: Handwerkerverein.

22) Dresden: Gewerbverein. — Wurde im Jahr 1834 gegründet, und scheidet sich in vier Abtheilungen (für Mathematik, Naturlehre und Mechanik, — Produktenkunde und Chemie, — Handel und Staatswirthschaft, — wirkliche Gewerbsbetreibung). Die Mitglieder leisten einen Geldbeitrag von jährlich 2 Thlrn. An

der Spitze des Vereins stehen: ein Vorsteher und dessen Stellvertreter, ein Sekretär und ein Stellvertreter desselben, ein Kassier und eine Geschäfts-Deputation von sechs Mitgliedern, von welchen jedes ebenfalls einen Stellvertreter hat. Alle diese Beamten werden in der Generalversammlung auf zwei Jahre gewählt. Ihnen schließen sich die vier Sekretäre der schon genannten Abtheilungen an. Zu Anfang des Jahrs 1838 betrug die Zahl der ordentlichen Mitglieder 193, und jene der Ehrenmitglieder 27.

23) Großenhain: Gewerbverein.

24) Leipzig: Polytechnische Gesellschaft. — Zuerst gegründet im Jahr 1825; mit verbesserten Statuten versehen 1829, wo zugleich die von ihr gestiftete und unterhaltene Gewerbschule ins Leben trat. Der Jahresbeitrag der Mitglieder ist auf 2 Thlr. bestimmt. Die Leitung aller Angelegenheiten ist einem von und aus den Mitgliedern auf zwei Jahre frei gewählten Direktorium übertragen, welches aus zwölf Personen besteht. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug im Jahr 1836 164, jene der Ehrenmitglieder 50. Die polytechnische Gesellschaft veranstaltet von zwei zu zwei Jahren Gewerbsausstellungen (die erste 1832, die vierte 1838). — Zu Leipzig besteht noch eine zweite Gesellschaft, unter dem Namen: Kunst- und Gewerbverein, welche ihre Versammlungen während der dasigen Messen hält, über deren Verfassung ich aber keine Nachrichten habe auffinden können.

c) In den sächsischen Herzogthümern.

25) Altenburg: Kunst- und Handwerksverein im Herzogthum Altenburg. — Gestiftet 1818. Die Mitglieder werden unterschieden in inländische und ausländische oder korrespondirende: die ersteren bezahlen bei ihrer Aufnahme 1 Thlr. Eintrittsgeld, und jährlich einen Beitrag von 2 Thlrn., in sofern sie zu Altenburg selbst wohnhaft sind, oder 1 Thlr., wenn sie an andern Orten des Herzogthums wohnen. Die ausländischen (korrespondirenden) Mitglieder haben kein Stimmrecht in den Versammlungen, kein Miteigenthumsrecht an dem Besitzthume des Vereins, sind aber auch von der Verpflichtung zu Geldbeiträgen befreit. Das Direktorium besteht aus einem Direktor und Vicedirektor (welche beide auf fünf Jahre gewählt werden), zwei Vorstehern und einem protokollirenden Sekretär (welche drei alle Jahre einer neuen Wahl

unterworfen sind). Die übrigen Beamten, nämlich ein korrespondirender Sekretär, ein Kassier, ein Aufseher über die Sammlungen und ein Bibliothekar werden jährlich vom Direktorium ernannt. Monatlich findet eine Hauptversammlung und wöchentlich (jedoch nur im Winter) eine Zusammenkunft zu Besprechungen Statt. Am Stiftungstage (4. Februar) wird jährlich eine Festversammlung gehalten. Der Verein hat eine Kunst- und Handwerksschule gestiftet. Zu Anfang des Jahres 1836 betrug die Zahl der inländischen Mitglieder 184 (davon 118 in Altenburg), der ausländischen 195. Im Jahr 1835 hatte die (von der Schulkasse getrennte) Vereinskasse 628 Thlr. 12 Ggr. Einnahme, 476 Thlr. 22 Ggr. Ausgabe, und beim Abschlusse ein Vermögen von 1214 Thlr. 2 Ggr.

26) Coburg: Kunst-, Industrie- und Gewerbverein. — Gestiftet 1825. Der Vorstand besteht aus vier Personen. 1838 war die Zahl der Mitglieder 377, die Einnahme 567 fl. 24 kr., die Ausgabe 455 fl. 27 kr. Der Verein ertheilt (seit 1832) Stipendien an Lehrlinge, steht in Verbindung mit einem Vereine für Handwerksgesellen, und unterhält eine Wittwenkasse für Gewerbtreibende.

27) Eisenach: Gewerbverein.

28) Ronneburg: Gewerbverein.

29) Saalfeld: Thüringischer Kunst- und Gewerbverein, von welchem der seit 1836 bestehende Gewerbverein zu Saalfeld eine Abtheilung ausmacht. Die ordentlichen Mitglieder dieses Gewerbvereins bezahlen 4 Ggr. Eintrittsgeld und jährlich einen Beitrag von 16 Ggr. Vereinsversammlungen finden im Winter alle 14 Tage, im Sommer alle Monat Einmal Statt. Das Direktorium wird auf die Dauer Eines Jahres gewählt, und besteht aus einem Direktor, einem Vicedirektor und einem Sekretär.

30) Weimar: Gewerbverein. Gegründet 1833, mit verbesserten Statuten versehen 1836. Die Mitglieder werden unterschieden in Ehrenmitglieder, außerordentliche (korrespondirende) Mitglieder — welche beide von Geldbeiträgen frei sind — und ordentliche oder wirkliche Mitglieder, welche 1 Thlr. Eintrittsgeld und 1 Thlr. Jahresbeitrag entrichten. Die Leitung der Geschäfte liegt vier Vorstehern (wovon zwei aus dem gewerbtreibenden Stande seyn müssen), einem Kassier und einem Bibliothekar ob. Alle diese Beamten werden auf die Dauer eines Jahres gewählt.

Die ordentlichen Versammlungen finden alle 14 Tage Statt. Von drei zu drei Jahren sollen öffentliche Ausstellungen von Gewerbsprodukten gehalten werden. Zu Anfang des Jahrs 1837 bestand der Verein aus fünf Ehrenmitgliedern, acht außerordentlichen und korrespondirenden, 169 ordentlichen Mitgliedern. Die Einnahme im Jahre 1836 betrug 218 Thlr. 18 Sgr. Die Ausgabe 313 Thlr. 19 Sgr.

d) Im Königreich Bayern.

31)—35) Gewerbvereine zu Anspach, Fürth, Nürnberg; polytechnischer Verein zu Augsburg; Gesellschaft zur Vervollkommnung der Künste und Gewerbe zu Würzburg.

e) Im Großherzogthum Baden.

36) Freiburg: Gewerbverein.

37) Karlsruhe: Gewerbverein. — Gegründet 1831. Die aktiven Mitglieder (im Gegensatze der korrespondirenden und Ehrenmitglieder) bezahlen bei der Aufnahme eine Taxe von 1 fl., und ferner jährlich einen Beitrag von 3 fl. 12 kr. Regelmäßige Versammlungen finden Einmal in jeder Woche Statt. Der Vorstand ist aus einem Vorsteher und dessen Stellvertreter (welche beide Gewerbtreibende seyn müssen), dem Sekretär, dem Kassier, dem Bibliothekar und sechs Vorstandsmitgliedern gebildet, und wird von dem ganzen Vereine gewählt. Im November 1832 war die Zahl der Mitglieder 140.

38) Kehl: Gewerbverein.

39) Lahr: Gewerbverein. — Entstand im Jahr 1836. Die wirklichen Mitglieder entrichten jährlich 2 fl. als Beitrag an die Vereinskasse. Die Gesellschaft wählt alljährlich eine Direktion, bestehend aus einem Präsidenten und zwei Sekretären. Versammlungen finden wöchentlich Statt. Die Verhandlungen des Vereins erscheinen unter dem Titel: Mittheilungen des Gewerbvereins zu Lahr (1—4. Jahrgang, 1837—1840). Nach dem neuesten Verzeichnisse zählt der Verein 15 Ehrenmitglieder und 234 wirkliche Mitglieder.

f) Im Großherzogthum Hessen.

40) Mainz: Verein zur Förderung der Gewerbe. — Gestiftet 1839.

g) Im Großherzogthum Mecklenburg.

41) Güstrow: Mecklenburgischer patriotischer Verein. — Dieser Verein erstreckt seinen Wirkungskreis auf die Landwirthschaft, Gewerbsindustrie, den Handel, das Armenwesen, die Erhöhung der sittlichen Kultur und das Schulwesen. 1839 bestand derselbe aus 506 Mitgliedern, die jedes einen Jahresbeitrag von 3 Thlrn. entrichten. Die letzte Jahresrechnung weist 2625 Thlr. Einnahme und 1927 Thlr. Ausgabe nach. Es werden von Zeit zu Zeit Gewerbausstellungen veranstaltet, von welchen die erste 1838 (oder 1839?) Statt gefunden hat.

42) Rostock: Gewerbverein. — Seit 1834. Im Jahr 1839 war die Anzahl der Mitglieder 381. Die Jahreseinnahme von 1838 betrug 280 Thlr., die Ausgabe 324 Thlr. Der Jahresbeitrag der Mitglieder ist 32 Schilling (⅔ Thaler). Der Verein wählt aus seiner Mitte sechs Vorsteher auf zwei Jahre; und diese Vorsteher haben das Recht, sich noch drei bis fünf andere Mitglieder als Mitvorsteher beizugesellen.

h) Im Fürstenthume Schwarzburg.

43) Arnstadt: Gewerbverein.

i) In Frankfurt am Main.

44) Der hiesige Gewerbverein ist ein neuerlich entstandener Zweig der schon längere Jahre bestehenden „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften," welche im Jahr 1837 388 wirkliche, 178 korrespondirende und 18 Ehrenmitglieder zählte. Die wirklichen Mitglieder haben einen jährlichen Beitrag von 11 fl. zu entrichten. Die Gesellschaft unterhält eine Sonntags- und Gewerbschule, eine Sparkasse, eine Ersparnißanstalt, ein Institut für Garten- und Feldbau, veranstaltet Gewerbausstellungen und Blumenausstellungen.

k) In Hamburg.

45) Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. 1765 errichtet, im Jahre 1832 mit revidirten Statuten versehen. Die ordentlichen Mitglieder der Gesellschaft sind verpflichtet, entweder ein für alle Mal 20 Dukaten zu erlegen, oder einen jährlichen Beitrag von 15 Mark zu bezahlen,

und haben das Recht, bei den wöchentlichen freundschaftlichen Versammlungen anwesend zu seyn. Aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder werden durch Kugelung die deliberirenden Mitglieder erwählt, welche sich außer dem schon genannten Beitrage noch zu einem Einschusse von 12 Mark verbindlich machen. Hiervon wird ihnen in jeder Deliberations-Versammlung, bei welcher sie, spätestens eine halbe Stunde nach Anfang derselben, zugegen sind, 1 Mark zurückbezahlt, und der nach Ablauf von 12 Deliberations-Versammlungen etwa bleibende Rest fällt der Gesellschaftskasse zu. Ehrenmitglieder werden von der Deliberations-Versammlung ernannt. Letztere findet wenigstens alle zwei Monate Statt, und ist den eigentlichen Geschäften gewidmet, während die wöchentlichen Versammlungen zur allgemeineren Besprechung gemeinnütziger Gegenstände bestimmt sind. Jährlich wenigstens Einmal wird eine öffentliche Versammlung gehalten, welche den Zweck hat, dem Publikum Rechenschaft von dem Wirken der Gesellschaft zu geben, weßhalb der Zutritt hierzu allgemein frei steht. Die spezielle Leitung der Geschäfte ist in den Händen von sieben, für die einzelnen Zweige erwählten, vier Jahre im Amte bleibenden Deputationen, deren jede aus zwei (oder vier) Mitgliedern besteht.

K. Karmarsch.

Ueber die Hoffnungen unserer Zeit.

Bewußtheit in Wollen, Denken und Thun ist unserer Zeit, wie keiner frühern gegeben; sie erlaubt nicht nur, sie gebietet den Zeitgenossen, über sich selbst zu reflektiren. Hier hilft es aber nicht, in die chaotische Masse der vielköpfigen Bestrebungen einzugehen. Die Tendenz einer Zeit wird erkannt aus dem, was sie gethan hat und thut in den höchsten Spitzen alles Menschenthuns, in Politik und Völkerstellung nach außen, in Religion und Prinzipienkampf nach innen; sie spricht sich aus in den Hoffnungen und Bängnissen, welche die Mehrzahl, oder die Erleuchtetsten unter ihr, für endliche Lösung der großen, die europäische Menschheit am Kern berührenden Fragen hegt, und in den verschiedenen Wegen, die ihr zu diesem Ziele möglich scheinen. Einige von diesen — wer wollte nur die wichtigern alle umfassen? — zu beleuchten, dünkt uns an der Zeit; in einem Moment, da die Spannung der Gemüther, nachdem sie vergeblich auf einen Ausgang der großen Fragen geharrt, sich unwillkürlich gelegt, an den Gedanken der Nichtlösung gewöhnt und eben dadurch auf die Idee eines Cardinalmittels geleitet worden, wodurch der gordische Knoten unserer Zustände, täglich verwirrter durch Menschenhände, von oben herab zerhauen werden könnte.

Man weiß, daß am Wohl oder Weh der europäischen Republik, als dem Mittelpunkt der Menschheit, das der Erde hängt; daß die Uebel, an denen sie krankt, so wie ihre Heilung das Schicksal der Völker bestimmen, die sie an sich gezogen hat; daß die Entwicklung unserer Zustände die des Menschengeschlechts mittelbar in sich begreift. Wer es nicht sieht, daß jene Lebensfragen, weit

mächtigerer Natur, als die, so zu allen Zeiten die Völker beschäftigen, endlich zur Krise führen müssen, weil die Antwort nicht ausbleiben kann, mit dem haben wir nicht zu thun. Wir sprechen zu denen, die auf eine Entscheidung der Geschichte harren.

Unter diesen hoffen Einige auf Beruhigung von innen — auf Restauration des Völkerlebens durch Religion und Philosophie oder auf endliche Schlichtung des Prinzipienkampfs; Andere auf Anstoß von Außen — auf Erhebung (wenn dieß gehofft werden kann) barbarischer Uebermacht, oder auf die Reibung des Occidents am Orient, jenes, um durch den Druck die alternde Kraft zu wecken, dieses, um in der Hingabe unserer Kräfte die des Orients entgegenzunehmen. Ich beginne mit dem letzteren.

I. Orient und Occident.

Im Mittelalter haben die Kreuzzüge, später hat die neue Welt die Völker insgesammt an sich gezogen. Die Zeit ist da, wo Europa eines neuen gemeinsamen Feldes bedarf, das seinen vielgestaltigen Kräften Einheit, seinen zerrissenen Zusammenhang, seinen krankenden Stärke verleihe. Der Orient ist dieß Feld, welcher, wie er uns von Alters her gezeugt und genährt hat, so auch jetzt auf seine Kinder zurückströmen wird. — Auf dieser Idee beruht die Hoffnung, von der wir sprechen. Es ist zu sehen, wie viel der Orient uns zu geben vermag.

Der südwestliche Orient, d. h. das ehemalige türkische Reich, faßt nur zwei Völker in sich, das türkische und arabische. Die Kraft der Türken ist moralisch und politisch gebrochen; es ist ein Stamm, wie es deren mehrere in der Geschichte gegeben, welcher, losgerissen von seiner Wurzel und vom Schicksal zu einer großen Mission ersehen, sich zum Volk erweitert und geblüht hat, um, nach vollbrachter Sendung, dem Tod in dem Lande zu verfallen, das nicht sein eigen ist. Vielleicht war ihre Sendung eben die, als zwischengeschobener Barbarenstamm der allzustarken Verschmelzung Europa's und des arabischen Orients vorzubeugen; genug, ihre Zeit ist vorbei, und über ihren Leichnam werden wir weiter schreiten. — Was Mehmed Ali beherrscht, ist leeres Feld für fremde Pflanzer; Tod und Vergangenheit überall, eine Bevölkerung, die zur Kultur, wie zum Kriegsdienst, dressirt werden kann, aber um sie selbst sich anzueignen, von europäischem oder arabischem

Geist durchdrungen werden muß. In Egypten, Palästina, Syrien, Mesopotamien gibt es seit Jahrtausenden keine Nationen; all die Länder haben einmal geboren in der frühsten Zeit, da die übermächtig bildende Natur den Menschen zum Produkt des Nils, des Euphrat und Tigris, der cananitischen Küste stempelte; seitdem blühen oder leiden sie als Herrensitze. Mehmed Alis Stiftung, wie sie auf europäischen Künsten beruht, wird der Rivalität der Europäer zur Beute werden. Dadurch eingeengt, muß die arabische Nationalität, dann oder nie mehr, sich ermannen. — Der Araber, die letzte Hoffnung des Orients, ist heute, wie er vor Muhamed war, zu Hause in der ursprünglichen Stammesfreiheit, auswärts der herumstreifende Nomade, ohne alle Consolidation, welche ihm innerlich allein der Muhamedanismus, der sie ihm schon einmal gegeben, wieder bringen kann. Die Religion Muhameds, nachdem sie durch die Kraft des Fanatismus Araber und Türken zur Eroberung einer halben Welt getrieben, ist dem secirenden Verstand der neuen Zeit unterlegen; dieser, wie er das Christenthum in seinen innersten Tiefen erschüttert, und neben dem Glauben das Gebäude der modernen Philosophie aufgerichtet, hat auch das Leben des Muhamedanismus, Gluth des Gefühls und sinnliche Begeisterung untergraben; und weil kein Ersatz dafür sich erhob, außer den Spitzfindigkeiten ihrer Theologie und Gesetzesauslegung, denen das fortschreitende Leben fehlt, das unsere Wissenschaft beseelt, so ist der Fanatismus zur Apathie, die Begeisterung zur Indolenz geworden. Gebunden an das Christenthum nach seiner ersten Entstehung — denn Muhamed hat nichts geschaffen, als eine geniale, der Religion und den Bedürfnissen seines Volkes angepaßte Combination jüdischer und christlicher Ideen, — gebunden an weltliche Grundlagen, ein Stück der Völkerwanderung, ist der Muhamedanismus keiner Regeneration aus sich selbst heraus fähig. Seine Entwicklung, obgleich über sechs Jahrhundert später als das Christenthum in die Welt getreten, läuft der des Christenthums parallel, weil in ihm die innere Idee sich augenblicklich zur staatlichen Gestaltung verkörperte, dergestalt, daß er in Einem Jahrhundert eine Phase vollenden konnte, wozu die christlich-germanischen Völker zwei bis drei bedurften. Man braucht nur die Wechabiten (die Rationalisten des Orients) zu betrachten, um sich davon zu überzeugen. Hieraus folgt, daß beide Religionen auf

einen gemeinsamen Punkt der Entwicklung gediehen sind; daß die Belebung nur von derjenigen ausgehen kann, aus der die andere sich gebildet hat; daß das innerste Lebensprinzip des Orients an die geistigen Bewegungen des Occidents gebunden ist.

Wahr ist es, wir saugen uns immer tiefer in den Orient hinein: seitdem der Taumel, der uns nach Amerika getrieben, sich gelegt, seitdem vollends die Kolonien sich emancipirt haben, werden wir mit aller Macht der Natur gegen unsere Mutter Asien getrieben. Aber wenn aus solcher Berührung Heil erwachsen soll, so muß das Eine geben, das Andere nehmen können, und was hat uns der Orient zu geben? Unsere Zerwürfniß empfängt nichts von dem geistigen Tode, der ihn gefangen hält; und die Civilisation, die wir ihm bringen, wenn auch Samen streuend für die Zukunft, dringt vorerst nicht ins Mark, weil sie, nur äußerlich thätig, den Quell des Lebens nicht zu berühren vermag. Beide können nehmen, beide geben, wenn, wie im Mittelalter, der überwuchernde Drang junger Lebenskraft Religion gegen Religion, eine Völkermasse gegen die andere treibt; aber diese Zeiten sind vorüber.

Nicht anders ist es im indogermanischen Orient, der, seit langer Zeit dem Muhamedanismus anheimgefallen, durch Natur und Geschichte jetzt in unsere Arme zurückgetrieben wird; er hat von uns, nicht wir von ihm zu fordern. Zwar, was sollte uns Indien nicht geben können, das Urland aller Kultur und Religion, der Sitz der ältesten Weisheit, in der die Dogmen des Christenthums wie die Resultate der neuesten Philosophie, wie im Keime zu liegen scheinen? In der That, die Eroberung Indiens durch die Engländer (die erste wahre Besitznahme, weil alle früheren vom Hochland herab und theilweise geschahen) ist eines der größten Zeichen unserer Zeit. Man hat Indien in seiner Abgeschlossenheit häufig mit China verglichen, man glaubt es ohne geschichtliche Einflüsse in sich verknöchert und krystallisirt; das alles ist falsch. Eine Geschichte von Indien würde zeigen, wie die ganze Entwicklung des menschlichen Geistes in den Brahmanismus eingedrungen ist, wie Judenthum und Griechenthum, Muhamedanismus und Christenthum nicht an ihm vorübergegangen, wie und wie viel er an sich gezogen und assimilirt hat. Darin allein liegt die unerschütterte Stabilität des indischen Lebens, daß das brahmanische System in

vorahnender Weise die Weltanschauungen der Völker in sich zusammenfaßt, so daß keine der späteren Religionen ihm zu heterogen entgegentreten oder seine innere Existenz gefährden konnte; wie denn aus ihm der Glaube der östlichen Welt, der Buddhismus, entsprungen und unter seinen Einflüssen das Judenthum (durch Vermittlung Egyptens), das Christenthum (durch Vermittlung der Zendreligion) und das Kind beider, der Muhamedanismus, entstanden ist. Dieser universelle Charakter kann nur dann begreiflich werden, wenn man sich an den frühesten Kulturzustand erinnert, da die Menschen, wie Johannes von Müller sagt, in den höchsten Dingen richtig dachten, in den niedern wie Kinder waren. Es gab eine Zeit, da der Mensch, im innigsten Zusammenhang mit dem Schöpfer, eins mit der umgebenden Natur, kindlich unbewußt all das gedacht und gefühlt hat, was Jahrtausendlanges Ringen ihm erst zur bewußten Klarheit erhöhen sollte. Zwischen jenem Zustand aber und dem Eintritt des letztern, zwischen der frühesten Kindheit und der Mündigkeit des Mannes, liegt die Jugend der Menschheit, d. h. ihre große Erziehung durch Judenthum und Christenthum; aus jener Zeit sind die Inder allein übrig geblieben, kindlich noch heute wie vor Jahrtausenden, diese scheinen die Germanen herbeizuführen berufen, das Volk, das die neuere Zeit begründet hat und sie ihrem Ziele zuführen wird. Indem der jüngste Zweig dieses Stammes den Indern sich vermählt (denn bald wird, wie bisher Handelsverbindung, staatlicher Zusammenhang seyn), deutet das Schicksal auf den Ablauf eines großen Abschnittes: die Zeit der Mündigkeit scheint nahe, bewußte Klarheit, einheitliche Manneskraft, Lösung der Wirren wird hiemit verheißen.

Wer ist also auch hier der gebende, wer der nehmende Theil? Zudem, daß der Brahmanismus gegenwärtig verknöchert, daß seine Lebenssäfte gedorrt, seine Einrichtungen gerostet sind, ist unläugbar; die neue Zeit ist auch über ihn hinweggefahren, er wartet auf Hülfe. — Was Persien betrifft — man kennt seine hülflose Desorganisation — so hat es politisch nur Einen Rettungsweg: zusammengepreßt von den umklammernden Armen Englands und Rußlands, muß es sich ermannen, und einen neuen Stamm aus sich herauswerfen (denn darin liegt seine Geschichte von den Medern, Altpersern, Neupersern bis zu den Patanen und Afghanen);

der es einige und beherrsche. Die tiefe Verwandtschaft aber seiner uralten, jetzt eingeschlummerten Zendreligion mit dem Christenthum läßt hoffen, daß aus der Berührung mit europäischer Civilisation die Zukunft neues Leben gebären wird, wie denn schon einmal das Christenthum in Persien eigenthümliche Gestaltung gewonnen hat.

Wenn wir von hieraus noch einen Blick auf China werfen, so geschieht es nicht um ähnlicher Hoffnungen willen, sondern die Bedeutung zu zeigen, die das Hereinziehen Chinas in den europäischen Kreis in der Geschichte einnimmt. Wer Indien besitzt, mußte in kürzerer oder längerer Zeit mit China collidiren; von hier ist die Ostwelt schon einmal gestaltet worden, und der Handel wird bald zum Vehikel des Geistes. In unsern Tagen aber ist die erste ausgesprochene Collision eingetreten, die die Geschichte kennt. Was das für ein Zeichen der Zeit sey, geht aus der Völkerstellung hervor.

Der alte Continent zerfällt in zwei Hälften: im Osten die mongolische, im Westen die kaukasische Völkerwelt. Beide sind in zwei entsprechende Gruppen geschieden; der Westen stellt sich als indogermanischer und semitischer, der Osten als chinesischer und mongolischer dar. Wie der semitische Stamm, wuchernd in den Wüsten Arabiens, durch die Mauren zu den Negern nach Afrika überläuft, so endet der mongolische, entsprossen in den großen Hochsteppen, durch die Malayen hindurch in den Papus auf Neuholland. Solchergestalt parallel, finden beide Welten ihre höchste Spitze einerseits im europäischen Staatensystem, andernseits im chinesischen Reich; und während in der Mitte die Mongolen und Araber durch gegenseitigen Zusammenstoß große Erschütterungen hervorgebracht, liegen jene beiden, als die äußersten Enden, auseinander, damit die östliche wie die westliche Welt ungestört das ausbilde, was ihr eigen ist. Wenn sie sich berühren (wie das jetzt geschieht), so muß jede Welt in ihrer besondern Sphäre, Europa in seinem geschichtlichen Fortschritt, China in seiner geschichtlichen Krystallisation, einem gewissen Ziele nahen. Die Aussicht auf dieß Ziel ist es, die dem Kriege mit China, wie der Occupation Indiens, welthistorische Bedeutung verleiht.

Ich stehe hier still, um von Europa aus einen Rückblick auf die Völker, mit denen es in Berührung tritt, zu werfen. Frankreich

wälzt sich gegen die Araber in Afrika und strebt, durch sein Verhältniß zu Egypten, auf die in Asien zu wirken. England besitzt Indien mit seiner großen Verbindungslinie von Malta bis Kalkutta, es dominirt in Mittelasien und fängt an, auf den östlichen Continent zu drücken; Rußland geht auf die tartarischen Völker los, um von hier aus England zu paralysiren; ja Nordamerika wird gegen Japan, wie England gegen China getrieben. Europa selbst ist im Begriff, seine letzten heterogenen Bestandtheile auszuwerfen, und sich in der europäischen Türkei (vielleicht auch in Kleinasien) einen Stapelplatz all seiner Nationen zu gründen, zu dessen Trägern die griechisch-slawische Bevölkerung, in täglich steigender Emancipation begriffen, durch Natur und Geschick geeignet ist. Dergestalt gefestigt in der alten Welt, besitzt es in der neuen, seit der Freilassung des größten Theils von Amerika, einen organischen Ableiter für seine überflüssigen Kräfte, welche hier, als Samen einer noch weit entfernten Zukunft, ungestört wuchern. Was will das Alles bedeuten, als die (wenn auch noch zerstreuten) Keime einer organischen Weltbeherrschung, bis jetzt nur in den Hauptrepräsentanten ausgedrückt, in welcher den Germanen die indogermanischen, und damit zugleich die östlichen, den Romanen die semitischen, den Slawen die mongolisch-tartarischen, den Griechen die levantischen Länder zur Ueberwachung beschieden sind? Geherrscht wird aber in der kommenden Zeit nicht durch materielle Gewalt allein; Europa, das größere Rom, kann herrschen nur in dem Geiste der wahren Freiheit, durch welche, wie jeder Einzelne, so auch jedes Volk sich bewußt werden muß seines Wesens, um zu erkennen, zu welcher Stufe, ob hoch oder niedrig, es berufen sey in dem großen Bau der Völkerfamilien; dann, aber auch nur dann ist die Herrschaft gegeben der Familie, die sich als die höchste berufen fühlt, über die nächst höheren und durch sie über die niederen. — Zu solcher Höhe bestimmt, hat Europa überall zu herrschen, zu bringen und zu geben; an sich gewiesen ist die Herrscherin mit ihren eignen Gebrechen, mit der Last ihres sinkenden Gemeinwesens, mit dem Zwiespalt ihrer religiösen und staatlichen Prinzipien, mit ihrem ganzen Elend. Hilf dir selbst, heißt es hier, und der Himmel wird dir helfen!

Das fühlt die Zeit, und daher jene Furcht, die, wie ein irrgehendes Gespenst, in den Geistern und Gemüthern umherschleicht,

jenes Bangen vor hereinbrechender Barbarei oder Ueberfluthung durch die frischere Kraft der slawischen Massen: leer an Gehalt, aber bedeutungsvoll als ein Zeichen unseres Zustandes. Hiedurch sowohl als durch Anknüpfung großer Hoffnungsideen (wie sie der geistvolle „Schutzredner" der Pentarchie kürzlich entwickelt hat) ist die Bedeutung Rußlands für die andern Europäer angeschwollen. Wie nahe liegt überdieß der Kalkul, daß die europäische Republik, die sich, jemehr ihre Herrschaft nach außen gestiegen, zur Aristokratie, heutzutage fast schon zur Oligarchie gebildet zu haben scheint, endlich zur Monarchie werden könnte, eine Würde, zu der sich die Russen leichtlich berufen fühlen. „Gott ist groß, wie sie sagen, und der Czaar weit," und mit Gottes Hülfe kann der Czaar, der schon jetzt der weiteste ist, weil ihm Niemand mehr an Menschen und Quadratmeilen gleichkommt, noch weiter werden. In dem berufenen Buch über die Pentarchie haben sich diese naiven Hoffnungen (freilich nichts weniger als naiv) entladen; und damit wird es denn Ruhe werden.

II. Politik und Prinzipienkampf.

Wir sahen die Entwicklung Europas nach außen, das Werk, das Vasco de Gama nach Osten, Columbus nach Westen zu eröffnet hat, einem durchzuschauenden Ziele entgegenreifen. Hiefür sind Dampfschiffe und Eisenbahnen dasselbe, was die Buchdruckerkunst für die Reformation gewesen. Wie ist es mit dem zweiten größern Werk, zu dem Luther, den Anstoß gebend, die neue Zeit eröffnet hat, mit der Entwicklung nach innen, wie sie sich in Protestantismus und Katholicismus, in Revolution und Restauration enthüllt hat?

Diejenigen, welche auf Beruhigung hoffen von innen, suchen sie entweder in der Politik, oder, wenn sie anerkennen, daß es Ein geschichtliches Prinzip ist, das der Revolution und Reformation, Eins, das dem Absolutismus in Kirche und Staat zu Grund liegt, in dem endlichen Sieg des einen Prinzips über das andere, oder in einer Transaction zwischen beiden. Einige suchen Hülfe nur bei der Religion oder Philosophie, als den letzten Tiefen des menschlichen Geistes, und allmählige Heilung durch ihre göttlichen Kräfte. Auch hier stehen sich die Parteien schroff gegenüber, oder, wenn nicht, so warten sie auf die Vermählung beider durch

gegenseitige Concession. Es liegt uns vor, diese Hoffnungen der Reihe nach zu beleuchten.

Ein Ueberrest der alten, jetzt verlachten Zeit der Aufklärung und des Schlendrians ist eine kleine Zahl unter den Ersten, von denen wir gesprochen, welche sich getröstet, unsere politischen Zwiste werden sich über kurz oder lang, wenn auch mit einigem Blute lösen, während mittlerweile der Geist der Humanität und des Friedens sich dergestalt verbreitet, daß die Menschen endlich ein comfortables, nur durch die Fortschritte der Aufklärung beseeltes Leben führen können. Diese sind in ihrer Glückseligkeit zu belassen. — Andere gibt es, die jenen Zusammenhang des religiösen und politischen Prinzips bestreiten, weil sie einerseits von der Reformation das Ungeheuer der Revolution abwälzen, andererseits dem Absolutismus die Vindication des alten Glaubens für sich entziehen wollen. Sie haben Recht gegenüber der falschen historischen Beleuchtung, die schon oft diese Begriffe verwirrt hat. So hat man Liberalismus und Absolutismus als neue Zeit und Mittelalter vis à vis gestellt; man hat vom Sieg der neuen Zeit über das Mittelalter raisonnirt. Das Mittelalter, aristokratisch durch und durch, weiß vom Einen so wenig als vom Andern, in ihm ist kein Absolutismus zu finden, als der der Kirche, und das Prinzip der Legitimität, ein reines Produkt der neuen Zeit, ist nichts weiter, als die Frucht der Emancipation von der kirchlichen Weihe, deren das Mittelalter für seine Fürsten bedurfte. Durch die Uebertragung der unmittelbar göttlichen Autorität (wie sie früher nur der Papst besaß) auf die Fürsten, eine Uebertragung, die den Herrscher von oben herab erblich legitimirt, und der sich die Völker, vom Geist der Zeit getrieben, freiwillig angeschlossen haben, ist der Absolutismus entstanden. Eben so irrig ist es, der Reformation, als dem Vorgang der Empörung auf kirchlichem Gebiete, die Revolution aufzubürden; der Zusammenhang ist ein tieferer; aber was Consequenz ist, ist das auch die richtige, und besonders die letzte Consequenz? Alles liegt hierin, daß unsere Zeit, in Gährung und Bildung begriffen seit drei Jahrhunderten, in der Mitte liegt zwischen einer altvergangnen, dem Mittelalter, und einer neuen, werdenden; mit dem einen Arm greift jene, mit dem andern diese herein; der alte Stoff, noch nicht bewältigt, aber verarbeitet in modernem Geist, erzeugt das conservative, die Ahnung

der Zukunft, richtig oder irrig aufgefaßt und ins Leben gesetzt, das revolutionäre Prinzip in Kirche und Staat. Im tiefern Sinn sind deßhalb jene Anschauungen richtig; die Legitimität ist gebunden an den Glauben an den lebendig persönlichen Gott, die Revolution entsprungen aus dem Zweifel, den die Reformation entfesselt hat.

Noch gibt es eine Klasse, die von der Politik die Lösung der socialen Fragen erwartet, weil sie, erst in unserer Zeit mündig geworden, von nun an durch die Waffen des Geistes, durch Diplomatie und Protokolle, oder, wenn Krieg unvermeidlich wird, durch Aufrechthaltung des Gleichgewichts, die Völker bewahren, und nach allmähliger Lösung der Wirren in den Hafen bringen werde. — Es fragt sich, was die Politik unserer Zeit vermag.

Ringen nach einem festen Organismus ist das Merkmal, das die neuere Politik, in leisem Beginnen seit der Reformation, ausgesprochen in unseren Tagen, charakterisirt. Die Frucht dieses Ringens ist das europäische Gleichgewicht. Zu schwierig für eine größere Anzahl von Staaten, hat das Gleichgewicht die entschiedene Bildung einer Staatenaristokratie herbeigeführt, welche in der Fünfzahl ihrer Glieder die Garantie gegen unauflösliche Wirren und somit die Sicherung der Hegemonie findet. — Es ist hier nicht zu fragen, ob überhaupt ein Gleichgewicht existiren kann, ja existirt hat (was wohl Manchem lächerlich dünken möchte); nur das Eine gehört hieher, daß das Gleichgewicht, unähnlich aller Organisation der Natur (die ein Nebeneinander nur im Ueber- und Untereinander kennt), ein großes Kunstwerk des Jahrhunderts genannt werden muß, das für unsere Zeit den noch nicht gefundenen Organismus ersetzt. Wenn aber die Natur sich regt, so stürzt das Kunstwerk zusammen, wie das auf jedem Blatt der neuern Geschichte zu lesen ist. Deßhalb, weil unsere Politik auf einer künstlichen Balance ruht, gleicht sie einem Katechismus, der lauter Fragen und keine Antworten enthält; deßhalb sind ihrem Schooße die zwei Götter entstiegen, die als treuliche Geschwister, der eine nach innen, der andere nach außen die Welt beherrschen — das Justemilieu und der Statusquo. Das Justemilieu hat sich, aller Verschiedenheit zum Trotz, allenthalben eingenistet; in England und Frankreich, in Oesterreich und Preußen, in der pyrenäischen und scandinavischen Halbinsel dominirt es; der kleineren

Staaten nicht zu gedenken. Den Statusquo haben wir in der griechischen und belgischen Frage gesehen (ist er hier gehoben, so haben es die übergreifenden Ereignisse gethan); wir sehen ihn noch in der orientalischen, in der hannöverschen und kirchlichen Frage. Die aber sind des Leichtsinns oder anmaßlicher Thorheit zu zeihen, welche die Schuld so viel ungelöster Wirren auf die Regenten oder ihre Diener wälzen, ohne zu bedenken, daß es mehr als Menschenkraft erfordert, die gleichgewogne Last feindlicher Tendenzen zu heben und zu lenken. Die Politik, berufen, den Gang der Geschicke vorgreifend zu ordnen und zu leiten, ist in unsern Tagen darauf beschränkt, die Ereignisse, nachdem sie sich von selbst gemacht, hinterher zu paralysiren oder sich mit Kunst ins Unvermeidliche zu fügen: das Alles nicht durch eigne Schuld, sondern durch das Verhängniß der Zeit. Daher geschieht alles Große nach außen durch die Vermittlung des Handels, der die Politik nachzieht, nach innen durch die Macht der öffentlichen Meinung, welche sich zur Gesetzgeberin aufgeworfen. Man hat deßhalb unsere Zeit mit Hamlet verglichen, in dem der Dichter das qualvolle Unvermögen einer großen Natur, ähnlich dem einer großen Zeit, geschildert habe. Aber Hamlet ist ein Mensch voll Wollen ohne Vollbringen; unsere Zeit hat beides im höchsten Maaß, beides aber gehemmt durch die Macht der unausgleichbaren Gegensätze. Es liegt aber in diesem Unvermögen, das uns durch die Länge der Zeit schon zur andern Natur geworden scheint, nicht nur der Trieb, zu vermitteln, zu laviren, zu temporisiren, sondern auch die Herrschaft der Mittelmäßigkeit, welche, durch alle Gebiete des Geistes eingedrungen, so oft schon beklagt worden ist, eine Herrschaft, drückender als die des Despotismus, weil sie die Knechtschaft fördert unter dem Wahne, die Freiheit zu geben.

Wir kommen zu denen, die auf Schlichtung des Prinzipienkampfes, auf den Sieg des einen Prinzips über das andere (im Innern wie im Aeußern) bauen. Hiezu zählen wir nicht die Extreme beider Parteien, wie sie sich in der Gährung eines langen Friedens, in einer Zeit, die alles auf die Spitze treibt, ausgebildet haben: als Ultramontane und Ultralegitimisten, als Socialisten und Demokraten oder Demagogen, und wie sie alle heißen mögen. Wo die Geschichte gelehrt hat, muß der Einzelne verstummen; es ist ein Geschlecht, das nur durch Schaden klug werden

kann in der Politik, nur durch selbsteigene Erfahrung (denn mit Schwärmern ist nicht zu rechten) in den Prinzipien. Zweierlei aber ist zu bemerken: einmal, wie die Extreme sich berühren, wie Despotismus und Demagogie auf einerlei Grundlage (auf Gewalt und Verflachung) beruhen; dann, wie viele Talente, getrieben von Haß gegen die „Mitte," sich auf beide Seiten geworfen, ein Zeichen von der traurigen Unnatur unserer Zustände. — Die Klasse, von der wir sprechen, hat in ihrer Mitte die Mehrzahl der denkenden, gebildeten und wohlwollenden Zeitgenossen. Sie glaubt an allmähliges Durchdringen des einen oder andern Prinzips — die Conservativen an behutsame Heilung des krankhaften Neuerungstriebs durch Annahme des unverweigerlich Geforderten, die Liberalen an schonende Entfernung alles Veralteten und endliche Gründung einer in sicherm Genusse freien Zukunft. Hier gilt es also gegenseitige Schätzung der Kräfte.

Die Anhänger des Neuen haben als solche keine Superiorität über die des Alten, als die, welche jede Opposition vor der Position voraus hat. Wenn die Zukunft über die Vergangenheit ihrer Natur nach siegen muß, so ist die Frage nur, ob das Neue Lebenskraft genug entfaltet hat, um auf die Zukunft Anspruch zu machen. Der Liberalismus, nachdem er in der französischen Umwälzung alle Phasen des Irrthums durchlaufen, schien geläutert nach langer Büßung durch sich selbst und die Gegner, in der Juliusrevolution sich zum ersten Male constituiren zu wollen. Die Hoffnung von halb Europa war darauf concentrirt. Nun ist er der Reihe nach in Frankreich, in Spanien, in Italien zusammengesunken, nicht durch die Reaction allein (ein noch tröstlicheres Geschick), sondern durch Enthüllung seines eigenen, nach errungener Freiheit zur Schau gelegten Unvermögens. Denn — abgerechnet die Abschaffung von Mißbräuchen (ein negativer Fortschritt, den jeder absolute Staat sich aneignen kann) — wo sind die zwei Fundamente des constitutionellen Prinzips, die parlamentarische Gewalt und die Preßfreiheit, jene die Handhabung, diese der Ausdruck der öffentlichen Meinung, auf welcher allein die Souverainetät des Volkes dem Herrscher gegenüber beruht, wo sind sie in ein organisches Leben getreten? Man kann sich nicht auf England berufen, dessen Freiheit auf ununterbrochner historischer Entwicklung, nicht auf der Realisirung von Prinzipien beruht.

Wo ist dem steigenden Verderbniß der Ministerregierung, wodurch das Land in zahllose Intriguen gestürzt wird, wo der wachsenden Gährung der untern Klassen, deren demoralisirter Zustand die Gesellschaft untergräbt, haltbar begegnet? Wo, mit Einem Wort, ist die Linie gezogen zwischen Freiheit und Gleichheit, ohne die der Staat der Anarchie oder dem Despotismus preisgegeben ist, wo die Aussicht sie zu finden?

Das alles sind eben so viel Triumphe für den Absolutismus; von alle dem theilt er nichts als die Ministerregierung, und diese ohne ihren Wechsel, nur nach ihrer eminenten Seite, so weit sie nämlich den Ausdruck geistiger Aristokratie darstellt. In der That, bei sonst guten Voraussetzungen (für die freilich keine Garantie gegeben wird) ist die Zahl der Uebel kleiner in den conservativen Staaten; in Ordnung und Verwaltung überlegen, hat die Centralisation der Willenseinheit nicht die traurigen Folgen, wie jene andere, die bei demokratischer Tendenz entstehen muß, die der Hauptstädte. Aber alle Vollkommenheit, deren ein gut regierter Staat fähig ist, alle Tüchtigkeit und Humanität vermag dem Volke das nicht zu ersetzen, was es, nicht nur real, sondern ausgesprochener Maßen begehrt — das Prinzip der Freiheit, ohne welches alle Glückseligkeit Gnade, aller Wohlstand materieller Comfort bleibt; und die Idee ist es, der in unserer Zeit keine Menschengewalt zu widerstehen vermag. Zudem, so wiegt der Mangel an Garantie gegen die Gewalt und der Druck des Militärs, ein Druck, auf dem die Existenz der absoluten Staaten beruht, alle Uebel der liberalen Wirrniß auf; und die Achtung für das Bestehende, die langgewohnte Pietät, welche die Masse des Volks an die absoluten Regierungen kettet, wird durch den Reiz der Neuerung genugsam paralysirt.

Im Ganzen beruhen die conservativen Staaten auf materieller, aber von altersstarkem Geist gehandhabter Größe, die liberalen auf geistiger, aber hülflos in sich zerrissener Entwicklung. Extension und Intension, das ist ihr Verhältniß; das ist der charakteristische Unterschied zwischen Staatenconglomeraten und Nationen. Was aber das konstitutionelle Europa an Nationalkraft voraus hat, ersetzt das absolute durch einheitliche Handhabung der ohnehin zum Theil tiefer stehenden Massen. Ueberhaupt, die neuere Geschichte, vor allem die von Rußland zeigt, was die Extension zu

bedeuten hat in unserer Zeit, sie zeigt, was die Materie, von einigem Verstande regiert, über den Geist vermag, der in sich gespalten und im Ringen verloren ist. Darin liegt das Geheimniß, aus Halbbarbaren, denen die Civilisation äußerlich, ohne ihr inneres Ferment, mitgetheilt worden, dem westlichen Europa gegenüber eine Macht zu schaffen, die sich zu einem der Hauptvertreter der europäischen Civilisation aufwerfen konnte.

Es sey uns noch ein Wort über Geist und Tendenz der einzelnen Staaten der Pentarchie vergönnt. Als die äußersten Gegensätze, sind Rußland und Frankreich, jenes (um den schärfsten Ausdruck zu nehmen) auf Aberglauben und Knechtschaft, dieses auf Unglauben und Gleichheit basirt. In zweiter Linie vertritt Oesterreich den legitimen Gehorsam, und seine Stütze, den alten Glauben, England die legitime Freiheit, gegründet auf den neuen (dort aber noch positiven) Glauben; mitten inne steht Preußen. Wenn daher jene extremen Parteien, deren wir oben gedacht, die eine in Rußland, die andere in Frankreich die Gewähr ihrer Hoffnungen finden, so stützen sich die Anhänger eines beharrlich milden Conservatismus auf Oesterreich, die eines gemäßigten Fortschrittes auf England, weil beide Staaten in der historisch konsequenten Entwicklung ihres Prinzips ruhige Durchführung zum endlichen Ziel verheißen. Die Männer der Mitte halten sich an Preußen.

Nun gibt es aber noch ein Volk, welches, weder zum ersten noch zum zweiten Rang unter den Staaten gehörig, eine Macht für sich bildet in Europa, und dessen Stimme allein das nöthige Gewicht werfen kann in die eine oder andere Wagschale. Denn gesetzt die unbedingte Einheit der drei nordischen Mächte, die Kräfte bleiben dennoch gleich, weil die Mehrzahl der kleinern Staaten dem liberalen Prinzip angehört. Deutschland, das Land voller Länder, zertheilt in unendlich viele Tendenzen, und doch als Gesammtheit weder liberal noch absolut, weder gläubig noch ungläubig, gelagert zwischen dem conservativen Nordosten und dem konstitutionellen Südwesten, ist der Eckstein, an dem der Andrang des zweispaltigen Europa zerschellt.

Durch die ganze Geschichte zieht sich, gleich einem Gesetze, das Hülfsmittel der Vorsehung, unversöhnliche Gegensätze des Völkerlebens durch natürliche Verschiebung von Ursachen und Wirkungen zu mildern. Hätte dasselbe Volk, das durch die Reformation

den Grund zur Trennung gelegt, auch die staatliche Consequenz gezogen, Europa würde am endlosen Zwist sich verblutet haben. Statt dessen hat der romanische Geist, geneigt zu schneller Realisirung der oberflächlich aufgefaßten Idee, die Revolution geboren, und während die Mehrzahl der katholischen Völker dem liberalen Prinzip huldigt, haben die protestantischen für die Rettung des conservativen gearbeitet. Es hat nicht an Solchen gefehlt, welche, verzweifelnd an aller Lösung, von ernstlichem Bangen ergriffen wurden vor allgemeinem Untergang, und in der That, ist dieß Bangen ungegründet, so schuldet es Europa dem deutschen Volk, das durch die Bedachtheit seines Verstandes und die Tiefe seines Gemüths den Prinzipienkampf in undurchdringlichen Schranken gefesselt hält.

Soll die große Frage entschieden werden, so muß Deutschland, wenn nicht einem Prinzip, mindestens einer Großmacht, als Vertreterin desselben beitreten. Das Protektorat über die deutschen Staaten würde deßhalb den, der es ausübt, zum Herrn von Europa machen. Das ist auch für Rußland begreiflich. Aber wer ist nur denkbarer Weise dazu befähigt? Oesterreich, dem deutschen Volke so heilig durch große Erinnerungen, so verwandt durch seinen ruhig rettenden Verstand, so lieb durch die Tüchtigkeit seiner deutschen Provinzen, hat den größten Theil seiner Macht außerhalb Deutschlands (denn Böhmen ist slawisch) und das Geheimniß seiner Stärke im Katholicismus, als einziger Staatsreligion. Es scheint nur Preußen übrig zu bleiben, denn die andern Mächte, (so wenig auch die deutsche Billigkeit anstehen möchte, ihre Ansprüche zu prüfen,) sind zufällig durch eben diese beiden völlig behindert.

Preußen, eine reine Monarchie, gegründet auf Freiheit des Geistes, ein Völkerconglomerat, aber voll Nationalgeist, eine Militärmacht mit Volksbewaffnung, steht in der Reihe der conservativen Staaten; aber die Humanität seiner Regierung, die Freiheit seiner Gemeinden, der Schirm, den es der Wissenschaft gibt, nähern es dem liberalen Prinzip. Die confessionelle Mischung seiner Bevölkerung, deren deutscher oder germanisirter Charakter, seine Rolle im Befreiungskrieg, vor allem seine wissenschaftliche Tendenz machen es ganz zur deutschen Großmacht. Auf der einen Seite an Rußland (den absolutesten), auf der andern an Frankreich (den liberalsten Staat) gelehnt, in einer *würdigen* Stellung zu

beiden, ist Preußen eines ungeheuern Gewichtes in Europa fähig. Was ihm an materieller Größe abgeht, muß es durch deutsche Intelligenz ersetzen. Aber eben diese Intelligenz ist es, das vielgestaltige, unhandsame Wesen, an der Preußen scheitert. Dieser müßte es genug thun, und wie das? Wie z. B. die kirchlichen Wirren lösen, eine Materie, da Jeder Recht, Jeder Unrecht hat, in einer Zeit, wo ein festes Verhältniß von Kirche und Staat, geschweige von katholischer Kirche und protestantischem Staat, noch nicht gefunden ist?

Die Gemäßigten aller Parteien schauen in diesem Augenblick auf Preußen, und das mit Recht: die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ist ein großes Ereigniß. Aber das ist klar, und die eine wie die andere Partei muß es gestehen: ohne neue Chancen von weltgeschichtlicher Macht kann keine Partei sich des Sieges getrösten; die conservative, weil das Alte, soll es anders noch Jahrhunderte der Zukunft beherrschen, einer Verjüngung bedarf, die ihm bis jetzt noch nicht geworden; die liberale, weil das Neue, wenn es je von der Negation zur Position sich gestalten soll, sich consolidiren muß, um den Einheits- und Endpunkt zu finden, nach dem es bisher vergebens gestrebt hat. Solch ein Ereigniß aber, so schwer und mächtig, liegt nicht in eines Menschen Hand, und wäre Friedrich Wilhelm IV. ein größerer Friedrich, es läge nicht in seiner Macht.

Wie aber, wenn jener Verjüngungsprozeß eben durch Amalgamation mit dem Neuen, wie wenn diese Consolidation gerade durch das Maßgeben des Alten vor sich ginge? Wie wenn aus der Vermählung beider, als beider Kind, die Zukunft geboren würde? Dieser Gedanke ist es, der einer andern Hoffnung unserer Zeit, der Hoffnung auf Transaction zu Grund liegt.

Man könnte fragen: wer ist der Mann, und wer das Weib bei dieser Vermählung? (da ja beide geben, beide empfangen sollen) aber mit denen, welche aus gegenseitigen Concessionen ein frisches Leben erwarten, ist **a priori** nicht zu rechten. **A posteriori** aber, wenn sie die Erfahrung zweier Decennien, wenn sie das Justemilieu (welches nichts ist als Transaction), insbesondere wie es Louis Philippe durchgeführt, noch nicht zu witzigen vermocht hat, scheint es nur gerathen, eine frühere, in Blut geschriebene Lehre der Geschichte aufzufrischen.

Nachdem im Laufe der neuern Zeit die Religionskriege in die des politischen Gleichgewichts, die Gleichgewichtskriege in Ideenkriege übergegangen waren, vereinigten sich zu Anfang dieses Jahrhunderts sämmtliche Potenzen, d. h. die Summe aller geschichtlichen Bewegungen, in dem Kampfe der europäischen Mächte gegen Napoleon Bonaparte. Napoleon, der größte Mann der neuern Zeit, obwohl ihr heterogenster Ausdruck, erwachsen in der Revolution, beschloß, nachdem er das Ungeheuer der Anarchie gebändigt hatte, durch Vermählung der Neuen mit dem Alten der Zeit den Frieden zu geben. Hiezu die Völker sowohl als die Fürsten (denn beide hatten, jene durch Empörung, diese durch Despotismus gesündigt) mit eiserner Hand zu erziehen, glaubte er sich berufen; beiden Tyrann zu scheinen unbesorgt, weil beide es ihm danken würden. Transaction — das war seine Stiftung, und wie hat diese Stiftung geendigt? Von den Fürsten als Revolutionär, von den Völkern als Despot gehaßt, ist er untergegangen, als das Opfer seines welthistorischen Versuches. — Aber auch wir haben durch ihn gelitten und leiden noch; denn er war es, der unsere Zeit auf Decennien hinaus in das peinliche Unvermögen gestürzt hat, das nichts weiter verstattet, als ein temporäres Transigiren. Müde vom Kampf, warteten beide Parteien umsonst auf die Frucht des Sieges, denn beide hatten gewonnen, beide verloren. — Wer will es nach diesem noch wagen, auf Transaction zu hoffen?

III. Religion und Philosophie.

Wenn solchergestalt weder Versöhnung zu hoffen ist zwischen den streitenden Prinzipien, noch auch Besiegung des einen durch der andern, ohne ein weltmächtiges, menschlichen Augen verborgenes Wort oder Geschick, das von oben herab als Gewicht in die Wagschale oder mitten inne geworfen wird, so bleibt nur Eine Hoffnung übrig, genährt von vielen Zeitgenossen, welche Sehnsucht des Gemüths oder Schärfe des Verstandes antreibt, im innern Ringen allein die Lösung der Wirren zu suchen, die im äußern Leben der Geschichte nicht zu finden ist, damit aus den letzten Tiefen des Menschen der Keim erwachse, dessen allmählige Entfaltung über alle und jede Gebiete neues Leben ergießen kann.

Soll aber — so reflectiren sie weiter — der Geist allein entscheiden, getragen von der Kraft des Gemüths, so ist es das deutsche Volk, dem diese Arbeit gebührt. Denn was immer das Ausland von der Thatkraft des Deutschen, von seiner praktischen Energie denken und wähnen mag, die Palme der Ideologie ist ihm geblieben, und in Religion und Philosophie hat kein Volk so viel gethan, als das deutsche.

Hier thut es also Noth, in den innern Zwiespalt einzugehen, wie er sich gestaltet hat in Religion und Philosophie, und das Verhältniß dieser beiden zu betrachten: die Partei nicht nur, von der wir sprechen, die Geschichte selbst erlaubt uns, den reinsten Ausdruck des Völkerbewußtseyns über die höchsten Dinge in Deutschland zu suchen.

Der erste und letzte Gegensatz, um den sich das ganze geistige Chaos bewegt, ist der von Glauben und Unglauben; in jenem wurzelt die Religion, in diesem die Philosophie unserer Zeit. Was mit diesen Ausdrücken gemeint sey, ist vorerst schärfer zu bezeichnen.

Dem Glauben ist das Christenthum unmittelbar göttliche Offenbarung, welche, über aller menschlichen Entwicklung stehend, in sie hineinragt, um als letztes Endziel die menschliche Natur und Geschichte in ihrem Denken und Wollen zu durchdringen.

Der Unglaube hält das Christenthum, gleich andern Religionen, für ein Produkt (gleichviel ob ein veraltetes oder ein ewig bestehendes) der menschlichen Entwicklung, und die menschliche Natur für befugt, durch eigene Kraft Klarheit in den höchsten Dingen zu erringen. — Auf dieser Befugniß beruht alle Philosophie, auf jener Unterordnung aber des Menschen unter eine außer ihm liegende, von oben gebrachte Offenbarung alle Religion unserer Zeit.

Das Institut, wodurch das Christenthum sich bethätigt, ist die Kirche; der Glaube betrachtet sie als (sichtbare oder unsichtbare) Erziehungsanstalt der Menschheit. Dem Unglauben ist die höchste Concentration aller menschlichen Kräfte der Staat, welcher im Laufe der Zeit die Kirche in sich absorbiren muß. In seiner höchsten Vollkommenheit beruht er auf der Philosophie, als der letzten Bestimmerin alles Denkens und Thuns.

Nicht mehr die Dogmen sind es also, was uns im Innersten trennt. Die Zeit ist vorbei, da das civilisirte Europa, Frankreich

an der Spitze, das Heiligste als unnützen Ballast über Bord warf und sich gefiel, über Gott und Unsterblichkeit als veraltete Mährchen zu spotten. Es war der Leichtsinn der romanischen Völker, welche, in knabenhafter Freude über die Emancipation vom langgewohnten Geistesdruck, mit der Hülle den Kern zerdrückten. Deutschland hat hieran nie anders als in seinen faulen Gliedern Theil genommen. In unserer Zeit, wer wäre dumm oder frivol genug, das Christenthum als Betrug oder Aberglauben zu belachen? Ob Wahrheit oder Irrthum, ob ewig oder vergänglich, als das größte Glied in der Kette der menschlichen Entwicklung (welche ja insgesammt im letzten Grund eine göttliche ist), muß es Allen heilig seyn. Wenn aber Lessing z. B. seine Ueberzeugung ausspricht, daß sämmtliche Grunddogmen des Christenthums später durch den menschlichen Verstand gerechtfertigt werden, wird man ihn deßhalb zu den Gläubigen zählen? Was uns trennt, sind nur theilweise die Dogmen, im Innersten ist es der Kampf der menschlichen Natur um unmittelbare oder mittelbare Freiheit, um Bevormundung und Mündigkeit, um vermitteltes und selbstständiges Verhältniß des Menschen zu Gott.

Auf dem Prinzip der Freiheit beruht der Protestantismus. Die Freiheit aber, die er vertritt, hat zwei Grade. Als die Welt in den Banden der Hierarchie seufzte, trat Luther auf und sagte: Die Kirche ist mit nichten die einzige Auslegerin des Evangeliums; jeder Einzelne hat das Recht, an der Quelle zu schöpfen. Dieß war der erste Schritt: es war die Emancipation von der kirchlichen Autorität. Bald darauf, da das Studium der Quellen die Bibel als menschliches Buch erscheinen ließ, geschah der zweite: die Mehrzahl begann zu zweifeln und emancipirte sich von der Autorität der Bibel, d. h. der Offenbarung. Das frivole Zeitalter wollte den dritten Schritt wagen; die französische Revolution versuchte sich von der göttlichen Autorität loszumachen; aber der Versuch rächte an sich selbst die Sünde und den Wahnsinn des Beginnens. — So weit der Protestantismus beim ersten Schritt verharrt, so weit ist er Kirche geblieben; so weit er den zweiten gethan, ist er der Vater des Unglaubens und der Träger der modernen Philosophie geworden. Um daher die Gegensätze rein gegenüberzustellen, muß erst die Stellung der protestantischen Kirche beleuchtet werden.

Es ist klar, in jenem ersten Schritt (der freilich nicht in Luthers ursprünglichem Willen lag) wurzelt die Zerrissenheit der protestantischen Kirche. Eine Kirche, der die überwachende Auslegung der Offenbarung fehlt, wird sogleich mindestens zur unsichtbaren Kirche. Luthers Opposition war gemüthlich gegen die Werkthätigkeit, geistig gegen den Aberglauben des Katholicismus gerichtet, worein er (in beiden Stücken gleichsam muhamedanisirend) im letzten Jahrhundert des Mittelalters verfallen war. Hiedurch bildeten sich neue Dogmen von selbst. Ihre logische Durchführung übernahm Calvin, der Hauptstifter der reformirten Partei: die Consequenzen liegen vor in den Beschlüssen der Dordrechter Synode. Fertig wie er war und abgeschlossen, eben deßhalb aber auch fanatisch, gefiel der Calvinismus dem germanisch-romanischen Geist, der nicht ermangelte (zuerst in der englischen Revolution), seine Consequenzen auf den Staat zu ziehen, denn was fertig ist, läßt sich gleich appliciren. Weil aber sein Wesen lebendige Fortentwicklung ausschließt, so ist er genöthigt, in den Protestantismus zurückzugehen, eine Verschmelzung, wozu in unsern Tagen die Union den Anfang gemacht hat.

Weiter hat sich aus der protestantischen Kirche, nachdem sie in Dogmenstreitigkeiten schon zu verknöchern begonnen, auf der einen Seite der Rationalismus, welcher fußend auf dem Recht freier Schriftforschung, die Schranken des Symbols durchbrach, auf der andern der Pietismus entwickelt, gegründet auf das Lutherische Grundprinzip: „Wiedergeburt des ganzen Menschen durch den Glauben.“ Wie der Rationalismus, in der Mitte zwischen Unglauben und Glauben, als Kirche bestehen konnte und kann, mag Manchem räthselhaft scheinen, und ist in der That nur dadurch erklärlich, daß das Christenthum als göttliche Offenbarung (wie früher das Judenthum) noch gelten kann, wenn auch die Person seines Stifters ihrer göttlichen Natur entkleidet worden ist. In unsern Tagen naht sich der Rationalismus, wie die immer noch spuckende Aufklärung, seinem Verfall; Strauß's „Leben Jesu“ hat das Verdienst, dem jungen theologischen Geschlechte keine Wahl zu lassen, als die zwischen Glauben und Unglauben. — Der Pietismus aber, obwohl hervorgegangen aus (gemüthlicher) Opposition gegen die ältere Orthodoxie, ist, weil er allein noch an den Symbolen festhält, im Laufe der Zeit, unter Lutheranern

und Reformirten, zur Orthodoxie geworden, und muß daher in Wahrheit als der einzige Ueberrest von Kirche (denn ohne Symbol keine Kirche), soweit die Geschichte des Protestantismus reicht, betrachtet werden.

Nun aber erhellt nicht nur aus dem Zustande der Theologie überhaupt, sondern aus dem ausgesprochenen Zugeständniß der protestantischen Orthodoxie, daß es nicht mehr die Dogmen als solche sind, was die protestantische Kirche von der katholischen scheidet, sondern allein die Hierarchie, welche, als Stellvertreterin Christi, das persönliche Verhältniß der Katholiken zur Offenbarung und Versöhnung vermittelt, während im protestantischen Glauben jeder Einzelne als solcher das unmittelbare Verhältniß zum Mittler in Anspruch nimmt. Daher ist die Idee einer Wiedervereinigung beider Kirchen nicht mehr unerhört, und die Hoffnung hat sich hin und wieder geltend gemacht, daß, wie der Katholicismus die petrinische, die Reformation die paulinische Ausbildung des Christenthums durchgeführt, so endlich Eine Kirche im Geist des Johannes entstehen möge.

Nach alle dem drängt sich die Frage auf: wenn der Protestantismus in seiner historischen Fortentwicklung den Unglauben aus seinem Schooße geboren, als Opposition aber innerhalb der Religion dergestalt auf den Katholicismus zurückgewirkt hat, daß die Dogmen in Eins zurücklaufen, was ist anders gedenkbar, als daß die protestantische Kirche im Laufe der Zeit an die Mutter, von der sie sich losgemacht, zurückfalle? Denn was immer die Orthodoxie einwenden mag, das Festhalten am Symbol ist die Resignation auf subjektive Freiheit der Forschung, d. h. Rückkehr zum Katholicismus.

Indem wir zu diesem selbst übergehen, finden wir zuvörderst durch natürliche Wirkung des Zeitgeistes alle jene Parteien in ihm wieder, nur in seiner eigenen Weise und gehalten von der einheitlichen Kraft der Hierarchie. Was dort die Pietisten, sind hier die Ultramontanen, was dort die Rationalisten, hier die Aufgeklärten, und so fort ins Einzelne. Sonst aber hat der Katholicismus im Laufe der Zeit seine Dogmen, wenn auch vor der Hand nur theoretisch, gereinigt, indem er den Aberglauben entweder stillschweigend beseitigt, oder die alten Lehren vergeistigt in ein ideales Licht gestellt hat. Mit Einem Wort, die Concessionen,

deren Weigerung zu Luthers Zeit das unselige Schisma herbeigeführt, sind heutigen Tages zum größten Theile zugestanden. Weil aber der Beruf der Kirche, wenn sie auch im Mittelalter ihn allzu materiell durchzuführen versucht, ewig derselbige bleibt, so ist es in unsern Tagen die Aufgabe der Hierarchie, die alte Herrschaft der Kirche ohne die alten Fehler durch geistige Macht aufs neue zu gründen. Dieß Ziel ist es, was den Erleuchtetern der ultramontanen Partei, zu der sich die Mehrzahl der jungen theologischen Talente und viele geistvolle Männer bekennen, in der Seele schwebt; ein großes Ziel, aber unerreichbar, so lang nicht die Gränze gezogen wird zwischen geistiger und materieller Einwirkung. Die Uebermacht, welche neuerdings das päpstliche über das Episkopalsystem in der Wissenschaft gewonnen hat, bringt es mit sich, daß den Ultramontanen die Führung und Leitung der katholischen Kirche mehr und mehr zufallen wird. — Wenn aber die überwiegende Mehrzahl der Protestanten dem Unglauben sich zugewendet hat, so ist dagegen in die große Masse unter den katholischen Völkern ein Indifferentismus eingedrungen, der, nur durch den äußern Schein der kirchlichen Bande verdeckt, das Wurzelleben des Katholicismus untergräbt.

Die Welt des Glaubens, also getrennt in Confessionen und Parteien, bewegt sich sonach mit all ihren Spaltungen um die Mission und Gestaltung der Kirche, und deren Verhältniß zum Staat. Ist das Volk souverän in der Kirche oder allein eine priviligirte Aristokratie? Ist es reine oder gemäßigte Demokratie (Calvinism und Protestantism), ist es absolute oder eingeschränkte Monarchie (päpstliches und Episkopalsystem), was der Kirche frommt? Und das Reich Gottes auf Erden, steht es als sichtbare, organisirte Stellvertretung Christi dem Staat gegenüber, oder ist es, als unsichtbare Vereinigung aller Gläubigen (welche lediglich durch immer größeren Anwachs die Erziehung der Menschheit fördert), dem Staate unterworfen? Diese Fragen, unendlich wichtig durch ihre dogmatischen und praktischen Consequenzen, sind nicht zu lösen aus den Quellen, nicht einmal aus dem Geiste des Christenthums; und es ist sehr zu fürchten, daß die Kirche vom Unglauben, der diese Fragen aufgerührt hat, auch ihre Lösung erwarten muß.

Der Kirche gegenüber hat der Unglaube die überwiegende Mehrzahl der Zeitgenossen an sich gezogen, und sich hiedurch zum

Beherrscher des Zeitgeistes gemacht. Wenn in den letzten Decennien der Glaube sich aller Orten ermannt, geistige Frische und gemüthliches Leben gewonnen hat, so ist dagegen der Unglaube durch Reinigung von aller Frivolität und durch das Bewußtseyn des heiligen Zieles, wonach er strebt, innerlich erstarkt. Die Wissenschaft und die Literatur, die Erziehung und das Staatsleben unserer Zeit sind von ihm durchdrungen. Weil in unserer Pädagogik die Religion wenig mehr ist als ein Stück der Bildung, so gehört ihm der größte Theil der Jugend, welche nur durch Gemüth zum Glauben, durch Verstand und Leichtsinn zum Unglauben getrieben wird. Auf ihm beruhen mittelbar oder unmittelbar alle modernen Staaten; denn auch der conservativsten Politik gilt die Religion weder als Richtschnur ihres Thuns noch als das erziehende Prinzip der Völker; sie ist nur Stütze der staatlichen Macht, ihre Stelle vertritt die Humanität, welche vom Unglauben gepredigt wird, wie vom Glauben. Und während in den große Klassen Aberglaube, Leichtsinn und Indifferentismus sich die Wage halten mögen, huldigt dem Unglauben die größere Masse des Mittelstandes, d. h. der denkenden Gebildeten, und die große Mehrzahl des höchsten Standes, d. h. was durch Geist eminirt in Poesie und Literatur, in Wissenschaft und Politik. Ich will nicht an die großen Namen erinnern, die den Stolz der deutschen Nation bilden in der neuern Geschichte. Wenn Einzelne unter ihnen für den Glauben gekämpft (wie Klopstock und Hamann), so war es eine Unterwerfung, der die freie Entfaltung der Persönlichkeit widersprach. — Unterwerfung, das ist das gehaßte Wort in unserer Zeit; da ist Niemand mehr, der sich leiten lassen wollte an den tausendjährigen Banden der Religion, geschweige der Kirche; Jeder sucht sich seinen Gott und seinen Glauben, wie er ihn findet; keine Erziehung mehr, mündig will Alles werden oder seyn.

Von dem Prinzip, daß der Mensch durch eigene Kraft die Wahrheit erringen könne, ist der Unglaube ausgegangen. Die Wahrheit zu finden, hat er sich zum heiligen Ziel gesteckt. Die Philosophie hat das Christenthum zergliedert, zerstückelt, vergeistigt; sie hat einiges als Wahrheit oder Ahnung, anderes als spekulativen Typus oder als Mythe erklärt, und was hat sie dafür gegeben? Wenn das Christenthum der Zeit nimmer genügt, was gibt sie ihr zum Ersatz?

Die systematische Philosophie zuerst hat hierauf zu antworten. Es ist lächerlich, aus dem Wechsel ihrer Systeme sie der Unmöglichkeit, zum Ziele zu kommen, zu zeihen. Aber da jedes der Reihe nach sich als Wahrheit verkündigt, so kann nur das Gesammtresultat aller, oder eins der (zwei oder drei) noch lebenden in Anschlag kommen.

Nachdem Descartes ausgesprochen hatte, daß der Mensch, an Allem zweifelnd, die Welt und Gott neu construiren müsse, lehrte Spinoza, gegenüber der lebendig persönlichen Anschauung des Christenthums, die Nothwendigkeit und Alleinheit der Welt. Von hier, d. i. vom Pantheismus ausgehend, hat die systematische Philosophie zwei Perioden durchgemacht. Die erste geht bis Kant. Kant, weil er sie begraben fand in dogmatistischen Subtilitäten, die kein Mensch ausmachen kann, erklärte die Religion aus dem praktisch moralischen Bedürfniß und behauptete, der Mensch sey unfähig, die göttlichen (transscendenten) Dinge zu erkennen. Das heißt, die Philosophie schloß damit, sich selbst zu desavouiren. — Die zweite geht bis Hegel. Fichte fand im Ich das Medium, die ausgesprocheme Unfähigkeit umzustoßen, und stellte seine sittliche Weltordnung auf; und wie er denn mächtig war von Charakter und ein Bild deutscher Seelenstärke, so trug er sie — der erste von Allen — mit energischer Consequenz auf alle Zweige des Wissens über. Aber sein Erziehungsplan, sein Handelsstaat zeigten an der Consequenz auch dem Laien die Unhaltbarkeit der Grundlage. Weiter suchte Schelling, auf die reine Spekulation, d. i. auf Spinoza zurückgehend, den Grund der Welt und ihre Entwicklung zu finden; doch nachdem er über Naturwissenschaft und Geschichte ein glänzendes Licht geworfen, hat er, schwankend zwischen Persönlichkeit und Unpersönlichkeit Gottes, in mystischer Theologie geendigt. Endlich hat Hegel in seiner dialecktischen Bewegung ein logisches Gebäude aufgerichtet, worein sich sämmtliche Tendenzen bequemlich einfügen lassen, und von dessen organischem Leben nur das zu sagen ist, daß seine Schüler zwischen Glauben und Unglauben gleich getheilt sind, ohne zu wissen, wie der Meister eigentlich über die innern Fragen gedacht habe.

Ueber das persönliche Verhältniß des Menschen zu Gott (und ob überhaupt ein solches zu einem unpersönlichen Wesen möglich),

wohin der Mensch geht und woher er kommt, was es werden soll mit Religion und wer ihr Stifter gewesen (welcher entweder als Gott anerkannt oder als Mensch gerechtfertigt seyn will) — darüber hat uns die systematische Philosophie wenig gesagt, oder was sie gesagt, so gesagt, daß sie dem Volke unverständlich geblieben, gesetzt auch, man hätte sie ihm verdollmetscht. Ist sie aber unfähig, aufs Volk zu wirken, so mag sie Alles vermögen — die Wirren unserer Zeit zu lösen, die Menschheit zu beruhigen vermag sie nicht.

Aber auch ohne das ist so viel klar: diese Philosophie, indem sie in einem Justemilieu zwischen Glauben und Unglauben geendet, hat (zum zweitenmal) auf ihren eigenen Beruf verzichtet.

Die andern Philosophen unseres Volkes haben deutlicher gesprochen; weit entfernt, ihre Meinung für die gefundene Wahrheit zu halten. Lessing getröstet sich (in der Erziehung des Menschengeschlechts) eines neuen Evangeliums, eines dritten Testamentes, das die Wahrheiten des Christenthums dem Verstand rechtfertigen und die Erziehung abschließen werde. Friedrich II., nach ihm vielleicht der größte speculative Philosoph, den Deutschland gehabt, legt (in seinen Briefen) sein individuelles Glaubensbekenntniß ab, ohne sich selbst gewiß zu seyn, ob der Mensch jemals zur Erledigung der höchsten Fragen gelangen werde. Herder, mit dem Gemüth ans Christenthum gebunden, und beseelt von Gram über die Verderbniß der Zeit, baut auf die Entfaltung der Humanität, d. h. auf neuen Aufbau des Christenthums durch die fortschreitende Entwicklung des menschlichen Wesens. Schiller, einer der reinsten und innigsten Jünger der Wahrheit, hat im Marquis Posa das Wesen einer idealen Zeit, wie sie seinem Sinne vorschwebte, gezeichnet. Goethe allein, obwohl auch in der Philosophie dilettirend, hat über die heiligsten Interessen der Menschheit geschwiegen. Jakobi und Friedrich Schlegel haben in der Religion den Trost gesucht, den ihnen der Unglaube nicht zu geben vermocht.

Das sind die positiven Resultate des Unglaubens. — Der Glaube, in dem Jahrtausende lang die Völker den Frieden gefunden, hat immer noch zu spenden, aber Wenige wollen nehmen. Der Unglaube soll Alle befriedigen, aber er hat nichts zu geben. Deßhalb kann jener nicht untergehen, dieser nicht siegen.

„Wenn dem so ist, so müssen beide sich abgeben, beide sich vereinigen, dann wird Ruhe werden.“ Es ist natürlich, so zu

denken, und Viele denken so. Ich will diese nicht fragen, was Schelling's und Hegel's Transaction (denn dazu haben sich beide Systeme gestaltet) auf die Zeit gewirkt hat, um sie zu versöhnen. Auch das Meiste von dem, was neuerdings in der Philosophie gearbeitet wird (man denke z. B. an Fichte und Weiße), läuft darauf hinaus: überall ein Ringen nach Versöhnung. Aber es ist noch nicht Alles gethan, wenn auch die Philosophie und das Christenthum in den Dogmen einig werden. Kann jene durch Menschenweisheit rechtfertigen, was dieses gelehrt, so braucht es keine Offenbarung, keine Kirche mehr. Wenn dagegen das Christenthum in Concessionen eingeht, verkauft es das Vorrecht seines eigensten Wesens — die Exemtion seines (göttlichen) Ursprungs.

Was wäre nur geholfen, wenn beide, Religion und Philosophie, in voller Ganzheit, gerechtfertigt die eine in der andern Augen, sich genüberstünden, und wie ist das gedenkbar?

In der Politik und im Staatsleben, im Prinzipienkampf und in den socialen Fragen unserer Zeit sahen wir die Hoffnungen schwinden, sahen sie zurückgewiesen auf innere Lösung. Wird auch die letzte Hoffnung scheitern? Soll so die große Mission, zu der das deutsche Volk sich berufen glaubt, zu Grabe gehen? Soll aus dem Schooße eines fünfundzwanzigjährigen Friedens, in dem alle Geister sich gerieben, alle Zwiste sich befehdet haben, kein Wort des Friedens erblühen?

Das Eine bleibt uns, wenn aller Trost verschwindet, und bleibt uns Gewißheit: keine Zeit, die jemals aus tiefem Elend nach Gott gerungen, ist noch von Gott verlassen worden. Derselbige Geist, welcher am Anfang der Tage, als die Erde wüste war und leer, geschwebt hat über den Tiefen des Wassers, kann auch jetzt wieder sein allmächtiges Werde ausrufen über das Chaos unserer Zeit. Abermals kann er sprechen: es werde Licht! — und es wird Licht werden.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Universitäten.

Berlin. Um den großen Zudrang zu den Universitäten zu hemmen und auch nach vollendeten Studien nur die brauchbarsten und kräftigsten Talente für den Staatsdienst zu gewinnen, hat der Justizminister in einem Ministerialrescript an die Obergerichte und juristischen Examinations-Commissionen die Bestimmung ausgesprochen, daß die Zulassung zum dritten Examen künftighin durch das ganze Verhalten und die sämmtlichen Leistungen der Referendarien und von den hierüber abzulegenden Gutachten der Präsidenten abhängig zu machen sey. Denn da weder im mündlichen, noch schriftlichen Examen von wenigen Stunden die Fähigkeit der Examinanden genügend erkannt werden und namentlich die Mittelmäßigkeit es ungehindert passiren könne, so solle künftig jede Arbeit eines Referendars mit dem Votum des vorgeordneten Raths versehen werden, und nur wenn sämmtliche dieser auf eine gewisse Zahl festgesetzten Arbeiten gut censirt sind und auch sonst kein Bedenken obwaltet, soll der Präsident die Zulassung zum dritten Examen beantragen dürfen. Die Arbeiten sollen dann der Examinations-Commission übersendet werden. Sie bestehen nämlich in 18 Civilrelationen und 6 Referaten in Criminal- oder fiscalischen Untersuchungssachen, welche in der Censur für „praktisch brauchbar" erklärt worden seyn müssen.

Dr. Johann Franz ist zum außerordentlichen Professor der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Bonn. In diesem Sommersemester zählt die Universität im Ganzen 627 Studirende, von denen der katholischen Theologie 84 (83 In- 1 Ausländer); der evangelischen Theologie 88 (47 In- 41 Ausländer); der Jurisprudenz 214 (178 In- 36 Ausländer); der Medicin 122 (101 In- 21 Ausländer); der Philosophie 92 (76 In- 16 Ausländer) gehören: außerdem werden noch 27 nicht immatriculirte Chirurgen, Pharmaceuten rc. zu dem Zuhörerkreis der Universität gerechnet.

Durch einen königlichen Gnadenact ist dem seit 1820 mit Beibehaltung seines Gehalts in Ruhestand versetzten Professor Ernst Moriz Arndt sein Lehramt wiedergegeben worden.

Die bisherigen außerordentlichen Professoren Dr. Immanuel Hermann Fichte und Dr. Karl Bergemann sind zu ordentlichen Professoren der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Breslau. Nach dem gedruckten Verzeichniß der Studirenden an dieser Universität beträgt ihre Zahl 629, nämlich 122 evangelische und 162 katholische Theologen, 119 Juristen, 128 Mediciner, 98 Philosophen. Außer ihnen nehmen noch an den Vorlesungen Theil 5, deren Immatriculation noch in suspenso ist, 63 Eleven der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt, 20 Pharmaceuten, Oeconomen rc., zusammen 88.

Freiburg. Der Prof. Dr. Staudenmaier hat den Character als geistlicher Rath erhalten und der Lehramtscandidat Dr. Maier ist zum außerordentlichen Professor der theologischen Fakultät ernannt worden.

Gießen. Die Zahl der Studirenden in diesem Sommersemester beträgt 404, wovon 309 In- und 95 Ausländer.

Se. Maj. der König von Württemberg hat dem Professor der Mineralogie, Dr. von Klippstein, die große Medaille für Literatur und Kunst übersenden lassen.

Göttingen. Die Anzahl der Studirenden beläuft sich auf 693. Bei der Vertheilung der akademischen Preise, welche am 4. Juni Statt fand, beklagte sich Hofrath Mitscherlich bitter, daß das Lateinschreiben unter den Studirenden vernachlässigt würde.

An die Stelle Blumenbachs ist Prof. Dr. Rudolph Wagner in Erlangen berufen worden.

Der Hofrath und Professor der Rechte, Dr. Bauer, hat von dem Herzog von Nassau den Character als Geheimer Justizrath erhalten.

Greifswald. Der bisherige Privatdocent an der Universität Berlin, Dr. A. Höfer, ist als außerordentlicher Professor an diese Universität versetzt worden.

Halle. Von Michaelis bis Ostern 1840 befanden sich an dieser Universität 626 Studirende, von denen zu Ostern 135 abgingen; neuaufgenommen wurden vom 2. December 1839 bis 3. Juli 1840 185 Studirende, so daß die Gesammtzahl 676 beträgt, von diesen gehören der theologischen Fakultät 402 (330 In- und 72 Ausländer); der juristischen 87 (80 In- und 7 Ausländer); der medicinischen 115 (62 In- und 53 Ausländer); der philosophischen 72 (63 In- und 9 Ausländer); außer ihnen wohnen den Vorlesungen bei 5 nicht immatriculirte Chirurgen unter der Direction des Prof. Dr. Blasius, und 5 nicht immatriculirte Pharmaceuten.

Jena. Die Zahl der Studirenden betrug in diesem Sommerhalbjahr 484, worunter 237 Ausländer; nämlich Theologen 145; Juristen 168; Mediciner 72; Philosophen 99.

Königsberg. Die Universität zählt gegenwärtig 392 immatriculirte Studirende, von denen 114 der Theologie (110 In- und 4 Ausländer); 85 der Jurisprudenz (83 In- und 2 Ausländer); 84 der Medicin (74 In- und 10 Ausländer); 109 der Philosophie gehören; außerdem besuchen noch 9 der Chirurgie Beflissene die Vorlesungen.

Dr. Sachs, Prof. der medicinischen Fakultät, hat das Prädicat als Geheimer Medicinalrath erhalten.

Leipzig. Das Gesammtvermögen der Universität beträgt nach einer neuern Schätzung 1,688,016 Rthlr., von welcher Summe 656,789 Rthlr. als milden Stiftungen und besondern Zwecken gehörend; und 497,029 Rthlr. als Schätzungswerth von Gebäuden und Grundstücken abgezogen werden müssen, da sie nur zum Theil Zuschüsse zu den allgemeinen Bedürfnissen der Universität gewähren. Demnach bleiben zur Deckung dieser allgemeinen Bedürfnisse aus eignen Mitteln der Universität nur die Renten von 534,198 Rthl., welche gegenwärtig 16,680 Rthlr. abwerfen. Die Gesammtausgaben der Universität betragen in fester Summe jährlich 55,399 Rthlr., wozu auf die Finanzperiode von 1840—1843 ein jährlicher Zuschuß von 37,982 Rthlr. aus den Staatskassen bewilligt ist. Die Professoren beziehen einen jährlichen Gehalt von 44,550 Rthlr., die Universitätsbeamten 10,849 Rthlr., die Bibliothek erhält jährlich 3700 Rthlr., der botanische Garten 1000 Rthlr.

Nach dem neuesten Lektionskatalog sind ordentliche Professoren in der theologischen Fakultät 6, in der juristischen 6, in der medicinischen 10, in der philosophischen 13. Unter den Privatdocenten der juristischen Fakultät ist auch Hofrath Dr. Albrecht aufgeführt, der deutsches Privatrecht und Geschichte des deutschen Rechts lesen wird.

Die Gesammtzahl der Studirenden betrug bis zum 1. Juli 941, nämlich 675 In- und 266 Ausländer; davon studiren Theologie 267; Jurisprudenz 366; Medicin 220; Philosophie 88.

Der Rector der Thomasschule M. Stallbaum, ist zum Mitglied der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Marburg. Die Zahl der Studirenden betrug im Sommersemester 287, unter denen sich 40—50 Ausländer befinden.

Der Prof. Karl Adolf von Vangerow hat einen Ruf nach Heidelberg an Thibaut's Stelle erhalten und angenommen.

München. Die Universität zählt gegenwärtig 1545 Studirende (1340 In- und 205 Ausländer). Theologen sind 172, Juristen 413, Kameralisten 33, Mediciner 195, Philosophen 495, Pharmaceuten 89, Architekten, Forst- und Industrie-Beflissene 148.

Der Fiskal und Assessor bei der General-Bergwerks- und Salinen-Administration Dr. Lauck ist zum Honorar-Professor für das Bergrecht an der Universität ernannt.

Einer königlichen Entschließung zufolge ist der Oberingenieur Dr. Pauli seiner Funktion als ordentlicher Professor der staatswirthschaftlichen Fakultät an der Universität enthoben.

um, wie es heißt, sich ungetheilt seiner Stelle als Vorstand der polytechnischen, landwirthschaftlichen und Gewerbsschule widmen zu können.

Tübingen. Der außerordentliche Professor der katholisch-theologischen Fakultät, Dr. Hefele, wurde zum ordentlichen Professor ernannt, ebenso Prof. Dr. Walz in der philosophischen Fakultät.

Würzburg. Die Zahl der Studirenden beläuft sich im gegenwärtigen Semester auf 428; worunter 97 Ausländer.

Sr. Maj. der König von Bayern hat die auf den Professor Dr. v. Lasaulx gefallene Wahl zum Rector der Univerität für das Studienjahr 1840 u. 41 bestätigt und den bisherigen Privatdocenten Dr. Adelmann zum außerordentlichen Professor an der medicinischen Fakultät ernannt.

Kirche.

Sr. Maj. der König von Preußen hat den Geheimen Legationsrath Eichhorn zum Minister des Kultus und Unterrichts ernannt.

Sr. Maj. der König von Sachsen ernannte zum Minister des Kultus den Geheimenrath von Wietersheim.

Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich hat der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Gonzenheim, landgräflich hessischen Amts Homburg vor der Höhe, eine beträchtliche milde Gabe zum Bau einer neuen Kirche bewilligt.

Der Pfarrkandidat Dietz aus Karlsruhe ist zum evangelischen Hofprediger der Frau Erbprinzessin von Siegmaringen und zum Professor am Gymnasium zu Hechingen ernannt worden.

Der Professor der Theologie in Wien Ignaz Feigerle ist zum Hof- und Burgpfarrer und zum Director des höhern Priester-Bildungs-Instituts ernannt worden.

Sr. Maj. der König von Preußen hat den bisherigen Numerar-Kanonikus am Collegiatstifte zu Aachen, Consistorial- und Schulrath, Anton Gottfried Claessen, zum Domprobst am gedachten Stifte ernannt und ihn seines Amts als geistlicher und Schulrath mit Belassung dieses Titels entbunden, mit der Befugniß, als Ehrenmitglied der königlichen Regierung zu Aachen an den Sitzungen derselben für das Kirchen- und Schulwesen Theil zu nehmen.

Der Fürstbischof von Breslau, Graf Sedlnizky, hat seine Entlassung nachgesucht und ist von Sr. Maj. dem König von Preußen unter Gewährung derselben mit Beibehaltung seines fürstlichen Titels als wirklicher Geheimerrath in den Staatsrath berufen worden.

Sr. Maj. der König von Bayern hat die Gründung eines Wallfahrervereins von Seiten mehrerer Bürger zu München genehmigt und gestattet, daß die Vereinsmitglieder alljährlich am fünften Sonntag nach Ostern einen feierlichen Kreuzgang nach dem heilgen Berg Andechs unternehmen dürfen.

Schule.

In Berlin bestehen jetzt 13 normalmäßig eingerichtete Kommunal-Armenschulen, in welchen in 77 Klassen gegen 5830 armen Kindern ein geregelter Tages-Schulunterricht und 1175 Nachhülfe-Schulunterricht ertheilt wird; außerdem werden noch 5356 Kinder in den Parochial- und Privatschulen der Stadt auf Kosten der Kommunen unterrichtet. Von jenen 13 Schulen befinden sich 10 in eigenen den Kommunen oder Stiftungen zugehörigen Gebäuden, und nur 3 in gemietheten Lokalien. Die Gesammtausgabe für das Armenschulwesen betrug im Jahre 1839 53,587 Rthlr.

Sr. Maj. der König von Preußen hat die Errichtung eines zweiten katholischen Schullehrerseminars für die Rheinprovinz befohlen, das am 1. Juni zu Kempen eröffnet wurde. Es ist wie das ältere zu Brühl zur Aufnahme von 600 Zöglingen ausgerüstet, mit Stipendien zur Unterstützung mittelloser, dem Elementar-Schulfache sich widmender Jünglinge dotirt und zunächst für die Regierungsbezirke Aachen, Düsseldorf und Köln bestimmt. Zum Director dieses neuen Seminars ist der Priester Johann Lambert van der Driesch, bisher katholischer Religions- und Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Düsseldorf, ernannt.

Der Großherzog von Baden hat die auf den Baurath Prof. Dr. Bader gefallene Wahl zum Director der polytechnischen Schule in Karlsruhe für das Studienjahr 1840 und 1841 bestätigt.

Sr. Maj. der König von Schweden hat dem Vorsteher der Rettungsanstalt für sittlich verwahrlosete Kinder in Hamburg, Herrn J. H. Wichern, wegen seines gründlich ertheilten

Raths bei Stiftung einer ähnlichen Anstalt bei Räby die goldne Medaille „für rühmliche Handlungen,“ um solche an einem blau und gelben Bande zu tragen, verliehen.

Die polytechnische Schule in Karlsruhe gestaltet sich immer mehr nach außen zu einer Hochschule, wo die letzte Vollendung der Theorie bezweckt wird. So sind aus Luxemburg ständige Besuche von jungen Leuten angekündigt, welche, nachdem sie ihre Studien auf dem dortigen Athenäum absolvirt haben, diese Anstalt als Universität beziehen sollen. Auch schon früher suchten Techniker aus den Cockerill'schen Etablissements in Karlsruhe sich theoretisch weiter auszubilden.

Literatur.

Se. Maj. der König von Preußen hat Alexander von Humboldt beauftragt, die beiden Brüder Grimm einzuladen, ihren Aufenthalt in Berlin zu nehmen, um hier ihre Studien fortzusetzen und, mit Beziehung eines Gehalts, zugleich den wissenschaftlichen Aufträgen Sr. Maj. entsprechen zu können.

Derselbe hat auch, nachdem ihm Ludwig Tieck seine neueste Novelle übersendet hat, diesem Dichter eine jährliche Pension von 1000 Rthlr. ertheilt, da er gehört hat, daß die äußern Verhältnisse desselben nicht ganz sorgenfrei seyen.

Dr. Ed. Buschmann, Custos der königlichen Bibliothek zu Berlin und Herausgeber der nachgelassenen linguistischen Werke Wilhelm von Humboldt's, hat den Titel eines königlichen Professors erhalten. In einem besondern Werke, betitelt: „Ueber die Sprachen des großen Ocean,“ wird er das große Werk W. v. Humboldts über die Kawisprache 2c. vervollständigen. Er beabsichtigt namentlich hierin das Kawigedicht Brata Yuddha, wie es Humboldt schon im Sinne hatte, im Urtext und Uebersetzung mit Erklärung und Wortverzeichniß herauszugeben, ferner eine vergleichende Grammatik der westlichen malayischen Sprache 2c.

In dem Zeitraum von 1828 — 1838 hat' sich die königliche Bibliothek in Berlin um 69,418 Bände vermehrt, von denen 49,648 Bände durch Kauf und Schenkung, und 19,770 als pflichtmäßig eingelieferte Exemplare inländischer Verlags- und Druckwerke der Bibliothek zugekommen sind.

Dem Redacteur des württembergischen deutschen Couriers, Dr. C. Weil, ist aus dem Hannoverschen ein silberner Pokal als Ehrengeschenk zugekommen, der die Inschrift trägt: „Dem Herrn Dr. C. Weil in dankbarer Anerkennung“ — „Freies Wort macht freien Mann.“

Die Universität Kiel hat zur Feier des Krönungsfestes dem Hofrath und Professor Dahlmann das Diplom eines Doctors der Jurisprudenz, dem Buchhändler Fr. Perthes in Hamburg und dem preußischen Generallieutenant Rühle von Lilienstern, Chef der Kriegsschule in Berlin, das eines Doctors der Philosophie zugeschickt.

Der Großherzog von Hessen hat dem Prälaten Dr. Köhler das Commandeur-Kreuz zweiter Klasse, dem Oberconsistorialrath Knorr, dem Oberstudienrath Dr. Dilthey, dem Prof. Dr. Adrian und dem Archivrath Lindt das Ritterkreuz des Verdienstordens Philipps des Großmüthigen verliehen.

Se. Maj. der König von Dänemark hat den Professoren Steinheil in München, Steffens in Berlin, Molitor in Frankfurt und Dahl in Dresden das Ritterkreuz des Elephantenordens ertheilt.

Der Professor und Geheimerath Dr. Schönlein in Berlin soll durch den russischen Gesandten daselbst im Auftrag der russischen Kaiserin eine schwere goldne Dose mit 12 Solitärs 2c., und von Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland die Decoration des Annenordens zweiter Klasse in Brillanten erhalten haben.

Kunst.

Ein in Paris ansäßiger, jetzt in Berlin verweilender Kunstkenner und Chemiker, Hr. Eduard Stolle, hat die Ansicht ausgesprochen, daß die bisher für Wachsmalerei gehaltenen antiken Wandgemälde al fresco gemalt seyen, und zwar so, daß der Kalk sowohl als die Farben mit Milch angemacht seyen, wodurch jene schöne Farbenpracht hervorgebracht würde, die noch jetzt an ihnen bewundert wird.

Dr. Berres in Wien hat die höchst wichtige Entdeckung gemacht, die Bilder des Daguerreotyp nicht nur für immer zu fixiren, sondern auch für den Druck geeignet zu machen. Er theilte seine Entdeckung in der Sitzung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, die Anfang Mai gehalten wurde, mit der rühmenswerthesten Liberalität mit. Das Wesentliche besteht kürzlich in Folgendem. Die Bilder werden fixirt, wenn man sie nach ihrer Erzeugung einige Minuten lang über mäßig erwärmte, salpetersaure Dämpfe hält, und sie dann in eine

13—14gradige Salpetersäure legt, in welcher Kupfer oder Silber oder beides zugleich in größerer Masse aufgelös't ist. Hierdurch erhält das Bild einen Metallüberzug, der durchsichtig wird, wenn man das Bild in Wasser legt, und den Ueberzug darauf mit Kreide oder Magnesia polirt und vermittelst eines feinen trocknen Tuches oder Leders reinigt und trocknet.

Die Aetzung der Metallplatte und ihre Vorbereitung zum Druck geschieht folgendermaßen: Das fertige Bild wird an den Stellen, wo die ätzende Säure nicht hinwirken soll, mit Deckfirniß geschützt und darauf ein bis zwei Minuten lang über schwache, erwärmte Dämpfe einer 25—30gradigen Salpetersäure gehalten, dann mit einer honigdicken Auflösung von Gummiarabicum übergossen, und die Platte, das Bild nach oben, einige Minuten lang in eine horizontale Lage gebracht. Ist das geschehen, so hält man das Bild, vermittelst einer Art doppelter Pincette, die an ihren hakenförmigen Enden mit Asphaltfirniß oder hartem Holz geschützt seyn muß, in 12—13gradiger Salpetersäure, läßt den Gummiüberzug langsam verschwinden, und beginnt durch vorsichtige und allmählige, vom Bilde entfernte Zusätze einer 25—30gradigen Salpetersäure die ätzende Kraft der Flüssigkeit zu verstärken. Wenn die um das Bild befindliche Säure 16—17 Grad gewonnen und ein eigner, beißender Dunst, der das Geruchsorgan bedeutend ergreift, dem Metalle entströmt, tritt gewöhnlich die Umwandlung des Lichtbildes in ein vertieftes Metallbild ein, und durch vorsichtiges Potenziren kann die Aetzung bis auf den Grad der Schärfe und Reinheit fortgesetzt werden, daß die Platte zum Druck völlig brauchbar wird.

Die von Jacobi in Petersburg erfundene, von Spencer in Liverpool und Prof. von Kobell in München vervollkommnete Galvanoplastik ist in neuester Zeit von Mechanikus G. Müller in Leipzig auch auf die Typographie angewendet worden; doch hat schon im vorigen Jahre 1839 die Rösl'sche Hofbuchdruckerei in München sich bemüht, nach Jacobi's und Spencer's Methode, erhabene Schriftzüge auf Metallplatten darzustellen, was ihr vollkommen gelungen ist; sogar Holzschnitte hat sie in Metallschnitte verwandelt, deren Schärfe und Reinheit, abgesehen von der Gediegenheit des Metalls, auch den vollkommensten Guß und Abklatsch bei weitem übertreffen.

Hr. Franz Faber in Wien hat eine Sprachmaschine aufgestellt, deren Construktion, wie man sagt, aus kleinen von Kautschuk verfertigten Blasebälgen besteht, und welche alle zum Aussprechen aufgegebene Laute, Wörter und ganze Sätze in deutscher, wie in fremder Sprache mit einer Präcision und Deutlichkeit vernehmen läßt, daß man glaubt, in der vorn an der Maschine befestigten Puppe ein Kind von 5—6 Jahren sprechen zu hören. Die Töne werden durch eben so viele Tasten als das Alphabet Buchstaben zählt, hervorgebracht und die Deutlichkeit wird um so größer und vollkommener, je schneller und genauer dieselben angeschlagen werden. Auf die vollkräftige Stimme des Mannes soll, nach der Versicherung der Erfinders, eben so wie die kindliche, ohne besondere Veränderung der Construktion auf der Maschine hervorgebracht werden können.

Sr. Maj. der König von Preußen hat dem russischen Oberbaumeister von Montferrand zu Petersburg den rothen Adlerorden dritter Klasse verliehen, und dem Kapellmeister Ignaz Ritter von Seyfried die goldne Medaille für Künste und Wissenschaften geschickt.

Der akademische Lehrer Maler Eduard Dage ist zum Professor der königl. Akademie der Künste in Berlin ernannt worden.

Dieselbe Akademie hat den Steinschneider und Wappenstecher Anton Egidius Georg Otto in Berlin, aus Reinerz in der Grafschaft Glatz gebürtig, zu ihrem akademischen Künstler ernannt.

In Wien ist der seit längerer Zeit bestehende, aber unbesetzte Lehrstuhl der Mosaik an der dasigen Akademie mit veränderter Bestimmung als Professur der Composition dem Maler Führich, welcher bekanntlich der ernsten christlichen Kunstrichtung ausschließlich angehört, verliehen worden.

Der Hofkapellmeister Conradin Kreuzer in Wien ist als Musikdirector nach Köln berufen worden.

Die philosophische Fakultät der Universität Gießen hat den großherz. hessischen Hoforganisten, Chr. H. Rinck, aus Veranlassung seines 50jährigen Dienstjubiläums zum Doctor der Philosophie im Fache der Musik honoris causa ernannt.

Preßangelegenheiten.

Nachrichten aus Berlin sprechen von einem schon ausgearbeiteten Entwurf über die künftige Stellung der Presse, demzufolge größere wissenschaftliche wie belletristische Werke ganz von der Censur befreit seyn, und die Journale sich einer größern Freiheit erfreuen sollen. Auch soll solchen Personen, die durch ihre Stellung in der Gesellschaft oder Wissenschaft eine genügende Bürgschaft geben, die Censurfreiheit gegeben werden, namentlich würden

die Professoren der Universität, die Mitglieder der Akademie, die höhern Beamten ꝛc. in die censurfreie Klasse treten.

Zwischen den Regierungen von Oestreich und Sardinien ist ein Vertrag abgeschlossen worden, um die Eigenthumsrechte der in beiden Staaten erscheinenden literarischen und artistischen Werke sicher zu stellen. Er enthält folgende wesentliche Punkte: 1) Die Werke des menschlichen Geistes in Wissenschaft oder Kunst sind Eigenthum des Verfassers oder seiner Rechtsnachfolger, und nur diese haben das Recht, die Veröffentlichung derselben zu verfügen. 2) Die dramatischen Werke genießen dieselben Rechte, und dürfen ohne Zustimmung der Verfasser und deren Rechtsnachfolger nicht aufgeführt werden. 3) Die Uebersetzung von Manuskripten und Werken, welche in einer fremden Sprache außerhalb des Gebiets der kontrahirenden Staaten erschienen sind, gelten gleichfalls als Originalprodukte und genießen die Rechte derselben. Nur wenn der Verfasser eines in einem der kontrahirenden Staaten erscheinenden Werkes selbst eine Uebersetzung von seinem Werke zu geben verspricht, und sie in den nächstfolgenden sechs Monaten ausführt, darf keine andere Uebersetzung erscheinen. 4) Doch dürfen Journale und periodische Schriften die Artikel anderer Journale und periodischen Schriften ohne Anstand nachdrucken, sobald diese Artikel nicht drei Bogen überschreiten und die Quelle angegeben wird. 5) Bei anonymen und pseudonymen Werken gelten die Herausgeber für die Verfasser. 6) Jede Nachbildung, Nachdruck von literarischen oder Kunstprodukten, in sofern sie ganz oder in einzelnen Theilen auf mechanische Weise ohne Zustimmung des Verfassers oder seiner Rechtsnachfolger hervorgebracht werden, ist untersagt. 7) Das gilt auch, wenn ein Werk unter verschiedenem Titel, doch in derselben Ideenfolge und der nämlichen Abtheilung der Materie nachgebildet wird, wäre es auch bedeutend vermehrt oder vermindert worden. 8) Für den Nachdruck ist jeder Artikel eines encyklopädischen oder periodischen Werkes, der die Zahl von drei Druckbogen überschreitet, ein selbstständiges Werk. 9) Der Verfasser eines literarischen oder wissenschaftlichen Werkes ist befugt, die Usurpirung des von ihm gewählten Titels zu verhindern, wenn das Publikum dadurch über die scheinbare Identität des Werks in Irrthum geführt werden könnte; in solchem Falle ist kein Nachdruck vorhanden, obgleich der Verfasser auf angemessenen Schadenersatz klagen kann. Nur die allgemeinen Titel „Diktionär,“ „Wörterbuch,“ „Abhandlung,“ „Kommentar,“ und die Eintheilung eines Werks in alphabetischer Ordnung sind hiervon ausgenommen. 10) Kupferstiche, Lithographien, Medaillen, plastische Werke und Formen theilen das Privilegium des Art. 1, so lange dieselben mechanischen Mittel, und dasselbe Größenformat dabei angewendet worden. 11) Das Recht der Verfasser und ihrer Rechtsnachfolger geht auf ihre gesetzlichen und letztwilligen Erben über und wird dreißig Jahre nach dem Tode des Verfassers in beiden Staaten geschützt und anerkannt werden. Es kann aber nicht auf den Fiskus übergehen. — Werke, die nach dem Tode des Verfassers erschienen, werden seinen Erben als Eigenthum vierzig Jahre lang, von dem Tage ihres Erscheinens an, erhalten. 12) Werke, welche gelehrte Institute oder literarische Vereine herausgeben, verbleiben ihnen fünfzig Jahre lang als Eigenthum. 13) Werke von mehreren Bänden zählen erst nach Erscheinen des letzten Bandes oder Heftes, wenn zwischen den einzelnen Bänden nicht mehr als drei Jahre verstreichen. Bei Sammlung einzelner Werke oder Memoiren gelten die Bestimmungen vom Erscheinen jedes einzelnen Bandes.

Denkmale.

Am 8. Juni wurde in Berlin mit großer Feierlichkeit der Grundstein zu dem Denkmal Friedrich II. gelegt.

Das Komité für das Goethe zu errichtende große Denkmal in Frankfurt a. M. hat unter den beiden Skizzen Thorwaldsen's die eine gewählt, welche auch der Meister für die bessere erklärte; sie stellt Goethe in sitzender Stellung dar, in der erhobenen Rechten einen Griffel, in der Linken eine Schreibtafel haltend. Die Statue wird in der Mitte der Baumreihe am Paradeplatz, mit dem Gesicht nach der Zeil gerichtet, aufgestellt werden.

Zur Erinnerung an das vierte Jubelfest der Buchdruckerkunst soll in Frankfurt den drei Begründern dieser Kunst, Guttenberg, Fust und Schöffer, ein gemeinsames Denkmal errichtet werden. Die zur Deckung der Kosten eröffnete Subscription, welche bis jetzt einen sehr erwünschten Fortgang hatte, läßt an der Ausführung nicht mehr zweifeln.

In Salzburg soll Mozart ein Denkmal errichtet werden, dessen Fertigung Schwanthaler aufgetragen worden ist, und das auf dem Domplatze aufgestellt werden soll.

Der König von Bayern hat die Absicht ausgesprochen, dem Geschichtschreiber Johannes von Müller auf seiner Grabstätte zu Kassel ein Denkmal errichten zu wollen.

Im Dome zu Speier wird dem König Rudolf von Habsburg ein Denkmal errichtet, zu welchem die neun Fuß hohe sitzende Statue des Königs von Schwanthaler bereits im Gypsmodell vollendet ist. Sie ist ganz im Styl des Mittelalters, einfach und würdig

gehalten und wird auf einem hohen vom Oberbaurath von Gärtner entworfenen Piedestal, dem Denkmal des Königs Adolf von Nassau gegenüber seine Stelle erhalten.

Das vom Professor Henschel in Kassel gefertigte Standbild des heiligen Bonifacius soll innerhalb der Stadt Fulda auf dem sogenannten Michelsberg vor dem Palast des Landesbischofs aufgestellt werden.

In Kempen hat sich ein Verein zur Errichtung eines Denkmals für Thomas von Kempen gebildet, dessen Buch „von der Nachfolge Christi" so segensreich seit Jahrhunderten gewirkt hat. Das Denkmal soll nach der öffentlichen Bekanntmachung des Vereins in einem Standbild und einer Pflegeanstalt bestehen, worin, ganz im Geist des frommen Mannes, die Werke christlicher Barmherzigkeit an Kranken, Waisen und Alten geübt werden sollen.

Stiftungen.

Mehrere Geistliche der Stadt Trier haben sich zur Gründung eines Konviktoriums vereinigt, in welcher arme talentvolle Zöglinge aus der Diöcese Trier, die sich dem Priesterstande widmen, unentgeldlich, und solche, die nicht ganz zahlungsunfähig sind, gegen eine billige Zahlung Verpflegung erhalten und unter geistlicher Aufsicht stehen sollen. Die Mittel sollen durch freiwillige, jährliche Beiträge der Diöcesen, etwaige Schenkungen, Vermächtnisse und andern wohlthätigen Zuwendungen herbeigeschafft werden. Der Kapitular-Vikar Dr. Günther hat das Protektorat übernommen.

Der Magistrat von Berlin hat zum Andenken an Friedrich II., am hundertjährigen Gedächtnißtag seiner Thronbesteigung, ein Reisestipendium von 600 Thlr. für ausgezeichnete Zöglinge der Gewerbsschulen ausgesetzt.

Vereine.

Der Verein zur Besserung entlassener Strafgefangener in Württemberg hat in einem gedruckten Berichte nachgewiesen, daß in der Periode von 1837, wo er gestiftet wurde, bis 1838 ihm 899 Strafgefangene zur Fürsorge empfohlen worden sind, von denen 264 zu geregelter Beschäftigung eingeführt und mehr als die Hälfte seit vier Jahren als dauernd versorgt anzusehen sind. Da seine Hauptsorge auf die sittlich-religiöse Besserung der entlassenen Strafgefangenen gerichtet ist, so ist der Erfolg seiner Bemühungen nur nach geraumer Zeit zu erkennen; doch auch jetzt schon hat er sehr erfreuliche Erfahrungen gemacht.

In Langenbielau hat sich ein Gewerbverein gebildet, dessen Statuten vom Oberpräsidenten der Provinz Schlesien bestätigt worden sind. Sein Zweck ist Beförderung und Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse zur Vervollkommnung des Gewerbewesens. Diesen Zweck will er erreichen 1) durch Versammlungen, in denen mündliche und schriftliche Mittheilnngen über gemachte Beobachtungen, Erfahrungen und Erfindungen im Gewerbewesen stattfinden; 2) durch Anschließung an ähnliche Vereine; 3) durch Anlegung einer Sammlung nützlicher Bücher, Zeitschriften, Zeichnungen und Modelle zur Benutzung für die Mitglieder; 4) durch Erweiterung des Unterrichts angehender Gewerbtreibenden, so weit die Mittel des Vereins dazu ausreichen. Mitglieder zählt der Verein bis jetzt 73, die sich theils in Langenbielau, theils in Reichenbach befinden.

Der Apothekerverein für Norddeutschland gewinnt immer mehr an Bedeutung, so daß neben der Generalversammlung noch mehrere Kreisversammlungen gehalten werden, wie z. B. in Bielefeld und Münster deren am 3. und 4. Juli stattfanden. Das königl. sächs. Finanzministerium hat dem Verein dieselbe Portovergünstigung für die Lesezirkel der Anstalt zugestanden, deren sie sich im Königreich Preußen erfreut.

Der Verein der Forstbeamten von Baden, Württemberg und Darmstadt hat dieses Jahr sich in Heidelberg versammelt, und seine wissenschaftlichen Sitzungen im Museumssaale daselbst eröffnet.

In der jüdischen Gemeinde der Stadt Gnesen hat sich, durch die thätigen Bemühungen des Herrn Stengel, ersten Lehrers an der dortigen jüdischen Schule, ein Frauenverein, unter dem Namen „Band der Gnade," gebildet, zur Bekleidung armer jüdischer Schulkinder. Er wird durch laufende monatliche Geldbeiträge seiner Mitglieder und durch Handarbeiten unterhalten, die mehrere derselben halbjährlich liefern, und hat schon elf arme Schulkinder gut bekleidet.

Industrie.

Preußen und die deutschen Zollvereinstaaten haben mit der Hansestadt Bremen einen Vertrag zur Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs abgeschlossen.

Zwischen Dänemark und den beiden freien Hansestädten Lübeck und Hamburg sind zwei Verträge abgeschlossen worden, welche theils die Verbesserung alter und Errichtung neuer Landstraßen und Chausseen beabsichtigen, theils den Austausch gegenseitiger Enklaven und Gebietstheile bezwecken, um eine freiere Handelsverbindung herzustellen.

Zwischen Rußland und Oesterreich ist ein Vertrag wegen Beschiffung des Sulinaarmes und Anwendung der Quarantänemaßregeln von den Donaumündungen auf österreichische Handelsschiffe abgeschlossen worden.

Preisaufgaben.

Die königliche Akademie der Wissenschaften hat zur Säkularfeier des Regierungsantritts Friedrichs II. folgende Preisaufgaben gestellt: 1) Physikalisch-mathematische Klasse. — Eine ausführliche Untersuchung der Abel'schen Integralen und besonders der Funktionen von zwei oder mehreren Veränderungen, welche als die umgekehrten Funktionen derselben anzusehen sind. 2) In Betracht der noch vorhandenen Lücken in der Kenntniß der frühesten Entwicklungsperiode des Säugethiers Embryo und der gesteigerten Anforderungen, welche bei dem gegenwärtigen Zustand der Kenntnisse über die Entstehung der Gewebe an die Entwicklungsgeschichte zu machen sind, stellt die königliche Akademie der Wissenschaften die Aufgabe über die ersten mittels des Mikroskops zu beobachtenden Entwicklungsvorgänge im Ei irgend eines Säugethiers, und macht namentlich zur Aufgabe, daß die erste Bildung des Chorions, die Entstehung der ersten Anlage der organischen Systeme aus der keimenden Schicht des Dotters, der Ursprung der Rumpfwände des Embryo, des Ammions, der Allantois und der sogenannten serösen Hülle aufgeklärt werden. Beobachtungen aus der Zeit nach der Bildung des Darmkanals und nach der Einpflanzung der embryonalen Blutgefäße in das Chorion gehören nicht zum Umfang dieser Preisaufgabe. — Termin 1. März 1842. Preis 100 Dukaten.

Philosophisch-historische Klasse: Eine aus beglaubigten Quellen geschöpfte Darstellung der Regierung Friedrich II. mit vergleichender Beziehung auf den großen Churfürsten, so daß entwickelt werde 1) das System, der Inhalt und die Richtung ihrer innern Verwaltung und ihrer äußern Politik; 2) welchen Einfluß hierauf die Zeitverhältnisse und der Zeitgeist, so wie die Verschiedenheit der Charaktere und der Bildung der beiden Herrscher ausübten; 3) welcher Werth und welche Folgen ihren Grundsätzen und Thaten, sowohl für ihre Zeit als in weltgeschichtlicher Hinsicht beizumessen seyen. — Sprache: französisch, deutsch oder lateinisch. Termin der Einsendung 1. August 1843. Preis 200 Dukaten.

Die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften hat in ihrer Jahressitzung folgende Preisaufgabe gestellt: „Waren germanische oder slawische Völker Ureinwohner der beiden Lausitze?" — Die Untersuchung muß eine kritische Würdigung der Quellen, welche über die älteste Zeit der Landesgeschichte vorgefunden werden, und eine Uebersicht der über obige Streitfrage vorhandenen Literatur vorausgeschickt und eine Kritik der Meinung, daß Kelten die Ureinwohner der Lausitz gewesen seyen, beigefügt werden. Preis 50 Thlr. Termin 1. Juni 1841.

Die holländische Gesellschaft der Wissenschaften in Harlem hat in ihrer Sitzung vom 23. Mai d. J. mehrere Preisfragen gestellt, von denen wir bei ihrer großen Anzahl die bedeutendern hier anführen.

1) Da die Metamorphose und Lebensweise einer großen Anzahl von Insekten noch unbekannt, und eine Erweiterung unserer Kenntnisse in dieser Beziehung doch sehr zu wünschen ist, besonders rücksichtlich der schädlichen Insekten, um daraus die besten Mittel zu entnehmen, die Vermehrung dieser Thiere zu verhindern; so wünscht die Gesellschaft a) eine durch Abbildungen erläuterte Darstellung der Metamorphose von wenigstens fünfzig Arten der Koleopteren; b) eine methodische Klassifikation derselben nach ihrer Methamorphose und der Struktur ihrer Larven nebst einer Anleitung, wie man eine zu große Vermehrung dieser schädlichen Insekten umgeben kann. — 2) Da die Erfahrungen von Lavoisier, Seguin, H. Droy, Pfaff, Allen, Pepys, Dulong, Desprez, Prout und Anderen in Bezug auf das Athemholen in mehreren Fällen widersprechende Resultate gegeben haben, und unsere chemischen Kenntnisse rücksichtlich dieses Gegenstandes noch sehr beschränkt sind, so wünscht die Gesellschaft eine kritische Uebersicht, und wo es nöthig gefunden wird, die Wiederholung dieser Erfahrungen, so wie die Lösung folgender Fragen: Welcher Unterschied besteht zwischen der ein- und ausgeathmeten Luft? Wird Stickstoff (azote) während des Athemholens absorbirt? Wird der Sauerstoff der Luft in gleicher Menge und in Verbindung mit dem Kohlenstoff im kohlensauern Gas wieder ausgeathmet? Was bemerkt man im Allgemeinen während des Athemholens der Thiere verschiedener Ordnungen? Welche Folgen kann man aus einer erweiterten Kenntniß des Athemholens für die Erkenntniß der Veränderungen schöpfen, welche das Blut durch sie erfährt? Die Gesellschaft wünscht, daß man bei Beantwortung dieser Fragen sich nur an Thatsachen halte, ohne sich in gewagten Vermuthungen zu verlieren. — 3) Aus welchen Bestandtheilen bestehen die Eisenerze der Niederlande, und welche kann man zur Bereitung guten Eisens benutzen? Welche Arten des Eisens

kann man aus den Mineralien des Landes gewinnen? — 4) Aus den Erfahrungen der Hrn. Jacobi in Petersburg, Strating und Becker scheint hervorzugehen, daß man die elektro-magnetische Kraft als eine neue Bewegungskraft anwenden könne, welche sowohl durch die Einfachheit des Apparats, als durch die Entfernung jeder Gefahr bei ihrer Anwendung, jeder andern Kraft, die man bis jetzt angewendet hat, vorzuziehen seyn möchte. Daher wünscht die Gesellschaft, daß man durch neue Untersuchungen beweise: 1) Bis zu welchem Punkte die elektro-magnetische Kraft für diesen Zweck vermehrt werden kann? — 2) Welche Apparate würden z. B. eine elektro-magnetische Kraft von drei bis vier Pferdekraft hervorbringen? — 3) Welche Metalle und welche Säuren könnten mit dem größten Vortheil angewendet werden? — 4) Welche Form müßte man diesen Metallen geben, und welche Einrichtungen treffen, um eine bedeutende Kraft zu entwickeln, die zugleich den wenigsten Verlust an Metall und die größte Ersparniß an Säure mit sich führte? — 5) Da bis jetzt noch kein Ort der Niederlande mit Genauigkeit durch astronomische Berechnungen bestimmt ist, so wünscht die Gesellschaft, ein oder mehrere Orte der Niederlande möchten nach astronomischen Beobachtungen bestimmt werden. — 6) Die Gesellschaft verlangt eine genaue und deutliche Beschreibung und vollständige Theorie des Reflexionscirkels mit Prismen (cercle de réflexion à prismes), von Steinheil erfunden und von Ertel vervollkommnet, mit einer vergleichenden Prüfung dieses Instruments, des nautischen Sextanten und des gewöhnlichen Reflexionszirkels. — 7) Die Meteorologen sind einstimmig, daß die großen Veränderungen der Temperatur uns von Osten kommen, was man besonders im Winter bemerkt, indem der Frost gewöhnlich einige Tage früher in Petersburg als in Amsterdam empfunden wird. Die Gesellschaft wünscht, daß dieses meteorologische Phänomen in allen seinen Einzelheiten untersucht und seine Ursachen so genau als möglich angegeben werde. — 8) Warum ist in den Hochöfen die Anwendung der erhitzten Luft so vortheilhaft. Kann man sie auch bei andern Operationen, zur Bearbeitung des Eisens, wo sie jetzt noch nicht gebraucht wird, anwenden? Könnte man sie auch bei der Fabrikation anderer Substanzen als des Eisens mit Vortheil statt der kalten Luft gebrauchen? — 9) Der Dr. Prevost in Genf hat seit lange, doch besonders seit Kurzem von Neuem durch sehr interessante Erfahrungen zu beweisen gesucht, daß die Zusammenziehung der Muskeln und folglich alle Bewegungen der Thiere in unmittelbarer Beziehung mit galvanischen oder magnetischen Strömungen längs der Nerven ständen. Die Gesellschaft ist überzeugt, daß diese Meinung, wenn auch nicht unwahrscheinlich, doch noch nicht bewiesen ist, und verlangt, daß sie genau geprüft werde, daß man die Erfahrungen des Dr. Prevost wiederhole und neue sammele, die entweder ihre Wahrheit bestätigen, oder ihre Falschheit beweisen. — Durch die Erfahrungen der berühmten französischen Naturforscher Bréchet und Becqueret ist es erwiesen, daß man nicht allein metallische Fäden durch die Haut und die unter ihr liegenden Organe in das Innere des menschlichen Körpers bringen könne, was übrigens schon längst bekannt war; sondern auch längs dieser Fäden einen galvanischen oder magnetischen Strom auf eines der innern Organe leiten könne. Die Gesellschaft fragt, in welchem Falle ein solcher auf ein krankhaftes Organ des menschlichen Körpers geleiteter Strom zur Heilung beitragen kann? Sie wünscht, daß man durch neue direkte Erfahrungen diese Wirkung studiere, indem man sie unmittelbar auf kranke Organe des menschlichen Körpers anwende. — 11) Die Gesellschaft verlangt, daß man durch genaue Prüfung untersuche, ob in Holland oder seinen Nachbarländern ein solches Steigen oder Fallen des Meeres sich bemerkbar mache, wie mehrere Geologen es in England und Skandinavien haben bemerken wollen, oder ob man im Gegentheil aus der Beschaffenheit des Bodens oder dem Vorhandenseyn von Fossilien schließen könne, daß nichts der Art stattgefunden habe? — 12) Was haben die Untersuchungen der neuern Physiologen über die Sympathien gelehrt? Kann man sie mit Nutzen auf die Pathologie und Therapeutik anwenden? Die Gesellschaft verlangt, daß der physiologische und medizinische Theil der Frage durch neue Untersuchungen erläutert werde. — 13) Da das Harlemer Meer mittels Dampf ausgetrocknet werden soll, so verlangt die Gesellschaft, daß man durch eine auf theoretische Prinzipien und auf Resultate der Erfahrung gegründete Untersuchung zeige, welcher durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzte Apparat die größte Wirkung hervorbringe, und deshalb bei dieser großen Unternehmung den Vorzug verdiene. Die Gesellschaft wünscht, daß die Verhältnisse der Hauptdimensionen dieser Maschinen genau berechnet werden, in der Voraussetzung, daß das Wasser des Sees sich zu einer Höhe von vier bis fünf Metres erheben wird. — 14) Der berühmte Professor Hermann ist durch eine große Menge Thermometerbeobachtungen zu der Ansicht gebracht worden, daß die Temperatur der Erde im Allgemeinen alle Jahre zwischen den 5. und 11. Februar und 10. und 13. Mai sich vermindert, und schreibt diese Verminderung einer großen Menge Aerolithen zu, welche sich in dieser Zeit zwischen der Sonne und dem Erdkörper befinden. Die Gesellschaft verlangt, ohne Rücksicht auf die Erklärung des Professor Hermann zu nehmen, die seit langer Zeit ununterbrochen fortgeführten Thermometerbeobachtungen in den Niederlanden einer genauen Untersuchung unterwerfe, und wenn man sie genau findet, nach ihnen untersuche, ob sich diese kältere Temperatur wirklich in den Niederlanden wie anderwärts vorfinde. — 15) Welches ist das aus genauen Erfahrungen

abgeleitete Gesetz, nach welchem sich die Elektricität auf feuchtem Boden oder durch andere Leiter verbreitet? — 16) Die Gesellschaft verlangt eine während eines ganzen Jahres wenigstens fortgesetzte Beobachtung der Temperatur des Bodens, nebst den Folgerungen, die man daraus ziehen kann. — 17) Eine genaue Untersuchung der verschiedenen Temperatur der athmosphärischen Luftschichten nach sorgfältigen Thermometerbeobachtungen. — 18) Eine vergleichende Uebersicht der verschiedenen geologischen Formationen Europa's, die der bei Maestricht ähnlich sind, sowohl in Bezug auf ihre natürliche Beschaffenheit, als der Fossilien, die sie enthalten. — 19) Eine geologische Beschreibung von Nord- und Südholland, nebst einer Darstellung der verschiedenen Bestandtheile des Bodens und ihres Ursprungs im Vergleich zu den Felsen, von denen sie herkommen, und einer geologischen Karte, welche die verschiedenen Details, so weit sie darstellbar sind, enthält. — 20) Was war die Ursache der heftigen Stürme vom 9. November 1800 und 29. November 1836? Gingen ihnen Erscheinungen vorher, die ihr Eintreten verkündigten? Wie weit hat sich der Sturm vom 29. November 1836 ausgedehnt, und in derselben Heftigkeit, wie in den Niederlanden geherrscht? In welchen Theilen Europa's hat er früher begonnen, in welchen ist er später ausgebrochen und was kann man über die Richtung, die er genommen, schließen? Weiß man nach sichern Nachrichten, daß solche heftige Stürme zu gleicher oder fast zu gleicher Zeit in verschiedenen von einander entfernten Erdtheilen stattgefunden haben? Welches sind die besondern und merkwürdigsten Erscheinungen, die man während des letzten Sturmes beobachtet hat? Die Schriften und andern authentischen Nachrichten, die man bei Beantwortung dieser Frage benutzt hat, müssen angegeben werden. — 21) Was kann man aus ältern und neuern Beobachtungen, über das Wesen und den wahren Ursprung der Sternschnuppen schließen? — 22) Seit einiger Zeit hat man angefangen, die Anschwemmuugen an den Mündungen der Flüsse, wie sie seit Jahrhunderten gewirkt, und jene sogenannten Delta's der Flüsse, z. B. am Rhein, der Maas und der Schelde in den Niederlanden gebildet haben, als Chronometer zu gebrauchen, um die Epoche zu bestimmen, wo diese Anschwemmungen angefangen haben. Die Gesellschaft wünscht, daß der Werth dieses Chronometers, so viel möglich, festgesetzt werde, indem man das Charakteristische, was die Mündung dieser Flüsse biethet, sowohl mit der Natur der durch diese Flüsse bewässerten Länder, als mit dem Zustand der Küsten bei ihren Mündungen und des Bodens, aus dem die Deltas bestehen, vergleicht; und daß man endlich diesen Maßstab auf das Delta der Niederlande anwende, und nach ihm die Zeit bestimme, während welcher die Bildung dieser Delta geschehen. — 23) Mehrere Menschenraffen in den niederländischen Colonien in Ostindien sind den Naturforschern noch nicht genau bekannt. Die Gesellschaft verlangt, daß man die verschiedenen Menschenraffen dieses indischen Archipels untersuche, unter sich vergleiche und beschreibe, und die Genauigkeit der Resultate dieser antheopologischen Untersuchungen durch genaue Abbildungen unterstütze. — Die Beantwortungen sämmtlicher Fragen müssen vor dem 1. Januar 1842 an den beständigen Sekretär der Gesellschaft, J. G. S. Van Breda in Harlem eingeliefert werden. Sprache: holländisch, französisch, englisch, italienisch, lateinisch oder deutsch (mit lateinischen Lettern). Preis: eine goldene Medaille im Werth von 150 holl. Gulden, welcher noch 150 Gulden hinzugefügt werden, wenn die Beantwortung den Erwartungen völlig entspricht.

Preisaufgaben der königlichen Akademie der Wissenschaften in Brüssel für 1841:

A. Classe des lettres. — 1) Quelles ont été, jusqu'à la fin du regne de Charles-Quint, les relations politiques, commerciales et littéraires des Belges avec les peuples habitant les bords de la mer Baltique? — 2) Analyse raisonnée et substantielle, par ordre chronologique et de matières, de ce que les traités sur l'ancien droit de Belgique renferment de plus remarquable sur l'ancien droit civil et politique. — 3) Quel était l'état des écoles et autres établissements d'instruction publique en Belgique depuis Charlemagne jusqu'à la fin du XVII. siècle? 4) Faire l'histoire de l'état militaire en Belgique sous les trois périodes, bourguignonne, espagnole et autrichienne jusqu'en 1794. — 5) Mémoire sur la vie et les écrits de Jean Louis Vivès, de l'université de Louvain, en rattachant ce sujet à l'histoire de la Belgique à cette époque.

B. Classe des sciences. — 1) Un mémoire sur l'analyse mathématique, dont le sujet est laissé au choix. — 2) Déterminer par des expériences si les poisons métalliques enfouis dans un terrain cultives pénètrent également dans toutes les parties des végétaux et particulièrement dans les céréales qui y croissent. — 3) Faire la déscription des coquilles et des polypiers fossiles des terrains crétacé et tertiaire de la Belgique et donner l'indication précise des localités et des systèmes de roches dans lesquels ils se trouvent. — 4) Exposer la théorie de la formation des odeurs dans les fleurs. — 5) Déterminer par des expériences les anomalies que peuvent subir les mouvements du sang dans les vaisseaux capillaires des animaux vertébrés, ainsi que la transformation des parties constituantes du sang chez les animaux. — 6) Faire la déscription de coquilles et des polypiers fossiles des terrains ardoisier, anthraxifère et houiller de la Belgique, et indiquer les localités et les systèmes de roches dans lesquels ils se trouvent. — 7) Mémoire sur les vapeurs qu'émettent le meteaux, sur les rôle que quelques,

physiciens prêtent à ces vapeurs dans certains phénomènes météorologiques. — 8) Exposer les moyens convenables pour établir dans les lieux habités, une ventilation appropriée à la température qui doit y être maintenue. — Sprache: lateinisch, französisch oder flamändisch. Preis für eine jede dieser Fragen eine goldne Medaille im Werth von 600 Frs.

Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat in ihrer Sitzung vom 13. Juli folgende neue Preisfragen ausgeschrieben:

Großer Preis der mathematischen Wissenschaften für 1842: Trouver les équations aux limites que l'on doit joindre aux équations indéfinies pour déterminer complètement les maxima et minima des intégrales multiples. — Preis eine goldene Medaille im Werth von 3000 Frs.

Großer Preis der Physik für 1843: I. Déterminer par des expériences précises qu'elle est la succession des changements chimiques, physiques et germaniques, qui ont lieu dans l'oeuf pendant le développement du foetus chez les oiseaux et les batraciens. Les concurrents devront tenir compte des rapports de l'oeuf avec le milieu ambiant naturel; ils examineront par des expériences directes l'influence des variations artificielles de la température et de la composition de ce milieu.

II. Déterminer par des expériences d'acoustique et de physiologie quel est le mécanisme de la production de la voix chez l'homme. 2. Déterminer par les recherches anatomiques la structure comparée de l'organe de la voix chez l'homme et chez les animaux mammifères. — Preis eine goldne Medaille im Werth von 3000 Frs. Beide Fragen waren schon 1837 zum Concurs ausgesetzt.

Preis der Experimental-Physiologie, vom Hrn. von Montyon gegründet: Die Akademie erkennt eine goldene Medaille im Werth von 895 Fr. dem gedruckten oder handschriftlichen Werke zu, welches am meisten zur Ausbildung der Experimental-Physiologie beigetragen hat.

Ferner wurden die Preisaufgaben für Physik und Mathematik, von Seiten der Akademien, so wie die über die Anwendung der Dampfkraft auf die Schifffahrt, über die Impfung der Kuhpocken und den Scheintod wiederholt, da ihre Beantwortung entweder gar nicht oder ungenügend eingegangen waren (S. Vierteljahrschrift Nr. 10 S. 320 und 321.)

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat folgende Preisaufgaben bekannt gemacht. Für 1841. Eine kritische Untersuchung der deutschen Philosophie. — Eine kritische Darstellung der Philosophie des Cartesius. — Wie ist das gegenwärtige Strafsystem Frankreichs mit dem System seiner Correctionsanstalten in Uebereinstimmung zu bringen? — Die Akademie verlangt eine Untersuchung über die verschiedenen, in Frankreich üblichen Arten, das Land zu verpachten, über ihre Vortheile und Nachtheile. —

Für 1842. Die Akademie wiederholt die Preisfrage für 1840, da keine genügende Antwort eingegangen. Sie hieß: De la succession des femmes dans l'ordre civil et dans l'ordre politique chez les divers peuples de l'Europe au moyen âge. — Dazu hat sie folgende neue ausgeschrieben: Retracer sommairement l'histoire des états généraux en France depuis 1302 jusqu'en 1614. Indiquer le motif de leur convocation, la nature de leur composition, les modes de leurs délibérations, l'étendue de leur pouvoir. Déterminer les différences qui ont existé à cet égard entre les assemblées et les parlements d'Angleterre et faire connaître les causes qui les ont empêchées devenir, comme ces derniers, une institution régulière de l'ancienne monarchie. — Preis für jede dieser Aufgaben beträgt 1500 Frs.

Für 1843. Die Akademie wünscht eine gründliche Untersuchung, ob es nützlich und praktisch anwendbar für den Staat sey, Privatgesellschaften zur Unterstützung der Armen und Hülfsbedürftigen zu begünstigen und zu befördern. — Preis 5000 Frs.

Die medicinische Gesellschaft zu Lyon: 1. Ob die Syphilis seit einigen Jahren häufiger geworden sey. Einflüsse dieser Krankheit auf Wohlbefinden und Sitte der arbeitenden Klasse; Ursachen die zur Verbreitung dieses Uebels beitragen; Beschreibung der öffentlichen Anstalten dagegen und, wenn letztere unzureichend sind, Angabe der Mittel dieselben den Bedürfnissen der Bevölkerung anzupassen. 2. Ueber die Nahrungsmittel (régime alimentaire) in akuten und chronischen Krankheiten der Digestionsorgane, und die Wirkung derselben, so wie über die Modifikationen die sie in den verschiedenen Perioden dieser Krankheiten, und nach den verschiedenen Umständen und Bedingungen, unter welchen sich die Kranken befinden, erleiden müssen. — Termin der ersten Frage 1. Nov. 1840; der zweiten 1. Febr. 1841. Preis für eine jede Aufgabe: eine goldne Medaille von 300 Frs. Werth. Adresse: Dr. M. Rougier, Generalsekretair.

Preisaufgaben der geographischen Gesellschaft. Die Gesellschaft bietet dem Reisenden, welcher im Lauf des Jahres 1838 eine Entdeckung gemacht hat, welche sie für die wichtigste unter den ihr bekannten hält, eine goldne Medaille zum Werth von 1000 Frs.; ist er ein Fremder, ernennt sie ihn zu ihrem Correspondenten, ist er Franzos, zu ihrem Mitglied; eine

goldne Medaille im Werth von 500 Frs. erhält der Reisende, welcher während derselben Zeit der Gesellschaft die neuesten und für die Wissenschaft nützlichsten Mittheilungen einschickt.

Der Herzog von Orleans hat die Gesellschaft ermächtigt, einen Preis von 2000 Frs. demjenigen Seefahrer oder Reisenden zuzuerkennen, dessen geographische Arbeiten im Laufe des Jahres 1840 dem Ackerbau, der Industrie oder der Menschheit überhaupt die wichtigste Entdeckung verschafft haben werden. Die Gesellschaft wird besonders auf diejenigen Reisen Rücksicht nehmen, welche mit genauen Reiserouten oder geographischen Beobachtungen begleitet sind.

Zwei goldene Medaillen, jede im Werth von 100 Frs., werden den Verfassern der ausgedehntesten und genausten barometrischen Nivellements, welche auf den Scheidungslinien der großen Flußsysteme Frankreichs angestellt worden sind, angeboten. Die Denkschriften, Profile, Zeichnungen und Berechnungen müssen längstens bis zum 31. Dec. 1840 im Büreau der Centralcommission niedergelegt worden seyn.

Preisaufgaben der königlichen Centralgesellschaft für Ackerbau, Wissenschaften und Künste im Nord-Departement. 1. Quelle sera l'influence de la suppressions des tours et du déplacement des enfants abandonnés? 2. Y a-t-il plus de bien-être en général dans les villes industrielles que dans celles qui ne le sont pas? Termin: 1. Mai 1842. Adresse: An das General-Secretariat der Gesellschaft. Preis für jede Frage 200 Frs.

Preisaufgaben der königlichen Handels- und Agrikultur-Gesellschaft in Caen. Donner l'historique de la morve en France; faire connaître les époques auxquelles elle a exercé le plus de ravages sur les chevaux, ânes et mulets, ainsi que les causes qui dans ces annéea désastreuses ont pu lui donner naissance et en favoriser la propagation; 2. établir les rapports qui existent entre la morve et le farcin; caractériser surtout la marche habituelle et les symptômes des diverses variétés de morve; émettre une opinion positive sur la question de savoir si la morve aigaë et la morve chronique sont deux phases de la même maladie ou deux affections différentes; 3. s'il est réconnu que la morve et le farcin exercent de plus grands ravages parmi les chevaux de notre cavalerie et de nos services publiques que parmi ceux des étrangers; en indiquer la cause; 4. enfin formuler d'une manière positive, et en l'appuyant d'une série d'observations, une opinion sur le question de contagion d'hérédité de la morve et du farcin. Die Gesellschaft wird den beiden besten Beantwortungen dieser Fragen der ersten 200; der andern 100 Frs. zuerkennen. — L'usage des livrets imposés aux ouvriers pourrait-il s'appliquer avec succès aux domestiques des deux sèxes de la campagne? Pourroit on aussi étendre la même mesure aux domestiques des villes? — Preis: 300 Frs. Termin beider Fragen: 15. April 1841. Adresse: M. Lair, Sekretair der Gesellschaft.

Preisaufgaben der Nacheifrungsgesellschaft (Société d'Emulation) des Jura 1. Quels sont le caractère, les symptômes et les causes de la maladie épizootique des poumons qui aévit si fréquemment sur les bêtes à cornes dans un très-grand nombre de communes du département du Jura? — 2. Cette maladie est-elle contagieuse? Dans l'affirmative, les mesurea de police sanitaire actuellement en viqueur sont-elles les plus convenables, ou serait-il avantageux de leur faire subir quelques modifications? Ces modifications pourraient-elles être combinées de manière à rendre les mesures de police moins gênantes pour l'industrie agricole et commerciale? — 3. Quels sont les remèdes propres à la guérison de la maladie et le traitement qu'en général il convient de faire subir aux animaux qui en sont atteints? 4. Quelles précautions doivent être prises par les propriétaires pour en prévenir le retour, quelle que soit d'allieurs la solution donnée sur la question de contagion? — Preis: 800 Frs. Termin: 15. Nov. 1840.

Die Gesellschaft der christlichen Moral macht folgende Preise bekannt: 1. Einen Preis von 4000 Frs. Pour la rédaction d'un livre qui soit à la portée de la jeunesse française, des femmes et des hommes qui ont un premier degré d'instruction, et qui, disposant le lecteur à réfléchir sur une foule de choses et de phénomènes qui tombent journellement sous ses regards, dévellopât, en appelant sur eux son attention, le sentiment religieux qui toute âme d'homme recèle. — Einen Preis von 600 Frs. Quelles sont les mesures législatives propres à réprimer l'agiotage? — Einen Preis von 1000 Frs. Quels seraient les moyens d'empêcher que les militaires n'oublient les devoirs de citoyens et de les porter à les accomplir? — Einen Preis von 600 Frs. Exposer le système politique de la Société de la morale chrétienne. —

Schweiz.

Universitäten. Der Regierungsrath in Bern hat an die Stelle des abgehenden Professor Kortüm den Professor Dahlmann auf dem Lehrstuhl der Geschichte an der Hochschule mit dem höchsten Gehalt eines ordentlichen Professors berufen.

Kirche. Der große Rath von Schaffhausen hat in Bezug auf Religionsveränderungen folgende Beschlüsse gefaßt: „Wenn ein Bürger des Kantons, der ein öffentliches Amt bekleidet, die Religion wechselt, so wird der Wahlkörper, der ihn ernannt hat, davon in Kenntniß gesetzt, um das Amt für erledigt zu erklären und zu einer neuen Wahl zu schreiten; der ausgeschiedene Beamte kann jedoch nicht wieder erwählt werden. Wenn Personen katholischer Confession wünschen, in eine Gemeinde aufgenommen zu werden, so muß der sonst competente Gemeinderath in diesem Falle die Gemeinde dabei zu Rathe ziehen. Ein katholischer Bürger kann weder Mitglied des Kirchenraths, noch Beisitzer eines Consistoriums werden.

Schule. Unter den Bestimmungen des neuen vom Züricher großen Rathe angenommenen Schulgesetzes sind folgende besonders zu bemerken: Der Regierungsrath hat vor Bestätigung der Wahl oder Berufung eines Professors der Theologie das Gutachten des Kirchenraths einzuholen, eben so der Erziehungsrath. Die der Hochschule gestattete Lehrfreiheit soll sich nur innerhalb der Gränzen des biblischen Christenthums bewegen. Das neue Testament in derselben Ausgabe für alle Schulen ist ein obligatorisches Lehrmittel. Pflicht der Lehrer der Volksschulen ist fleißiger Besuch des Gottesdienstes und Förderung einer christlicher Gesinnung.

Literatur. Der Bibliothekar Maurer-Constant in Schaffhausen hat für Ueberreichung der ersten vier Bände der von ihm herausgegebenen Briefe von Johannes von Müller vom König der Franzosen eine goldne, 40 Dukaten schwere Medaille „als ein besonderes Zeichen seiner Wohlgewogenheit“ erhalten, welche auf der einen Seite das Bild des Königs, auf der andern die Worte trägt: „Donné par le Roi à M. Maurer-Constant.“

Vereine. Die Gesellschaft des öffentlichen Nutzens hielt am 19. Mai in Frauenfeld eine öffentliche Sitzung, in welcher der Präsident Dr. Kern in einer Rede den moralischen Einfluß der Gesellschaft auf das öffentliche Wohl der Schweiz auseinander setzte, darauf einen Bericht über die Organisation des Correktionshauses für junge Verbrecher in Bächtelen bei Bern vorlas, das am 1. April eröffnet worden, und die Art des Unterrichts erörterte, die dort befolgt wird. Die Statuten wurden darauf angenommen und das Comité beauftragt, die Gebäulichkeiten und Zugehör in Bächtelen zu kaufen und dort jenes Institut dauernd zu begründen. — Die Gesellschaft besitzt schon ein Kapital von 10,500 Frs. und kann während 5 Jahre auf eine jährliche Einnahme von wenigstens 7000 Frs. rechnen. Die nächste Versammlung ist in Basel bestimmt.

Niederlande.

Universitäten. Die Universität Utrecht erleidet durch den Abgang des Hofraths und Professor Birnbaum einen empfindlichen Verlust, welchen die Liebe zum Vaterlande bewogen hat, einem Rufe nach Gießen zu folgen.

Literatur. Das kolossale Werk über Japan schreitet ununterbrochen fort; außerdem wird Siebold auch eine Geschichte der Waffengattungen aller Nationen und Zeiten mit Kupfern herausgeben.

Auf Kosten der Regierung ist die Herausgabe einer Geschichte und Beschreibung der überseeischen Provinzen begonnen worden, wie denn der König auch das riesenhafte archäologische Unternehmen des Grafen Bastard unterstützt.

Einige junge Gelehrten haben unter Mitwirkung des Bibliothekars Dr. Holtrop im Haag die historisch-kritischen, für Deutschland und die Niederlande auch in sprachlicher Hinsicht reichhaltigen Anmerkungen herausgegeben, welche der verstorbene Staatsarchivar von Wyk zu dem schon von der vorigen Regierung vorbereiteten und auf Befehl der jetzigen belgischen Regierung gedruckten Werke über die Schlacht bei Wöringen verfaßt hat.

Kunst. Die reiche, großartige Sammlung, japanesischer, chinesischer und tibetanischer Alterthümer des Ritters von Siebold in Leyden ist Eigenthum des Staats geworden. Der Besitzer schlug glänzendere Anerbietungen von Seiten des Herzogs von Orleans aus, um sie dem Vaterlande zu erhalten.

Belgien.

Universitäten. Die freie Universität in Brüssel zählt jetzt 394 Studirende, 72 mehr als im vorigen Jahre.

Literatur. Nach einer statistischen Ueberschrift der öffentlichen Bibliotheken Belgiens des Hrn. Voisin in dem Bulletin de l'Académie de Bruxelles beträgt die Bändezahl der gesammten Bibliotheken des Landes 481,222, also ein Drittel weniger als die königliche Bibliothek in Paris Bände zählt (700,000 Bände); und während in Deutschland auf 100 Einwohner im Durchschnitt 373 Bände gerechnet werden, kommen in Belgien auf dieselbe Zahl nur 95 Bände. Die stärkste Bibliothek besitzt die Universität in Löwen (100,000 Bände); die schwächste ist die Stadtbibliothek in Ypern (2000); Brüssel besitzt 25,000 Manuscripte und eine Bibliothek von 70,000 Bänden.

Dänemark.

Universitäten. Die Universität in Kopenhagen zählte im Jahre 1839 im Ganzen 1057 Studirende, von denen 657 Theologie, 177 Jurisprudenz, 142 Medicin, 30 Philologie studirten, 14 das polytechnische Institut besuchten und 57 für andrer Fächer sich ausbildeten.

Sr. Maj. der König hat auf Antrag der schleswig-holsteinischen Provinzialstände die für die Universität in Kiel aus Staatskassen bewilligte Summe von 50,000 Rbth. zur Deckung der jährlichen Ausgaben auf 66,000 Rbthl. erhöht.

Vereine. Der Verein der nordischen Naturforscher hat sich am 3. Juli in Kopenhagen versammelt, an welchem Tage der Conferenzrath Oersted als Vorstand ihre Sitzungen mit einem Vortrag eröffnete. Unter den zahlreich versammelten Mitgliedern bemerkte man die HH. Steffens, Berzelius, Hansteen und andrer ausgezeichnete Naturforscher.

Schweden.

Akademie. Die königliche Akademie der Wissenschaften hat den als Geschichtschreiber bekannten Professor und Pfarrer Andres Fryxell an die Stelle des verstorbenen Erzbischofs Dr. Wallin, und den Dichter Professor Atterbom zu ihren Mitgliedern erwählt.

Kirche. Der Domprobst in Westerås, Dr. Bruhn ist zum Bischof in Gothenburg ernannt worden.

Literatur. Die schwedische Akademie hat dem glücklichen Uebersetzer schwedischer Gedichte, Consistorialrath Mohnicke in Stralsund ihre große goldne Medaille als ein Zeichen ihrer Achtung bewilligt.

Vereine. Bei Gelegenheit der vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst haben die Buchdrucker Stockholms einen Verein zur Unterstützung armer, durch Alter geschwächter Kunstverwandten gestiftet, welcher den Namen „Gutenberg'sche Stiftung" führen soll. Die Buchdrucker haben dazu 2000 Rthlr., die Kunstverwandten 1000 Rthlr., eine gleiche Summe der König und der Kronprinz 500 Rthlr. beigesteuert.

Am 25. Mai hielt in Stockholm die dasige Mäßigkeitsgesellschaft ihre Jahresversammlung unter dem Vorsitz des Hrn. von Hartmannsdorf, welcher der Kronprinz, der schon seit längerer Zeit in seiner Hofhaltung keine gebrannten Wasser zuläßt, mit dem Erbprinzen beiwohnte.

Industrie. Bei Gelegenheit des Buchdruckerfestes in Stockholm hat der König dem Senior der Buchdrucker, Hrn. Dalén, den Wasaorden verliehen.

England.

Universitäten. Die Königin hat den Studirenden des katholischen Collegiums in Carlow in Irland das Recht gegeben, auf der Londoner Universität zu promoviren.

Kirche. Aus dem bei der 21. Jahresfeier der Gründung der einheimischen Missionsgesellschaft vorgelegten Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft geht hervor, daß gegenwärtig 100 Missionäre beschäftigt sind, das Evangelium im Lande zu verbreiten, und daß in 130 Sonntagsschulen 8500 Kinder auf ihre Kosten unterrichtet werden. Auch sind Kirchen und Kapellen eröffnet und Traktate reichlich vertheilt worden. Die Einnahme der Gesellschaft betrug im vergangnen Jahre 8043 Pfd. St., die Ausgabe 6070 Pfd.

Zwei Sekten der Presbyterianer in Irland, die zusammen 700,000 Bekenner zählen, die Synode von Ulster und die sogenannte Secessionssynode, haben sich durch eine förmliche Akte wieder vereinigt, und werden sich fortan die presbyterianische Kirche in Irland nennen. Die feierliche Handlung fand in einer Kirche zu Belfast statt, indem ein Geistlicher die Artikel der Akte vorlas und die ganze Versammlung dieselben einstimmig annahm.

Kunst. Die Gesellschaft der Dilettanten (Society of Dilettanti) hat die dritte Abtheilung ihres großen Werks über die jonischen Alterthümer herausgegeben. Die Platten sind ungemein gelungen und stellen Keidos, Aphrodisias und Patara dar. Der Text ist vom verstorbenen Sir Wm. Gell und Hrn. G. Deering.

In Bezug auf englische Musik sprechen englische Kunstberichte nur von den Darstellungen fremder Kunstwerke, meist durch fremde Tonkünstler, wenig von englischen Tonkünstlern und Compositionen. Doch scheinen unter diesen letzten zwei als bemerkenswerth erwähnt werden zu dürfen. Zuerst die Sammlung alter irischer Volksmelodien von Edward Bunting, der sein ganzes Leben darauf verwendet, die alten Lieder und Melodien seines Volkes zu sammeln und in seinem zuletzt erschienenen Werke eine Sammlung von 150 Melodien dem Publikum als die letzte Frucht seines Bemühungen übergibt. Nach ihm erwähnen wir den Componisten Hrn. Lover, welche durch seine Liedercompositionen eines großen Rufes genießt.

Vereine. Der königl. irische Kunstverein (royal irish artist. union) hat unlängst seine erste Generalversammlung gehalten und verspricht, vorzüglich durch die Bemühungen seines Sekretärs, Hrn. Stewart Blacker, seinen Zweck, in Irland der Cultur der schönen Künste ein weiteres Feld zu eröffnen, vollkommen zu erfüllen. Unter den Namen der aus 21 Mitgliedern zusammengesetzten Commission zur Auswahl der zur Verloosung bestimmten Werke bemerkt man Männer aus den höchsten Ständen. Der jährliche Beitrag ist zur größern Verbreitung der Gesellschaft auf 1 Pfd. St. festgesetzt.

Am 30. Mai fand die Verloosung der von der Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste in Schottland angekauften Preise statt. Aus dem Bericht des Sekretärs Hrn. J. A. Bell geht hervor, daß die Anzahl der Mitglieder sich im vergangenen Jahre um 1374 vermehrt hat (im Ganzen zählt die Gesellschaft 5822 Mitgl.); die Einnahme betrug 6118 Pfd. St., die Ausgabe für Kunstwerke 4208; von Ueberschuß wurden zum Stich der Vereinsblätter 1000 Pfd. bestimmt.

Ein Ausschuß von mehreren vornehmen und literarisch berühmten Männern ist in London zusammengetreten, um einen großen Leseverein zu stiften. Man nennt unter ihnen die Lords Clarendon, Lyttelton und Morpeth, Sir E. Lytton Bulwer, die Hrn. Dickens, Carlysle und Milman.

Denkmale. Am 18. August wurde unter großen Feierlichkeiten zu Edinburg der Grundstein zu Walter Scott's Denkmal in Prince's Street Gardens gelegt.

Die Stadt Glasgow hat beschlossen, dem Herzog von Wellington ein Denkmal zu errichten und Thorwaldsen die Modellirung desselben aufgetragen.

Frankreich.

Akademie. Die königl. Akademie der Wissenschaften hat den von Hrn. Gobert gestifteten Preis für die beste Bearbeitung der Geschichte Frankreichs unter die Herren Augustin Thierri und Bazin getheilt, indem sie jenen für seine Récits mérovingiens précédés de considérations sur l'histoire de France 9000 Fr. Renten und dem Letztern, Verfasser einer Histoire de Louis XII. 1000 Frs. Renten zuerkannte. Sie hat ferner unter den zahlreich ihr zugekommenen Bearbeitungen ihrer im Jahre 1838 gestellten Preisfrage: „Quels ont été les progrès du droit public en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours?“ die Arbeit eines jungen Diplomaten, Maurice d'Hauterive, mit ihrem Beifall gekrönt.

Universitäten. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat in einer Ordonnanz verfügt, daß in den Rechtsfakultäten des Königreichs alljährlich Preisbewerbungen für die

Studirenden Statt finden sollen und zwar sowohl zwischen den im dritten Jahre Studirenden, als auch denen, welche im vierten Studienjahre stehen und im Laufe des vorigen oder jetzigen Jahres zu Doktoren ernannt worden sind. Unter der ersten Klasse werden zwei erste und zwei zweite Preise für die beste schriftliche Abhandlung über einen Gegenstand des römischen und französischen Rechts vertheilt; unter der zweiten Klasse werden zwei goldne Medaillen für die beste schriftliche Abhandlung über einen vom Minister des öffentlichen Unterrichts zu bestimmenden Gegenstand vertheilt. Die im dritten Jahre Studirenden, welche einen ersten oder zweiten Preis erhalten haben, sind bei Bewerbung um das Doctorat von den Examinations- und Diploms-Kosten befreit.

Nach einer königlichen Ordonnanz sollen in Zukunft bei allen Rechtsfakultäten die Prüfungen in französischer Sprache Statt finden, und die Studirenden ihre lateinischen Theses in französischer Sprache vertheidigen.

Eine andere königl. Ordonnanz verordnet, daß die Fremden, welche irgend einer Fakultät an der Pariser Akademie beiwohnen und sich als akademische Candidaten einschreiben lassen wollen, zugelassen werden, wofern sie die Zeugnisse ihres Landes und ihrer Behörden vorlegen, die in ihrem Vaterlande verlangt werden, um in ein beliebiges Fachstudium einzutreten.

Kirche. Der bisherige Koadjutor von Straßburg, Hr. Affre, ist zum Erzbischof von Paris, der bisherige Bischof von Périgueux, Hr. Gousset, zum Erzbischof von Rheims, der bisherige Generalvikar von Sens, Hr. Darcimoles, zum Bischof von Puy, der bisherige Pfarrer in Brest, Hr. Graveran, zum Bischof von Quimper, und der Generalvikar von Grenoble, Hr. Chatrusse, zum Bischof von Valence ernannt worden.

Schule. Für den Primärunterricht wurden im Jahre 1839 von den Gemeinden 8,361,959 Frs., von den Departementen 4,659,356 Fr. und vom Staate 1,600,000 Fr. bewilligt, wozu noch 4,186,044 Fr. gerechnet werden müssen, welche die Gemeinden für den Bau und die Ausbesserung von Schulhäusern bewilligt haben.

Literatur. Unter dem Titel: Glossarium mediae et infimae latinitatis conditum a Carolo Dufresne domino Ducange etc. erscheint in Paris bei Didot von diesem für die Geschichte des Mittelalters wichtigen Glossar eine neue von G. A. L. Henschel besorgte Auflage, mit den Zusätzen und Supplementen der Benedictiner, Charpentier's und Adelung's. Das erste Fascikel des ersten Bds. ist bereits erschienen.

Englische Blätter rühmen das Reisewerk des Kapitain Lafont de Surey: Quinze ans de voyage autour du monde, als eben so interessant als gründlich.

Vereine. Der Verein für Erhaltung historischer Monumente ist durch einen zahlreichern Beitritt und größere Geldunterstützungen in diesem Jahre in den Stand gesetzt worden, nicht allein die altrömischen Monumente in Rheims, Langres, Saintes, Poitiers, St. Chamas, Lille und St. Remy, sondern auch die Denkmäler des Mittelalters zu berücksichtigen, und wird zunächst die herrliche Kirche zu Vizelay bedenken, welche der Ausbesserung so sehr bedarf, später aber auch den Kirchen zu St. Benoit-sur-Loire, Issoire, St. Jacques, Dieppe, Nantes, Cunault rc. ihre Fürsorge zuwenden.

In Paris hat sich eine pädagogische Gesellschaft aus mehreren Erziehungsvorstehern, Richtern, Aerzten und Geistlichen zur Beförderung und Ausbildung des französischen Schulwesens gebildet. Zu ihren correspondirenden Mitgliedern zählt sie mehrere namhafte Schulmänner in Deutschland und Italien.

Die zahlreichen Vereine und Gesellschaft für Ackerbau, Gartenkunst und Gewerbe, welche fast in jedem Arrondissement Frankreichs bestehen, sind außer der Thätigkeit, die sie zur Beförderung des Landbaues, der Gewerbe rc. durch ihre zahlreichen Preisaufgaben an den Tag legen, auch besonders des Eifers wegen rühmend zu erwähnen, mit welchem sie durch kleinere Belohnungen die Kultur des Bodens und das Wohlverhalten der Dienstboten zu verbreiten suchen. So hat die Agrikulturgesellschaft des Norddepartements in Douai den Knechten und Mägden auf dem Lande, welche sich durch Treue und lange Dienstzeit auszeichnen würden, Medaillen und einen Einsatz in die Spaarkassen von 10 — 20 Frs. für das Jahr 1842 versprochen.

Denkmale. Zahlreiche Denkmale werden vorbereitet, andere sind schon vollendet. Hr. Lafitte hat in seinem Garten eine kolossale Marmorstatue Napoleons aufgestellt. Die Statue der Siegesgöttinn prangt in Paris auf der Juliussäule. Dem bekannten Webermeister Jacquard hat das dankbare Lyon ein Steinbild errichtet; in Straßburg ist das Standbild des Generals Kleber aufgestellt worden, auch Louis Philipp wird eine Reiterstatue an der Porte Maillot erhalten.

Industrie. Die französische Regierung hat mit der Republik Texas einen Handelsvertrag abgeschlossen, der neben andern sehr günstigen Bedingungen auch den französischen Weinen abgabefreien Zutritt in jenem Staate gewährt.

Zwischen Frankreich und Holland ist ebenfalls ein Handelsvertrag abgeschlossen, so wie zwischen Frankreich und England.

Spanien.

Literatur. Die Akademie der Geschichte hat als Fortsetzung ihrer Herausgabe der Akten der alten Cortes von Kastilien das Ordenamiento de Chancilleria, das in den Cortes von Bourgos 1374 von Enrique II. von Kastilien entworfen wurde, und die Akten der 1377 in dieser Stadt versammelten Cortes herausgegeben.

Don Jose Yanguas y Miranda hat ein Diccionario de Antiguedades del Reyno de Navarra angekündigt, das, nach dem Prospektus, eine geographische, statistische und historische Beschreibung der Provinz nach urkundlichen Nachrichten aus den Archiven des Landes verspricht.

Als dramatischer Dichter hat sich abermals ein junger Mann, Romero, durch sein Schauspiel Garcilaso de la Vega bekannt gemacht. Unter den neuerschienenen zahlreichen Novellen werden Los Amigos Enemigos, El Caballero de Madrid und Los Hospitalarios en la Isla de Rodas gerühmt.

Unter der periodischen Literatur nennt eine englische Correspondenz im Athenäum ein in Malaga erscheinendes Blatt, la Guardelorze, als trefflich redigirt.

Preßangelegenheiten. Die Madrider Gazeta vom 3. Mai publicirt das neue, sehr strenge Preßgesetz, das für Preßvergehen Gefängnißstrafe von 1—3 Jahren und Geldstrafen von 6000—12000 Realen decretirt.

Denkmale. Im Juni wurden die Ueberreste der am 2. Mai 1808 für die Unabhängigkeit ihres Landes gefallenen Patrioten mit großen Feierlichkeiten aus der Kirche von S. Isidro nach dem für sie auf dem sogenannten Campo de la Lealtad errichteten Denkmal gebracht. Es hat die Form eines Obelisken und ist nach dem Entwurf des verstorbenen Architekten Velasquez gefertigt.

Italien.

Akademien. Die Academia Tiberina in Rom hat in ihrer öffentlichen Sitzung vom 25. Juni die Königin Marie Isabelle von Neapel, Mutter des jetzigen Königs, Ferdinand II., zu ihrem Ehrenmitglied aufgenommen. Dem Chevalier Artaut de Montor, Uebersetzer des Dante, Commentator Macchiavels und Verfasser mehrerer geschichtlicher Werke über Italien, hat sie eine Ehrenmedaille als Zeichen ihrer Achtung zuerkannt.

Die königl. Akademie der Wissenschaften in Turin hat in ihrer Sitzung vom 15. Mai den Dr. Dönniges, Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Berlin, zu ihrem Mitglied erwählt.

Universitäten. Als in diesem Frühjahr die Regierung Toskana's beabsichtigte, die Universität in Siena aufzuheben in der Ueberzeugung, daß eine Universität den Bedürfnissen des Landes völlig Genüge leiste, erklärte sich der Adel bereit, aus seinen Mitteln die jährlichen Einkünfte des Instituts, welche bis jetzt 50,000 Fl. betrugen, so weit zu vermehren, daß es, ohne Unterstützung des Staats, alle Katheder, die der jetzige wissenschaftliche Standpunkt erfordert, aus eignen Mitteln besetzen könne. Die Universität soll von 4—500 Studirenden, meist Ausländern, besucht sein.

Literatur. Der Kammerdiener des Papstes, Gaetano Moroni, arbeitet an einem Dizionario di erudizione storico, ecclesiastica da S. Pietro sino ai nostri giorni. Es soll in alphabetischer Ordnung Alles berühren, was die Religion, die Kirchenceremonien und Kirchengeschichte betrifft, ferner wird es das Leben der vornehmsten Heiligen, Seligen, Märtyrer 2c. enthalten. Der erste Theil ist bereits erschienen, die folgenden werden von Monat zu Monat folgen; das Ganze wird in Venedig mit großer Eleganz gedruckt.

In Sicilien erscheinen gegenwärtig 26 periodische Schriften, von denen 15 allein in Palermo herauskommen.

Hr. Politi, ein ausgezeichneter Antiquar und Architekt, hat seine schätzbaren Sammlungen von Gemälden, antiken Vasen, Kupferstichen, Medaillen, Mineralien, nebst einer kleinen Büchersammlung in Girgenti dem öffentlichen Gebrauch geöffnet.

Serbien.

Der bekannte serbische Gelehrte, Wuk Stephan. Karadschitsch, ist in Wien beschäftigt, eine neue um mehr als die Hälfte vermehrte Auflage seiner Sammlung serbischer Volkslieder herauszugeben. Es sind die Ergebnisse seiner letzten Reisen in den adriatischen Küstenländern, und bieten als Schilderungen der Sitten und Gebräuche dieser Gegenden mannichfaches Interesse.

Ungarn.

Preßangelegenheiten. Mit dem Monat August ist die neuerrichtete Studien- und Censurcommission in Pesth ins Leben getreten; ihr Präsident ist Freiherr Aloys von Mednyansky; die bisherigen Censoren der in Ungarn erscheinenden periodischen Blätter sind nun durch Mitglieder dieser Commission ersetzt worden. Die Revision der in Pesth erscheinenden deutschen Blätter ist Hrn. von Czaszar übertragen worden, einem gebildeten jungen Manne, der ein Werk über das ungarische Wechselrecht herausgegeben hat.

Denkmal. Zur Anerkennung des 1809 bei Gelegenheit des Einfalls der Franzosen bewiesenen Heldenmuths hat der Kaiser von Oestreich der königl. Freistadt Preßburg die Büste des Kaisers Franz I., in weißen, inländischen Marmor gearbeitet, als ein Ehrendenkmal geschenkt. Sie trägt die Inschrift: Invictae Civium Posoniensium per Gallor. Anno MDCCCIX ossidione pressorum fidei virtutisque memoriam grati animi et exempli ad posteros ergo perennem esse valuit Franciscus I.

Industrie. In Bezug auf den die Juden betreffenden Antrag von Seiten der ungarischen Ständetafeln hat der Kaiser entschieden, „daß es den Juden erlaubt seyn solle, auch in den königlichen Freistädten, so wie an andern Orten des Königreichs, die königlichen Bergstädte ausgenommen, zu domiciliren, daß ferner die Israeliten in Ungarn in den Gewerbsinnungen aufgenommen werden und diese Gewerbe gesetzlich ausüben können, wobei sie sich aber sowohl über die Erlernung desselben, als über ihre Moralität und entsprechendes Vermögen auszuweisen haben. Grundbesitz in Pacht zu nehmen, soll ihnen aller Orts in Ungarn unverwehrt bleiben, doch über die Erlaubniß, Häuser und Güter zu kaufen, behält sich die Regierung die Entscheidung zu einer spätern Resolution vor.

Rußland.

Universitäten. Durch eine kaiserliche Verordnung vom 5. Mai ist der juristische Lehrkursus für die Jugend des Königreichs Polen dermaßen festgestellt worden, daß die Rechtswissenschaft für dieselbe zuvörderst in besonderen Klassen des Warschauer Gouvernements-Gymnasiums und dann auf den Universitäten zu St. Petersburg und Moskau gelehrt wird. Am Gymnasium zu Warschau wird zu diesem Zwecke das Gesetzbuch des Königreichs erklärt, ein kurzer Abriß der polnischen und römischen Rechtsgeschichte gegeben, das Civilrecht des Königreichs nebst dem civilrechtlichen Verfahren, das Strafrecht des Königreichs nebst dem strafrechtlichen Verfahren, das Hypotheken- und Notariatswesen, das Handelsrecht und alles die Localeinrichtungen des Königreichs Betreffende gelehrt. Das Gesetzbuch des Kaiserreichs soll in russischer Sprache erklärt, die römische Rechtsgeschichte in lateinischer oder russischer Sprache vorgetragen, außerdem als juristische Hülfswissenschaften noch die Geschichte und Statistik des russischen Reichs in russischer, die römische Literatur in polnischer und die russische Literatur in russischer Sprache gelehrt werden.

Kirche. Da die für Westsibirien bisher bestandenen zwei lutherisch-evangelischen Pfarreien zu Barnaul und Omsk dem Bedarf der Landesbewohner nicht mehr entsprechen, so ist noch ein dritter Pfarrer in Tobolsk angestellt worden, so daß jetzt zwei Divisions- und ein Gouvernementsprediger in diesem Theile des Landes bestehen. Der Gouvernementsprediger hat seinen Sitz in der finnischen Colonie Rüschkowo, und bereis't jährlich wenigstens einmal die Orte Omsk, Zara, Kainak und andere in der Umgegend belegene Flecken und Ortschaften;

der erste Divisionsprediger wohnt in Tobolsk und leitet die geistlichen Angelegenheiten der Lutheraner dieses Gouvernements; der zweite Divisionsprediger wohnt in Barnaul und verwaltet die geistlichen Angelegenheiten des Gouvernements Tomsk. Der Gouvernementsprediger erhält jährlich 1500 Rubel und 300 Rubel für den Unterhalt eines Küsters und Schulmeisters; jede der beiden Divisionsprediger 1200 Rubel aus dem Kriegsministerium und 200 Rubel zum Unterhalt eines Küsters aus dem Staatsschatz; der Prediger in Tomsk bezieht noch 300 Rubel von den Kolüwono-Wossnassenskischen Hüttenwerken.

Schule. Seit dem Jahre 1836, wo die russische Regierung verordnete, daß zur Ausbildung der Handwerker und Gewerbsklassen an den russischen Universitäten Vorlesungen über diejenigen Wissenschaften zu eröffnen seyen, die der Vervollkommnung dieser Fächer speciell gewidmet sind, hat sich die Zuhörerzahl fortdauernd vermehrt. Im letzten Wintersemester wohnten in Dorpat 70—80 Personen den Vorlesungen der Professoren Göbel, Schmalz und Parrot über Metallgewinnung und ihre Anwendung auf Künste und Gewerbe, populäre Technologie und Mechanik bei. An der Universität Charkoff nahmen im Winter 1838 u. 39 an den Vorlesungen zweier Professoren über praktische Mechanik und technische Chemie 2—300 Zuhörer Theil; in Kasan war die Theilnahme noch größer, indem eine Menge Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker die Vorlesungen besuchten.

Einer Verfügung vom 10. April 1839 zufolge sind Realklassen bei den Gymnasien und Kreisschulen organisirt worden, in denen praktische Mechanik, technische Chemie, Technologie und darauf angewendete Zeichnenkunst, in den Seestädten auch Handelswissenschaft und Buchhaltung gelehrt wird. Dergleichen Realklassen bestehen schon an den Gymnasien in Tula, Wilna, Kursk, und an den Kreisschulen in Wilna und Kertsch. Zur Aufmunterung der Jugend werden den Schülern aus den freien, steuerpflichtigen Volksklassen, deren Fleiß und sittliche Aufführung durch gute Zeugnisse dargethan wird, mehrere Vorrechte zugestanden, die selbst Bezug auf ihr Familienleben haben. — Zu Lehrern für diese technischen Unterrichtsgegenstände werden jetzt an der Universität in St. Petersburg sechs Studirende ausschließlich für diesen Beruf gebildet.

In Tiflis wird unter dem Schutze der Kaiserin ein Fräuleininstitut für die transkaukasischen Provinzen errichtet. Es wird 60 Zöglinge auf Rechnung der Krone und 20 Privatpensionärinnen aufnehmen. Von ersteren werden 40 aus der Zahl der Töchter asiatischer Fürsten und Vasallen Rußlands, die irgend einen Rang im Civil- oder Militärdienst bekleiden, die übrigen 20 aus der Zahl der Töchter von Civil- und Militärpersonen der transkaukasischen Provinzen genommen.

Industrie. Nach einem vom Astronomen Hrn. von Struve der Akademie zu St. Petersburg abgestatteten Bericht, über die neuesten Fortschritte und den gegenwärtigen Zustand der Expedition, die unter seiner speziellen Leitung mit der Messung eines Meridianbogens beauftragt war, ist nur eine kleine Triangelreihe in Finnland noch zu messen übrig, um das trigonometrische System der baltischen Provinzen vollständig zu machen; die dabei gebrauchten Instrumente werden an die Centralsternwarte auf dem Berge Pulkowa übergehen.

Einem Beschlusse des Ministerkomité zufolge sollen die im Reiche sich aufhaltenden Zigeuner, die bisher ohne Ansiedlung und bestimmte bürgerliche Gewerbe geschäftlos in zahlreichen Banden zu nomadisiren pflegten, in den Krondörfern, in deren Jurisdiktion sie ergriffen werden, anzusiedeln seyn; wozu dem Minister der Reichsdomänen besonders Vorschriften ausgefertigt worden sind. Zum Endtermin dieser Ansiedlung ist der 1. Jan. 1841 angesetzt.

Den Juden des Reichs ist durch einen Senatsukas vom 12. Juni untersagt, die Einkünfte herrschaftlicher Güter oder die von den Bauern zu leistenden Zahlungen in Pacht oder Arrende zu nehmen.

Dem Journal des Ministeriums des Innern zufolge zählte im Jahre 1838 das Gouvernement St. Petersburg, ohne die Hauptstadt, 150 Manufakturen, Fabriken und Hüttenwerke, deren jährlicher Vertrieb sich auf 16,783,539 Rubel belief. Im Jahre 1839 befanden sich im Gouvernement Witebsk 709 Manufakturen und Fabriken und im Gouvernement Nischnei-Nowgorod mit Einschluß der Hüttenwerke 590.

Ein russischer Beamter, Rittner, hat die Entdeckung gemacht, daß der Abfall von den zur Zuckerfabrikation verwendeten Runkelrüben zum Brodbacken gebraucht werden kann. Der Geschmack des aus diesem Abfall gewonnenen Mehles soll dem des Weizenmehles gleichkommen, mit dem es auch bei der Verwendung zum Backen vermischt werden muß; 40 Pfd. des ausgepreßten feuchten Abfalls geben 18 Pfd. trocknen Mehles, das sich lange hält; und von diesem Mehle werden beim Brodbacken 8 Pfd. zu 2 Pfd. Weizenmehl genommen.

Griechenland.

Universität. Die Zahl der in Athen Studirenden beläuft sich auf 232, wovon 10 Theologie; 137 Jurisprudenz (38 immatrikulirt und 99 andere ordentliche Zuhörer); 30 Medizin (28 Stud. 2 andere ord. Zuh.); 55 Philosophie (40 Stud. 15 andere ord. Zuh.) studiren. Das Lehrpersonal besteht aus 19 prof. ord., 2 prof. extraord., 9 prof. honor., 4 Privatdocenten; von diesen Lehrern hat die Theologie 1 ordentl. und 1 außerord. Professor, die Jurisprudenz 2 ord., 5 honorar. Professoren und 3 Privatdocenten; die Medizin 5 ord. und 3 Honorar-Professoren; die Philosophie 11 ord., 1 außerord. 1 honor. Professor und 1 Privatdocenten.

Türkei.

Kirche. Nach einem neulich vom Großherrn erlassenen und den beiden christlichen Patriarchen sowohl als dem jüdischen Oberrabiner mitgetheilten Ferman soll, wenn künftig zwischen den Bekennern zweier von den drei Religionen eine auf Sachen der Religion sich beziehende Streitigkeit ausbricht, diese dem obersten Justizkollegium übergeben, und entweder in den Sitzungen dieses Kollegiums, oder durch Bevollmächtigte desselben geschlichtet werden.

Universitäten. In einer der letzten Sitzungen des Conseil de médicine, wurde vom Präsidenten der Antrag gemacht, zum Studium der Medicin auch die Rajas zuzulassen, während bis jetzt nur türkische Knaben angenommen wurden.

An alle in Konstantinopel prakticirende Aerzte sind Einladungen vom Conseil ergangen, ihm ihre Diplome zur Untersuchung vorzulegen.

Das Conseil hat auch in den Professoren Bernard, Kallega und Dr. Spitzer eine Kommission niedergesetzt, um eine Militär-Pharmakopöe zu verfassen.

Literatur. In Konstantinopel wird ein in türkischer Volkssprache geschriebenes Wochenjournal gegründet, das politischen, literarischen und kommerziellen Inhalts seyn und Anzeigen aufnehmen wird.

Industrie. Die türkische Bevölkerung drängt sich schaarenweise zu der neuerrichteten Vaccinationsanstalt, wo gratis geimpft wird.

Persien.

Nach französischen Reiseberichten soll es dem französischen Gesandten, Grafen Sercey, am persischen Hofe gelungen seyn, eine christliche Kirche, die den persischen Christen seit lange verschlossen war, französischen Geistlichen zum gottesdienstlichen Gebrauch wieder öffnen zu lassen.

Ostindien.

Akademie. Die asiatische Gesellschaft in Calcutta ist von der Direction der ostindischen Compagnie in London ermächtigt worden, 3000 Rupien zur jährlichen Besoldung eines Curators des naturgeschichtlichen Museums der Gesellschaft zu verwenden und naturhistorische Sammlungen von Zeit zu Zeit auf Staatskosten anzukaufen.

Kirche. Die Methodisten in London und Calcutta haben die Regierung vermocht die Taxe auf die Pilgrime an den Pilgerstätten abzuschaffen, und den Einfuhrzoll auf alles Papier, das zum Druck von Bibeln bestimmt ist, aufzuheben.

Schule. Das Comité für öffentliche Erziehung in Calcutta hat von der Regierung eine Vermehrung seiner Fonds von jährlich 100,000 Rupien verlangt, um im Stande zu seyn, mehrere längst beschlossene Verbesserungeu in den Hindu- und mahomedanischen hohen Schulen in Agra, Benares und andern Städten ins Werk zu setzen.

Der junge Radscha von Burdwar hat der medicinischen Schule in Calcutta 20,000 Rupien geschenkt, und versprochen, 20 junge Hindu aus Burdwar nach Calcutta zu schicken, um auf seine Kosten Medicin zu studiren.

Literatur. In Calcutta hat sich eine Gesellschaft gebildet, um die wichtigsten englischen Werke über Indien ins Bengalische zu übersetzen und im Druck herauszugeben.

Eine Gesellschaft Braminen, geleitet von dem bekannten, um indische Erziehung viel verdienten James Muir, übersetzt nützliche Werke aus dem Englischen ins Sanskrit. Sie hat kürzlich eine Geschichte von Indien und eine Beschreibung von England in Sanskritversen herausgegeben.

Die Methodisten übersetzen die Bibel so schlecht in Sanskrit, daß ein Correspondent aus Bengalen in der Allgemeinen Zeitung meint, man sollte sie eher verbieten als befördern, da sie das Christenthum nur lächerlich machen könnten.

Algier.

Schule. Nach der statistischen Uebersicht des französischen Kriegsministeriums gibt es jetzt in Algier eine höhere Schule, eine arabische Elementarschule, eine Schule für wechselseitigen Unterricht, eine maurisch-französische Schule, zwei Kommunalschulen, eine Schule der barmherzigen Schwestern, eine Schule für junge Jüdinnen und vier Privatschulen. Die Zahl sämmtlicher Schüler, welche diese seit 1832 bestehenden Schulen besuchen, beläuft sich auf 1490.

Kapkolonie.

Schule. Die Hottentottenniederlassung am Katriver, welche vor einigen Jahren von Sir Andries Stockenstrom gegründet wurde, hat jetzt sechzehn Schulen gebaut, in denen 970 Kinder unterrichtet werden. Eine Menge Kaffern haben sich in der Nähe dieses Flusses angesiedelt, um Prediger und Schulmeister von ihnen zu erhalten.

Nordamerika.

In den Vereinigten Staaten erscheinen jetzt 1555 Journale und periodische Schriften, wovon 267 in Neu-England, 274 in New-York, 253 in Pensylvanien und 164 in Ohio herauskommen.

Verbesserungen.

Seite	Linie		lies		st.
Seite 81	Linie 16	v. u.	lies	die Einzelnen	st. den Einzelnen.
— 85	— 1	v. o.	—	Przemyszl	st. Peremyszl.
— 85	— 2	v. o.	—	Bocsnia	st. Bocsina.
— 85	— 11	v. o.	—	Exeries	st. Exeriee.
— 90	— 14	v. o.	—	her	st. hier.
— 90	— 2	v. u.	—	Biarmien	st. Biormien.
— 90	— 6	v. u.	—	Biarmien	st. Biormien.
— 91	— 6	v. u.	—	1399	st. 1397.
— 93	— 13	v. o.	—	indeß	st. nicht.
— 94	— 6	v. o.	—	Nikon	st. Bikon.
— 94	— 16	v. o.	—	Nikon	st. Bikon.
— 94	— 20	v. o.	—	Nikon	st. Bikon.
— 94	— 1	v. u.	—	südbaltischen	st. südbeltischen.
— 95	— 7	v. o.	—	Ingermannland	st. Ungermannland.
— 99	— 5	v. u.	—	Madscharen	st. Matscharen.
— 100	— 14	v. o.	—	Duan	st. Dushan.
— 100	— 19	v. o.	—	furchtbarer	st. furchtbar.
— 101	— 4	v. u.	—	Komitatsinstitutionen	st. Komitatskonstitutionen.
— 103	— 5	v. u.	—	otetschestwennya	st. otetschestrennya.
— 104	— 8	v. o.	—	romanischen	st. normanischen.
— 105	— 4	v. o.	—	Tygodnik	st. Tygodrik.
— 105	— 9	v. u.	—	Wuk's	st. Wull's.
— 105	— 10	v. u.	—	Dubrowski's, Kucharcki's	st. Dabrowski's, Kucharcki's.

